Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Achtundachtzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1914.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Juli 1914.

Principes.

Romania.

Das Vorpostengeplänkel, das den längst gefürchteten, längst erhofften Krieg Italiens gegen Oesterreich einleiten kann (noch nicht: soll), die skipetarisch blutrünstige Serenissimus-Operette, durch deren wüstes Erstes Finale die Rufe und Signalschüsse der Plänkler, wie die Motive des nächsten Aktes, in jedes vom Lärm nicht getäubte Ohr hallen, dann, wie Komplementärgeräusche, das Echo aus den drei Tagen italischer Revolution und die Schreckenskunde aus Sarajewo: diese Erlebnisse ließen, sammt dem Anblick der Alltagsspektakel, von denen die Presse lebt, Herrn Omnes nicht die zur Betrachtung des zunächst immerhin wichtigsten Bildes nöthige Muße. Aus Durazzo kamen mindestens zweimal täglich zwei Fuder frischer Lügen (verschiedenen Ursprunges, verschiedenen Fechsungruches). Italien war, just in der Stunde seines Nationalfestes, der Schauplatz von Putschen, von Junischlachten, von Feuersbrünsten, deren Umfang das Auge nicht mehr ahnen ließ, daß ein Fünkchen sie entfacht hatte. In Ancona wurde der Glorie zweier Soldaten, Mosetti und Morosi (die Assonanz drückt sich schnell und tief ins Gedächtniß), die, statt nach Libyen zu marschiren, die Fahne bespien und auf ihre Offiziere geschossen hatten, mit dem in der Ellbogenstadt heimischen Ueberschwangsdrang gehuldigt. Das Heldenpaar ist nicht erschossen, nur in die Strafkolonie spedirt worden. Die Polizei behandelte auch das durch die Straßen heulende Gesindel so lange, wie sie irgend vermochte,

behutsam. Dennoch fliegt, bis nach Palermo, in den Norden sogar bis nach Mailand, die Kunde: „In Ancona wird auf das Volk, wird auf wehrlose Bürger geschossen!“ Und entfesselt überall aus den Schläuchen des Aiolos den Sturm. Florenz, Turin, Mailand, Ferrara, Ravenna: die ehrwürdigsten Städte sehen, plötzlich, Pöbelaufstände, die rasch dichte Schaaren des in Schänken und Winkelversammlungen aufgehetzten Proletariates ins Getümmel reißen. Die Leitdrähte des Elektrizitätstromes werden durchschnitten, auf den Hauptplätzen Barrikaden gethürmt: und im Finstern nun Fahnen zerrissen, in den Koth getrampelt, Fenster zertrümmert, Läden geplündert, alle Wehrversuche aus Revolvern und Karabinern gerächt. In der Romagna hört der Bauer, die Revolution sei im ganzen Stiefelland, vom Schäfterand bis an den Absatznagel, vom Sieg gekrönt, das Königthum, die ganze Macht der Savoyer abgethan und die Republik, als neue Staatsform, verkündet. Sein Jauchzen grüßt die Wiederkehr kommunalistischer Zeit; mit den Dorfnachbarn bündelt er sich zu einer „Provisorischen Regirung“; hißt das blutrothe Banner; befiehlt den Raub von Korn, Mehl, Geflügel und läßt alles Erraffte unter die Genossenschaft vertheilen; auf seinen Wink flackern Kirchen und Gemeindehäuser in Brand auf, werden Brücken, Telegraphendrähte, Eisenbahngleise zerstört. Warum nicht? Die Arbeitgelegenheit war knapp, der Lohn schmal, die Steuer hoch und die Ackerscholle nährte auch den emsigen Pfleger nur kärglich. Die Republik bringt das Glück; und wo der Sozialist, Kommunist, Anarchist herrscht, weicht alle Sittenfäulniß dem Willen zu edler Brüderlichkeit. Drei, vier Tage: länger hielt sich der Spuk nicht; nur ein paar Dutzend Leichen, ein paar Hundert Verwundeter, Verluste aus staatlichem und privatem Eigenthum erinnerten dann noch an die Schreckenstage. Und da der Dreibund (Ihr habts, hoffe ich, nicht vergessen) nie fester war als jetzt, stapfte von Sizilien bis an den Brenner bald das Gerücht, die Gräuel seien das Werk wiener Höllenkünste, die Italien im Innersten schwächen, vom „anderen Ufer“ (der Adria) abschrecken wollten. Solcher Plan wäre nicht ruchlos nur, wäre (was schlimmer ist) dumm: denn die Aufbrunst aus unterirdischen Schlünden kann das Sehnen der italischen Intelligenz nach neuem Lorber nur, mit des Feuers Gluthpeitsche, schneller, als sie geträumt hat, vorwärts peitschen;

kann sie nur mahnen, noch einmal, wie in der Hochzeit des Giolittismus und der Tripolishymne, das Nationalgefühl in solche Wirbel zu treiben, daß kein dem Staat, dem Besitzrecht feindlicher Wunsch dagegen aufzukommen vermöchte. Und was wäre Libyen, was die üppigste Türkeninsel, die des levantinischen Italersprossen Begehr ist, imperialem Ehrgeiz neben der berauschenden Sinnengewalt des Lockrufes in einen Krieg wider das verhaßte Oesterreich? In den allen Herzen heiligen Krieg, nach dessen ersten Schüssen das Königreich mindestens drei Verbündete hätte und nach dessen sieghaftem Abschluß in Rom, endlich, wieder ein Kaiser thronen dürfte? Trotzdem in Wien und Berlin die Presse ersucht worden war, das Dreitagewerk romagnolischen Aufruhrs als Bagatelle zu behandeln, blieb im überstopften Gehörgang zur Aufnahme anderen Stoffes kaum noch ein Spältchen leer.

Doch unter dem Brachmond war Beträchtlicheres zu sehen, zu hören als das böse Spiel mit apenninischer Jacquerie und die Wiedposse (die der von Ekel geschüttelte Deutsche am Liebsten für das Traumgebild einer Fiebernacht halten möchte). Nikolai Alexandrowitsch, der Zar aller Reussen, kam, mit dem Leiter des internationalen Geschäftes, in die lenzlich aufblühende Hafenstadt Konstanza, um dem König Karl von Rumänien, auf dessen eigener Erde, die Hand zu drücken. Nur deshalb? Das schon wäre Ereigniß. Nikolai ist weder beweglich noch lüstern nach Einzugswonne; er sitzt gern still, im Familienzimmer und bei der Arbeit, fühlt sich vor tausend Augen, auch freundlich glänzenden, genirt und wähnt sich nicht von dem Wuchs Derer, die mit ihrer Person Weltgeschichte machen. „Je ne veux pas être en parade“: das Wort (dem manchmal sich ein westwärts zielender Vergleich gesellt) hat aus seinem Mund mancher Diener gehört, der ihn auf Eduards (nicht auf Wilhelms) Pfad überreden wollte. Wenn dieser schüchterne Selbstherrscher aus der Krim, der Stätte seiner behaglichsten Tage, ins Emporium der Dobrudscha fährt, um einen Fürsten zu besuchen, der seinem Großvater fast wie dem Suzerain der Vasall nahte, ists der Rede werth; darf der Betrachter gewiß sein, daß sichs nicht um eine Plakatvisite, nach dem Muster von Potsdam oder Baltiskij-Port, Venedig oder Konopischt handelt. Und: Herr Sasonow war seinem Kaiser vorausgefahren, hatte lange Gespräche mit dem Ministerpräsidenten Bratianu und machte mit ihm

einen Ausflug in das „geknechtete Rumänien“: in die Provinz, wo Walachen unter Habsburgs Szepter leben. „C'est un symbole, mes enfants“, könnte ein Sarcey des Historienschauspielhauses sagen; dem Russen zeigt der Rumäne den Preis, den seinem Vaterland der neue Handel einbringen soll. Auf solchen Gipfel braucht einbildnerische Kraft sich heute noch nicht zu verklettern. Daß ein russo-rumänisches Abkommen (zu dessen Aufbau und Vermörtelung die Russen Iswolskij, Hartwig, Schebeko, die Franzosen Delcassé und Blondel, die Rumänen Majoresku, Lahovary, Nano ihre Kräfte vereint hatten) fertig ist, wissen wir längst; nicht, welchem Fragenkomplex es die Antworten fand, noch, ob es in den Plan eines Ehepaktes verfädelt wurde, der dem Sohn des rumänischen Kronprinzen eine Tochter des Weißen Zaren als Gattin gäbe. In Livadia und Sinaia sitzen ruhige Leute, die gelernt haben, daß die stillsten Geschäfte die besten sind, und die gern, wenn ihnen ein Abschluß gelungen ist, die Nachbarschaft in den Glauben lullen, irgendwie merkenswerth Neues sei nicht geschehen. Deshalb fehlten auch diesmal, wie nach der Unterzeichnung des Balkanbündnisses, die Feierartikel und Jubelchöre. Deshalb ist auch durchaus möglich, daß Rußland den Rumänen die Kündigung der Geheimverträge, die es an Deutschland und an Oesterreich-Ungarn ketten, noch nicht zugemuthet hat und daß, wie Graf Andrassy in der Ungarischen Delegation andeuten wollte, die austro-rumänische Konvention vom Jahr 1883 noch gilt. Warum nicht? Rumänien hat eine alte und zuverlässige Finanzverbindung in Berlin (mit der die Franzosen im Frühlenz dieses Jahres nicht Halbpart machen wollten); möchte dem alten Karl unbequem jähe Wendung, dem älteren Franz Joseph Aerger ersparen; und weiß, daß Verträge nicht schwerer als andere Papierdenkmale zu zerstören sind. Das letzte Grünbuch hat die Diplomatie dieses Landes auf ansehnlicher Höhe gezeigt. Ihr ist der Besuch in Konstanza die nachdrücklichste Bekräftigung des (Oesterreichern und Ungarn lästigen) Friedens von Bukarest; die Anerkennung rumänischer Hegemonie in Südosteuropa; die Weiterführung der in Monza und Racconigi eingeleiteten Politik (romano-slavischer Eintracht mit der Front gegen die Bleibsel deutscher Herrschaft in Oesterreich, gegen den Magyarenkeil und gegen jeden Vordrang germanischer Wucht). Und sie lächelt, höflich und höhnisch, wenn sie den Sohn des Andrassy,

dem sie sich knirschend fügen mußte, sprechen hört: „Für Rumänien ist es ein Lebensinteresse, daß es sich auf uns stützen kann.“ Höhnisch; obwohl der Satz auf beiden Seiten der Leitha Oeffentliche Meinung ist. Lebensinteresse: Bürgschaft gegen des Staates Tod.

Ein paar Erinnerungen. Als dem Prinzen Karl von Hohenzollern die Krone der Donaufürstenthümer angeboten ist, räth Bismarck ihm, sie anzunehmen und schleunig dann um eine russische Großfürstin zu werben. „Ist Rußland gewonnen, dann ist Alles gewonnen.“ Karl glaubt ihm lange nicht. Schreibt noch im Januar 1868 an seinen Vater: „Die größte Gefahr für Rumänien wäre ein Bündniß zwischen Frankreich und Rußland; Frankreich wendet in diesem Augenblick Alles auf, es zu Stande zu bringen. Frankreich ist heute gezwungen, seine Feinde sich zu Freunden zu machen, denn Niemand ist mil ihm. Im ganzen Orient ist man gegen Frankreich.“ Ein Jahr danach liest er in einem Brief Bismarcks: „Das Erreichbare scheint mir für Rumänien der Titel eines ‚Belgien der Donaumündung‘, für Eure Hoheit der Ruhm und der Dank Europas, wie König Leopold sie hinterläßt. Jede expansive Politik bringt Eure Hoheit auf der einen Seite in Konflikt mit fast allen europäischen Mächten, ohne daß eine preußische Regirung berechtigt wäre, die Kräfte dieses Landes für die dynastischen Sympathien, die Seine Majestät für Eure Hoheit beseelen, einzusetzen. Auf der anderen Seite schwächt jedes Streben nach außen die Autorität Eurer Hoheit im Innern. Wenn diese Auffassung die Billigung Eurer Hoheit finden sollte, so würde sich aus ihr das freundliche Verhältniß zu Ungarn von selbst entwickeln. Ich will in keiner Weise zureden, die Beziehungen zu Rußland abzukühlen; sie werden auch unter guten Beziehungen Rumäniens zu Ungarn nicht zu leiden brauchen, wenn es Eurer Hoheit nur gelingt, Beziehungen zu Petersburg, zum Kaiser wie zum Kanzler, zu pflegen, die nicht durch den Kanal aufgeregter und aufregender Konsularagenten gehen; die Kaiserliche Regirung selbst ist viel billiger und gemäßigter als ihre orientalischen Agenten. Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumänischen Absichten auf Siebenbürgen würde jeder preußische Minister gezwungen sein, sich mit allen Mitteln zu verwahren. Sobald Eure Hoheit auf einen wesentlichen Theil der vorhandenen Truppen für jede rechtmäßige Benutzung im Innern zählen können, würde

ich ehrerbietigst zu einem sehr festen, auf Biegen oder Brechen berechneten Auftreten gegen alle diejenigen Elemente rathen, welche Eure Hoheit in Händel mit der Pforte oder mit Ungarn zu verwickeln bemüht sind. Glauben Eure Hoheit aber nicht, die Macht in Händen zu haben, um die Leute unschädlich zu machen, welche für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft Eurer Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einen Herrn aus so hohem Haus wie Eure Hoheit bewegen könnte, eine so undankbare Aufgabe weiterzuführen." Preußen ist noch nicht an das Ziel seines deutschen Wunsches gelangt; will verhüten, daß die Ruhe der Wochenstube, aus deren Wehen Einheit werden soll, gestört werde; muß fürchten, daß Rußland, nach dem Drohwort des ersten Nikolai, die Einung der deutschen Stämme zu hindern trachten werde; und möchte drum Alles stärken, was, als magyarisches oder osmanisches Corps, in der Stunde der Noth wider den Zar-Bedränger mobil gemacht werden könnte. Im August 1869 fährt Fürst Karl nach Livadia und wird vom Kaiser Alexander (dessen Begleiter, lang ists her, noch Osten-Sacken, Kotzebue, Glasenapp, Adlerberg heißen) herzlich empfangen. Alexander Nikolajewitsch stöhnt: „Die erste Höflichkeit, die Sie mir erweisen, bringt den ganzen Erdtheil gegen Sie auf!" Zeigt drum aber doppeltes Interesse für den Zustand und (besonders) die Kirche Rumäniens, den Pflichtenkreis des Fürsten und die Versuche, ihm das Regentenleben zu verleiden. Karl ist zufrieden; er schreibt an den Vater: „Meine Aufnahme in der Krim war in jeder Beziehung befriedigend und sehr verwandtschaftlich (die Kaiserin Maria Alexandrowna, eine Hessin, ist die Base seiner Mutter); ich verspreche mir von dieser Reise einen guten Erfolg." Und ist ärgerlich, weil, gerade jetzt, die wiener Presse die „alberne Nachricht bringt", der Fürst habe das Portefeuille des Auswärtigen einem Minister abverlangt, weil er ihn „zu russenfreundlich" fand. Der Plan der russischen Heirath scheitert, der Fürst freit Prinzessin Elisabeth von Wied („Les princesses allemandes sont si bien élevées", sagt Louis Napoleon, noch Europens Barometermacher); und der Dampfer, auf dem das junge Paar von Basiasch nach Turnu-Severin fährt, heißt „Franz Joseph". Als der deutsch-französische Krieg unvermeidlich geworden ist (vier Monate zuvor hat Bismarck an Karl geschrieben, „der politische Horizont habe eine so

beruhigte Färbung, daß sich nichts darüber sagen läßt"), wird in der bukarester Kammer die Regirung laut gewarnt, sich von persönlichen Interessen leiten zu lassen, statt die einzig mögliche Politik, die von Rassensympathie gebotene, zu treiben; nur eine französische Politik werde die Nation dulden. Um sich zu halten, muß das Ministerium antworten: „Wo die lateinische Rasse kämpft, da sind unsere Sympathien; und unser herzlichstes Empfinden geleitet deshalb Frankreichs Fahnen". Wenn Karl noch gezweifelt hat: jetzt muß er wissen, daß sein Thron auf dem schwanken Grunde des Landes steht, dessen Ehrgeiz gierig nach dem Titel der France de l'orient langt. Im Mai soll Rußlands Kanzler zu Chotek gesagt haben, er kenne Rumänien und wisse, daß es weder in sich haltbar sei noch auf die Länge eine fremde Dynastie ertragen werde. Soll; Andrassy, der immer vor russischen Umtrieben warnt, behauptet, daß Gortschakow so gesprochen habe; und knüpft daran den Satz: „Wir haben genug Schwierigkeiten und denken nicht an die Annexion Rumäniens; wir fürchten uns aber auch nicht vor ihm: denn wir sind unserer Rumänen, in Siebenbürgen, eben so sicher wie der echten Ungarn und die paar Unruhestifter, die sich ihre Instruktion von den bukarester Rothen holen, machen uns keine Sorge." (Où sont les neiges d'antan? Seit Monaten müht sich Graf Stephan Tisza vergebens um ein leidliches Abkommen mit „seinen" Rumänen.) Als in der Heimath die Weihnachtfeier bereitet wird, ist der von der Kammermehrheit und ihrer „phanariotischen Perfidie" geärgerte Fürst dem Entschluß nah, von dem Thron zu steigen, auf den ihn vor fast fünf Jahren die Volkswahl hob. Er notirt in sein Tagebuch: „Herr von Prokesch-Osten, Oesterreichs Botschafter in Konstantinopel, verbirgt kaum noch seine Freude darüber, daß nun das Ende der Hohenzollerndynastie in Rumänien sicher bevorstehe und damit vielleicht eine noch größere Revanche der Habsburger an den Hohenzollern sich vorbereite." Der selbe Diplomat (dessen Klugheit schon seine frühen Urtheile über Bismarck und Manteuffel erweisen) hatte, zwölf Monate zuvor, den Rumänen gerathen, noch fünfzig Jahre lang, „was auch draußen geschehen möge", nur die innere Entwickelung, der geistigen und materiellen Kräfte, zu fördern; und prophezeit, das unabhängige, in Vollkraft erstarkte Rumänien werde alle Rumänen zu umfassen und, aus dem Landbesitz Oesterreichs und Ungarns, sich zu ver-

größern trachten. (Von den fünfzig Jahren sind vierundvierzig verstrichen; und Karl hat sie weise genützt.) Aus Versailles schreibt Bismarck: „Die Thatsache, daß Eure Hoheit von Rußland keine Unterstützung, auch nicht eine diplomatische, zu erwarten haben, ist mit der traditionellen Politik dieses Reiches, die der Vereinigung der beiden Donaufürstenthümer (Moldau und Walachei) entgegen ist, im Einklang, während mir für die feindliche Haltung der wiener Politik gegen Eure Hoheit jede vom Standpunkt der österreichisch-ungarischen Politik mögliche logische Erklärung fehlt." Da Radowitz, Generalkonsul in Bukarest (der Vater des Herrn, der im berliner Auswärtigen Amt jetzt für den Tag frottirt und gesalbt wird, an dem Herr Hammann sich, mit dem Prädikat Excellenz, auf den Thron eines Telegraphenbureaureiches zurückzuziehen geruht), ihm die neuste Stachelresolution der Kammer gegen den Fürsten Karl gemeldet hat, erwähnt er noch einmal „die wiener Arbeit gegen die Konsolidation der inneren Zustände Rumäniens" und deutet die Meinung an, daß Oesterreich-Ungarn diese falsche Weichenstellung einst bereuen werde. Unter allen Antworten der Staatschefs, die Karl, als Häupter der Garantiemächte, angerufen hat, ist die freundlichste Victor Emanuels, der von der Tradition herzlicher Freundschaft Italiens für Rumänien spricht. Genug ... So einfach, einfarbig, eintönig, wie mans jetzt darzustellen pflegt, war Rumäniens Verhältniß zu den Großmächten nicht. Oesterreich-Ungarn hat ihm manches Hemmniß bereitet. Der Hohenzollern konnte nicht hindern, daß während des deutsch-französischen Krieges sogar aktive Offiziere für Frankreich redeten, Artikel schrieben, Geld sammelten. Und der Stimmungumschwung, der die Mehrheit der Intelligenz in Zorn gegen Rußland trieb, war nur durch den thörichten Dünkel Gortschakows bewirkt. Der hat den Oberherrn Rumäniens gespielt; dem auf ostwärts vorgeschobenen Posten stehenden Hohenzollern die Faust gezeigt, die er wider das Haupt der gehaßten Emporkömmlingfamilie und dessen gewaltigen Diener nicht ballen durfte; und seinen kurzsichtigen Kaiser in den Entschluß dummen Uebermuthes geschwatzt, der Karl, dem Retter aus der Klemme von Plewna, das saftige Stück Bessarabiens nahm und dafür, als mageren Ersatz, die Dobrudscha gab (nicht die ganze, nicht einmal die ersehnte Grenzlinie Rustschuk-Varna). Nach so grausamer Enttäuschung

war Rumänien, drei Jahre nach der endgiltigen Grenzregulirung, für den Antrag gestimmt, dem deutsch-österreichischen Bündniß (in dem Andrassy „den natürlichen Gegenzug gegen ein franko-russisches sah) sich anzugürten. Doch der Walachenblüthe war die Nothwendigkeit, sich von Rußland zu trennen und eines Tages am Ende gar für die Vormacht germanischer oder doch deutsch firmirender Reiche zu fechten, stets nur ein pis-aller und ein Aergerniß, dessen Mehlthau nicht währen und die Blättchen morden dürfe.

„Schon im vorigen Jahrhundert war es gefährlich, auf die zwingende Gewalt eines Bündnißtextes zu rechnen, wenn die Verhältnisse, unter denen er geschrieben war, sich geändert hatten; heutzutage aber ist es für eine Regirung kaum möglich, die Kraft ihres Landes für ein anderes, befreundetes voll einzusetzen, wenn die Ueberzeugung des Volkes es mißbilligt. Deshalb gewährt der Wortlaut eines Vertrages dann, wenn er zur Kriegführung zwingt, nicht mehr die gleichen Bürgschaften wie zur Zeit der Kabinetskriege. Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie in dem ‚Kampf ums Dasein' auf die Probe gestellt wird. Auch läßt sich durch einen Vertrag nicht das Maß von Ernst und Kraftaufwand sichern, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite steht." Diese Sätze Bismarcks (der auch daran erinnert hat, daß nach den im Deutschen Bund giltigen Staatsverträgen „theoretisch" die Schlacht bei Königgraetz unmöglich war) blieben in ungeminderter Kraft, wenn Rumänien nützlich fände, die Verträge, die es an Mitteleuropa binden, noch fortlaufen zu lassen. Vielleicht, um (wie Italien im Verhältniß zu Frankreich und England) ein Drohmittel, für jeden Nothfall, in der Hand zu behalten; um zu zeigen, daß ihm auch andere Möglichkeit winke; um im Ost die zähen Russen zur Herausgabe eines Fetzens von Bessarabien zu bestimmen. Daß Rußland zu solchen Verzicht (auf ihm unnöthiges Land) klug genug sein werde, habe ich während des ersten Balkankrieges hier als wahrscheinlich vorausgesagt. Inzwischen hat es den Rumänen in den Besitz der lange erhofften Grenzlinie und in den Rang der Haemusvormacht geholfen: in Gewinn, der ohne Rußlands Zustimmung, Förderung nicht zu erlangen war. Wohin weist seitdem Rumäniens Lebensinteresse? Im Bund

mit Oesterreich-Ungarn bliebe es immer Ambos, würde nie Hammer; könnte weder auf die Rückeroberung Bessarabiens noch auf den Verschluß des Bosporus rechnen. Müßte zwischen feindlichen Slaven und national blind eigensüchtigen Magyaren das trockene Brot des Elends essen. Auf die volle Nützung des rasch entwickelten Hafenverkehrs von Konstanza und (die Hauptsache) auf den Weg in das Großrumänien verzichten, das ihm, aus der Bukowina, aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen ungarischen Komitaten, einen Gebietszuwachs von fast hundertfünfzigtausend Quadratkilometern, einen Volkszuwachs von sieben Millionen Menschen bringen soll. (Diese Ziffern, auch höhere noch, geben die Schullesebücher, die Erläuterungen zu den Landkarten, die zwischen Roumanie Libre und Roumanie Asservie unterscheiden. Die Abkehr Rumäniens von Oesterreich-Ungarn, in dem es die Knechter seiner Söhne sieht, hat Graf Berchtold, wirklich, liebe Wiener, nicht verschuldet.) Mit Rußland kann es sich über den Verschluß des Schwarzen Meeres und die Oeffnung der Dardanellen (zunächst mindestens für die Handelsflotte) leicht verständigen; die Interessenströme beider Staaten münden da in das selbe Bett. Spendet der Zar seiner Tochter als Mitgift ein Stück aus der Südwestrippe Bessarabiens: dann ist er auch den Walachen fortan nicht nur das Haupt der Orthodoxen Kirche, sondern ein allgütiger Halbgott. Versagt ers (Bessarabien hat schon von 1812, wo es, im Bukarester Vertrag, von der Moldau gelöst wurde, bis 1856 den Russen gehört) oder scheitert der Heirathplan: dann vermag sein Wille in Albanien, mehr noch in den Gefilden, in die Herr Sasonow neulich an Bratianus Seite den Blick schickte, überreichen Ersatz zu bieten. König Karl ist alt (nicht nur an Jahren: sonst hätte er sich nicht für den unmöglichen Neffen Wied eingesetzt); war aber auch in der Vollkraft rüstiger Jugend nicht stark genug, um dem eigenwilligen Herrenvolk an der Unteren Donau die Wahl des Schicksalsweges aufzuzwingen. Hat auch wohl erkannt (was Oesterreich-Ungarn, trotz Bismarcks Warnung, verkannt hat), daß der ungeschmälerte Anspruch auf einen Deszendententheil aus der Türkenerbschaft nur im Einverständniß mit Rußland oder nach dessen Zertrümmerung durchzudrücken ist. Lasset drum, Freunde aus Habsburgs Reichen, von dem Wahn, durch Leitartikel den Rumänen beweisen zu wollen, daß sie auch dem Rußland, das

sie würdig behandelt, des Igels Stachelfell zuwenden müßten. Sie sind, „le peuple le plus francisé du monde“, recht pfiffig; und seit dem Tag des Bukarester Friedens nicht aus der Ueberzeugung zu schmeicheln, zu drohen: „Vom Bündniß mit Oesterreich-Ungarn haben wir nichts zu hoffen, als ihm Zugehörige von Rußland und dessen Konsorten Alles zu fürchten; im Bund mit Rußland haben wir von Wien, Budapest, Belgrad, Athen, Sofia nichts zu fürchten und im erheiratheten Territorium der Habsburg-Lothringer Alles zu hoffen. Vor der Wahl zwischen Bessarabien und austro-ungarischem Land aber zaudern wir nicht; denn der Genius unserer Volkheit reckt nach Europa, nicht über die Steppen des Ostens hin, die Hand. Und jeder mit dem Haß der vorrückenden Slavenmenschheit erkaufte Gewinn wäre eine sichere Kürzung unseres nationalen Lebens; brächte dem Großmachttraum früh die Todesankündung.“

Der Meininger.

Georg der Zweite, der fast fünfzig Jahre lang Herzog von Sachsen-Meiningen war, ist, völlig vollendet, gestorben. Sein Vater, Herzog Bernhard, der in der Zeit des Rheinbundes und mittelstaatlichen Preußenhasses erwachsen war, hatte sich eifernd für des Augustenburgers Recht auf Schleswig-Holstein eingesetzt und im Streit um die Macht über Deutschland für Oesterreich Partei ergriffen. Sein Gewissen wehrte sich gegen die Bundesreform; und als preußische Truppen Kamburg und, am neunzehnten September 1866, Meiningen besetzt hatten, zog er der Unterwerfung den Verzicht auf die Krone vor. Georg fand viel Arbeit. Er mußte mit Preußen Frieden schließen, der Verwaltung einfachere und modernere Formen schaffen, durch ein neues Steuersystem und durch die Konvertirung der Staatsschuld die Finanzen bessern, das Verhältniß zu Schule und Kirche ordnen. Er hatte in Bonn studirt, bei den preußischen Gardekürassieren gedient, als Vierundzwanzigjähriger sich der Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen vermählt: so wards ihm denn nicht allzu schwer, sich in die neue Zeit zu schicken, die von den deutschen Fürsten harte Opfer heischte. Geräuschlos sorgte er für sein Land. Still, ohne die Blicke auf sich zu lenken, folgte er später auch dem nationalen Gebot, das gegen Frankreich zu den Waffen rief. Gab sich nicht für einen großen Strategen oder hellsichtigen Taktiker, lungerte nicht, wie mancher

fürstliche Müßiggänger und Paradesoldat, als ein lästiger Tafelgesell in Hauptquartieren herum, sondern blieb bei seinen Zweiunddreißigern und theilte mit ihnen tapfer die Mühen des Marsches und die Gefahr der Schlacht. Als ihm, nach fünfjähriger Ehe, die erste Frau gestorben war, hatte er eine Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg geheirathet; 1873, ein Jahr nach dem Tode dieser Feodora, wurde die vierunddreißigjährige Schauspielerin Helene Franz seine Frau. Nicht Herzogin; nur Freifrau von Heldburg. Doch im biblischen Sinn seine treue Gehilfin. Weil er eine ihr angethane Kränkung nicht vergessen konnte, ward er seit Jahren nicht mehr am berliner Hof gesehen. Der Kaiser hatte sich ihm einst zum Besuch angesagt. In Meiningen war, mit beträchtlichen Kosten, Alles zum Empfang bereitet. Da kam, im letzten Augenblick, die Botschaft, Seine Majestät wünsche, der Freifrau nicht zu begegnen; ein unauffälliger Vorwand, der die Gemahlin des Herzogs vor dem Besuchstag zur Abreise zwinge, werde sich ja leicht finden. Er fand sich nicht; sollte sich nicht finden. Georg ließ sagen, wer seine Frau nicht sehen wolle, könne in Meiningen nicht Gast sein. Der Kaiser kam nicht; und der Herzog, dessen ältester Sohn der Schwager Wilhelms des Zweiten ist, hat den Kaiserhof seitdem gemieden. Ohne Groll. Der alte Herr, der mit seinem weißen Bart lange rüstig einherschritt, hatte immer zu viel Takt, war stets ein zu gut deutscher Fürst, um seinen Unmuth je sichtbar oder hörbar werden zu lassen. Er blieb fern, ersann der Politik des Reiches und des Reichspräsentanten aber nie auch nur die geringste Schwierigkeit. Für Alles, was Deutschlands Wohlfahrt fördern konnte, war er zu haben; und sein politischer Ehrgeiz beschränkte sich auf den Wunsch, sein Land mindestens so gut regirt zu sehen wie irgend einen anderen Bundesstaat. Das hat er, für das Auge des nicht an der Werra Heimischen, in stetiger Arbeit erreicht. Das Herzogthum, der Sitz alter Hausindustrie, ist im Reichstag durch einen Freisinnigen und einen Sozialdemokraten vertreten. Nie aber kam von dort besonders laute Klage, nie der Widerhall eines Konfliktes oder häßlichen Skandals. Der Herzog wurde wie ein Vater geliebt und seine Frau nicht geringer geachtet als eine unter purpurnem Betthimmel Gezeugte. Trotz der morganatischen Ehe des Herzogs und seines zweiten Sohnes (mit der Tochter Wilhelms Jensen) blieb der Familienfriede ungetrübt und die Schwester des Deut-

schen Kaisers hat oft bewiesen, daß sie sich in der Nähe der Freifrau von Heldburg behaglich fühlt. Ein stiller, vornehmer Hof ohne neudeutsche Prunkfassade. Ein Fürst, der mit seinen Thüringern lebte wie ein verständiger Gutsherr mit seinen Bauern, ihnen, wo ers vermochte, das Leben erträglich zu machen suchte und keinen Menschen, auch die eigenen Kinder nicht, in seines Wesens besondere Art zwingen wollte. Ein bis ins Greisenalter arbeitsamer und für feine Kulturfreuden empfänglicher Fürst, der nie die Pflicht des Amtes vergaß, nie sich höher dünkelte als den ärmsten seiner Mitbürger und nie der Versuchung erlag, im Vordergrunde der Bühne, wie ein schwitzender Komoediant, um Beifall zu ringen.

Solche Auffassung fürstlichen Berufes verdient, schon weil sie selten geworden ist, dankbare Anerkennung. Unsere Fürsten, schrieb Freytag schon 1870 „sind in der Lage, gleich Schauspielern auf der Bühne zwischen Blumensträußen und lautem Beifallsklatschen begeisterter Zuschauer dahinzuwandeln. Wenn sie schon als Kinder merken, daß jedes Wort, alles Thun ein Gegenstand des Interesses für die versammelten Zuschauer ist, werden sie früh veranlaßt, sich wirksam darzustellen und ihre Rolle zu spielen. Denn die äußere Erscheinung des Fürsten, Uniform, Miene, Geberde, das gesprochene Wort sollen wirken. Vielleicht ist die höchste der Tugenden, die an einem vollendeten Fürstenleben zu rühmen sind, daß der Herr bis an das Ende seiner Tage sich die richtige Selbsterkenntniß, den maßvollen Sinn und die bereitwillige Anerkennung fremden Werthes bewahrt habe.“ Und den Ruhm solcher Tugend hat Herzog Georg erworben, trotzdem er die Hauptarbeit seiner Mannesjahre der Schaubühne gewidmet hat, die so leicht zu eitler Applaussucht lockt. Den heute fern vom Thüringerwald Lebenden war er nicht der Herzog von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, zu Jülich, Kleve und Berg, auch Engern und Westfalen, der souveraine Fürst zu Saalfeld, Landgraf in Thüringen, Markgraf zu Meißen, Graf zu Henneberg, Kamburg, zu der Mark und Ravensberg, Herr zu Kranichfeld und Ravenstein. Das Alles besaß, seit der dritte Sohn Ernsts des Frommen durch den Rezeß vom neunten Februar 1681 hennebergische und thüringische Aemter mit vollem Hoheitrecht erhielt, vor ihm schon mancher Andere, wird nach ihm mancher Andere noch besitzen. Uns ist er der Theaterherzog, der nicht, wie der Theatergraf Hahn-Neuhaus, als ein

wirrer, vom Coulissendunst umnebelter Schwärmer über das Schaugerüst toste, sondern, als ein ernster Organisator und vorsichtiger Reformator, dem deutschen Bühnenwesen seines Wirkens Spur tief eingedrückt hat. Ihn, nicht den im Kleinen tüchtigen, in großer Prüfung unbewährten Regenten, grüßt unsere Ehrfurcht.

Ob er den Grafen Karl Friedrich von Hahn, der um die Mitte der dreißiger Jahre auch in Meiningen seine Glanzkünste zeigte, gesehen und kennen gelernt hat? Dieser närrische Enthusiast, dessen rempliner Liebhaberbühne einst weithin berühmt gewesen war, bemühte sich auf seine Weise um eine straff zusammengehaltene Dramendarstellung, hielt namentlich aber auf szenischen Pomp. In seinem Theater sollten die Fürsten fürstlich wohnen, die Edlen wie echte Barone, Gräfinnen und Ritterfräulein gekleidet sein, sollte auf dem Tisch eines Kirchenfürsten Geräth stehen, das sich in jeder bischöflichen Pfalz sehen lassen könnte. Diese Prunksucht hat den gutmüthigen Theaternarren ruinirt; was als Passion begonnen hatte, endete auch, in anderem Sinn, als Passion. Von Mecklenburg zog Karl Friedrich, der sein Leben lang Dilettant blieb, mit dem Thespiskarren bis ins Thüringerland, ergötzte dann in Sankt Pauli Matrosen, Ewerführer und Hafenproletariat und war schließlich noch froh, als er in Sommerhude einen Zug kostümirter Lümmel drillen und schminken, mit Kolophonium und Donnerblech wirthschaften oder gar in den Souffleurkasten kriechen konnte. Neben aller Narrheit war in ihm vielleicht ein dunkles Gefühl für das vom Zeitbedürfniß Ersehnte; nur kam er zu früh und lernte nie rechnen. Dem Blick des Erbprinzen und des Herzogs Georg waren bessere Muster erreichbar. Im November 1831 beschritt Robert der Teufel in Paris die Bretter; schuf die Firma Meyerbeer & Scribe das Schema der Großen Oper. Die Julirevolution hatte ausgetobt, im Salon siegten Ary Scheffer, Vernet, Delacroix, auf der Sprechbühne Victor Hugo mit sublimer und grotesker Ungeheuerlichkeit; die Große Oper überschrie Alles, rüttelte mit dem Riesenapparat ihres Orchesters, ihrer Balletkunst und Ausstattungpracht an allen Sinnen. Eine furchtbar gefährliche Konkurrenz für das Drama, in dem, wie im Judenglauben der körperlose Logos, noch das unbekleidete Wort herrschte. Im Jahr 1849 saß Arsène Houssaye mit der Rachel in der Comédie-Française, zu deren Direktor ihn, gegen den Willen der widerspenstigen Sozietäre, Louis

Napoleon ernannt hatte. Auf dem Zettel stand: Der Barbier von Sevilla und Augiers Abenteurerin. Kassenrapport: Hundertdreiundsechzig Francs. Die Rachel war empört. „Voyez comme ces gens-là jouent bien!“ Gewiß, sagte Houssaye; „mais voyez comme tout est gris et froid autour d'eux; il faut plus de couleur dans la mise en scène.“ Dafür sorgte er nun. Putzte die Bühne mit Gobelins, Stickereien, theuren Möbeln und warf alle unwürdigen Requisiten in die Rumpelkammer. Das gefiel der Bourgeoisie, die schon auf den besten Plätzen saß; und die Einnahmen stiegen rasch. Emile Perrin ging auf Houssayes Weg ein Stück weiter. Sein Streben war, jedem Drama ein Gewand zu geben, an dem der gelehrteste Archaeologe und Historiker nichts zu tadeln fände. Er war in London gewesen und hatte die Wunder geschaut, die Charles Kean auf die Bretter brachte. Da saß Heinrich der Achte in seiner Königspracht beim Mahl, marschirten im Krönungzug Hunderte festlich geschmückter Menschen in die Kirche, wurde in echten Rüstungen mit echten Waffen bei Azincourt gekämpft, lebte Antonios Lagunenstadt im Märchenreiz wieder auf. So sollte es auch in Paris nun sein; und wurde so, trotzdem Sarcey jeden Montag über die Ausstattungwuth schalt. In Deutschland war Dingelstedt vorangegangen. Weil die Thatsache vergessen ist, sogar von Theatergeschichtschreibern nicht erwähnt wird, will ich ein paar Sätze anführen, die beweisen, wie er, „mit seinem angeborenen Hang zu Massenentwickelungen und Massenwirkungen“, schon 1854 der Braut von Messina aus der Fülle kostbaren Stoffes das Feierkleid anmaß. „Ich baue mir die prangende Halle im Ersten Akt, im Zweiten die Gartenterrasse des Klosters sorgsam und mit selbstvergnügtem Raffinement auf und stelle vor Allem den Lokalton fest: ein normannischer Palast in Messina, eine Schlucht im Waldgebirg des Aetna. In die Halle steigt man herunter, auf einer imposanten Riesentreppe, die in doppelter Windung, mit einem breiten Absatz in der Mitte, auf die Vorderbühne führt. Von dort herab poltern zuerst, von entgegengesetzten Seiten auftretend, auf dem Absatz zusammenstoßend, drohende Blicke und Geberben wechselnd, unter kriegerischer Musik von draußen, die den vom Dichter vorgeschriebenen Einzugsmarsch fortsetzt, die beiden Chöre. Ich lasse sie weder uniformirt noch im Gänsemarsch auftreten, sondern in zwei wilden, wirren Haufen, mit Staub be-

deckt, zum Kampf gerüstet, die Schwerter zum Theil gezückt, die Schilde gehoben, je ein zerfetztes Fähnlein über jeder Schaar flatternd. Während des ganzen Ersten Aufzuges halte ich sie in äußerlicher Bewegung; sie gehen ab und zu, sondern sich in einzelne Gruppen, treten dann wieder in feste Massen zusammen, lagern sich, Schild und Schwert abwerfend, auf den Stufen der Treppe, werden von Sklaven mit Speise und Trank gelabt." Das sahen die Münchener am elften Juli 1854. Zwanzig Jahre danach, am ersten Mai 1874, erfocht Georg von Sachsen mit seiner Truppe an der Spree, in der Schumannstraße, den entscheidenden Sieg.

Das System war also nicht neu. Graf Hahn hatte es in dunklem Drange geahnt, Kean in London, Houssaye und Perrin in Paris damit leere Kassen gefüllt, Dingelstedt es von München nach Weimar und Wien gebracht. Weil sie sich dagegen gesträubt hatten, war in Düsseldorf Immermann, in Leipzig und Wien Laube gescheitert. Denn die Zeit wollte den Wandel des Bühnenwesens. Modernen Sinn dünkte der Mensch nicht mehr die Krone der Schöpfung, das freie, selbstherrliche Ebenbild Gottes; und wenn er von seinem Milieu, von dem goethischen „Mittel", in seinem Wollen und Handeln abhängig war, mußten diese determinirenden Mächte auch auf der Bühne sichtbar werden. Wird Wallenstein nicht erst im deutlichen Bilde seiner Zeit, seines Erlebens verständlich? „Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen." Und dieses Lager darf nicht allzu weit von der Vorstellung bleiben, die der von Bilderbüchern und billigen Kostümwerken Belehrte ins Theater mitbringt. Reisen in fremde Länder waren einst das Privileg der Reichsten. Jetzt reist Jeder, war Jeder in Paris und Rom, London und Venedig; und wer nicht dort war, kennt Landschaft und Tracht, Paläste und Dome von Wochenillustrationen und Ansichtkarten her. Selbst auf der höchsten Galerie wissen heutzutage die Leute ungefähr, wie es am Hof der Jungfräulichen Königin zuging, im Dogensitz Dorias aussah; wissen, daß ein mit Krüppelkiefern umsäumter Tümpel nicht dem Mittelmeer gleicht. Schulkinder waren in der Tellskapelle und sind enttäuscht, wenn das Rütli anders ist, als sies vom vierwaldstätter Dampfer aus sahen. Dazu kam die Prunksucht der Bourgeoisie, die endlich nun auch in Deutschland zur Herrschaft gelangt war und sich für Meyerbeer, D'Ennery, Verne, für Piloty und Makart, für Pittipaläste und

Renaissancegeräth begeisterte. Die Bequemlichkeit einer Technik, die kaum noch einen Wunsch unerfüllt ließ (schon Kean hatte mit Wandeldekorationen gearbeitet und über Wagners Festspielbühne strömte gar nun der Rhein). Und die Nothwendigkeit, sich gegen den Ansturm der Großen Oper, der Operette, der Feen- und Weltreisemärchen und des „Gesammtkunstwerkes“ zu wehren. Prophet, Afrikanerin, Sardanapal, Orpheus, Phileas Fogg, Rienzi und Loge waren gefährliche Konkurrenten. Die Zeit war reif; und Herzog Georg wurde der kluge Exponent ihres Langens.

Er erkannte früh (oder lernte von Eduard Devrient), daß die Oper das Unglück des deutschen Schauspieles geworden, im Theater kleiner und mittlerer Städte nur für eine der beiden Bühnenkunstgattungen, die bescheidenere, Raum und Pflegemöglichkeit ist. Entließ schnell also die Sängerschaar und wagte sich an die schwere Aufgabe, ein gutes deutsches Schauspiel zu schaffen. Die Bilanz seines Wirkens ist seit Jahrzehnten abgeschlossen und oft genug seitdem geprüft worden. Er hat, wie von Hahn bis auf Possart und Barnay mancher Regievirtuose, durch Uebertreibung gesündigt, für den Rahmen, besonders nach dem ersten Rundreiseerfolg, eifriger als für das Bild gesorgt und vergessen, daß im ernsten Drama alles nicht unbedingt Nothwendige nicht etwa nur überflüssig, nein: dem eng begrenzten Leben des Gedichtes schädlich ist. Die Sammlerfreude am echten Kostüm, Geräth, Bibelot, der penchant vers l'accessoire verleitete ihn manchmal, aus der Bühne ein Raritätenkabinet zu machen, ließ ihn auch übersehen, daß Schillers holdselig keusche Maria nicht die historische Schottenkönigin, Kleists kranker, verträumter Strahl nicht ein derb stolzirender Ritter aus der Heldenchronik ist. Und da er leicht die passenden Dekorationen, Pompkleider, Möbel jeder erdenklichen Form, schwer aber Tragoeden, zarte Schwärmerinnen und gewaltig schreitenden Heroinnen fand, mußte er, um ans Ziel seines Wunsches zu kommen, mitleidlos den Mimen entthronen, den gestern noch souverainen Herrn zum gefügigen Diener erniedern. Nur der Regisseur sollte herrschen; und dieser Regisseur durfte und konnte kühn nach dem Szepter greifen: denn er war nicht nur Regent, sondern im Kleinstaat seines Wollens ein Theatergenie. Nicht vor der Hoheit nur und dem Brotherrn: auch vor dem Sachverständniß beugten sich die Spieler. Unermüdlich war er;

und wo der Künstlerinstinkt versagte, half ein sicherer bon sens und die Erfahrung eines fürstlichen Lebens. Wie man einen Caesar und Leontes, einen Hohenzollern und eine Tudor zu behandeln hat, wußte er, hatte viele Attinghausen und Piccolomini in der Nähe gesehen; und duldete keinen Verstoß gegen höfische Sitte. Einem Mortimer, der mit Donnergepolter und gereckter Pranke auf Maria und Elisabeth losfuhr, rief er zu: „Das geht nicht. Königinnen sind keine Köchinnen!" Einer Bertha von Bruneck, die mit der Reitschleppe heftig die Bretter fegte, immer wieder das eine, ein Bischen sächsisch ausgesprochene Wort: „Müde!" Das sollte heißen: Sie sind, Fräulein, müde von der Jagd und haben deshalb nicht herumzulaufen, sondern sich auf dem Rasensitz zu ruhen. So gings von früh bis spät. Vor und nach der Probe aber war auf dem Schloß Privatunterricht. Jeder gehorchte gern, weil Jeder fühlte, daß er vorwärtskam und daß Eifer und Rüge nur der Sache galt. Und der gekrönte Regisseur, der nie verschmähte, sich um das Kleinste, einen Choristenbart oder ein Kinderkostüm, zu kümmern, war kein unerträglich strenger Herr. Nie hätte er, wie am Schillerplatz im Jahr 1905 geschehen, einen Spieler von heute auf morgen aus langjährigem Dienst gejagt, weil der Mann des Verbrechens überführt war, als Geßler „in Sammetschuhen zu Pferd zu sitzen". Privilegien gab es freilich nicht; der Brutus von gestern mußte morgen im Chor genuesischer Bürger mitheulen, das heilbronner Käthchen sich unter den Dienerinnen des Fräuleins von Belmont tummeln. Nur dadurch wurde die Individualisirung, das glaubhafte Leben der Massen möglich. Auf der Bühne dieses Herzogs ging es sehr demokratisch zu. Das Volk, die Menge, der Haufe war immer die Hauptperson. Denkt an die Leichenrede des Marcus Antonius, den Einbruch der Pappenheimer, das Schlachtgewühl bei Fehrbellin und Orleans, an die Sturmszenen der Hermannsschlacht und der Räuber. Fast immer gab es zu viel buntes Detail, wurde der Eilmarsch der Handlung verzögert, um dem Zuschauer einen niedlichen Fund, ein Drillmeisterstück, ein Eckchen aus verschollener Historie zu zeigen. Kinderkrankheiten eines neuen Stils, der noch, staunend, sich selbst bewundert. Wer aber kann den Racheschrei römischer Bürger gegen die Ehrenwerthen, das irre Jauchzen und trunkene Lallen der mit dem vom Galgen befreiten Roller recta ins Böhmer-

dickicht heimkehrenden Räuber je vergessen? Auf keiner deutschen Bühne war Aehnliches vorher gehört worden; auf der größten sogar war eine Massenszene leidiger Nothbehelf, eine Schlacht ein lächerliches Spektakel. Der meininger Regisseur suchte oft den blendenden Effekt und fand selten den tiefsten Ton eines Gedichtes. Für Intimität, für den Reiz leise von Mensch zu Mensch schwingender Stimmung fehlte ihm das Ohr und die sacht gestaltende Hand. Die Architektur und die atmosphärischen Nothwendigkeiten eines Dramas aber erkannte er beinahe stets und that für sie, was was er mit seinen Mitteln irgend vermochte. Gab den Räubern endlich das Kleid der Schillerzeit wieder. Ordnete (vielleicht wars seine feinste Meisterleistung) die Wirrniß des Ersten Fieskoaktes zu anschaulichster Klarheit. Rettete die Hirtin von Domremy aus den Tatzen plumper Bärenweibchen. Ließ, als Erster in Deutschland, Molière in dem Stil, Tempo und szenischen Kleid spielen, in dem diese gallische Typenenthüllerkunst auf Moderne noch wirken kann. Und sein Rom, sein Genua und Fabelsizilien, das Lager seines Friedländers strotzte von buntem, urkräftigem Leben.

Müssen wir ihm nicht dankbar sein? Er wollte, als die Reichsgründung ihn zur Resignation zwang, nicht wie der Herr von Yvetot leben, früh ins Bett taumeln und lange schlafen; nicht zum duc fainéant werden. Drum stellte er sich in den Dienst eines Kunstbetriebes. Lernte erst und lehrte dann fleißig; als gelte es nährendem Handwerk. Wähnte nie, als vom Christengott Geweihter ununumschränkt im apollinischen Erbreich schalten zu dürfen; verließ sich nie auf die Allwissenheit seines inneren Auges. Vor jeder Schöpferkraft neigte er, der sich nur einen Nachbildner fühlte, willig das Haupt. Ibsen und Björnson fanden bei ihm das erste würdige Obdach im deutschen Land und dem launischen Talent Hansens von Bülow gab sein Entschluß die Möglichkeit freier Bethätigung. Er hat immer, ohne der Herkunft nachzufragen, mit Leuten verkehrt, die ihm gefielen, von keinem Gast je Knechtsdemuth verlangt und das Getuschel lieber Vettern zornlos belächelt. Sein Theater (und später seine Hofkapelle) hat ihm ungemeine Erfolge beschert: und er ist bescheiden geblieben; still, ernst und gewissenhaft, wie er im Arbeitzimmer, im Kabinetsrath und als Lagergenosse der Zweiunddreißiger gewesen war. This was a man! Lange blieb er aufrecht und frisch. Den deutschen Schauspielern war er der beste und

gütigste Erzieher. Er hat sie an Disziplin gewöhnt, mit ihnen wie mit Seinesgleichen gearbeitet, sie im Ausland zum Siege geführt und die Geltung ihres Standes erhöht. Hat, gegen den Andrang der Großen Oper, gegen den Offenbachrausch und die Wagnergefahr, dem deutschen Drama hohen Stils das bedrohte Bühnenleben erhalten. Dem Theaterherzog muß im Deutschen Reich ein Denkmal gesetzt werden. Von den Theatermenschen natürlich; von Dichtern, Unternehmern und Spielern, denen sein unermüdliches Interesse den Weg erleichtert hat. In jedem deutschen Schauspielhaus müßte am zweiten April der Geburtstag des Herzogs Georg von Sachsen gefeiert, von jedem der Ertrag der Festvorstellung einem Fonds überwiesen werden, der dann schnell so groß wäre, daß man einen Künstler, nicht einen Puppenalleelieferanten, für die schöne Aufgabe werben könnte. Schnell; denn die Dichter könnten auf den Abendgewinn verzichten und das Ausland würde mitsteuern. Die Moskauer, deren Gastspiel seit dem ersten Erscheinen der meininger Truppe das größte Ereignis unserer Theatergeschichte war, sagten Jedem, ders hören will, daß sie die Elemente ihrer Kunst in Georgs Thüringerschule erworben haben. Stanislawskij, ihr Haupt, blickt zu dem sächsischen Georg fast so andächtig auf wie zu dem russischen, dem Kappadoken, dem Siegbringer, dessen Bild der Herzschild des Großfürstenthumes Moskau einschließt. Freilich: der Slave hat seine Bildnerkunst früh von der Tademas, der das Kleid des Caesardramas wirkte, und von dem Kitsch der Nachtraber gelöst; und Herzog Georg ist über die Historienmalerei der Kaulbach und Piloty kaum noch hinausgelangt. Durfte billiger Sinn von dem 1826 Geborenen mehr fordern? Diesem war die getreue Wiederherstellung eines Geschichtschauplatzes, mit der Tracht, dem Geräth und dem Ceremoniale, das die Aufspürer von Ursprüngen der Außenkultur als einer bestimmten Zeit, einem umgrenzten Ort zugehörig erschnüffelt hatten, stets wichtiger noch als der Sturmgeist oder das zarte Seelchen der Dichtung, auf die er, von seinem Fürstensitz, freundlich herniederschmunzelte. Junger Fabulirlust rieth er, Chronik und Historienbuch zu wälzen, bis ein Dramenstoff, wie eine aus dem Kleiderschrank gescheuchte Motte, herausflattere. Die Lindner, Fitger, Minding und ähnliche Theaterköche, die aus den Schmäusen der Shakespeare, Schiller, Hugo spät noch Ragouts (nichtgerade: fins)

machen konnten, gefielen ihm, weil sie dem Regisseur die Möglichkeit boten, das Paris Karls des Neunten und das Venedig Falieris, das wüste Geknäuel mittelalterlicher Hexenhetze und die Römertage, in denen Peretti Papst Sixtus wurde, auf die gestern noch kahlen Bretter zu bringen. Form, Farbe, Stank vergifteter Kerzen, die einen König töten (Bluthochzeit), der Orakelschrein, aus dem Hermiones Schicksal entriegelt wird (Wintermärchen), die Altarzier, die Rollers Retter ihren Raubsäcken entbündeln (Räuber), burgundische und lothringische Rüstung, Helme, Binden, Waffen (Jungfrau), die altgenuesische Riesentasse, aus der, in Fieskos Haus, Julia Imperiali Chokolade schlürft: Solches dünkte ihn beträchtlich; und er ließ den Gaffern allzu viel Muße, auf den Flächen so kunstvoll gefügter Schaustücke das Auge zu weiden. Bremste (horrible!) am Phoebuswagen des jungen Schiller mitten im wildesten Firnlauf die Räder, um den Gründlingen Genua, Fieskos herrliche Stadt, im Graurosa, im Scharlach des Sonnenaufganges gemächlich zu präsentiren. Hamlet und Tasso, Macbeth, und Lear fehlten, obwohl er in Robert, Barnay, Kainz zulänglich Hauptdarsteller hatte, seinem Reisespielplan: weil die Gestaltung der Szene ihn nicht lockte; Lessings hinkende Sara aber zog er, des Kostüms wegen, der heiter schreitenden Minna vor. Die Welt seines Tell war so blank und komfortabel (nur das der Gasthausanpreisung entliehene Wort paßt hier) wie heute die aus Mythos in Fremdenindustrie erwachsene Schweiz. Aus Grillparzers bürgerlichen, von Bohnerwachs blinkenden Stuben holte er nichts, ließ die Königsdramen Otokars, Rudolfs, Alfonsens unter den Möbelschutzdecken; aus der Gerümpelkammer überrosteter Romantik aber die Mär von dem Räuber Jaromir und der spukenden Ahnfrau: weil er sie mit Aeolsharfenton und anderem Darmzauber melodramatisiren konnte. Schillers Maria lächelte ihm erst, da er ihrer Totfeindin ein echtes Tudorkleid, ein dem Prunkgewand Elisabeths bis in die Schleppborten nachgeschneidertes, anzuziehen vermochte. Als wäre die geschlechtlose Wortbuhlerin des Schwaben der starke Herrscherwille, der über begehrlichen oder, vielleicht, nur neugierigen (nach der Durchblätterung, Durchwühlung neuer Mannheit gierigen) Weibsinnen solches Gewand wie anderen Plunderbehang der Majestät trug. Hier war der Grenzstrich, über den diesen Georgios, den Bühnenlandbauer, niemals

Sehnsucht hinwegrief. Nicht aus inniger Versenkung in die Seelenschachte der Dichtung empfing, wie, in seinen besten Stunden, heute der Mirakelmeister Reinhardt, der Meininger die Gebote, nach denen er dem Hirngebild des Poeten das lebendige Kleid weben, besticken, zuschneiden, fälteln ließ. Sein Sinai war, immer, „die Geschichte"; und in die von ihr vorgezeichnete Hülle zwang, klemmte, reckte, bauschte er Schaugerüstvolk, das von der Historie die Namen, nicht die Wesenheit, nicht das Nervengesträng, den Zellenbau, die Oberhaut, den Lebensrhythmus hatte. Georg war weder ein frommer Künstler noch ein Stilschöpfer von seines Gott-Genius Gnade (trotz allem nekrologischen Geplärr sind seine Vorbilder, Charles Kean, Houssaye, Perrin, Dingelstedt, jedem willigen Blick auffindbar); doch der treuste Walter auf einem Pachtgut der Kunst.

Und ein schlichter, bescheiden in Würde thronender Mensch, der dem Franken Jean Paul die Doppelmahnung nachempfand: „Das Ideal in der Kunst, Größe in Ruhe darzustellen, sei das Ideal auf dem Thron." Sein letzter Wille war, dem Hauptstädtchen alle Kosten düster putzenden Bestattungpompes zu sparen („Für das Kommunalgeld giebts in der Zeit zunehmender Arbeitlosigkeit nützlichere Verwendung"); in einfacher Größe noch den Weg in die letzte Ruhstatt zu wandeln. Der Deutsche Kaiser kam nicht; öffnete dem Volksglauben das Thor zu der Vermuthung, daß er dem Mann, der ihn mied, nicht verziehen habe. Er sei, leider, gehindert (telegraphirte er an Georgs Erben), im Begräbnißzug mitzuschreiten, und habe deshalb mit seiner Vertretung den Kronprinzen betraut. Das Hinderniß meldete der Hofbericht: ein Wettrennen, in dem Wilhelm, auf seiner neuen Segelyacht, in der Kieler Bucht um einen Preis rang. Trotz der Ansage in der Depesche des Kaisers kam nicht der Kronprinz des Deutschen Reiches nach Meiningen, sondern Prinz Adalbert von Preußen. Die Lustbarkeit der auf den Namen Kieler Woche getauften Reichsinstitution wurde nicht für eines Mittags Dauer unterbrochen. Kein Wörtchen kündete, daß der Hof Trauer angelegt habe; wir lasen sogar, daß die Damen des Hofes erst am Abend nach der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand schwarze Kleider trugen. In den offiziösesten Blättern wurde der Bestattung nicht so viel Erwähnungraum gegönnt wie dem Abtritt eines Geheimen Kommerzienrathes, der sich in Titel und Orden eingekauft hatte. Und

doch trugen die Thüringer am letzten Junisonntag den ältesten deutschen Bundesfürsten in die Gruft; einen der zwei überlebenden, die noch im großen Krieg mitgekämpft haben; einen ehrlichen Helfer zum Werk deutscher Einheit, zur Krönung deutscher Hohenzollernmacht; eine Zier fürstlicher Menschheit. Dem Reich dämmert das vierundvierzigste Lebensjahr. Nie aber schien möglich, was vor solchem Grab jetzt geschah. Und die zu Ewigem Bunde dem Preußen Gesellten werden dieses Erlebniß nicht vergessen.

Franz Ferdinand.

„Wir, Erzherzog Franz Ferdinand Karl Ludwig Joseph Maria von Oesterreich-Este, erklären als Unseren festen und wohlerwogenen Entschluß, Uns mit der hochgeborenen Gräfin Sophie Maria Josephine Albina Chotek von Chotkowa und Wognin, Dame des hochadeligen Sternkreuzordens und Tochter des verstorbenen Geheimen Rathes, Kämmerers und Oberststallmeisters Seiner Kaiserlichen und Königlich Apostolischen Majestät Bohuslaw Grafen Chotek und dessen gleichfalls in Gott ruhender Gemahlin Gräfin Wilhelmine, geborenen Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau, Sternkreuzordens- und Palastdame, ehelich zu verbinden. Bevor wir aber zur Schließung des ehelichen Bundes schreiten, fühlen Wir Uns veranlaßt, unter Berufung auf die Hausgesetze des durchlauchtigsten Erzhauses, deren Bestimmung Wir, noch ganz besonders im Hinblick auf die gegenwärtige, von Uns einzugehende Ehe, vollinhaltlich anerkennen und als bindend erklären, festzustellen, daß Unsere Ehe mit Gräfin Sophie Chotek nicht eine ebenbürtige, sondern eine morganatische Ehe und als solche für jetzt und alle Zeiten anzusehen ist: Dem zu Folge weder Unserer Frau Gemahlin noch den mit Gottes Segen aus dieser Ehe zu erhoffenden Kindern und deren Nachkommen jene Rechte, Ehren, Wappen, Titel, Vorzüge und Aehnliches zustehen und von ihnen beansprucht werden können und sollen, die den ebenbürtigen Gemahlinnen und den aus ebenbürtiger Ehe stammenden Nachkommen der Herren Erzherzoge gebühren. Insbesondere erkennen und erklären Wir aber noch ausdrücklich, daß Unseren aus oberwähnter Ehe stammenden Kindern und deren Nachkommen, da sie nicht Mitglieder des Allerhöchsten Erzhauses sind, ein Recht auf die Thronfolge in den im Reichsrath vertretenen Königreichen und

Ländern und somit auch, im Sinn der Gesetzartikel 1723 I und II, in den Ländern der Ungarischen Krone nicht zusteht und selbe von der Thronfolge ausgeschlossen sind. Wir verpflichten Uns mit Unserem Wort, daß Wir niemals versuchen werden, diese Erklärung zu widerrufen oder Etwas zu unternehmen, das darauf hinzielen sollte, deren bindende Kraft zu schwächen oder aufzuheben." So lautete der Hauptinhalt der Urkunde, die, zwei Tage vor der Hochzeit Franz Ferdinands, zuerst Graf Agenor Goluchowski, der den Reichshälften gemeinsame Minister für Auswärtige Angelegenheiten, verlas. Kleine Rathsstube in der wiener Hofburg. Alle dem Erzhaus angehörigen Männer, alle Minister und obersten Würdenträger der Monarchie, Oesterreichs und Ungarns, sind versammelt. Rechts von dem Sitz des Kaisers steht, auf einem dunklen Tisch, der Kruzifixus. Vor diesen Tisch tritt nun Franz Josephs Neffe; legt zwei Finger der rechten Hand auf das Evangelienpergament, das der Erzbischof von Wien, Kardinal Gruscha, ihm hinstreckt; empfängt in die linke Hand von Goluchowski die Urkunde; und spricht, Wort vor Wort, laut, langsam, ihren Text. Dann unterschreibt er den Ehepakt und die Eidesformel, je ein Exemplar in deutscher, eins in ungarischer Ausfertigung; und befiehlt dem Staatsnotar, ihnen sein erzherzogliches Siegel aufzudrücken. Einen für das Reich und das Erzhaus höchst wichtigen Staatsakt hat, in der Vorrede, der Oheim das Ereigniß genannt. Denkt ein Habsburg-Lothringer daran, daß dieser Staatsakt sich an dem Kalendertag abspielt, an dem ihre Ahnin Maria Theresia einst Schlesien sammt der Grafschaft Glatz dem Preußenkönig Fritz als Siegespreis überließ? Achtundzwanzigster Juni. Franz Ferdinand hat das Datum schmerzlichsten Verzichtes, schmerzlicheren, als einer auf reiche Provinzen sein konnte, im hellsten Giebel des Gedächtnisses bewahrt. An dem selben Junitag ist er, vierzehn Jahre danach, ist neben ihm seine Frau in Sarajewo von dem serbischen Bosniaken Gawrilo Prinzip, einem zwanzigjährigen Jüngling, der sich in tellische Treffsicherheit eingeschossen haben muß, unter heiß leuchtender Sonne getötet worden.

In Sarajewo, der Hauptstadt Bosniens, der Stätte altrömischer, altserbischer Siedelung; dem türkischen Eroberer, der sie Bosna Serai, Palaststadt, genannt hat, nahm sie Prinz Eugen, Oesterreichs Schwert; doch erst der austro-russische Vertrag von

Reichstadt und der ihn vollstreckende Beschluß des Berliner Kongresses hat die Hauptstadt und das Umland dieser Bosna völlig aus dem Besitz des Hordensultans gelöst. In diese Stadt zog Franz Ferdinand (der seine Erlasse längst nur noch mit dem volksthümlichen Namen Franz zeichnete) am Veitstag ein; am Tag der allen Südslaven unvergeßlichen Schlacht, in der, auf dem Amselfeld bei Kossowo, im Stromgebiet der Morawa, Serben und Bosniaken von dem ersten Sultan Bajesid, dem Sohn Murads, den der serbische Häuptling Milosch erstochen hatte, besiegt wurden. Der Schlacht, die nicht nur den Serbenkönig Lazar und eine große Schaar seiner Edelmannschaft das Leben gekostet: die auch, noch ehe Mohammed der Zweite in Smederewo (Semendria) einzog, die Dauerbarkeit des von Stephan Duschan geschaffenen serbischen Kaiserreiches vernichtet hat. Fünfhundertfünfundzwanzig Jahre lang war der Tag des Heiligen Vitus, der Vidov dan, allen Serben, der beiden Königreiche und der österreichischen Länder, der Tag tiefster Stammestrauer. Zum ersten Mal durften sie ihn nun, als Bezwinger der Türken und Bulgaren, als Herren über Nowibazar und Makedonien, aus der Zuversicht heiteren Herzens begrüßen. Die von Kriegerruhm durchklirrte Geschichte, die unter ihnen begraben schien, war in osterlichem Prangen auferstanden und hatte jeden im Gefecht oder in glanzlos mühsamer Arbeit fürs Vaterland bewährten Serben mit dem stolzen Bewußtsein erfüllt, daß er, daß die Volkheit selbst sich neuen Werth schuf. Zum ersten Mal sollte der Veitstag als das Ostern, nicht mehr als der Karfreitag des Serbenglaubens gefeiert werden. Und just diesen Tag hatte, trotz aller ehrerbietigen Abmahnung (auch von Serben), der Erzherzog-Thronfolger für den Einzug in Sarajewo auserwählt. Als Generalinspektor des Heeres will er in Bosnien Truppenübungen prüfen. Das ist seines Amtes Recht. Und schon wird in wiener Zeitungen von den „herzlichen Ovationen" erzählt, die Franz und Sophie bereitet wurden; wird aus Sarajewo gemeldet: „In der Freude über den Besuch des Erzherzogs stimmt die ganze Bevölkerung des Landes, ohne Unterschied der Nationalität und des Bekenntnisses, überein. Nur ein Blatt, das radikalste, brachte, statt eines Begrüßungartikels, unter dem Abbild der serbischen Trikolore, Erinnerungen an die Amselfeldschlacht und damit verbundene irredentistische Hoffnungen. Diese Demon-

stration wird aber selbst von dem größten Theil der Serben verurtheilt.“ Weil Takt und Taktik von ihr abrathen mußten. Auch, weil sie ungerecht scheint? Den Serben hat der fünfundzwanzigste Artikel des Berliner Vertrages, der Oesterreich-Ungarn erlaubte, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und zu verwalten, nie als ein Born ewig währenden Rechtes gegolten. Ihre nationale, unterirdische, von dem klugen und kühnen Diplomaten Spalaikowitsch geleitete Agitation hatte von Belgrad bis nach Dalmatien, nach Temeswar, nach Skoplje (Ueskueb) Drähte gelegt; die stärksten, natürlich, in den Boden der von Oesterreich okkupirten Provinzen. Ihnen waren, blieben Bosniaken und Herzegowzen stets serbische Brüder; treue oder abtrünnige. „Die Musulmanen sind dort die Söhne altserbischer Grundherren, die, um ihre Güter und Vorrechte zu bewahren, in den Islam übertraten; die Kroaten sind serbische Katholiken, die sich von Rom und Wien aus der orthodoxen Glaubensgemeinschaft locken und für den Abfall mit Geld und Gunst bezahlen ließen. Kallay selbst hat, ehe er das Haupt der besetzten Provinzen wurde, gesagt, unter den Hülsen dreier Religionen berge sich in Bosnien und der Herzegowina nur eines Volkes, des serbischen, Kern.“ Solche Behauptung kam oft aus dem Mund europäisch gebildeter Serben. Der von dem Spitzel Nastitsch mit gefälschten Dokumenten angezettelte Prozeß, der sie als Landesverräther stäupen sollte, brachte ihnen aus dem agramer Gerichtssaal einen Triumph. Aehrenthals Plan der Sandschakbahn (Sarajewo-Mitrowitza) erschreckte, Aehrenthals Entschluß zur Annexion empörte ihr Nationalgefühl. Das, stöhnte in London der Minister Milowanowitsch, „ist das Grab unserer Hoffnungen!“ „Ihrer Illusionen“: antwortete der Unterstaatssekretär Sir Charles Hardinge. Serbien, dem Rußlands Worte nicht Schwerter schmiedeten, mußte schweigen; und fing schon zu fürchten an, Aehrenthal (und Franz Ferdinand, der, 1907, in Ragusa, mit dem Erbprinzen Danilo von Montenegro Mancherlei beplaudert hatte) wolle es in die engen Grenzen des Vertrages von Passarowitz zurückpferchen, der 1718, dem sechsten Kaiser Karl, dem Vater Maria Theresiens, das temeswarer Banat, die Kleine Walachei und Nordserbien mit Belgrad gab. Diese Gefahr schrumpfte im Türkenkrieg, schwand im Bündniß mit Rumänien, Hellas, Montenegro, unter russischem Patronat. „Wurden

wir übermüthig? War Paschitsch, der Mann einer Oesterreicherin, nicht redlich immer um würdige Verständigung mit Wien bemüht, das uns doch den Weg ans offene Meer abgeschnitten und für unsere militärische Leistung nie ein freundliches Wort gehabt hatte? Und nun, da Albanien, altserbischer, vom Blut unserer Väter erkämpfter Boden, in wüstem Aufruhr und die Möglichkeit, die uns zugestandene Gleisstraße in die Adria fahrbar zu machen, in Nebelferne verschoben ist, nun stellt sich, mit geballter Wehrmacht, der Erzherzog-Thronfolger an unsere Nordwestgrenze und kündet, auf uns entrissener Erde, am Veitstag, dem Serbenvolk, das jeden Drang nach Einbrüchen in albanisches Land gehemmt hat, vom Großen müsse der Kleine Alles, auch unverdiente Kränkung, stumm dulden. Oesterreich wollte uns von der See absperren, die allen Völkern Europas (außer den Schweizern, die sie nicht brauchen) offen ist; unsere Vieh- und Kornausfuhr lähmen; im eroberten Gebiet uns die Eisenbahnhoheit entlisten; hat jeden unserer Feinde mit Versprechen und hundert falschen Siegesbotschaften ermuthigt; von Semlin aus all unser Wollen und Handeln verschreien, unseren Postverkehr mit dem Westen beschnüffeln lassen. Ist uns zu verdenken, daß wir gegen das System so tief in jede Lebensregung der Monarchie eingesträhnten Hasses aus dem Allslavengefühl Hilfe zu werben bestrebt sind?" Recht oder Unrecht (uralten Hader, zweier Weltkirchen, Ostroms wider Westrom, zweier Rassen, Hader, der keimte, als Kattaro und Antivari serbisch waren, mit Worten schlichten, auch nur richten zu können, wähnt kein Erwachsener): so war, trotz den „herzlichen Ovationen", die Stimmung.

Im lichtlosen Hirn Eines, der gestern, blinzelnd, über die Schwelle des Knabenalters schritt, zeugt diese Massenstimmung den Willen zum Mord; den Plan, mit tollkühnem Einsatz des Lebens Den zu treffen, in dem des fremden Eroberers harte Gewalt verkörpert scheint. Ist solcher Befreierwahn neu oder sprießt er, wie mancher Schreiber uns jetzt einfaseln möchte, nur im Klima südslavischer Schwarmgeister? Dem Knaben Otto von Bismarck, aus dem Blut altmärkischer Ritter und preußischer Beamten, waren, obwohl die Republik ihn die vernünftigste Staatsform dünkte, Harmodios und Aristogeiton, Brutus und Tell Verbrecher, Rebellen, Mörder. Schon der Landsmann und Standesgenosse Heinrich von Kleist, der Hermann, Thusnelda, Ventidius schuf und

aus dem Feuerschlund seines Herzens glühende Versblöcke gegen Bonaparte ausspie, hätte anders geurtheilt. Und hatte nicht Schiller, der heilige, unter Fluchverhängniß noch Segen spendende Mann, Verrina und Tell in Glorie gehoben und den Schwabenherzog Johann nur als den Verbrecher aus Ehrsucht, den Kaisermörder, Oheimmörder aus Erbgier verdammt? „Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld vor Dir, Du wirst dem Lande nicht mehr schaden“: abertausend deutsche Jünglinge, Jungfrauen sogar empfanden diese Worte Tells wie Weihespruch; jauchzten dem Räuber, dem Mörder Moor, dem Meuchler des Reichsgrafen, des Ministers, des Priesters, zu, blickten auf den Mordstahl der Brutus, Verrina, Judith, wie auf die Waffe rächender Gottheit; und wären bereit gewesen, die Freunde Harmodios und Aristogeiton mit der selben Inbrunst zu preisen, wie die Athener thaten, da sie die Steinbilder des Paares, das den Tyrannen Hipparchos hinterrücks getötet hatte, auf den Weg in die Akropolis stellten. Deutsche haben auf den Deutschen Kaiser Wilhelm, den stillen Greis, und, zuvor, auf den Schmied seiner Krone geschossen; Kaiser Alexander und Kaiserin Elisabeth, die Könige Umberto und Georgios, die Präsidenten Mac Kinley und Carnot, Großfürsten und Staatsmänner sah unsere Zeit unter Dolchen, Kugeln, Bomben verbluten. Ists nöthig, für das Verbrechen des Kabrinowitsch (der in den Wagen des Erzherzogs die Bombe warf) und des Gabriel Prinzip (in dessen nun von Flüchen umheultem Namen über den Anfang aller Menschenwesenheit, die Wurzel des Seins, Wollens, Erkennens, sich die Kuppel des Gottesheldenthumes wölbt) Serbiens Volk und Regirung, ohne irgendwelchen Beweis, verantwortlich zu machen? Ist es würdig? Ists auch nur klug? Heißet, wie der hehre Demokrat Johannes Kaempf, dessen Parteiahnen mit Tyrannenblut färben, des Racheschwertes Priester sein, Schinder und Pfaffen an die Laterne henken wollten, die That „fluchwürdig“ oder begnüget Euch, wie der konservative Graf Schwerin-Loewitz, von dem „entsetzlichen Ereigniß“ zu reden: doch lasset den Stamm und die Rasse, denen die Mörder anhangen, bis eine Mitschuld des Volkes oerweislich ist, aus der Erörterung. Wenigstens im Deutschen Reich, wo von Prinzips Kugeln nicht die Schlagader des nationalen und monarchischen Empfindens verletzt wurde, Uebereifer also nicht von mildernden Umständen entschuldigt

wird. Daß in den größten Zeitungen, deren Leiter sich hundertmal für Geistesfreiheit, feine Menschlichkeit, Weltfrieden heiser schrien, hundertmal, mit Recht, zeterten, wenn eines Semiten schmähliches Handeln der ganzen Judenheit als Sünde aufgebürdet ward, jetzt Peter und Paschitsch, Nikolai und Iswolskij, Süd- und Nordslaven als Mitthäter, Anstifter oder mindestens Begünstiger des Prinzenmordes gemeinem Massenhaß empfohlen werden, haftet als ein Schandfleck auf dem Gewand der deutschen Presse, das sie, wie jeder Krieger den Waffenrock, schon vor dem Sekret einer Hautfaltendrüse wahren müßte. Sind diese behenden Schreiber denn aller Geschichte, alles Geschehens und Werdens so unkundig, daß sie, denen Krieg doch das schlimmste der Uebel scheint, nicht ahnen, was sie bereiten, wenn ihnen gelingt, zwischen Oesterreich-Ungarn und der angrenzenden Slavenwelt die Vulkanskluft noch zu tiefen? Unter Habsburgs Szepter wohnen mehr Serben als in den Königreichen Peters und Nikolas; ist das Gravitätcentrum des Serbenstammes, der Schwerpunkt, der, damit der Stamm nicht falle, gestützt werden muß. Und vor zweiunddreißig Jahren hat Peter Schuwalow, der nicht ins Blau schwatzte, sondern Körnchen vom „esprit de l'avenir" in sich hatte, geschrieben: „Aus Bosnien kommt einst die gefährlichste Bedrohung des europäischen Friedens. Wie Fels ist in mir die Ueberzeugung, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt. Bosnien wird die Fackel sein, deren Auflodern die große Slavenfrage beleuchtet und den Weg in den Entschluß zur Beantwortung weist." Rühret nicht muthwillig daran! Das Scheit, das der Russe in Gluth aufflackern sah, hat zu glimmen nicht aufgehört, seit Nikephoros Phokas, der Basileus von Byzanz, gegen die tatarischen Bulgaren den Slavenfürsten Wladimir von Kiew als Helfer ins südliche Donauthal rief und mit der Hand Annas, der zweiten Tochter der Kaiserin Theophano, belohnte. Anna hat den Mann und seine Russenhorde in die Christenheit orthodoxen Griechenglaubens überredet. Ihre ältere Schwester, die, wie die Mutter (die Tochter eines lakedaimonischen Bergschankwirthes), Theophano hieß, war das Weib Ottos des Zweiten, des Sachsenkaisers, geworden, als dessen Vater, Otto der Große, dem Byzantinerheer den letzten Fetzen italischen Landes abgejagt und dem Kaiser Nikophoros damit auch das Recht entrafft hatte, sich

den Erben Roms und Caesars zu nennen. Prinzessin Theophano galt als eheliches Kind des zweiten Kaisers Romanos, der die Schänkenmagd auf seinen Thron gehoben hatte, und brachte dem Sachsenkaiser zur Schwertgewalt über Westrom die Weihe ehrwürdigen Herrscherrechtes aus Ostrom. Zwei Schwestern verstreuten, vor neunhundert Jahren, den Samen aus Byzantion in die Reiche der Römisch-Deutschen Sachsenkaiser und der Großfürsten von Moskau. Auch in der Russenerde ward aus der Saat längst nun schon Frucht. Urenkel kämpfen noch um Byzanz. Und der Mann, der seit dem blutigen Sonntag von Sarajewo Erzherzog-Thronfolger heißt, Karl Franz Joseph, ist eines Otto, des schönsten Habsburgers, und einer Sächsin Sohn, ein Neffe des Königs Friedrich August, in der Farbe des Wesens ein Sachse.

Franz Ferdinand war Habsburger; einer von dem dunklen Gemüthston spanischer Lebensart. Soll man die Vielzuvielen beneiden, die an der Gruft eines Fremden, Fernen, ihnen ganz und gar Unbekannten von „tiefster Erschütterung“ beben und die Haupt- und Beiwörter häufen, bis seines Nachruhmes Lippengethürm die Quasten des Himmelszeltes streift? Ich vermag so Flinkes nicht. In den Schmerz der Waisen, denen der Weltrichterwahn des milchbärtigen Mörders aus kräftigem Leben die zärtlichsten Eltern raubte, kann ich mich einfühlen. Auch das Paar beklagen, das den Mittag, die Schöpfermachtzeit noch vor sich zu haben glaubte, das bald zu gebieten und im Gebieten selig zu sein hoffte und aus dessen zerschlitzten Leibern nun, nach eines Buben heimlichem Fingerdruck, in purpurnen Gießbächen der Saft brach. Menschlich das Menschliche dieses Endes vor dem ersehnten Anfang empfinden. Ohne „tiefste Erschütterung“, die mir nicht Alltagsvorgang, nicht von Zeitungpathos (dicht vor Quartalsschluß und vor dem Wink mit „unserer raschen und zuverlässigen Berichterstattung“) erwirkbar ist; die in eines ganzen Daseins Dauer fünfmal, zehnmal höchstens wahrhaftig geschehen kann. Ohne im ersten Grausen selbst zu vergessen, daß im Gewimmel, in der Finsterniß kleiner, doch tüchtiger, oft edler Menschheit täglich, in tausend Winkeln und Jammerecken, Schlimmeres wird, schmerzreicheres, länger quälendes Sterben und völlig trostlose Verwaisung. Dieses Paar saß im Glanz, besaß, was es nicht erworben hatte, und genoß die Wonnen gottähnlichen Ranges und steter Anbetung;

die Pflicht, auf höherem Sitz, unter der Wucht sichtbarer Verantwortlichkeit, sich zu bewähren, und alles Weh der Enttäuschung, eigener und des Volkes, blieb ihm, da es als Doppelhoffnung hinging, erspart. Um diese Waisen ist der Duft aus sonniger Kindheit und der Trost der Höfe und Bürgerschwärme; die Gefahr ihres Lebens, am Thron, doch hinter unübersteiglichem Gitter, zu stehen, Kaiserskinder und vom Erzhaus des Kaisers doch ausgeschlossen zu sein, ist vom Verhängniß abgewandt; und aus dem schwarzen Flor ihrer Trauer jagt sie nicht, wie Unzählige, die Sorge ums Brot, das graue Weib, dessen Anhauch den Blick gegen alle Schönheit der Erde (und, manchmal, des Himmels) blendet. Menschenopfer, unerhört, unbeachtet, fallen, wie Halme unter der Sichel, ringsum und jeder Monat jeglichen Jahres wird dem Auge, das sehen will, ein Hekatombaion. Daß Fürstenleid seine Spur ins weiteste Gesichtsfeld eindrückt, verpflichtet nicht, es andächtiger als das in eine Scholle gegrenzte zu fühlen. Einer ist, Einzelne sind, weil Kriegsbedürfniß, Ehrsucht, Eitelkeit und die Vernunft des Massenwillens zu Macht und Gewinn es empfahlen, über Alle erhöht, der Pflicht zu Verdienst und persönlicher, in Wettkampf erprobter Leistung enthoben, als Sterbliche von Sterblichen zu Göttern erkürt worden. In ihrer Hochgestalt, ihrem Prunk, ihrer Herrlichkeit hat die Kraft und der Reichthum der Nation sich den Körper, das weithin strahlende Antlitz gefügt. Ists ungerecht, daß auch die Mißwende nationalen Geschickes diesem Leib, diesem Antlitz und Bildnißbanner zuerst fühlbar wird? Daß heute noch, wie in den Märtagen, da Horatier und Kuriatier, Drillinge gegen Drillinge, mit eigener Hand um den Sieg zweier Heere, zweier Stadtstaaten fochten, Fürsten hinsinken, ehe der Schnitter zur Mahd der Völker die Sense dengelt? Ists für die Fürsten, denen der stolzeste Selbstherrscher, der auf dem steilsten Dünkel schwindelfrei hausende Nikolai Pawlowitsch, rieth, Tag vor Tag, mit allen Kräften der Seele, des Hirns, der Arme, um gnädige Erlaubniß zur Fortwährung ihrer Vorrechte zu werben, ists für Kaiser, Könige, Prinzen nicht die einzige Möglichkeit, für ungeheures, von Millionen kaum noch ertragbares Vorrecht anständigen Preis zu zahlen? Bläht aus Unglück, das auf der Straße, an der Maschine, in der Schlacht, auf dem Meer irgendwo jede Sonne schon sah und das in sonnenloser Grube als Berufsfähr-

muß erwartet wird, nicht die „fürchterlichste Tragoedie, von deren bloßer Vorstellung der Schlag jedes Herzens stockt.“ Meines nicht; und ist doch nicht härter als andere. Menschlich Menschenleid mitzufühlen, ist es bereit; nicht, unter einem aus den Ufern gewirbelten Thränensee ein Weltende zu bewinseln, weil ein rüstiger Mann und eine gesunde Frau jählings, durch Minutenqual nur, in Tod gestürzt worden sind, der ihrer Frommheit stets der Durchgang in neuen Lebens reinere Form, die läuternde Rast vor dem Himmelsthor schien. So, meint der mit Phrasierklößen Gemästete, spricht nur der karibische Menschenfresser, des Spaniers Kanibal, der Kaliban des Briten? Als Bimarck, aus Tiedemanns Mund, die Meldung gehört hatte, daß abermals auf den Kaiser geschossen worden sei, wog er, nüchtern, bedächtig, eine Weile lang die dadurch gewandelten Möglichkeiten des Staatsgeschäftes; und fragte dann erst, ob der alte Herr diesmal verwundet worden sei.

Wird das Staatsgeschäft Oesterreichs, Ungarns, der Reichshälften und der ganzen Monarchie durch den Tod des Erzherzogs, der nach dem Oheim in der Hofburg thronen sollte, erschwert? In diesem Sommer kann, nicht für Habsburg allein, Schicksal werden. Nicht in Epiloge, Nekrologe uns zu stelzen, nicht, mit den Nenien gemietheter Klageweiber das Ohr zu füllen, noch, über den „Ernst der Zeit“ (nur Narren und miserablen Ministern ist irgendeine unernst) zu stöhnen, ist jetzt unsere Pflicht; männlicher Freimuth trachte, furchtloser noch als sonst je vor dem Hofgesinde der Fürsten und des Pöbels, nach klarer Erkenntniß Dessen, was war, was ist und was sein wird, wenn neue Nothwendigkeit die Summe alter Möglichkeiten, das Gewordene, dividirt.

Seit Jahren habe ich Jeden, der dem Erzherzog irgendwie nah kam, nach dem Wesen des wichtigen Mannes gefragt. Keiner konnte bündige Auskunft geben. Nie klang die Antwort, wie jetzt aus dem Chor der Nachrufer: „Das Glück Oesterreichs; Hort und Zuversicht der allzu lange umwölkten Monarchie.“ Niemals. Fast immer: „Gescheit ist er. Hat sich auch einen zähen Willen anerzogen, der vor der schönbrunner Gloriette, wo mancher lahm wurde, nicht einknickt; da gerade nicht. Nur: was er will, weiß Niemand so recht gewiß; und ob ers selbst immer weiß, ist auch noch nicht sicher.“ („Ce qu'il veut, il le veut bien, mais il ne sait pas bien ce qu'il veut“: von der Donau an die Seine verfrachteter Diplomatenwitz.) Dann kamen Details; erfreuliche und andere. Aus Alledem entstand

nicht einmal der Umriß einer Persönlichkeit. Der Kaiser, den Fausts alterndes Auge schaut? „Ihm ist die Brust von hohem Willen voll, doch, was er will, es darfs kein Mensch ergründen.“ Dieser? Nein. Franz Ferdinand war nicht der Mann geheimen Planens und Vollbringens, vor dem „alle Welt erstaunt“. Für alles ihm Bedeutsame hat er sich öffentlich, für Menschen und Entscheidungen, zu öffentlich eingesetzt; und war immer im Bürgertratsch. „Der? Wird die Czechen hätscheln, weil seine Frau von ihrer Sippe ist. Mag die Magyaren nicht schmecken und die Juden nicht riechen; jetzt, der Lueger, mit seinem Sprüchel von den ‚Judaeomagyaren‘, käme erst mit Dem auf die rechte Höhe. Der Franzl? Bis ins Knochenmark klerikal; das Muster des kalksburger Jesuitenzöglings. Alsdann, geben's Acht: er haut die Italiener und läßt sich vom Papst nachher von dem Verzicht auf die Thronfolge seiner Kinder dispensiren.“ Schwatz. Unumstößlich bleiben nur ein paar Merksteine, die den Pfad seines Lebens säumten.

Der Sohn des finster frommen Preußenfeindes Karl Ludwig, der von der vornehm einfachen Offiziersallure, dem in Würde noch feschen Frohsinn Franz Josephs, seines Bruders, kein Aederchen hatte, und der sizilischen Prinzessin Annunciata. Kränklich. Nicht für die Thronfolge erzogen. Nicht liebenswürdig; meilenweit von adeligem Wienerthum und Kavalierwesen. Mit Bewußtsein weit von ihm. Er will nicht lächeln (weil sein Herz nie lächeln lernte: nicht heucheln); mit freundlichen Blicken und huldvollen Scherzen mag der Rudolf Volksgunst födern. Der stirbt; neben einer fremden Frau; gräßlich. Nur der Glaube ankert uns vor solchem Sturm fest, denkt Franz Ferdinand; und jeder Priester bestätigt dem Kronprinzen: „Stat crux dum volvitur orbis“. Franz Ferdinand stählt sich; Leib und Seele. Er gesundet. Und in jedem Blutstropfen pocht der Puls des von Roms Menschenbildnerkunst geformten Katholiken, der Lutherische und Calviner, Griechisch-Orthodoxe, sogar Juden nicht haßt, in ihrer frostigen Armuth aber bedauert. Daß er auf seinem Haupt nicht die Hand des Heiligen Vaters fühlen darf, ist die Schuld, unverzeihliche, italischen Uebermuthes, der dem Papst die Weltgewalt entwunden hat und von jedem in Rom weilenden Fürsten seitdem die Einkehr in den Königspalast heischt. Wird er, darf er als Apostolischer König von Ungarn solches Erdreisten noch dulden? Muß er auf diesem Thron nicht auch das Werk des ersten Stephan, den Papst Silvester dafür mit dem Weihetitel Apostolischer

Majestät belohnte, vollenden, der Römerkirche den Anhang mehren und, zunächst noch, oströmischen Rumänen und Slaven gegen magyarische Ketzer helfen? Einen Calviner, noch von Tiszas Leistung für den Staat, meidet er, wo ers vermag. Budapest? Babylon.

Der Sohn Karl Ludwigs und Annunciatens wird der Gatte der Gräfin Chotek. Die war Hofdame Isabellens, der Frau des Erzherzogs Friedrich. Hofdame: einer dem Kaiserhaus zugehörigen Prinzessin nicht mehr als der Bänkerstochter die Miß oder Mademoiselle. Das heirathet Unsereins nicht. („Also geh und küß ihr die Hand; da sie jetzt doch einmal Deine Tante ist!“) Das Unbeschreibliche ward gethan. Draga Maschin darf die Königin Alexanders von Serbien sein. Von Worten, die heftiges Empfinden eigenen Leides über den Rand des Ceremonialgefäßes trieb, schäumt der Glückwunsch Franz Ferdinands (der nicht ahnt, daß er einem Irren zur Wahl einer Hofhure gratulirt, und in der Austilgung der Obrenowitsch immer neue, Sühnung fordernde Erbsünde der Serben erblickt). Er? Muß verzichten. Seine Frau wird nicht Kaiserin, nicht Königin werden; sein Sohn weit hinter dem jüngsten Erzhausmäderl stehen. Muß er nicht, mit jedem Athem, seiner Sophie die Hinnahme solchen Kreuzes vergelten? Des Wunsches Knospe in ihrem Auge sehen und in erfüllende Reife hegen? Wilhelm bricht den Burgring; behandelt die Frau, wider Hausgesetz und Verzichtseid, als Kronprinzessin: und ist Beiden der Lichtalb, dessen blonde Schläfe von Sonne schimmert. Zwiefach aber panzert sich in der Familie mißtrauischer Unwille wider den Eindringling, den Einzwingling; und ruft Mißtrauen und launische Rügelust auf die andere Schanze. Zank; nicht nur leiser. Dann: zwei von einander weichende Willensstränge; fast schon zwei Regirungen. Des Kaisers und des „Herrn Neffen“ Kabinet. Dualismus ...

War in Franz Ferdinand Schöpferskraft? Die grimmige Verfeindung Italiens, die Demokratisirung Ungarns, Verrussung Serbiens und, gar, Albaniens Spottgeburt: seine Werke zeugen nicht davon. „Mein Prinzip“: an diesem Wall verröchelte jeder Widerspruch. Wortspuk? Prinzip kann zum Mörder des Frömmsten, Redlichsten werden. Oesterreich-Ungarn hat noch seinen guten, habsburgisch klugen Herrn. Und einen kerndeutschen, von Hausvergrämelung, Vorurtheil, Argwohn nicht gehemmten Thronfolger, der dreißig Jahre lang Ruhe in Größe darstellen kann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Kleines Theater.

Heute, und folgende Tage 8 Uhr:

Der Klecks.

Metropol-Theater.

Abends 8 Uhr:

Die Reise um die Erde in 40 Tagen

Grosses Ausstattungsstück mit Gesang und Tanz in 19 Bildern, mit vollständig freier Benutzung des Jules Verne'schen Romanes von Julius Freund.
Musik von Jean Gilbert.
In Szene gesetzt von Direktor Richard Schultz.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena
Allabendlich:
Kunstlauf-Produktionen
Prunkvolle Eis-Ballets

Admirals-Bad
Tag und Nacht :: geöffnet ::
Herren- und Damen-Abteilung
Luxus-Bäder

Admirals-Theater stets abwechslungsr. interess. Programm.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz

Kalte und warme Küche.

SCHAUSPIELSCHULE MARIA MOISSI

BERLIN W., Kurfürsten-Strasse 116

unter Mitwirkung von **ALEXANDER MOISSI** und anderen namhaften Lehrkräften

Ausbildung bis zur Bühnenreife ∞ Prospekte gratis

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse
Täglich:
Reunion

Pavillon Mascotte
Prachtrestaurant
::: Die ganze Nacht geöffnet ::

Freie Secession Berlin

I. Ausstellung April—September

u. a. Sammlung **J. Stern** † (Carrière, Cézanne, Denis, Degas, Gauguin, v. Gogh, Liebermann, Maillol, Manet, Monet, Picasso, Pissarro, Renoir, Rodin usw.)
ferner: **Hans Thoma** (20 auserlesene frühe Werke)

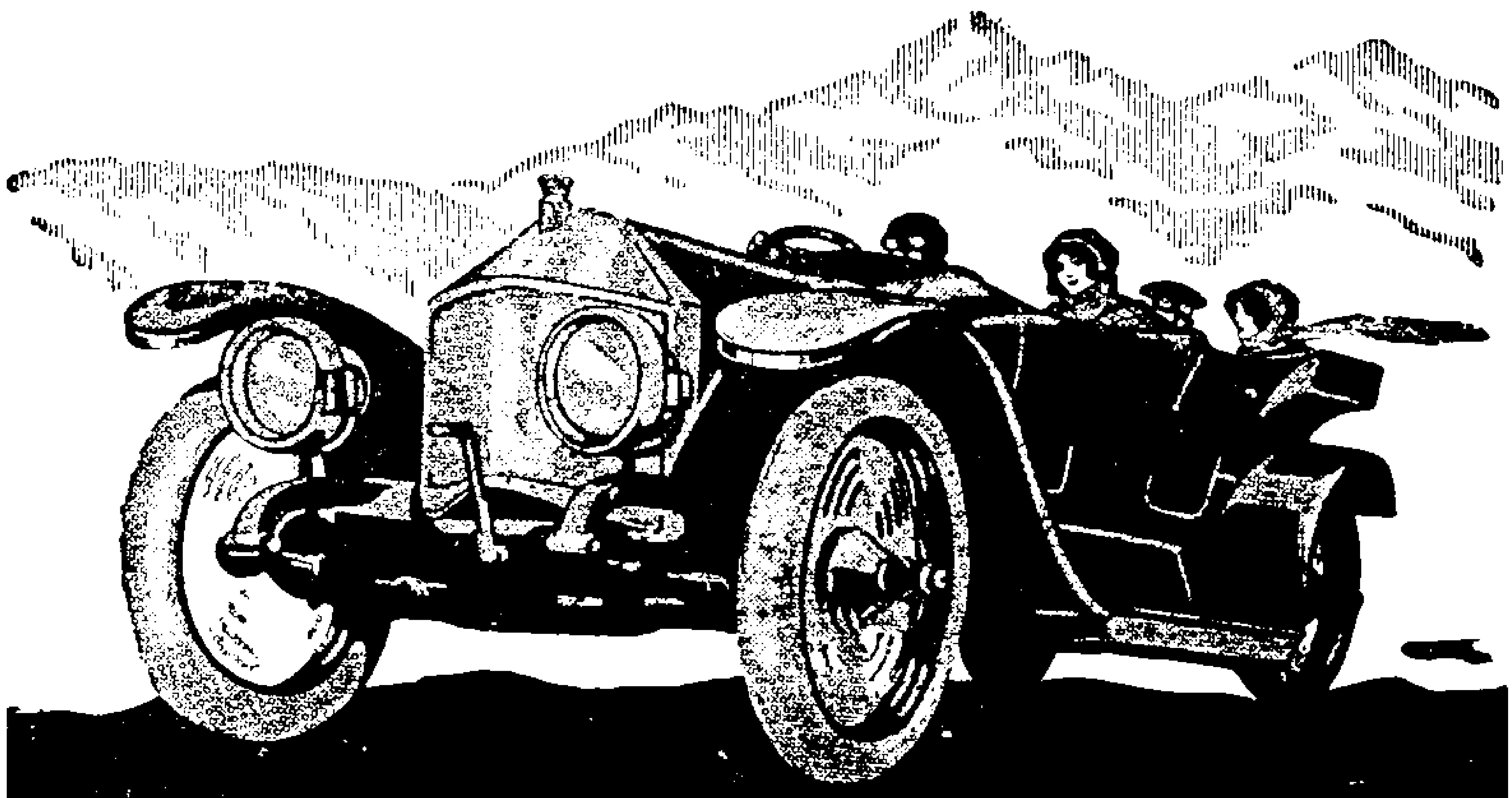
Kurfürstendamm 208/9 **Täglich von 9—7 Uhr**

Neue Börse. :: **Rudolf Bangel's Gemäldesäle in Frankfurt a. M.** :: Börsenplatz. **Ständige Verkaufsausstellung** von Gemälden erster moderner Meister. **Versteigerungen** von Gemälden, Antiquitäten, Kunstsachen aller Art, einzeln oder in ganzen Sammlungen zu kulanten Bedingungen. — Ca. 900 wissenschaftlich angefertigte Kataloge erschienen. — **Verlangen Sie bitte Katalog P.**


POKO
Die
Portokontrolle
STAAKEN-
BERLIN
LOUIS
OPPEN
HEIM



Thiopinol-
Malzka-Kopf-
wasser u. Seife
gegen Kopfschuppen und
Haarausfall



Aktiengesellschaft für chemische Produkte

vormals H. Scheidemandel — Berlin.

Bilanz-Konto per 30. September 1913.

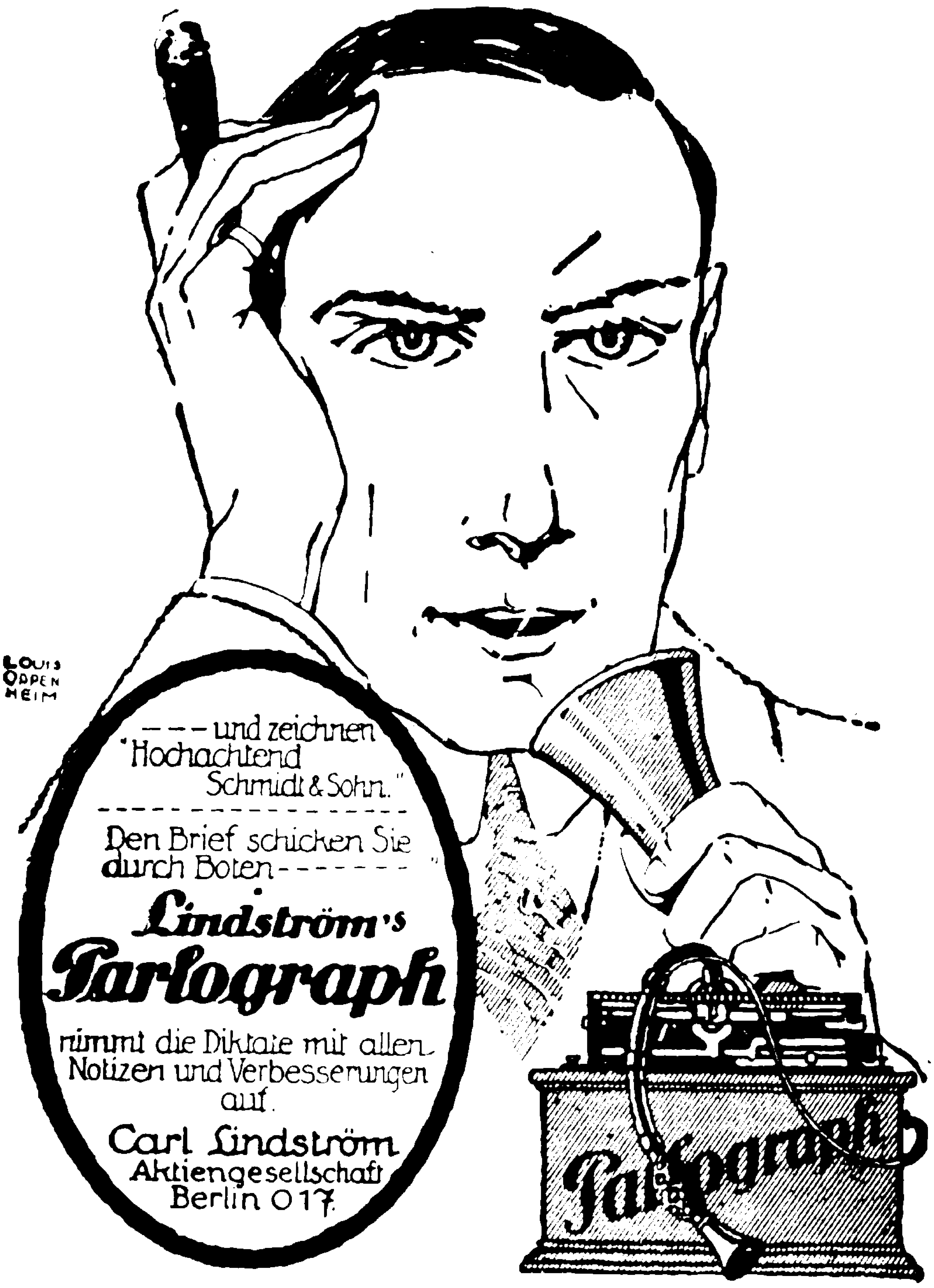
Aktiva.	M.	pf
Grundstücke, Gebäude, Fabriken u. Büro-Einrichtungen	6257504	–
Effekten und Beteiligungen	11704997	31
Kassa	64735	08
Kautions-Effekten	10103	49
Debitoren	5383420	97
Wechsel	9016	08
Avale	54050	—
Waren- und Material-Vorräte	1857565	61
Gewinn- und Verlust-Konto:		
Bruttogewinn . . 201980,11		
Ordentl. Abschr. 486438,76		
Ausserord. Abschr. 7587020,88 8073459,64		
7871479,53		
hierzu verwendet:		
Spezial-Reservefonds 525000,—		
Reservefonds 7346479,53 7871479,53	—	—
	25341392	54

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital	11000000	—
Versicherungsfonds	375000	—
Talonsteuer-Reserve	25000	—
Unbehobene Dividenden	3840	—
5%ige Anleihe aus 1909, ursprüngl. Betrag . 3600000 bish. Abstattung . 343000	3257000	—
5%ige Anleihe aus 1909, verloste, nicht eingelöste Obligationen	12240	—
Restkaufpreis auf erworbene Fabriken: ursprüngl. Betrag . 3585000 bish. Abstattung . 3008750	576250	—
Hypotheken- und Partialobilig.	323159	15
Anleihezinsen-Evidenz-Konto	80600	-
Kreditoren: Bank-Kreditoren . 8687923,53 div. Kreditoren . 946329,86	9634253	39
Bank-Avale	540[illegible]	—
	25341392	54

Gewinn- und Verlust-Konto pro 1912/13.

Soll.	M.	pf
Allgemein. Spesen-Konto	850292	48
Zinsen	735306	13
Steuern u. Versicherungen	288164	75
Reparaturen	227853	41
	2101616	77
Brutto-Gewinn: 201980,11		
Ordentl. Abschr. . . 486438,76		
Ausserordentl. Abschreibung . . 7587020,88	8073459	64
	1017[illegible]	41

Haben.	M.	pf
Gewinn-Vortrag a. 1911/12	[illegible]	97
Erträgnisse a. Fabrikation, Beteiligung und Fabrikverkauf Heiligensee	21[illegible]	57
Pacht und Miete	66[illegible]	34
	230[illegible]	88
Zuweisung aus dem Spezialreservefonds . 525000,—		
Zuweisung aus d. Reservefonds . 7346479,53	7871479	53
	[illegible]	[illegible]



„Zeitschrift für Wahrheitsforschung." Von der unter diesem Namen in Wien erscheinenden neuen Monatsschrift liegt eine Ankündigung diesem Hefte bei. Diese Zeitschrift stellt sich die hohe Aufgabe, unabhängig von den herkömmlichen Denkrichtungen und ihrem Zwiespalte teils eine Klärung, teils eine Lösung jener Streitfragen herbeizuführen, die gegenwärtig alle menschlichen Beziehungen verwirrend beeinflussen, weshalb wir die erwähnte Ankündigung in heutiger Nummer der Aufmerksamkeit unserer geehrten Leser wärmstens empfehlen.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Juli 1914.

Wetterscheide.

Die Nibelungen.

Nah bei Pöchlarn, wo der mittelhochdeutsche Heldensang die schimmernde Burg des wohlhäbigen Markgrafen Rüdiger ragen ließ, ist Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, ist neben ihm seine Frau bestattet worden. Glitt das alte Lied, seit die Schule es Euch verleidete, aus dem überladenen Kahn der Erinnerung und ists, neben dem Gedächtnißstrom, in seichtem, sommerlich lauen Wasser eingeschlummert, dann wecket es einmal noch. Sehet die Burgunder, die des unsichtbaren Dichters Mund hier zum ersten Mal Nibelungen nennt, vom Rhein an die Donau ziehen. Aus Worms ruft Kriemhild, die sich dem Witwenschleier, der Klage um Siegfried entschält hat, die Brüder und deren Mannschaft ins Hunnenland, als dessen Königin sie nun an Etzels Seite thront. Hagen von Tronje führt den Zug; sucht an der Donau einen Fergen, findet aber nur einen Schwarm badender Meerweiber. Denen raubt er die Gewänder: und merkt nicht, daß die in ihrer Blöße Verlegenen mit der Ankündung guter Ueberfahrt ihn nur in hellere Laune schmeicheln wollen. Da die List gelungen, die Gewandung zurückgegeben ist, gellt vom Ufer der Ruf: „Wer in Etzels Land reitet, muß sterben!“ Brächte der Tronjer diese Warnung seinen Herren, dann würde er abermals wohl vom König Gernot der Furcht geziehen. Lieber sprengt er in die Gewißheit nahen Todes. Lockt den Fährmann, dessen Standort die Weiber ihm wiesen, mit Trugworten über den Fluß; erschlägt den Grimmigen; und rudert selbst

die Fähre über das Wasser, stemmt sich, immer wieder, mit voller Wucht gegen die Strömung, bis Ritter, Knechte, Troß am anderen Ufer gelandet sind. Dann erst schallt von der Nachhut seine Stimme bis an die Spitze des schon zum Marsch reisigen Zuges: „Ungeheures, Männer, sei Euch jetzt bekannt: Nimmer kehren wir ins Burgunderland!“ Sprach er Wahrheit oder bleichte nur, sie zu schrecken, zu höhnen, die Wange tapferer Helden? Ueber Pöchlarn liegt heitere Sonne; Volker spielt auf, Rüdigers Tochter verlobt sich dem jungen Giselher, Geschenke werden, freundliche Wünsche getauscht und die Warnung wäre vom Strand rasch in Duft verhallt, wenn nicht Dietrich von Bern sie, als er dem Zug begegnet, wiederholte. Ankunft im Hunnenreich. Tröstend übertönt Volkers Fiedel die Sorge der schwarzen Nacht. Doch schon glimmts von allerlei Reibung im Gebälk. Muß Feuer werden und, weil von eines Unschuldigen Blut bei Worms „die Blumen wurden naß“, ein Weltbrand an der Donau ein Völkergewimmel verzehren? Gestirne wollen es: heult, in wirrem Chor, Menschenleidenschaft, die, feig, das Bekenntniß eigener Schuld scheut. Am Abend der Sonnenwende beginnt der Nibelungen Noth. In der brennenden Halle trinken die Burgunder, denen Kriemhilds Rachsucht die Wohlthat des Kampfes in freier Luft geweigert hat, Blut; und ihr Schwert metzelt noch am nächsten Morgen zwölfhundert Hunnen. Rüdiger kommt. Als Friedensstifter? Gern wäre ers, der den eigenen Schild der Bitte Hagens, des schirmlos von Blutdunst dampfenden Recken, gewährt. Aber Etzel und Kriemhild heischen seinen Lehnsdienst: und Rüdiger fällt von Rüdigers Schwert, das er in Pöchlarn Herrn Gernot als Gastgeschenk gab. Des Markgrafen Tod scheucht Dietrich von Bern, den Ostgotenkönig Theodorich (dieses Bern ist Verona), der an Etzels Hof als Verbannter lebt, aus der Ruhe. Auch ihm wollen Gunther und Hagen, die allein noch Ueberlebenden, sich nicht ergeben. Er entwaffnet sie, führt die gefesselten Männer vor Kriemhild und verpflichtet die Frau, das Leben der Gefangenen zu schonen. Sie fordert von Hagen den Hort der Nibelungen. So lange, spricht Der, von meinen Herren auch einer nur lebt, bindet mein Schwur mich, den Schatz zu wahren. Auch der letzte Herr sterbe denn, denkt Etzels Gemahl: und streckt dem Tronjer das kalte Haupt Gunthers hin. Langsam gurgelt, als stiege es aus Rauchschwaden und Tümpeln geronnenen Blutes auf die

Lippe, Hagens letztes Gelächter über den rothen Hag der Zähne. So sollte es sein; wo der Schatz zu erraffen wäre, weiß fortan nur der Herr des Himmels und ich: und niemals wirst, Teufelin, Du es erfahren. Irre Wuth steigert die Kraft der Frau ins Männische; ihre Hände reißen Siegfrieds Schwert aus der Scheide, in der es an Hagens Hüfte hing, schwingen es in die Luft und lassen es niedersausen, daß der Kopf des Tronjers vom Rumpf springt. Aus entsetztem Auge sieht Etzel die That; und Dietrichs greiser Dienstmann Hildebrand tötet die Frau. Aus Hochzeit ward Tod, aus festlicher Freude bitterstes Leid. Wie immer hienieden: seufzt der düster blickende Dichter. Und gönnt seiner Gefolgschaft nicht den winzigsten Trost... Rüsten wir heute zu neuen leidvollen Heldensängen den Stoff? Müssen die Nibelungen, auf deren Geschlechtsnamen ein bülowisch unbedachtes Spielwort, ein noch, uns zum Heil, sinnloses, die Menschheit des Deutschen Reiches getauft hat, vom Rhein abermals an die Donau, am Bettrand des grünen Stromes abermals in bewehrter Schaar abwärts ziehen? Soll in Blut und Brand eine Welt verröcheln, verprasseln, weil (nicht von eines treuen Tronjers, sondern) von eines eitel schwärmenden Knaben Hand ein Unschuldiger gefällt worden ist? Weh Jedem, der diese Brunst, solchen Blutbades Rüstung einst schauen muß!

Lex Morganatica.

Auf schwarz gekleideter Fähre ward der Sarg, der nun das Gehäus, das Reich, die Welt Franz Ferdinands ist, über die Donau gerollt. Bei dem Schloß Artstetten, das dem Erbe der Oesterreich-Este zuerkannt worden war, hatte er selbst sich die Gruft bereitet. (Dieser Erzfeind alles italischen Wesens, dessen einzig unverrückbarer Programmpunkt die endgiltige, wenns sein müßte, gewaltsame Auseinandersetzung mit Italien war und blieb, trug ja den Namen des uralten Italerstammes, an dem auch der Welfenast erwachsen und aufgeblüht ist. Als Franz der Fünfte, Herzog von Modena, Reggio und Mirandola, Enkel der Maria Beatrice von Este, Schwiegersohn Ludwigs des Ersten von Bayern und Erzherzog von Oesterreich, sein Land an Victor Emanuel verloren hatte und, 1875, in Böhmen gestorben war, galt die Linie Oesterreich-Este, der auch Maria Theresia, die Frau des dritten Bayernkönigs Ludwig, angehört, als im Mannesstamm erloschen;

doch der Name und das Hausvermögen der Este ging, weil Maria Beatrice die Schwiegertochter des Kaisers Franz geworden war, auf Franz Ferdinand über, von dem es nun der Thronfolger, Erzherzog Karl Franz Joseph, geerbt hat.) In Artstetten wollte er ruhen, weil in der wiener Kapuzinerkirche, im Erbbegräbniß der Habsburger, für seine Frau und seine Kinder keine Stätte gewesen wäre. Gräßlich, bis über den Tod hinaus den Zwang der Rangordnung fortwähren zu lassen und die geliebte Frau im Grab noch von dem Mann, die Kinder vom Vater zu trennen? Sentimentales Geflenn schwemmt die Schleußen des Rechtes nicht weg, die, seit den Tagen des Sachsenspiegels, dem disparagium, der Ehe dem Stand nach Ungleicher, die volle Auswirkung ins Staats- und Familienrecht wehrte. Oesterreich hat, wie Preußen, vom starren Grundsatz der Ebenbürtigkeit auch nach 1815 sich nicht abgekehrt, als in der Bundesakte bestimmt worden war, daß die den mediatisirten (der Landeshoheit beraubten) Fürsten- und Grafenhäusern Angehörigen auch ferner als den regirenden Häuptern ebenbürtig zu gelten haben. Dem Erzhaus hat es an Agnaten, die zur Erbfolge berechtigt waren, seitdem nie gefehlt und kein Kaiser von Oesterreich war in die Erwägung gezwungen, ob er handeln dürfe, solle, müsse wie Karl Friedrich von Baden, als er den aus seiner Ehe mit der Freiin Luise Geyer von Geyersberg geborenen Söhnen, den Grafen von Hochberg, das Recht der Ebenbürtigkeit verlieh. Franz Ferdinands Ehe mit der Gräfin Sophie Chotek war ein matrimonium ad morganaticam legem; solche Eheform sichert der Frau zwar die Morgengabe (aus diesem Wort möchte Volksetymologie die wunderliche Romanisirung „morganatisch" ableiten), aber nicht das Leibgeding und schließt sie sammt ihren Kindern von dem Stand und den Titeln, den Herrscher- und Erbfolgerechten des Mannes aus. Die Wahlkapitulation vom Jahr 1790 verbot dem Kaiser sogar, den Kindern aus morganatischer Ehe, ohne Zustimmung aller Agnaten, die Würden, Titel, Folgeansprüche des Vaters zu gewähren. Schon damals hatte für England (das, wie Professor von Schulze-Gaevernitz mit kontinental-liberalem Neid betont, „den Begriff einer Mißheirath des Königshauses nie gekannt hat") der Royal Marriage Act von 1772 den Zustand so geordnet, daß der Eheschluß aller der regirenden Familie Zugehörigen erst durch die Erlaubniß des Oberhauptes mög-

lich wurde. Der Unterschied ist nicht so groß, wie er befangenen Augen scheint. Fast immer wird, auch auf der Insel seliger Freiheit, in der höchsten Spitze des Herrscherhauses der Wunsch nisten, die Gemeinschaft mit nicht Ebenbürtigen („die uns die Rasse verderben könnten“) abzuwehren. Hätte Englands Fürstenrecht das Leben Franz Ferdinands etwa freundlicher erhellt als der habsburgische Brauch? Das Gewicht der Gründe, die den Kaiser Franz Joseph lange zaudern und auch nach den Bittgängen des ungarischen Ministers Szell noch den Verzichtseid fordern ließen, hätten die Könige Eduard und Georg nicht leicht abzuschütteln vermocht. Selbst wenn die Zustimmung aller Agnaten zu erlangen gewesen wäre: die besonderen Umstände sprachen gegen diese Ehe als eine mit Ebenburtrecht auszustattende. Der altadelige Vater der Braut, Graf Bohuslaw Chotek, war in Madrid und Brüssel, Stuttgart und Dresden Oesterreich-Ungarns Gesandter gewesen. Weder auf einem dieser Posten noch gar, unter Hohenwart, als Statthalter in Böhmen hatte er sich als tüchtig bewährt. Doch die Herren des wiener Ballhausplatzes wollten den Mann, der ein Spielkamerad Franz Josephs gewesen war und sich, mit acht Kindern, unter eine kurze Decke strecken mußte, nicht barsch aus der Diplomatie stoßen und ließen ihn drum in Dresden, wo er „ja nicht schaden könne“. Seine Berichte, die meldeten, daß, und zu kombiniren trachteten, warum wohl König Albert von Sachsen die Zeit, die er sonst ans Gespräch mit dem Oesterreicher hinzugeben pflegte, diesmal um anderthalb Minuten gekürzt habe, wurden belächelt; und etwas ernster nur die Beschwerden genommen, die klagten, der Gesandte rege zu Wohlthätigkeitfesten die Elbflorentiner immer nur an, wenn Czechen, nicht auch, wenn Deutsche von Unglück heimgesucht worden waren. Vor seinem Tod ist der alte Graf irrsinnig geworden, hat im Eisenbahnwagon eine seiner Töchter gewürgt; und ist in Görlitz, nicht in der Heimath, im Oktober 1896 gestorben. Durfte Franz Joseph dem Erben der Habsburgerkrone gestatten, die vierte Tochter dieses Mannes zur Erzherzogin, Königin, Kaiserin zu machen? Auch mit solchem Blut noch die Wurzeln des ehrwürdigen Stammes zu tränken? Die Gewährung morganatischer Ehe (die das Staatsrecht Oesterreichs nicht zuläßt) mag ihm schwer genug geworden sein. Und er konnte, als Haupt des Hauses Habsburg, von dem Neffen nicht weniger fordern als den Schwur: „Weder

Unserer Frau Gemahlin noch den mit Gottes Segen aus dieser Ehe zu erhoffenden Kindern und deren Nachkommen stehen jene Rechte, Ehren, Wappen, Titel, Vorzüge zu, die den ebenbürtigen Gemahlinnen und den aus ebenbürtiger Ehe stammenden Nachkommen der Herren Erzherzoge gebühren." Warum, Oesterreicher, verschweiget Ihr jetzt noch die wichtige Thatsache, daß Sophiens Vater psychisch schwerkrank war, und lasset den Verdacht aufwuchern, Euer alter Kaiser sei bei der Gewährung des Ehekonsenses dem Neffen nicht so mild gewesen, wie er sein durfte? Er konnte (und Mancher meinte: er mußte) härter sein; und seine Gnade ging bis an die Grenze des Möglichen. Dem Urbrauch des Sachsenrechtes, das einst auch den Früchten der Mißheirath den Stand des Vaters gab, durfte er nicht nachahmen; nicht sprechen: „Swar't kint is vri unde echt, der behalt it sines vader recht." Weil er eine Hausrechtswandlung nicht wünschen, unter dem Gebot des Regentengewissens nicht gestatten durfte, nach der Choteks Blut über die Länder Oesterreichs und der Stephanskrone herrschen konnte.

Und wärs das Blut eines deutschen Grafen gewesen, der Saft aus kerngesundem Edelstamm: volle Rechtsauswirkung war solcher Ehe nicht anzuerkennen. Der Wille zu Demokratie verwirft, höhnt, schmäht den Anspruch auf Ebenbürtigkeit; mit Fug, wie Jeder zugeben muß, der noch in den Tagen der Kaempf und Konsorten nicht vergessen hat, daß Demokratie Volksherrschaft ist. Wer diese Regirungsform nicht will (weil er nicht, als ein Erbe des Rousseauwahnes, in dem Aberglauben wohnt, dem Menschen sei so viel Güte, Vernunft, Tugend jeglicher Art eingeboren, daß er nur Freiheit, schrankenlose Möglichkeit zur Entwickelung braucht, um glücklich, zu Selbstherrschaft und zu treuer Verwaltung fremden Geschäftes fähig zu werden), wer also erbliche Würden, eines Kaisers, Königs, Herzogs, Fürsten, noch zu erhalten wünscht, Der darf den heute schon schmalen Weiheschimmer der Monarchie nicht noch durch die Erwirkung oder Billigung eines Zustandes schmälern, der die Frauenwahl in die Willkür des Sinnentriebes (oder, wenns dem Makronenmagen besser schmeckt: des Seelendranges) stellt. Wir meinen nicht mehr, wie der fromme Katholik Joseph de Maistre, daß die Monarchie sterben müsse, wenn irgendwo eine Familie von erkennbar plebejischem Ursprung einen Thron besetzt habe; der kluge Graf, die frühste Leuchte der „Integralen",

der Bereiter der zweiten Gegenreformation in die (vom Herzen seines Standesgenossen Hans Oppersdorff noch ersehnte) Herrschaft des Papstes über die Geisterwelt, sah den Aufstieg Bonapartes, sah den Einzigen die Throne Europens, wie ererbte Zinshäuser, Rittergüter, Gobelins, an seine Sippe vertheilen: und steigerte drum die Posaunenkraft der Stimme zu dröhnender Warnung. Die Korsenbrut kam und ging, ihre Prästigien flackerten einmal noch, aus dem Hirn eines Holländers, der sich den dritten Napoleon nannte, auf: und die Monarchie lebte rüstig fort; wurzelte sich in Mitteleuropa dem Empfinden so fest ein wie nirgends und niemals im achtzehnten Jahrhundert. Der große deutsche Rechtforscher, Rechtsdeuter Rudolf von Jhering schrieb im Herbst 1888 an Bismarck: „Die historische Bedeutung Kaiser Wilhelms des Ersten ragt in meinen Augen über Das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus; er hat in einer Zeit, wo sich der Sinn der Völker mehr und mehr von der Monarchie abwandte, Diese wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, welche nicht blos die Träger von Kronen, sondern auch die Völker, weit über Deutschlands Grenzen hinaus, zu seinen Schuldnern macht.“ Doch klarer als dem ins Uebersinnliche langenden Papisten ist uns, nach Lamarck, Darwin, Weismann, der Werth verständig bewachter Menschenzüchtung. Auch dem Gestüt, das zur Paarung nur das edelste Blut wählt, bleibt, freilich, Enttäuschung nicht erspart. Dennoch ist die sicherste Bürgschaft für nützliche Zucht die sorgsame Prüfung der Herkunft, des Geschlechtserlebnisses und Blutgemenges; ist taugliche Nachkommenschaft mit der größten Zuversicht noch dem Haus zu erhoffen, das nur für seine besonderen Zwecke erzogene, gedrillte Frauen aus ungeborstenem Stammbaum ins Mutterrecht zuließ.

Die Einrichtung der morganatischen Ehe (deren Name wohl von dem Gotenwort morgjan, einschränken, abgeleitet werden, aber auch, da er in Mailand zuerst gehört wurde, von den Kreuzfahrern, die aus dem Morgenland unfreie Frauen heimbrachten, geformt sein und am Ende gar Phantasten an das Lustschloß der Feimorgan, Fee Morgane, Fata Morgana und an den Märenkreis ihres Bruders Artus erinnern konnte), dieses oft dem Erfindersinn der Langobarden zugeschriebene Institut ist vielfach beurtheilt, verdammt und gepriesen worden. Die letzte Juniwoche

ließ uns erkennen, wie verschieden selbst unter dem Dach eines Denkbezirkes das Urtheil sich tönen kann. Wilhelm der Zweite, der Choteks Tochter, die Herzogin von Hohenberg, in sein Haus lud und in Potsdam, Wien, Miramare, Konopischt wie die Kronprinzessin von Oesterreich-Ungarn behandelte, wollte die Frau Georgs des Zweiten von Sachsen-Meiningen nicht sehen und hat dem Herzog niemals verziehen, daß er nicht bereit war, vor dem Empfang des Kaisers seine Helene wegzuschicken oder zu verstecken. Seltsam. In Meiningen war die Erbfolge gesichert und alle Agnaten gönnten dem zweimal verwitweten Herzog das friedliche Abendglück dritter Ehe mit einer am Tag der Hochzeit Vierunddreißigjährigen, deren Kürung nicht ein Sinnenwirbel erwirkt haben konnte. Die Frau war nicht Gräfin, nicht aus uradeligem Haus; trug den bürgerlichen Namen Franz und hatte als bezahlte Spielerin auf den Brettern gestanden. Das aber konnte den Herrn nicht bestimmen, verstimmen, dem die Intimsten nachsagen, ihn kümmere, weil er nur in Kindern souverainer Familien Seinesgleichen sehe, nicht im Geringsten, ob Einer, zu dem er reden wolle, Reichsgraf oder Rheder, Titularfürst oder Baumwollefabrikant, Arier oder Semit sei. Georgs Ehe reichte in ihrer Wirkung nicht einmal bis in die Oberschicht des Staatsrechtsgebietes und störte, hinderte, belästigte keinen Menschen. Diese Helene-Ellen, die der Mann nie über den schlichten Rang der Freifrau hob, war nicht mehr, wollte nicht mehr sein als die rechtschaffene Hausfrau und Georgs treue Gehilfin. Die Ehe Franz Ferdinands stand auf anderem Grund; streckte, aus anderer Wurzel, den Wipfel viel höher. Grollend, knirschend nur beschied der ungesund jähzornige Erzherzog sich in die Enge der lex morganatica. War er, den der Keim zur Tuberkulose in vorsichtig sauberen Lebenswandel gezwungen hatte, nicht, trotz seiner Frauenwahl, just wegen dieser Wahl höher zu schätzen als der Vetter, der Bruder, die, als Gatten echtbürtiger Prinzessinnen, mit dem Ruch ihrer häßlichen Weibergeschichten Hof und Hauptstadt verpesteten? War nach allem im Bereich der Häuser Habsburg und Toskana, Wittelsbach und Wettin, Holstein-Gottorp und Savoyen, Bourbon und Koburg Erlebten nicht das Vorbild Eines nöthig, dem, auf einem sichtbaren, ehrwürdigen Thron, der Gefühlsinhalt der Einehe nicht ein fernes, wohl gar belächeltes Ideal, dem er Wirklichkeit, fleck-

lose Alltagsnothwendigkeit ist? Die Este, deren Namen er trug (und deren deutscher, aus der Ehe Albert Azzos von Este mit der Schwester Welfs des Dritten von Kärnthen stammender, mit dem Blut Heinrichs des Löwen in Blüthe getriebener Ast in den Welfen-erbländern Hannover und Braunschweig den Ruhm monarchischer Staatsform nicht gemehrt hat) waren in Ausschweifung öfter als in Askese geneigt. Franz Ferdinand aber, von dem Vettern sagten, er wäre als in der Frühe des siebenzehnten Jahrhunderts Geborener dem Jesuitenzögling Tilly ähnlich geworden, glich, hinter dem Wall seines unschleifbaren Katholizismus, an Sittenstrenge dem finstersten Puritaner und Papstverächter. Vor seinem Ohr durfte Keiner, selbst ein Gekrönter nicht, das Spiel mit Zoten, auch nur mit zweideutigem Witzwort wagen. Und weil er die Frau, die seines Lebenswunsches Erfüllung schien, heirathete, weil er, wie der Heilige ans Kreuz seines Glaubens, mit ehernen Nägeln sich an das gegebene Wort schmiedete und auf steiler Höhe dem Hof, dem Volk, der Christenheit das Beispiel lauteren Wandels bot, sollte er weniger gelten als irgendein leichtblütiger Prinz, der, vielleicht, die Wonne seines Ehebettes dem Blick trunkener Kumpane blößte und mit dem Hengstruf unermüdlicher Männlichkeit Komteßchen und süße Vorstadtmäderln köderte? Wärs nach ihm gegangen, er hätte seine Sophie zur Königin, Kaiserin gemacht. Die Hofdame der Erzherzogin Isabella. Gestern: „Liebe Chotek, holen Sie mir schnell das Zobelcollier!“ Oder: „Das Fenster konnten Sie auch früher schließen, Chotek!“ Morgen: „Eure Majestät wollen die Gnade haben ...“ War Das möglich? Dem Erzhaus, dem Gekribbel der Erzherzoge zuzumuthen, daß es Erb- und Rangrechte den Kindern der Dienerin opfere, die gestern von Glück erröthete, wenn die Hand einer Habsburgerin streichelnd über ihr Haar glitt? Dem Kaiser, daß er die Zukunft der Dynastie auf den Boden baue, in den Psychose und Phthisis zusammengesickert sind? Gerechtigkeit zwingt in die Erkenntniß, daß in diesem Fall auch Unbefangenen nur die morganatische Eheform erträglich war.

Noch sie barg eine ernste Gefahr. Wer Menschliches menschlich sieht, muß begreifen, wie furchtbar schwer den Mann die Verpflichtung drückte, die Nächsten, die er mit der überschäumenden Zärtlichkeit des Jähzornigen liebte, hinter allen Echtbürtigen zu erblicken, allen mißliebig zu wissen. Schon Franz Joseph hatte

sich nicht leicht in die Vorstellung gewöhnt, einem seiner Wesensart bis ins kleinste Aederchen fremden Neffen die Macht zu lassen; doch sein Sohn war tot und die Krone gebührte dem Aeltesten Karl Ludwigs. Wie aber sollte, konnte, mußte das Verhältniß des zweiten Kaisers Franz zu seinem Erben sich gestalten? Dem Erzhaus war Franz Ferdinand fast entfremdet; man hörte kaum je noch, daß er Habsburg-Lothringer aufsuche oder in seine Schlösser lade. Als Kaiser hätte er Allgewalt über sie; und müßte sich hüten, alten Wunden, alten Grames Narben wider sie ein Rügerecht einzuräumen. Er Kaiser und Apostolischer König, die Frau unter dem Nothdach eines Herzogintitels, die Söhne hinter dem Baby eines nicht in Schranken gezwängten Agnatenpaares. Durfte er seiner Sophie das Prädikat der Majestät verleihen oder von Ungarn das Angebot der Krone erstreben? Drohten nicht unter jedem Mond Kriemhildenkonflikte? Zwei Söhne, die schon die Namen, Maximilian und Ernst, von neuer Gewohnheit des Erzhauses scheiden sollten, erwuchsen dem disparagium: und Franz Josephs Neffe sollte wieder für einen Neffen säen, wieder für einen ganz anderer Blutfarbe, einen Austro-Sachsen, und täglich die Qual des Gedankens herunterwürgen, daß sein Werk von seinem Fleisch und Blut Pflege fordere, doch niemals erlangen werde. Mußte er nicht in jeder Stunde, in der nicht über Menschenkraft starker Wille zu Gerechtigkeit in ihm, aus ihm leuchtete, unfreundlich, tadelsüchtig, mindestens unfroh auf den Erben schauen, der seinem Sohn das Licht handelnder Majestät, die Möglichkeit der Wirkung ins Große und Weite nahm? Das konnte werden. Und was war Ereigniß? Nicht Neider nur wisperten, Franz Ferdinand habe den Sinn der Eidesformel, die am achtundzwanzigsten Juni 1900 in der Kleinen Rathsstube der Hofburg sein Mund sprach, seine Hand unterzeichnete, schon als Thronfolger über den ihr erdachten Rahmen gedehnt. Herzogin: Das klang beinahe wie Erzherzogin. Und wenn der „Generalinspektor der gesammten bewaffneten Macht der Monarchie“ in dieser Eigenschaft (des Kriegsherrn im Frieden) in einen Garnisonort einzog: durfte dann die Frau neben ihm sein? Mußten die Behörden, militärische und bürgerliche, ihr dann nicht wie einer Erzherzogin huldigen? Konnte der Bürgermeister eines bosnischen Nestes mit dem Spürsinn eines Ceremonialgelehrten unterscheiden, was der Frau des Erzherzogs, was der Erzherzogin

gebühre? Und unterschied er nicht: dann war die Eidcshülse entfernt und aus Mißbrauch konnte mählich Gewohnheit werden. Nicht Friedrich Wilhelms Fürstin von Liegnitz noch Georgs Freifrau von Heldburg war jemals in der Stunde eines Staatsaktes die Gefährtin ihres Mannes, hat von einer Aktion staatlicher Hoheit jemals für sich Huldigungtribut geheischt noch erhalten. Die Einrichtung morganatischer Ehe begrenzt den Geltungbezirk der Frau ins Haus, in familiären und gesellschaftlichen Verkehr. Diese Grenze hat der Mann überschritten, der, als Generalissimus, seine Frau neben sich in den Einzugswagen setzt und ihr von den Verwaltunghäuptern amtlichen Gruß erzwingt. Hier lauerte Gefahr.

Lauerte nur auf die Gelegenheit, die Stimmung des Hofes, des Adels, der Völker bis in das Mark des Fühlens zu vergiften? Nein; ihre Explosivkraft ward, einmal, schon furchtbar bewährt. Am achtundzwanzigsten Juni 1914. Am letzten Lebenstag des Paares, das sorglos den von Staatsraison, der uralten Muhme, vor die Gitterthür geschobenen Riegel löste. In der Neuen Freien Presse fand ich die Sätze: „Der Erzherzog fiel in Mörderhände, weil er in Sarajewo nicht als Generalinspektor des Heeres, sondern als Thronfolger eingezogen ist. Die Reise zu den Manövern sollte mit einer Huldigungfahrt enden, die ursprünglich nicht vorgesehen war und die Behörden so verwirrte, daß die Allee von Bombenwerfern sich bilden konnte.“ Das war, spät, leise Andeutung. Feldzeugmeister Potiorek, das Landeshaupt von Bosnien, sagte: „Der Thronfolger ließ das endgiltige Reiseprogramm in Wien von seinen eigenen Leuten, ohne irgendeine Vereinbarung mit dem Gemeinsamen Finanzministerium, feststellen. Das geschah, weil offiziell die Reise nur einen militärischen Zweck hatte.“ Deshalb erfuhr Herr von Bilinski, der beiden Reichshälften gemeinsame Finanzminister, dem die Civilverwaltung Bosniens untergeben ist, zunächst nichts von der Aenderung des Reiseplanes. Wer Ohren hat, höre! Der Erzherzog war aus dem Hauptquartier schon einmal, Sophie zweimal nach Sarajewo gekommen. Erster Fehler: nicht nur, weil die ungemein fromme Frau Klöster, Kirchen und Schulen der Katholiken besuchte, die Kulteinrichtungen der Orthodoxen aber nicht beachtete, sondern, weil diese Fahrten sie selbst, ihren Mann und die Civilbehörden in den Wahn verleiten mußten, die Hauptstadt berge keine Gefahr. Doch das Programm

sprach ja noch nicht von einem Einzug des Thronfolgers und seiner Frau. Der wäre in Wien wohl nicht gebilligt worden. Nun wird er beschlossen. Für den Veitstag, unter dessen Sonne alle Serben der Amselfeldschlacht zum ersten Mal in entwölktem, hoffendem Herzen gedenken. Keiner wagt, zu warnen. Der mißtrauische Erzherzog würde glauben, die bosnische Regirung erfinde Schwierigkeit, um ihm die Freude gemeinsamen Einzuges mit Sophie zu stehlen; sei wohl gar von Wien aus zu der Chicane gestachelt worden. Jeder strafft sich in Habt-Acht-Haltung und schweigt. Die militärischen Behörden waren in Bereitschaft; die civilen prüfen rasch die Papiere der Kömmlinge, können sich aber kaum noch um die Leute kümmern, die schon in der Stadt sind. Der Generalinspektor wäre gewiß durch eine Soldatenhecke eingeritten; auch die ganze Gleisstrecke, über die er fuhr, war ja von Truppenspalieren geschirmt. Ein guter Wiener, der ein paar Photographien vom Einzug heimbringen will, muß mit seinem Kodak auf die Kommandantur der Festung, muß sich als unverdächtigen Bürger erweisen und erhält dann erst den Erlaubnißschein, der nur für den einen Tag gilt. Unbehelligt aber bleiben die Burschen, die in der Brusttasche Revolver tragen und in die Hosen Bomben eingebündelt haben. Nach Zehn naht das Automobil, in dem Franz Ferdinand und seine Frau sitzen, dem Rathhaus. Ein Krach. Böllersalut? Nein: am Quai ist eine Bombe geworfen worden; hinter dem Wagen des Erzherzogs, dessen Arm sie noch abwehren konnte, ist sie geplatzt und hat ein paar Menschen verwundet. Jetzt schreitet das Paar die Stufen zu der Säulenhalle hinauf, in der seiner Magistrat und Gemeinderath in Ehrfurcht harren. Zornig ruft der Mann: „Hier werden die Gäste also mit Bomben empfangen!" Hört, in sichtlicher Ungeduld, die lange Grußrede des Bürgermeisters und verliest dann, mit einer Stimme, die von Empörung bebt, seine Antwort. Nun führt er die Herzogin in den Empfangssaal des Rathhauses. Zeigt aber, da er nach einer Viertelstunde wieder ins Freie tritt, den Aufruhr seines Gemüthes noch deutlicher als zuvor. Trotzdem das Attentat mißlungen ist. Fürchtet er, der Hall werde aus Wien die Frage bringen, warum er, wider die Abrede, als Thronfolger, mit seiner Frau, in die Festung Bosniens eingezogen sei? Generale und hohe Beamte bitten ihn, nicht weiter zu fahren. Die barsche Geberde, die sie abwehrt, verräth den hef-

tigen Unmuth Eines, dem schon der Schein der Bestimmbarkeit unerträglich ist. Faßt längst entwohnter Schauer den Hünen? Wie ein mächtiger Baum, dem, vom Wipfel her, Abendwind das Blätterkleid schüttelt: so steht er, stämmig und doch zitternd, auf der untersten Treppenstufe. Weiter! Er sitzt. Zwei Adeligen, die, mit ihren Leibern ihn und die Frau zu decken, rechts und links auf die Trittbretter des Wagens gesprungen sind, ruft er zu: „Aber lassen S' doch die Dummheit!“ Die Menge brüllt: „Zivio!“ Mit bleichem Lächeln dankt das Paar. Und da der Diskant eines Weibleins den Chor der Serbo-Kroaten mit schrillem „Nazdar!“ überjubelt hat, freut Sophiens czechisches Herz sich des heimathlichen Lautes und man hört die Winkende sprechen: „Da ist ja eine Slavka!“ Der Mann, der ohne Abschied aus dem Rathhaus geschritten ist, zürnt noch. Fährt der Wagen die selbe Straße zurück, die er kam? Der vorausfahrende biegt vom Quai ab. Will das Auto, in dem der Erzherzog sitzt, folgen? Mitten im Gewühl der Gaffer hält es; der des Weges unkundige Chauffeur will rückwärts steuern, will wenden: Prinzips Kugeln durchpfeifen die Luft. Der in den Konak gerufene Franziskaner findet zwei Leichen ... Das ist, Alles, ohne Vorgang in neuer Fürstengeschichte. Und ward nicht, wie der Zorn des Habsburgers annahm, durch Leichtfertigkeit des Magistrates verschuldet. In okkupirtem, dann annektirtem Land, dicht an Serbiens Grenze, am Veitstag kein sorgsam vorbereiteter Schutz, Rückfahrt durch die ungesäuberte Straße, aus der eine Halbstunde zuvor eine Bombe bis an den Rumpf des Erzherzogs flog und in der sein Auto, im dichtesten Gedräng, Sekunden lang still steht: wäre solche Summe von Mißgriffen möglich geworden, wenn nicht der Entschluß, die Manöverreise in eine Huldigungfahrt münden, der Herzogin die den Töchtern des Erzhauses vorbehaltenen Ehren spenden zu lassen, das ganze Räderwerk der Polizei und Stadtverwaltung in Wirrniß gerissen und blinder Zufallswirthschaft das Thor geöffnet hätte?

Allzu hoch ist vor dem Luftschloß der Fee Morgane der Schlagbaum gehoben worden. Nicht hoch genug: kreischen die Oesterreicher, die uns Oeffentliche Meinung machen (und noch in aufrichtig empfundenem Schmerz bedenken müßten, daß sie im Deutschen Reich Gäste, mit ihrer Schreiber- und Spürerbehendheit willkommene, sind, dem Wirth aber nicht zumuthen dürfen, ihren

Groll zu heirathen). Nicht hoch genug: heulen sie; und merken nicht, daß nur dieser Schlagbaum grassen Verhängnisses Schlüpfschritt hemmen konnte. Wider „verstaubten Formelkram“ zetern sie (und mit ihnen Alle, die in Oeffentlicher Meinung bequeme Entschuldigung von privater Faulheit suchen): weil das Wesensgesetz morganatischer Ehe ziemlich geachtet, nicht völlig zerbröckelt wurde. Der Leib Sophiens Chotek, die auf ihr nicht gebührendem Platz, in der Stunde eines Staatsaktes, der nach dem Sinn der Verzichtsurkunde ihre Anwesenheit ausschloß, gefallen war, wurde, neben ihres Mannes, in der wiener Hofburgpfarrkirche aufgebahrt; beide Särge wurden dem Volk zur Schau gestellt, im Angesicht des Kaisers, des Erzhauses von Priestern geweiht, in feierlichem Leichenzug in die Gruft, in die Schloßkirche von Artstetten geleitet; der Kaiser erwähnte des Neffen „hochherzige Gemahlin“ in seiner Danksagung an die Völker der Monarchie und ließ, als er die drei Waisen empfing, Generalmarsch schlagen und die schönbrunner Schloßwache ins Gewehr treten. Konnte für die Gefährtin, die Kinder morganatischer Ehe mehr geschehen? Ja, quengelt es aus der schwarzgelben Zeitungecke; die Särge wurden im Dunkel vom Südbahnhof eingeholt (schüfe die Sonnengluth eines wiener Hochsommermittags die zur Majestät des Todes stimmende Atmosphäre?); waren nicht von ganz gleicher Farbe und standen während der Kirchenparade nicht auf der selben Stufe; das Militärgepräng war nicht groß genug, der Hochadel nicht in den Erntezug des schwarzen Schnitters geladen und, schließlich, Artstetten von Franz Ferdinand nur als Ruhstatt gewählt worden, weil die Kapuzinergruft sich seiner Frau nicht entriegelt hätte. Basta. Sind wir zu Hütern des habsburgischen Trauerceremoniales bestellt? Ist der deutsche Dutzendliberale wirklich, noch immer, so dumm, daß er wähnt, die „Trauerdemonstration“ einer österreichischen und ungarischen Hochadelsgruppe sei nicht von Standesstolz, der sich den lothringischen Nachfahren Habsburgs ebenbürtig fühlt, sondern von plötzlich erwachtem Bürgerempfinden erwirkt worden? Der Hochadel wurde am Tag der Leichenfeier behandelt wie alle in den Staatsverbänden der Monarchie Heimischen. Deshalb grollte er. Hätte sich nicht geregt, wenn Franz Ferdinands Frau eine Schusterstochter aus der Mariahilferstraße gewesen wäre. Heischte nur für die Sprossen aus uraltem Edelstamm reicheren Ehrenprunk. Und der Laffeneifer berliner Demokraten jauchzt so Befangenen zu.

Die Kapuzinergruft hat nur, seit dem Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts, dem Erzhaus Angehörige aufgenommen. Gräfin Auguste Harrach (eine Großtante des tapferen Mannes, der in Sarajewo mit seinem Leib das bedrohte Paar schirmen wollte), der Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen sich in morganatischer Ehe vermählt und die er zur Fürstin von Liegnitz ernannt hat, wurde, da sie, als Greisin, gestorben war, vom zweiten Sohn ihres Gemahls in frommer Stille bestattet. Kein Verständiger hat darob geklagt. Keiner gescholten, weil Georg von Meiningen, damit die Frau einst an seiner Seite ruhe, sich in den Stadtfriedhof, nicht in die Gruftkapelle des Herzogshauses, betten ließ. Sollte Franz Joseph das Gesetz lange erwogenen Willens zu Tand erniedern? An der Bahre sich reuig zeigen, weil er der Gräfin die Krone geweigert hatte? Den fremden Fürsten, die zur Leichenfeier nach Wien kommen wollten, wurde abgewinkt und nur das Haupt der Linie Welf-Este, der Herzog von Cumberland, zugelassen. Unerhört? Oesterreichs Kaiser ist vierundachtzig Jahre alt und regirt seit sechsundsechzig Jahren. Den Oheim, den die Revolution aus Wien trieb und der dem achtzehnjährigen Jüngling die Krone ließ, umfing Psychose mit gnädigem Trost. Der junge Kaiser verlor die Lombardei, der mannbar gewordene Venezien, das Recht auf die Elbherzogthümer Schleswig und Holstein, die Vorherrschaft, sogar den Sitz im Deutschen Bund. In Italien ist Savoyen, in Deutschland Hohenzollern sein Ueberwinder und Erbe. Sein Bruder wird, als Kaiser von Mexiko, zum Tod verurtheilt und in Queretaro erschossen; die Frau überlebt ihn, noch heute, in Wahnsinnsnacht. Der einzige Sohn Franz Josephs (dem selbst der Schrecken des Mordanfalls nicht erspart blieb) strauchelt, als Dreißigjähriger, in grausigen Tod. Der Vetter der Kaiserin, Ludwig von Bayern, entläuft dem Irrenarzt, wird von ihm gepackt, erwürgt ihn, ertrinkt neben ihm im Starnbergersee. Elisabeth selbst wird in Genf, von dem Italiener Lucheni, gemordet. Ihr Vetter Otto lebt noch, ein seelisch unheilbar Kranker, Entkrönter, in Fürstenried. Ein Erzherzog ist verschollen, eine Erzherzogin durch die Sümpfe der Sexualgier gewatet; und zwei Habsburger haben erzherzoglicher Würde entsagt. Nun: Sarajewo. Wieder wird der (unter des selben Kaisers Regirung aus Italien, Deutschland, der Balkanhalbinsel gedrängten) Monarchie der Erbe getötet; wieder stirbt neben ihm eine Frau, diesmal

gar die von Kirche und Staat ihm zugesprochene. Unerhört, daß, nach solchem Erlebniß, der alte Herr vor allzu weher Erinnerung, allzu lästiger Repräsentation bewahrt wird? Daß er nicht den Schwarm fremder Könige zu empfangen, zu bewirthen brauchte, wenn er nicht, nach langer Krankheit, seinen Völkern hinfällig scheinen wollte? Daß er nicht am Tag der Aufbahrung, der auch der Tag von Königgraetz war, den König von Preußen umarmte und am Denkmal Maria Theresiens vorüberführte? Vernünftig dünkt mich, nicht der Krittelsucht unterthan, solche Behutsamkeit. Und sprach der Wunsch mit, das Gesetz morganatischer Ehe weder zu zerfetzen noch, in seinen Rechtsfolgen, kühlem Blick allzu sichtbar werden zu lassen, dann war auch so erwogener Sinn nicht unklug, nicht grausam. Daß die Unebenbürtige neben dem Erzherzog aufgebahrt und bestattet wurde: daraus, nicht aus der winzigen Differenzirung, konnte in manchem Fürstenhirn Aergerniß werden. Scheuten nicht, unter nächtigem Donner, Blitz, Regengepeitsch, vor der Fähre von Pöchlarn selbst die Pferde, die den Glaswagen mit dem eingeurnten Leib der Herzogin an die Donau ziehen sollten? Sie mußten abgesträngt, konnten erst am artstetter Ufer wieder eingespannt werden. Bangniß überlief Abergläubige. Vom Himmel her tobts; er will die Einsegnung dieses Totenpaares nicht sehen und pferchtsie, zwischen Schalterkassen und Kofferherbergen, in die Enge der Bahnwartehalle. Und vor dem Leichenwagen, nur vor dem einen, der Sophiens Erdenrest trägt, bäumen die Pferde sich und versagen den Dienst. Wirkt auch in ihnen Elementarkraft wider den Eindrang in Herrscherhausrecht? Rüdigers Streithengst, den die sieben Knappen nach Pöchlarn heimführen, taucht dem Gedächtniß auf; zwei Rosse, auf denen zwei Fürstenknaben einst gen Verona ritten, sieht unser inneres Auge an der Donau, mit leeren, roth triefenden Sätteln, einem Schloßgarten zulaufen; und ins Ohr gellt uns, wie dem Hagen Hebbels, aus dem Rubikon von Südosteuropa „ein Lachen, so widerwärtig und entsetzlich häßlich, als käms aus einen Sumpf von tausend Kröten und Unken.“

Mortuos plango; vivos voco.

In Hebbels Gedicht brüllt, weil Sachsen und Dänen die Treue brachen, Siegfrieds Zorn auf: „Hier gilt es keine Fehde, keinen Kampf nach Recht und Brauch, hier gilt es eine Jagd auf böse Thiere! Mir däucht, ich stehe hier für die ganze Welt und meine

Zunge ruft, wie die Glocke zum Gebet, zur Rache und zum Gericht, was Mensch mit Menschen ist.“ So wuchtig sollte, so heldisch auch der Racheruf klingen, der nach dem Doppelmord von der Donau an den Rhein drang. Was aber sollten wir rächen? Wem zu Liebe, wem zu Leide neue Nibelungen am Bettrand des grünen Donaustromes in bewehrter Schaar ostwärts ziehen?

Der Schreck brach jäh in den Sonntagsfrieden und die Empörung stieg aus dem Urgrund alles Menschengefühls. Noch heute dünkt uns natürlich, daß die Oesterreicher den Werth des Gemordeten, den Werth seiner Persönlichkeit für die Monarchie, nicht in gelassener Seelenkühle wogen; daß zorniges Mitleid ihm Heroengewicht zusprach. Viele hatten den Thronfolger bewundert, weil er für das Heer und die Flotte eifernd bemüht schien und hitzig den Erbfeind bekämpfte, über den sein Ahn Johann im Juni 1814 ins Tagebuch schrieb: „Unsere alte Krankheit, die Schläfrigkeit, finde ich in erhöhtem Grade.“ Auf ihn blickten die Herren, die Diener der Kirche, alle der Kirche gehorsam Ergebenen aus frommer Zuversicht; sie wußten, daß er keinen anderen Kopf Oesterreichs so hoch wie Luegers geschätzt habe, hofften, in ihm einen neuen großen Karl, einen mit Allmacht gekrönten, bestaunen zu dürfen: und wichen der Fage aus, ob ein Lueger ohne Humor, ohne den drallen Witz (und den richtigen, wichtigen Dialekt) des Altwieners, ohne die kräftige Klugheit des Verwalters, die robuste Pfiffigkeit des Massenfischers just auf den Thron der vielfarbigen, vieltönigen Monarchie tauge. Andere hatten, ein dichter Streberklüngel, ihres Lebens Führung längst auf das Wesen Franz Ferdinands eingestellt; sich spät noch in die Taufe bequemt oder, wenn sie bisher läßliche Christen gewesen waren, heißeren Glaubens Inbrunst vor die Fenster des Belvedere getragen, für die von den Bewohnern dieses einfachen Hauses begünstigten Anstalten Geld gesteuert oder andere Wege in die Gunst des Paares ertastet. Die fühlten sich nun um die Kosten solchen Aufwandes geprellt und meinten, der eigenen Menschenwürde ein Lied zum Ruhm des Erschlagenen schuldig zu sein. Wer nur die Oberfläche des wiener Getriebes beschnüffelt hat, ahnt nicht, wie mächtig im letzten Lustrum „die maßgebende Zukunft“ (Bismarck) geworden war; wichtiger oft schon als die still thronende Gegenwart. Zwei von einander weichende Willensstränge; das Protoplasma einer zweiten Regirung; und vor drängender Entschlußpflicht manchmal das aufschiebende,

wegfegende Wort: „Der Herr Neffe mags auslöffeln.“ Dieser Dualismus war unhaltbar; keine Ausgleichsformel hätte ihn lange noch „fortzufretten“ vermocht. Trotz allen Hymnen ehrlicher Herzen und armer Heuchler: Franz Ferdinand war, als lebendige Großmacht, nicht beliebt; und rückhaltlos muß, endlich einmal, auch ausgesprochen werden, daß der furchtsame Zweifel an dem Regentenberuf des Folgers dem alten Herrn, dem das Glück doch nie zärtlich lächelte, die Zuneigung aller Völker in unerhofftes Maß gemehrt hatte. Franz Joseph war und blieb der Bürge ruhigen, von Erfahrung und Taktgefühl berathenen Handelns; der Kaiser, dem Keiner zutraute, er könne je Unkluges, je Etwas unklug thun; der vornehmste Soldat, der liebenswürdigste Kavalier, der fleißigste und dabei heiterste Aktuarius des Reiches. Den Thronfolger sah die Menge nie heiter. Der schaute stets auf sie, als ob ihr zieme, zu trauern, und dem ganzen Reich, in eine Stirn des Grames sich zu falten. Der hatte nicht Musik in sich selbst. Mußte sparen, weil ja nicht gewiß war, daß er Kaiser werde und die Kinder versorgen könne; that nichts Rechtes mehr für die Villa d'Este, den Stolz des die Sabinerstadt Tivoli durchwandernden Oesterreichers; und ließ, „des Prinzips wegen“, um kleine Beträge Prozesse führen. Auch das Waidwerk trieb er nicht wie Franz Joseph, sondern als Massenabschießer, wie der Deutsche Kaiser, der bei ihm, mit ihm ganze Fasanenschwärme niederbrachte (und dessen Aeltester solche „Schießübung“ tief unter die Leistung des Birschgängers gewiesen hat). Für die Macht des Reiches war Franz Ferdinand immer in Bereitschaft; mußte er nicht, da ers erben sollte? Doch er gab sich, als hätte ihn nie der edle Landwein der Heimath mit feinem Feuer durchglüht, im Wienerwald niemals das Kicherduett verliebter Vogelweibchen und Mädchen entzückt. Und Oesterreichs seelische Einheit war ewig nur: Frohsinn.

Aber das Ausland blickte aus scheuer Ehrfurcht auf den Erzherzog, Oesterreichs Feinden bangte vor dem Starken, der die Stoßkraft der Monarchie ins Allgewaltige steigern werde, und die Blutpost aus Bosnien warf einen Alben von der Brust der Romanen, der Süd- und Nordslaven? Wir hörten, zehn Tage lang nun schon, die Botschaft. Ich glaube ihr nicht; trotzdem ich den heftig eifernden Willen Franz Ferdinands auch dann nicht gering schätzte, wenn er mir den Siegerpreis jenseits von den Turnierschranken zu suchen schien. Ich weiß, daß nach seinem Tod in Diplomatenberichten, in

Gesprächen ragender Staatsmänner gesagt worden ist: „Eine schmähliche That und ein erbarmunglos tückisches Schicksal; doch die Folgen sind: eine für Oesterreich-Ungarn bequemere Lage und, zum ersten Mal nach einem Vierteljahrhundert, die Möglichkeit, wesentliche Stücke vom Inhalt des Dreibundvertrages zu retten." Gegner, nicht Freunde, der verbündeten Kaiserreiche sprachen und schrieben so; die gescheitesten und mächtigsten. Und daß ihr Urtheil nicht locker begründet ist, muß Jeder erkennen, der, als Minister, Abgeordneter, Publizist, den Inbegriff des von Bismarck im März 1884, im Hader um Laskers Leiche, gesprochenen, grausam nüchterner Wortes in sich aufgenommen hat: „Wir sind hier, um die Geschäfte zu besprechen, nicht, um Sentimentalitäten auszutauschen." Was sollte der Feind gerade von Franz dem Zweiten fürchten? Der Erzherzog galt als tüchtiger Soldat; aber den Feldherrn erweist erst die Schlacht: und der Generalinspektor hat das Heer nie auch nur in ein Scharmützel geführt. Einen beträchtlichen Theil seiner Arbeitzeit gab er gern der Marine; ob Nothwendigkeit und Nutzensgewißheit den hastigen Bau von Dreadnoughts (deren Gattungzukunft ernsten Fachleuten durch das Unterseebot gefährdet scheint) befahl, kann erst offenbar werden, wenn die Russen ins Mittelmeer dampfen oder bei Otranto die Wasserstraßensperre versucht wird. War von der künftigen Herrschaft eine festere Einung der Reichstheile zu erwarten? Den Erzherzog mußte der Beobachter für einen frommen, um die Wahrung staatlicher Autorität bemühten Sozialisten halten, der die Wege der Ketteler, Belcredi, Vogelsang wandeln und, nach caesarischem Muster, gegen Klassenvorrechtsforderung die Massen mobil machen wollte. Er hat für Oesterreich das allgemeine und gleiche Wahlrecht empfohlen, das die Deutschen, blind, wie Gewinn einstrichen: weil sie nicht bedachten, daß es ihre Volkheit dem schwellenden Slavenstrom opfere und daß sie, sonst die Vertreter des Grundsatzes von der Mehrheitallmacht, sich feindlichem Hohn aussetzten, wenn sie da, wo ihre Verhältnißzahl von Jahr zu Jahr schrumpft, das Mitbestimmungrecht verlangen, Mehrheit, mit Schillers Sapieha, Unsinn schelten und, in Böhmen und Mähren, nur dort, Verstand, der „stets bei Wenigen nur gewesen ist", plötzlich als das Maß politischer Macht anerkannt wissen wollen. Für das Gelöbniß, in Oesterreich die deutsche Staatssprache, in beiden Reichshälften die deutsche Kommandosprache, bis in die Zelle der Korporalschaft, zu er-

halten, bot Franz Ferdinand das Versprechen, auf dem Hradschin sich zu Böhmens König krönen zu lassen. (Auf diesem Thron saß, als die Choteks Freiherren wurden, Erzherzog Ferdinand von Oesterreich. Aber Herzogin Sophie klagte Allen, die es hören wollten, daß Franz nie zu ihr von Politik spreche und sie Werdendes und Geschehenes erst aus der Zeitung erfahre.) Auch in Ungarn wollte der Thronfolger das Allen gleiche Wahlrecht durchdrücken, damit die Rumänen und Sachsen, Kroaten und Slovaken im Bereich der Stephanskrone stärken und die Uebermacht der Magyaren aus dem Schaft brechen. Er mied Ungarn, blieb als Vertreter des kranken Königs nicht über Nacht in Budapest, ließ magyarische Minister und Politiker, in Habsburgs Dienst ergraute, nicht an sich kommen. Nur, weil die Mannschaft Kossuths und Apponyis (die ja in Minderheit geduckt war) ihren Staat allzu selbständig wollte und für den Compagnieverkehr die Landessprache begehrte, deren Gewährung Franz Ferdinand dem Kriegsminister Freiherrn von Schönaich wehrte? Oder auch, weil die Magyaren die von Calvinern geführten Todfeinde des Slaventhums waren, dessen Fluth den Inselfels ihrer Macht dräuend beleckt? Einerlei. Die unfreundliche Behandlung half nicht vorwärts. Mißtrauen umbrodelte die Vorstellung naher Zukunft; entfremdete einen Theil der Nation, die nicht von Walachen oder Kroaten überrannt noch vom Heer der Industriearbeiter beherrscht werden will, dem austro-deutschen Bündniß, dem er, trotz alter Sympathie mit den Lateinern, treu angehangen hatte; verleitete ihn in den Gedanken an eine Werbefahrt nach Rußland; und nährte in West so rothbackige Hoffnung, daß, zum ersten Mal nach vier Jahrzehnten, England sich zur Notirung einer ungarischen Staatsanleihe entschloß und pariser Finanzschreiber fragten, warum Frankreich dem Vorgang nicht folge. Der Urheber solcher Umschwünge konnte sich, so lange der Oheim athmete, in den Nebel des Unverantwortlichen schleiern. Daß Gewalt ohne Verantwortlichkeit dem Willensblick Irrlichter vorgaukelt, hat vor und nach Gladstone Mancher zu spät erkannt. Und wie sollte sich das Bild einer Persönlichkeit Dem ausgestalten, der gestern vernahm, der Magyarenfeind habe, im berliner Schloß, gesagt, nicht von Panslavismus, nur von Panrussismus dürfe man sprechen, und heute hörte, er habe, an der serbischen Grenze, von allen Militärkapellen das Eugeniuslied geheischt? (Das Lied, das unzählige Oesterreicher, sehr kluge sogar, noch immer für einen Trutz-

gesang wider Serbien halten: und das doch die Befreiung Belgrads aus dem Hordenjoch feiert und dessen zweite Strophe in die Verse ausklingt: „Bei Semmalin schlug man das Lager, alle Türken zu verjagen, ihnen zum Spott und zum Verdruß.“) Was, frage ich abermals, sollten Oesterreichs Feinde gerade von Oesterreichs zweitem Kaiser Franz fürchten?

Dem hätten sich schon im engsten Bezirk die Hindernisse so hoch gethürmt wie kaum je in altererbtem Reich einem Monarchen. Die der Norm ferne Ehe; die Entfremdung vom Erzhaus; das Mißtrauen der aus der Kirchenzucht gesprungenen Deutschen, der Magyaren, Austro-Italer und einer starken Gruppe des Polenadels, die ihn heimlicher Ruthenenbegünstigung zieh, der nicht römischen Christen, der Juden; alles Vorurtheil, das seines Thrones Stufen bekrochen, besponnen hatte, ehe sein Fuß auf die unterste trat. Will er Trialismus, neben den „im Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern“ einen Dalmatiner, Kroaten, Slovenen, das Volk Bosniens und der Herzegowina umfassenden Staat, der andere Südslaven an sich, in sich ziehen könnte? Böhmens Lösung aus dem Kranz der Erblande und Rückkehr in den Staatsrechtszustand, den die Schlacht am Weißen Berg zerstampft hat? Oder besinnt er den Plan, den der siebenbürgische Rumäne Aurel Popovici vor acht Jahren in seiner Schrift über „Die Vereinigten Staaten von Großösterreich“ dem Kaiser der Zukunft empfahl und den zuvor Bismarck angedeutet hatte, da er schrieb, die Genesis des Deutschen Reiches könne den Habsburgern den Weg weisen, auf dem, zwischen Kattaro und der Ostgrenze des rumänischen Stammes, auch solchen politischen und wirthschaftlichen Wünschen, die von den Anrainern des Donaubeckens gehegt werden, noch aber, in den Grenzen der austro-ungarischen Monarchie, unerfüllbar sind, die Erfüllung vorbereitet werden kann? Niemand konnte mit Ja oder Nein antworten. Und was gewiß schien, verhieß keiner Reichshälfte noch gar dem Ganzen festere Einung. Die wird nicht durch die Gleichheit der Fahnen und Waffenröcke, der Staats- und Kommandosprache verbürgt, auch nicht durch die Zusammenschweißung der Delegationen in einen Reichstag: nur durch die allen Ländern und Stämmen gemeinsame Erkenntniß des Zieles, an das alle hinstreben wollen, hingelangen müssen und das aller Mühsal belohnen wird. Wo sah Franz Ferdinand dieses Ziel? Er hat tüchtigen Männern vorwärts geholfen;

von den tüchtigsten sich aber in Groll wieder abgewandt. General Conrad von Hoetzendorf war freilich auch vom Erzherzog Eugen für die Nachfolge des Grafen Beck an der Spitze des Großen Generalstabes empfohlen worden; doch in militärischen Personalien hatte das Wort des Thronfolgers schwereres Gewicht. Freiherr von Conrad war sein Mann; mußte aber, weil er den Generalinspektor nicht als ihm Vorgesetzten, zwischen ihn und den Kaiser geschobenen Aufseher anerkennen wollte (noch, nach der Befehlsordnung, durfte), von dem Platz weichen, auf dem kein anderer Soldat der Monarchie ihn zu ersetzen vermochte; und wurde, nach dem Interregnum Schemua, erst zurückgeholt, als die Wetterbäume den Balkansturm ankündeten. Und der Mann, gegen dessen unbeirrbare Ruhe Conrad des Erzherzogs Zunge gewesen war, Aehrenthal, starb, ohne dem Neffen seines zuverlässigen und dankbaren Herrn versöhnt zu sein. Er mußte, durch die Annexion der Nordwestbalkanprovinzen, manche Slavenhoffnung enttäuschen, meinte drum, auf der südwestlichen Grenze sich vor harter Reibung hüten zu müssen: und war nicht in die strategische Stellung gegen Italien zu überreden, die den Thronfolger nothwendig dünkte. Franz Ferdinand konnte nach Petersburg fahren und, trotzdem ihn Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der Oheim des Gossudars, als den Gegenzaren bespöttelte, das von Iswolskij zerrissene Band wieder hübsch einknoten. Konnte er, nach Allem, was von seiner Lippe gekommen war, was von den Dächern des Quirinals und der Konsulta die Spatzen pfiffen, den Bündnißvertrag mit Italien erneuen? Nein: Oesterreichs Feinde haben ihn nicht wie den Führer himmlischer oder höllischer Heerschaar gefürchtet. Den Mächten der Triple-Entente hat sich am Veitstag kein Alb von der Brust gelöst. Das Staatsgeschäft unseres Genossen unter dem Doppeladler ward durch den Tod Franz Ferdinands nicht erschwert.

Das fordert Einen, der nicht verbittert, nicht in Vorurtheil, eigenes und Anderer über ihn, verstrickt, nicht dem verpfändeten oder gesprochenen Wort hörig ist. Einen, der fröhlich dem guten Willen und der gesunden Kraft seiner Landsleute, aller, vertraut und von allen Vertrauen erwirbt. Der aus der Summe des Möglichen das Nothwendigste errechnen kann. Und, weil er noch nichts erlebt hat, nichts zu vergessen braucht. Das ist das Wichtigste. Oesterreich-Ungarn muß allen Plunder und alles Spinnengewebe aus dem Gedächtnißschrein reißen. Nicht länger beknirschen oder bewinseln,

was war oder ihm zu sein, zu werden schien. Sondern ins Leben schauen, als habe im Morgengrau es der Wille des Schöpfers geformt. Vom Wiesengrund und vom Himmelszelt, vom Eisenstrang und von der Frachtschiffahrtrinne, von gelben Halmen und schwarzen Schornsteinen ablesen, was, ihm nützlich, werden könnte. Und mit geballter Kraft dann dieses Werden erzwingen.

Der Nibelungen Klage.

Wohin sollten die neuen Nibelungen von Pöchlarn aus reiten? „In die Südbrandung des Slavenstromes." Zu spät. Einundzwanzig Monde gingen, seit ich hier sagte: „Der Todeskampf des europäischen Türkenstaates hat begonnen. Daß er nicht kürzer sei als einst im Reich des Basileus von Byzanz, ist Englands Wunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, am Nil und in Indien nur halten, so lange der Islam die Stoßkraft nicht, von Europa weg, ostwärts wendet. Mag der Südost unseres Erdtheiles immerhin slavisch werden, der Schemel zu Rußlands Aufstieg in Uebermacht (der in Ostasien sich unbrechbare Wälle entgegenthürmen). Sputet Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg ins Aigaiermeer sichert. An Eurem Willen zur That hängt das Schicksal Europas und die vielleicht letzte Bürgschaft germanischer Herrenzukunft." Ein Krieg, ein „gerechter", in dem Oesterreich für Haupt und Leben focht, war möglich; der Sieg wahrscheinlich: denn Rußland konnte, mit brandigen Schwären am Leib und in unfertiger Rüstung, noch nicht selbst schlagen. (Daß Ferdinand diesen Krieg führen wollte, aber am Widerspruch des Kaisers erlahmte, ist Kinderlegende. Der alte Herr hatte sich, 1909 und 1913, zur Wahl des letzten Mittels entschlossen; aus dem jüngeren, dessen Auge den Lorber in Südtirol suchte, sprachen Bedenken, die nicht der Ohm geweckt hatte.) Das war. Schon im Mai 1913 mußte ich schreiben: „Oesterreich, das doch nun einmal kein deutscher Staat ist, könnte eines nicht fernen Tages bereuen, daß es nach Skutari und San Giovanni di Medua den Slaven nicht lieber als den Italienern den Weg geöffnet hat. Die gerühmte ‚Verständigung' mit Rom, die alte Wünsche Italiens der Erfüllung nähert, verleitet in ein neues Schleswig-Holstein und belastet das Grundbuch der östlichen Adriaküste mit einer italischen Hypothek. Da Oesterreich-Ungarn nicht wünschen kann, daß Wuth oder Hunger die Tschernagorzen zum Anschluß an das Königreich

Peters treibe, bleibt ihm nur noch die Wahl, die Serbenmacht zu brechen oder sich zu befreunden. Zum Verhängniß müßte ihm werden, wenn es aus der Türkenmasse nur den Haß aller Rajahvölker heimbrächte.“ Ward die Zeit erfüllt? England hat gespeichert, was der kühnste Traum einzuheimsen hoffte; behandelt uns drum vetterlich (läßt aber seinen Admiral vor der Einfahrt in die Kieler Bucht erzählen, das Geschwader komme nur, weil Wilhem es eingeladen habe, und die Besuchsabsicht sei aller Politik fern); und zaudert jetzt noch spröd vor der Frage, ob es für die Garantie ungestörter Herrschaft im persischen Petroleumreich die Meerengenschlüssel hinwerfen solle. Dem in der Würgschlinge blaßgrün gewordenen Türken hat es mit Adrianopel roth die Bäckchen getüncht. Nun wird, was seit dem Pyrrhussieg bei Skutari hier oft angekündet wurde: die beiden Serbenstaaten, deren größeren Oesterreich noch immer in enger Athemklemme hält, streben in Einung, aus dem Enklavenelend nach einem so ansehnlicher Staatengemeinschaft würdigen Großhandelsplatz am offenen Meer. Der Sandschak ist geräumt, die Möglichkeit der Einung nicht vermauert worden; und am Tisch einer Konferenz oder Reunion würde Wien ruhmlos überstimmt. Kann ein Bubenstück aus der Noth helfen? Ein neunzehnjähriger Serbe mordet Franz Ferdinand und dessen Frau. Einer aus dem Land, wo Michael und Alexander Obrenowitsch gemetzelt wurden. Aus dem Mördernest. Alle Lügen werden aus dem Kampherschrank gehakt. Prochaska? Ihr sollt uns hören stärker beschwören; sogar den Gentleman-Fälscher Nastitsch, der jede Scheusäligkeit der Karageorgewitsch gern bezeugt. Wir sind auf der Spur. Einen Stabsoffizier haben wir schon an der Gurgel. Ganz Serbien ist mitschuldig. Beweise? Uebermorgen. In Bosnien werden Serbenhäuser geplündert, die Bewohner gegeschimpft, bespien, geprügelt. In Wien tobt verwirrte Jugend vor der Serbengesandtschaft, verbrennt Serbiens Fahne, singt: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall...“ Die Wacht am Rhein: am Tag von Königgraetz. Das Sturmlied Derer, die ins Deutsche Reich schauen, nicht schielen, und an deren Zimmerwänden die Bilder zweier Wilhelm und eines Otto, des Einzigen, hängen. Freitag. In der Sonntagsfrühe liest Oesterreich-Ungarn in dem Dankerlaß des Kaisers, des Doppelmordes Ursprung sei in dem „Wahnwitz einer kleinen Schaar Irrgeleiteter“ zu suchen. Serbien ist schuldlos. Wohin sollen die Nibelungen nun ihre Rosse wenden?

Hoffnungen.

An die Wandervögel und Pfadfinder.

I.

Ein Erbe zu erhalten,
ein Erbe arg bedroht,
sollt Ihr zusammenhalten
im Leben bis zum Tod.

Ihr wandert durch die Marken,
durch unsre Heimath hin,
im Geiste zu erstarken,
Vorväterlich im Sinn.

In Euren Lauten schlafen
die alten Lieder all,
die in die Herzen trafen
die Väter mit ihrem Schall,

mit ihrem Schall vom Ruhme,
von Frömmigkeit und Muth,
durch alle Herzogthume
erklangen sie stark und gut.

Die haben uns geeinigt,
die haben uns groß gemacht,
die fremde Art gesteinigt,
das Schwächliche verlacht.

Ihr singt die alten Lieder,
durchwandert die alten Aun,
bis aus Euch selber wieder
ein Lied erobert die Gaun.

Das Lied von unserem Leben,
von unserer Sitt und Art.
Was die Alten uns gegeben,
durch Euch seis jung offenbart.

II.

Ich seh Euch durch die Wälder birschen,
es bindet Euch nicht Pfad noch Weg,
durch das Gehölz brecht Ihr gleich Hirschen,
der Fluß braucht für Euch keinen Steg

und Ihr erobert jeden Gipfel.
denn Euch gehört die weite Welt.
Ihr schlaft in hoher Bäume Wipfel
so gut wie in dem Wanderzelt.

Ihr seid vertraut mit allen Tagen,
mit Mittagssturm und Wetternacht,
und Euer Wollen, Euer Wagen
ist unserem Lande dargebracht.

So haltet ehrlich Das in Ehren,
was Euch an edlem Erbe ward.
Dem Fremden mögt Ihr gröblich wehren,
dem Eigenen treuster Eckehart.

Genug ists mit dem Meistersingen,
das Welsches in den Takt gebracht;
im Minnesang rein zu erklingen,
sei Euer deutsches Herz bedacht.

III.

Die Mädchen an der Seiten,
die Feder auf dem Hut,
die Laute zum Begleiten
und voller Morgenmuth,

so stürmt Ihr durch die Wälder,
erklettert Euren Berg,
Ihr jagt durch Au und Felder:
Euch hält kein Zaun, kein Pferch.

So halt Euch stilles Lauschen
auf unserer Vögel Sang,
geheimnißvolles Rauschen,
das aus dem Walde drang,

und Laut von allen Thieren,
der Blumen leises Blühn;
Ihr sollt Euch ganz verlieren
an letztes Sonnenglühn.

Dann lagert Euch, zu hören
dem Tag- und Nacht-Streit zu;
mit heimathlichen Chören
empfängt Euch heilige Ruh.

Spielmannslieder.

Abendständchen.

Seit ich für Dich glühe, Kind,
kleine Freundin, kleine Freundin,
weiß ich erst, was Flammen sind,
kleine Freundin, kleine Freundin.
Lösch die Feuer, mach mich froh,
meine Kleine, meine Kleine,
denn ich brenne lichterloh;
meine Kleine, meine Kleine,
kühl die Gluthen, mach mich froh,
denn es geht nicht weiter so,
meine kleine Freundin.

Wenn Du reitest, wenn Du gehst,
kleine Freundin, kleine Freundin,
wenn Du tanzest, vor mir stehst,
kleine Freundin, kleine Freundin,
seh ich immer nach Dir hin,
holdes Kind, holdes Kind,
weil ich ganz verschossen bin,
holdes Kind, holdes Kind;
zärtlich jung wird jeder Sinn,
weil ich so verschossen bin,
meine kleine Freundin.

Wirst Du roth bis bis unters Haar,
kleine Freundin, kleine Freundin,
fühl ich mich wie neunzehn Jahr,
kleine Freundin, kleine Freundin;
lacht Dein Auge, lockt Dein Mund,
süße Kleine, süße Kleine,
wird mein altes Herz gesund,
süße Kleine, süße Kleine,
vor den Augen wirds mir bunt,
lacht Dein Auge, lockt Dein Mund,
meine kleine Freundin.

Deine Stimme ist so weich,
kleine Freundin, kleine Freundin,
und Dein helles Haar so reich,
kleine Freundin, kleine Freundin.
Sprichst Du Etwas und wirst roth,
blondes Kind, blondes Kind,
werde blaß ich wie zum Tod;
blondes Kind, blondes Kind,
ende diese Liebesnoth,
komm zu mir und werde roth,
meine kleine Freundin.

Morgenständchen.

Reinster Sternenglanz,
schlägst Du Deine Augen zu uns auf.
Der Gestirne Lauf,
Sternenglanz

sind in Deinen Blicken,
die ein Glück verrathen,
drum wir lange baten,
die uns sehr und immer mehr berücken —
Sternenglanz.

Nachtigalenschlag,
wenn Du plauderst. Uns ins Herz hinein
bricht ein Frühlingsschein —
Nachtigalenschlag.
Unsere Herzen singen
Dir wie Nachtigalen,
wollen gen Himmel schallen,
laß für uns aus Deinem Munde springen
Nachtigalenschlag.

Volles Sonnenglück
strahlt zu uns aus Deinem hellen Haar,
gelb und wunderbar —
Sonnenglück.
Herz und Aug erblinden,
thun sich eng zusammen.
spielen kühn mit Flammen.
Darf ich Dir Dein Strahlenhaar aufbinden —
Sonnenglück.

Regt, wie Blumenspiel
Windhauch, Tanz Dir Deinen leichten Fuß,
daß er schweben muß,
Blumenspiel,
zittern zärtlich Wiesen,
alle Halme beben,
wie mein eigenes Leben,
selig Deines Fußes Dir zu Füßen —
Blumenspiel.

Flieht ein Rosenroth
Deinen Nacken bis ins Haar empor,
färbt Dein zartes Ohr
rosenroth,
fliegen neue Flammen,
Bangen und Verlangen,
über Schläfen, Wangen,
schlagen über Dir und mir zusammen
rosenroth.

Alfred Walter Heymel.

(Aus einem Band, der im August, unter dem Titel „Gesammelte Gedichte", im leipziger Inselverlag erscheinen wird.)

Zehn Prozent.

Der Stolz auf die neuen Bankerrungenschaften dieses Jahres hat einen Stoß bekommen. Als Deutsche Bank und Diskontogesellschaft ihre 400 Millionen angezeigt hatten, sollte eine neue Aera in der deutschen Bankengeschichte beginnen. Und nun? Die Liquidität ist wieder als Stichwort „ausgegeben" worden. Alles, was die Banken gethan haben, war pro nihilo. Zweimonatbilanzen, Erhöhung der Einschüsse, Konditionenkartell: Alles umsonst. Der Reichsbankpräsident will mehr. Bargeld will er sehen; „und nicht zu knapp." So viel, daß wenigstens die fremden Guthaben, die binnen sieben Tagen gekündigt werden können, zum fünften Theil ihres Betrages in greifbarer Münze daliegen. Eine vierte Kriegsreserve also, wenn mans beim Licht der Friedenslampe besieht. Wann sie zu liefern ist, weiß man noch nicht.

Die „Angstkonferenz" brachte aufrüttelnde Botschaft: 10 Prozent der Depositengelder und Kreditoren sollen abgetrennt und als gesonderte Reserve bei der Reichsbank gehalten werden. Die sorgt für gute Panzerung. Den Gold- und Silberschatz von je 120 Millionen, der durch das neue Finanzgesetz geschaffen worden ist, hat sie in Verwahrung. Nun sollen noch 500 bis 600 Millionen von den Banken dazu kommen. Natürlich als Giroguthaben. Das heißt: zu freier Verfügung der Reichsbank. Die kann mit dem Geld arbeiten; bis etwa die Sonderung dieser Reserven bestimmt wird? Davon ist nichts gesagt, daran ist wohl auch nicht gedacht worden. Denn die Reichsbank kann jeden Tag die ihr anvertrauten fremden Guthaben auszahlen. Die Bankleute aber ärgert die Vorstellung, daß sie mit ihren Geldern die geschäftliche Schlagkraft des Centralinstitutes erhöhen sollen. Mit dem Feldgeschrei: „Gegen das Großkapital!" sind die Amerikaner sehr schlecht gefahren. Immer neue Reformen, aber keine günstige Konjunktur mehr. Und dieser Zustand dauert schon sieben Jahre. Soll es in Deutschland auch so werden? Die Banken haben in letzter Zeit schlechte (richtiger: keine) Geschäfte gemacht. Wenn man die Herren aus den Börsen- und Korrespondenzbureaux hört, möchte man meinen, es sei allgemeiner Bankfeiertag proklamirt. Die Börse schläft. Und in solcher Zeit will man den Banken die Sorge um die Verzinsung eines Postens ihres Betriebskapitals abnehmen. Menschenfreundlich im höchsten Grade. Weil die Konjunktur nichts taugt und das Geld, angeblich, keine Verwendung findet, ist gerade das rechte Wetter, um ein neues Verhältniß zwischen greifbaren Mitteln und Verbindlichkeiten herzustellen. Wenn nun aber die Voraussetzung der Toten Saison nicht mehr besteht? Wenn das Bargeld gebraucht wird? Man sagt: „Die Banken können jetzt ohne Mühe das von der Reichsbank gewünschte Prozentverhältniß erreichen, weil der Geldumsatz nicht sehr groß ist." Schön. Dann müßte die Neuerung aber in dem Augenblick wegfallen, wo die geschäftliche Konjunktur wieder stark wird und große Ansprüche an die Bereitschaft der Kreditinstitute stellt. Entweder gilt die Depression als Dauerzu-

stand oder die Barreserve von 10 Prozent kann nur so lange gehalten werden, wie das Geld nicht gebraucht wird. Eins nur ist möglich.

Um eine bewegliche Garantie für die fremden Guthaben der Banken zu haben, brauchte man nicht einen so großen Apparat. Die Depositen und Kreditoren waren bei den größeren deutschen Aktienbanken, nach den Zwischenbilanzen vom April 1914, zu rund 5,3 Prozent durch Bargeld und Guthaben bei Noten- und Abrechnungbanken gedeckt. Dieser Prozentsatz entspricht etwa dem zehnten Theil der Guthaben mit kürzester Kündigungfrist. Wenn die Banken, trotz dem matten Geschäftsgang, nicht über 5,3 Prozent hinausgekommen sind, werden sie eine weiter entfernte Maximalgrenze kaum erreichen. Die 5 Prozent, die den Reichsbankleitern mißfallen, zeigen also das höchste der Gefühle. Da kann natürlich von einer elastischen Form der neuen Reserve nicht die Rede sein. Nur das starre System paßt den Reformatoren. Ließe man den Banken die baren Gelder, so würden sie, statt zinslos zu liegen, mitarbeiten. Was die Institute als Kassenbestände führen, sind nur die Ueberschüsse, die gerade nicht gebraucht werden. Die Höhe dieser Salden wechselt also ständig, weil sie in unmittelbarer Beziehung zur Temperatur des Geschäftes steht. Der natürliche Zusammenhang soll zerstört werden. Die Banken müssen auf ihre Barbestände verzichten, um sie der Reichsbank zu geben. Sind es einfache Giroguthaben, die ohne Nebenabsicht hingelegt und genommen werden, so dienen sie den Geschäften als Unterlage und bieten die Möglichkeit, für den Platzwechsel einen Ausgleich in vermehrten Ansprüchen an die Reichsbank zu finden. Aber in diesem Sinn will Herr Havenstein natürlich die Reform nicht aufgefaßt sehen; er möchte nicht, daß die Bank ihre Eigenschaft als „letzte Hilfe“ noch mehr ausbilde. Soll die Neuerung einen Sinn haben, so könnte sie nur als Verstärkung der finanziellen Bereitschaft der Banken aufgefaßt werden. Daß unsere Bankdirektoren glauben, die Reichsbank wolle sich auf Kosten der anderen Geldinstitute stark machen, ist eigentlich der gewichtigste Beweis gegen die Brauchbarkeit der Idee. Wittern sie Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis? Der Reichsbankpräsident, der das „Einreservesystem“ bekämpfen will, würde es fördern, wenn er den Banken den Einfluß auf ihre Barreserven entzöge und sie zwänge, sich beim Centralinstitut schadlos zu halten.

Auch in England wird die Verlängerung der Metalldecke für die Depositengelder gefordert; aber da will man einfach die Reichsbank entlasten und die Goldbestände der Depositenbanken erhöhen. Der Vorschlag des Sir Edward Holden, des Präsidenten der London City & Midland Bank, wünscht die Decentralisirung der Barreserve, also das Gegentheil von Dem, was aus der Anregung unserer Reichsbankexcellenz entnommen werden kann. Die englischen Joint Stock Banken verwalten rund eine Milliarde £ fremder Gelder, also etwa ums Doppelte mehr, als sämmtliche deutschen Aktienbanken (10 Milliarden Mark) besitzen. Die Goldbestände machen ungefähr 50 Millionen £ aus, sind also, mit 5 Prozent, niedriger als das prozentuale Verhältniß (5,3) in Deutsch-

land. Es ist wichtig, auf diesen Unterschied zu achten: er zeigt, wie gut sich die Geldbereitschaft der deutschen Finanz neben den Reserven der so laut gerühmten britischen Depositenbanken behaupten kann. Und zugleich sieht man, daß die deutschen Finanzinstitute mit einem tief eingewurzelten Vorurtheil fertig werden. Sir Edward Holden glaubt, daß es genüge, wenn die englischen Banken ihren Goldschatz um 1 Prozent verbreitern. Dabei ist die Bank von England viel enger in veraltete Gesetzesbestimmungen gepreßt als die Reichsbank. Die bewegt sich mit ihrem Goldschatz zwischen 1350 und 1400 Millionen und hat einen wesentlich höheren Goldstandard als die Engländerin. Trotzdem wird eine Verdoppelung der Barreserven verlangt, während in England eine Erhöhung um den fünften Theil als genügend gilt. Das Rüstungfieber hat offenbar ansteckend gewirkt. Statt der Gütererzeugung wird die Produktion von Reserven gepflegt. Ist Das wirklich nöthig? Fürchtet man gar nicht, die wirthschaftliche Leistung des deutschen Kapitals, die doch ansehnlich genug ist, vor dem Ausland herabzusetzen? Seit Wochen und Monaten hören wir, daß wir in der besten Finanzverfassung sind. Daß Alle, die Geld brauchen, nach Deutschland kommen. Daß der deutsche Geldmarkt durch kein Tänzchen zu erschüttern wäre. Warum also fordert man Ausnahmegesetze?

Die Banken werden in Belagerungzustand versetzt und wissen nicht, woher sie eigentlich das Geld nehmen sollen, das die Reichsbank von ihnen haben will. Wenn es da wäre, würde es in den Bilanzen sichtbar sein. Es ist eben nicht da und muß erst herbeigeschafft werden. Aber wie? Durch die Ausgabe neuer Aktien? Wohin dann mit dem Ueberfluß von Bankaktien? Das Publikum hätte keine Lust, Papiere zu kaufen, deren Rentabilität, durch die geplante Entziehungskur, zweifelhaft geworden wäre. Wenn die Geldinstitute das Bargeld, das sie aufnehmen, weitergeben müssen, ohne einen Zinsgenuß davon zu haben, so verwässern sie ihr Aktienkapital und die Dividende wird schlechter. Schon die bloße Erörterung des havensteinischen Planes hat die Kurse der besten Bankwerthe gedrückt. Von der Abtrennung der Barreserve würden am Meisten die Institute betroffen, die die meisten Depositengelder verwalten, dem Wesen der Reinen Depositenbank also am Nächsten kommen. Während man sonst den Aktien dieser Bankart den Vorzug giebt, würden sie, nach der Veröffentlichung des Barprojektes, in die zweite Reihe gedrängt. Die oft verlangte Trennung der Depositen- von den Effektenbanken könnte auch ungünstig wirken.

Die Erhöhung des Aktienkapitals ist also zur Erlangung der Barreserven nicht geeignet. Was dann? Das übliche Mittel, um Geld zu machen: die Ausgabe von Finanzwechseln. Die Banken geben ihr Accept, nicht, wie es unter normalen Verhältnissen geschieht, als Vermittler für die Zahlungen ihrer Kundschaft, sondern, um Geld zu bekommen Der Finanzwechsel ist der illegitime Bruder des Waarenwechsels. So wichtig der als Kreditinstrument ist und so unbestritten, im Normalfall, seine Kräfte sind, so wenig Geschmack findet eine ge-

läuterte Wirthschaft an dem als Bastard bemakelten Finanzwechsel. Man weiß, daß die Amerikaner in Tagen der Geldnoth ihre Finanzwechsel nach Europa schicken und daß die Bank von England sich dieser unerwünschten Gäste zu erwehren sucht. Eine Bank kann den Ausweg in Finanwechsel suchen, um sich rasch mit Geld zu versehen. Das geschieht aber nur in Ausnahmefällen und dann meist so, daß die Transaktion „in der Familie“ bleibt. Der Wechsel wird bei einer befreundeten Bank begeben und verschwindet später, ohne Aufsehen gemacht zu haben. Ganz anders ists natürlich, wenn die Hohe Finanz eine Massenproduktion solcher Wechsel vornimmt. Dann schwellen die Acceptschulden an; und die Zwischenbilanzen machen Jeden, der sie sich ansieht, auf diesen Prozeß aufmerksam. Der ist also nicht zu verbergen; und die Banken werden das größte Interesse daran haben, ihn so dick wie möglich zu unterstreichen. Zur Verbesserung der Liquidität tragen solche Geschäfte natürlich nicht bei. Die Verbindlichkeiten wachsen, nicht aber zugleich die greifbaren Vermögensbestände. Die Barreserven der Reichsbank zählen natürlich mit. Aber sie gehören nicht zu den Betriebsmitteln: deshalb muß die Lücke an anderen Stellen wieder ausgemauert werden; denn die Dividende soll doch nicht leiden. Die Folge ist, daß die Bankgelder hauptsächlich auf Gebieten arbeiten müssen, die sich durch reiche Fruchtbarkeit auszeichnen. Besonders im Kontokorrentverkehr. Von einem Wachsthum der Debitoren haben aber die Liquiditätfanatiker nichts, da diese Außenstände nicht mit zu den liquiden Mitteln gehören. Und in diesem Bilanzstrich sind die Gewitter nicht selten. Die Verwerthung der fremden Gelder verschiebt sich also aus der gemäßigten in die heiße Zone. Das ergiebt, nach der herrschenden Liquiditätlehre, eine Verschlechterung.

So oder ähnlich müssen die Dinge sich entwickeln. Die Beziehungen der Kreditinstitute zum Wirthschaftleben beruhen auf einem natürlichen Ausgleich von Geben und Nehmen. Wird dieser Ausgleich gestört, so müssen die Folgen fühlbar werden; denn es handelt sich nicht um einen Kramladen, der heute mit Käse, morgen mit Obst handeln kann. Die Reichsbank wird keine leichte Arbeit haben. Die Bankleiter sind verstimmt, weil sie nicht darauf gefaßt waren, daß, nach Havensteins beruhigender Erklärung im Reichstag (Januar 1914), ein so gefährliches Reformprogramm kommen werde. Ich habe damals hier gesagt, daß ein Depositengesetz in der Luft liege. Das wurde bestritten. Nun ist aber bewiesen, daß meine Vermuthung der Wahrscheinlichkeit näher kommt als das Dementi. Wie soll die Einrichtung der Barreserven ausgeführt werden, wenn nicht durch ein Gesetz? Nur Zwang könnte den Banken den letzten Blutstropfen auspressen. Und daß die Drohung ernst gemeint ist, wird durch die Höhe der verlangten Reserven bewiesen. Im Vergleich zu den 10 Prozent waren alle früheren Anregungen bloßes Vorpostengeplänkel. Jetzt erst ist das grobe Geschütz aufgefahren worden. Die Schlacht soll also geschlagen werden. Wer siegen wird? Noch scheinen die Bankenleiter standhaft. Ladon.

Für die Griechen!

Die europäische Türkei ist von der Landkarte geschwunden und ihr Schwinden ist der Vereinigung der Balkanstaaten zu einem gemeinsamen Bund zu verdanken. Dieser Balkanbund kam der ganzen Welt und am Meisten der berüchtigten europäischen Diplomatie vollkommen unerwartet. Er hatte schwere Sünden der Vergangenheit gutgemacht und Millionen von Christen endlich die Freiheit gebracht.

Die Jungtürken zogen, in dem Fanatismus, der sie gänzlich verblendet, aus den Ereignissen der letzten Umstürzung auf dem Balkan nicht die richtigen Konsequenzen. Statt zur Ueberzeugung zu gelangen, daß die Machtperiode des Osmanenreiches unwiderruflich vorbei ist und daß die Türkei ihre weitere Lebensfähigkeit in Europa nur erweisen kann, wenn sie der europäisch-christlichen Kultur gegenüber toleranter ist und nach den schweren Erschütterungen trachtet, sich zu sammeln und das ihr Gebliebene zu konsolidiren, scheinen die Jungtürken entschlossen, das Werk der Zerstörung fortzusetzen. Sie müssen wohl überzeugt sein, daß ihr neues politisches Programm, die Ausrodung der Griechen, der Türkei selbst nur Unheil bringen kann; aber sie sind eben Türken, also Fatalisten; wie sie, Alt- und Jungtürken, den Verlust der europäischen Türkei als eine Schicksalsnothwendigkeit hinnahmen, mit dem selben Fatalismus und der selben Gemüthsruhe werden sie sich übermorgen ins Unabänderliche fügen, wenn die Reihe des totalen Zerfalles an Kleinasien gekommen sein wird.

Da im verstümmelten Osmanenreich weder Bulgaren noch Serben, wohl aber noch etwa zweieinhalb Millionen Griechen zurückgeblieben sind, so ersann das jungtürkische Komitee das einfache Rachemittel gegen die Griechen: die systematische Verfolgung des griechischen Elementes in Thrakien und Kleinasien. Diese Hetze begann schon vor zwei Monaten und nahm in den letzten drei Wochen so grausame Formen und solche Dimensionen an, daß das Oekumenische Patriarchat sich gezwungen sah, die Griechen in der Türkei als im Verfolgungzustand zu erklären und die griechischen Kirchen und Schulen zu schließen. Zum letzten Mal war diese Maßregel vom Oekumenischen Patriarchat im Jahr 1891 gewählt worden, als Abd ul Hamid die Privilegien des Patriarchates aufheben wollte; und der Zufall fügte, daß auch damals auf dem Stuhl des Patriarchen, als locumtenens, der Mann saß, der heute darauf sitzt. Doch was Abd ul Hamid war, sind nicht die heutigen Usurpatoren von Konstantinopel. Abd ul Hamid war überzeugt, daß die osmanischen Griechen eine Macht und den kulturellen Fortschritt der Türkei bedeuten. Die Jungtürken sind von Anfang an andere Wege gegangen. Die Ereignisse der letzten zwei Jahre sind die direkte Folge ihres vierjährigen Interregnums gewesen und sie haben an ihrem bisherigen Zerstörungwerk noch immer nicht genug. Wir sehen sie heute mit geradezu wahnsinnigem Fanatismus daran weiter-

arbeiten: es ist ihr Los, das Land, dessen Geschicke in ihren Händen liegen, der endgiltigen Katastrophe entgegenzuführen.

Ich habe in meinen in Berlin und Wien im April dieses Jahres gehaltenen Vorträgen wörtlich gesagt: „Wie die Kreta-Frage das Grab der europäischen Türkei geworden ist, so könnte die Inselfrage sehr leicht das Kleinasiens werden.“ Die Jungtürken fordern noch immer Chios und Mytilene und morgen kann deshalb ein neuer Krieg zwischen der Türkei und Griechenland unvermeidlich werden. Die Gräuel, die das Komitee anordnet und ausführen läßt, übersteigen Alles, was Phantasie sich vorstellen kann. Am lichten Tag oder auch nachts werden griechische Ortschaften von Baschibozuks und regulären Soldaten überfallen und alle Griechen, die sich nicht sofort fügen, einfach getötet. Dann beginnt die allgemeine Plünderung, die Schändung der Frauen und Mädchen und zuletzt werden alle Einwohner, zu Tausenden, gezwungen, Habe und Gut zu verlassen und wegzuziehen. Auf diese Weise sind bis heute aus Thrakien und Kleinasien fast zweihunderttausend Griechen, nachdem sie aus ihren Häusern vertrieben und ihres Eigenthumes beraubt worden waren, obdachlos geworden. Auf diese Weise haben in Thrakien, Scholarion, (Σχοχάριον), Stranza, Viza, Csorlu, Kalipolis, Malgara, in Kleinasien Dardanellen, Pergamos, Kydoniae, Dikeli, Pabuktepe, Alt- und Neu-Phokaea mit unzähligen anderen griechischen Ortschaften das selbe Schicksal getheilt: sie sind geplündert und zerstört worden und die unglücklichen Einwohner zerstreuen sich nach allen Richtungen des Aegaeischen Meeres, um Brot und Obdach zu finden. So sind die Inseln Chios und Mytilene, die Umgebung von Saloniki und Griechisch-Makedonien mit Flüchtigen überfüllt. Sie bedeuten für Griechenland eine schwere ökonomische Belastung und zugleich eine enorme Verwaltungschwierigkeit: denn die Unglücklichen müssen untergebracht werden. Der fünfzehnte Junitag hat uns ein Bild gezeigt, das uns wohl unvergeßlich bleiben wird. An diesem Tag allein sind zwölftausend Flüchtlinge angekommen. Der erste Dampfer „Karasuli“ kam früh an. Ich glaube nicht, daß Jemand ohne Thränen das Schauspiel sah, das sich nun bot. Auf dem Dampfer waren dreitausendachthundert Flüchtlinge. Denken Sie sich dabei ein wirres Durcheinander von Männern, Frauen, Greisen, Greisinnen und Kindern. Die Unglücklichen kamen aus Alt-Phokaea (beim Golf von Smyrna); zweihundert Phokaeoten waren von den Baschibozuks getötet worden, an Bord waren zwölf schwer, zwanzig leicht Verwundete, die alle vor dem Auge des erregten Volkes ins hiesige Spital überführt wurden. Unter den Verwundeten sind auch Frauen und Kinder. Drei Frauen hatten am Strand von Phokaea geboren, eine vierte hat an Bord Drillinge zur Welt gebracht, von denen ein Kind lebt. Klein wie Groß schrien nach Wasser und Brot. Etwa vierzig Frauen und Kinder wurden in Ohnmacht, in Folge Hungers, am Landungplatz beim Zollamt ins Freie gebracht, gebettet, dann mit Brot und Kaffee gelabt. Eine Mutter hält ihr Neugeborenes in den Armen und beweint ihren getöteten Mann

Unter den Flüchtlingen ist der Adjunkt des Metropoliten von Smyrna, der Bischof von Xanthupolis, Herr Ambrosius, der Sekretär der Metropolie von Smyrna, Herr Koronopulos, und der Archimandrit Alexios von Phokaea.

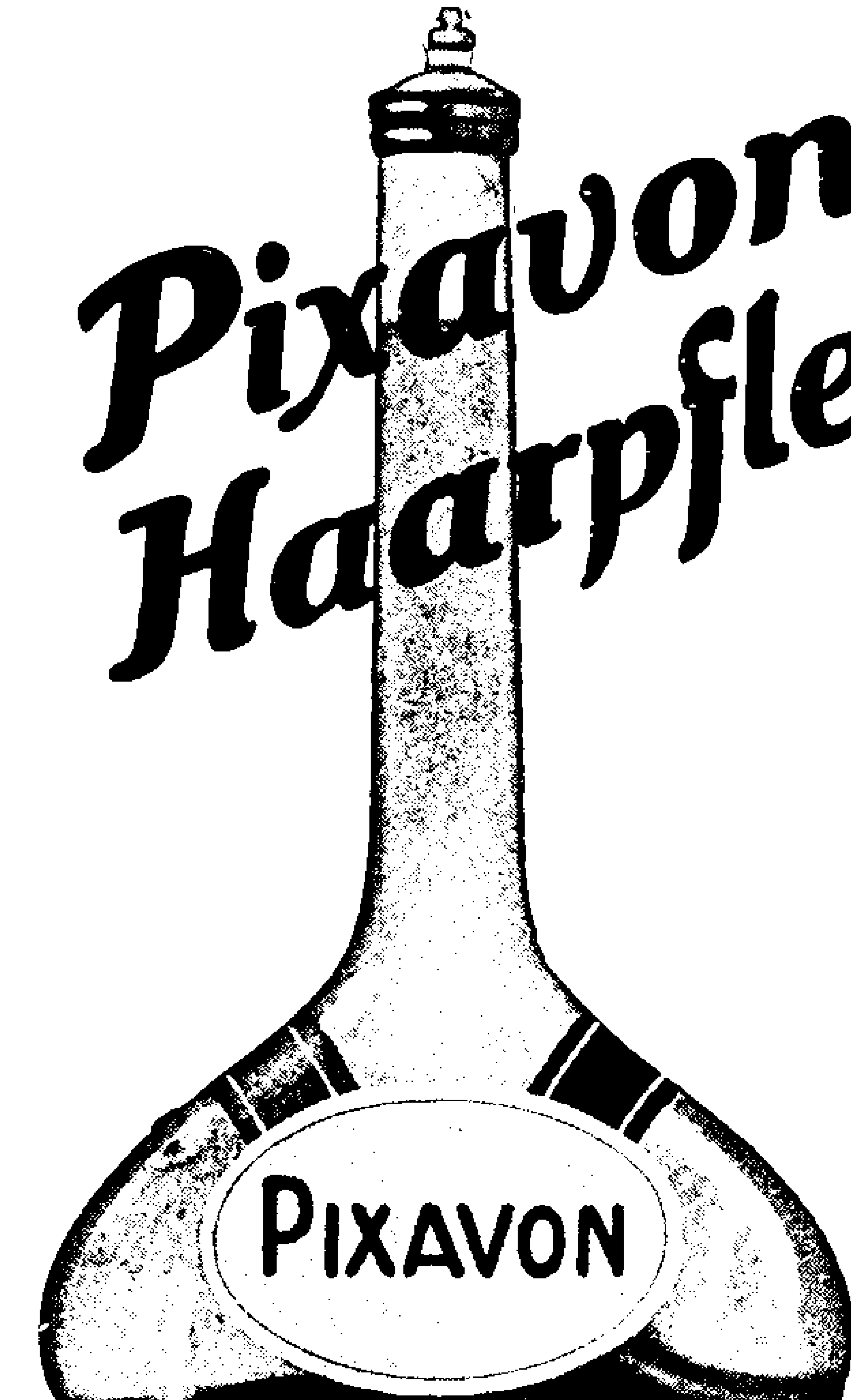
Die Geschichte der griechischen Nation ist gewiß voll von Thaten und Größe, aber auch voll von Tragik. Einen der Wendepunkte in dieser Geschichte muß jetzt die türkische Griechenhetze bringen. Die Griechen der Türkei haben bis jetzt nicht nur als einfache Christen zu leiden gehabt, sondern sie waren oft auch schon deshalb der Gegenstand besonderer Verfolgungen, weil Griechenland noch nicht die Macht hatte, seine in der Türkei bedrängten Söhne in Schutz zu nehmen. Heute ists anders. Die Türkei muß sich in das Schicksal fügen: in ihrem heutigen Zustand, mit einem Fuß im Grabe, kann sie Keinem mehr Furcht einflößen; ihre Tage sind ja gezählt und die neuen Verirrungen sind nur die letzten Anstrengungen eines Verurtheilten, der sich ans Leben klammert. Die Schandthaten der Komiteetürken beweisen, daß unter ihrer Leitung ein Europäern erträgliches Staatswesen nicht entstehen kann.

Im Namen der Hunderttausende von obdachlosen und hungernden griechischen Flüchtlingen aus der Türkei appellire ich an die Nächstenliebe, das Humanitätgefühl der mächtigen deutschen Nation; ich flehe sie, als Menschen, an, diesen Unglücklichsten der Unglücklichen mit ihrem wohlthätigen Pfennig aus grenzenlosem Elend zu helfen!

Saloniki. Dr. Andreas Okkas.

Für die Bereitschaft zu solcher Wohlthätigkeit wird gewiß die Deutsch-Griechische Gesellschaft sorgen, die in München gegründet worden ist. Die Veröffentlichung des Briefes schien mir nöthig, weil die schimpfliche Jungtürkenhätschelei, die Schande deutscher Nation, der Menge noch immer die Erkenntniß sperrt, daß der Türke zwar nicht schlechter als andere Menschen, der islamisch-türkische Hordenstaat aber, mit dem Meuchelmörder Enver als Gonfaloniere der Freiheit, mit dem Trugbanner verbürgter Menschenrechte an seiner Spitze, in oder dicht bei Europa ein unerträgliches Gräuel ist. Alle redlichen Herzen und alle über den nächsten Morgen hinausblickenden Politiker würden den Griechen zujauchzen, wenn ihr Konstantin, ihr Venizelos sicher sein dürfte, der Kontinentplage, der Pest Kleinasiens bald Herr zu werden. Natürlich werden die Pfründner und Schmeichler der Türkei wieder schwatzen, die Behandlung der Griechen sei viel glimpflicher, als sie von Athen und Saloniki aus dargestellt werde. War nicht auch „übertrieben“, was von dem hunnischen Wüthen der lieben Bulgaren berichtet wurde? Leset das (von Sakkellarios in Athen verlegte) Buch „Les cruautés bulgares“, das Alles, auch das Grasseste, bestätigt: und lernet, bis der nächste Band, der über die Türken, erscheint, verstehen, warum, nach Ferdinands Kreuzzug, Bulgaren und Türken einander so rasch fanden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.


PIXAVON







Berlin-Halensee, Joachim-Friedrich-Straße 37.


Vergnügungs- u. Erholungs-
Reisen zur See
2 Nordlandfahrten bis Drontheim
mit dem Doppelschrauben-Dampfer Meteor.
Abfahrt von Hamburg:
am 1. August und 16. August.
Jedesmalige Reisedauer 13 Tage.
Fahrpreise von Mk. 250.— an aufwärts.
Nordlandfahrt nach Island u. Spitzbergen
m. d. Doppelschrauben-Postdampfer Victoria Luise.
Abfahrt von Hamburg am 2. August.
Reisedauer 25 Tage.
Fahrpreise von Mk. 550.— an aufwärts.
2 Reisen um die Welt
ohne Dampferwechsel mit den Doppelschrauben-Post-
dampfern Cincinnati und Cleveland
Abfahrt von Hamburg:
30. Dezember 1914 und 14 Januar 1915.
Jedesmalige Reisedauer 141 Tage.
Fahrpreise von Mk. 3825.— an aufwärts.
Alles Nähere enthalten die Prospekte.
Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsreisen.


Saison Mai-September
Freiherrlich von und zu
Guttenberg'sches
BAD NEUHAUS
Station Neustadt a. d. Saale.
Strecke Schweinfurt-Meiningen.
Sol- und Moorbäder, Trink- und
Bade-Kuren, Mittelstandspreise.
Kohlensaure Kochsalzquellen.
Erprobte Heilkraft bei Magen- und
Darmkatarrhen, Gallensteinen, Rheu-
matismus, Gicht, Herzleiden, Frauen-
leiden, Hämorrhoidalleiden u. s. w.
Prospekte u. Auskunft durch die Badeverwaltung
Bad Neuhaus a. d. Saale.
Fernspr.: Neustadt a. d. Saale No. 47.

Reiseführer

Strassburg i. E. Restaurant Sorg

Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Wiesbaden :: Nassauer Hof Hochvornehmes Hotel in freier bevorzugter Ost- und Südlage gegenüber Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eigenem Kochbrunnenzufluß. 1 0 Wohnungen und Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

ZÜRICH HOTEL PELIKAN

Neues, modern eingerichtetes Haus. Ruhige Lage.

CITY-HOTEL • ZÜRICH

Sihlstrasse — Bahnhofstrasse
A. Bohrer-Heim, propr.

Neu erbautes, komfortabel ausgestattetes Haus, **120 Betten** von Fr. 4,— an. **Fliessendes** Wasser, kalt und warm, in allen Zimmern, Doppeltüren. Wohlgepflegte Küche und Keller, **nur Originalware.**

Behagliches **Café-Restaurant. • Löwenbräu München. • Original Pilsener.**

Touristen und Familien angelegentlichst empfohlen.

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz Station Schlossbahnhof.
Sanatorium. Spezial. Untersuch. u. diätetisch-physikal. Behandl. chronischer innerer Krankheiten. Herrliche Lage. Herrliches Klima
100 Betten, Zentralheizung, elektrisches Licht, Fahrstuhl.
Stets geöffnet. Besuch a. d. best. Kreisen.

Sanatorium Schierke
im **Oberharz.** 640 m. **Physikal.-diätet. Heilanstalt.** Mod. Hotel-Dependance: **Barenberger Hof** bei Schierke. Wundervolle Lage.
Geh. San.-Rat Dr. Haug.
Dr. Kratzenstein.

Ferien-Reisen nach dem Norden

mit der

„Thalia" des Österreichischen Lloyd

IX. „Dritte Nordlandfahrt: Nach Spitzbergen und dem ewigen Eise" vom 3. bis 30. August. — Von Amsterdam über Molde, Tromsö etc., Nordcap zur Grenze des ewigen Eises, Spitzbergen (Virgohafen, Magdalenen—Bay, Cross—Bay, Bell—Sund), Hammerfest, Drontheim, Bergen nach Amsterdam. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka Mk. **560.**— an.
Landausflüge durch **Thos. Cook & Son.**

X. „Bäderreise" vom 1. bis 28. September. — Amsterdam, Cowes (Insel Wight), Bayonne (Biarritz), Arosa Bay (Santiago), Lissabon, Cadiz (Sevilla), Tanger, Gibraltar, Malaga (Granada), Algier, Tunis, Malta, Corfu, Cattaro, Busi (Grotte), Brioni, Triest. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka M. 500.— an.

XI. „Nach Dalmatien, Albanien, Sizilien und Tunis" vom 3. bis 19. Oktober. — Triest, Spalato (Salona), Gravosa, Durazzo, Valona, Messina (Taormina), Palermo, Tunis (Karthago), Malta, Syrakus, Korfu, Cattaro, Triest. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka M. 330.— an.

XII. „Herbstreise nach dem Süden" vom 23. Oktober bis 10. November. Triest, Brioni, Cattaro, Messina (Taormina), Neapel, Palermo, Tunis (Karthago), Malta, Corfu, Gravosa (Ragusa). Triest. — Fahrpreise samt Verpflegung von zirka M. 360.— an.

Prospekte gratis und Auskünfte bei dem **Oesterreichischen Lloyd: Berlin,** Unter den Linden 47; **Cöln,** Wallrafplatz 7. **Elberfeld,** Reisebureau Sehnert & Hartmann, Hotel Kaiserhof g. d. Hauptbahnhof, **Frankfurt a. M.,** Kaiserstraße 31; **München,** Weinstraße 7, **Hamburg,** Neuer Jungfernstieg 7. **Dresden,** Alfred Kohn, Christianstraße 31, **Leipzig,** Friedrich Otto, Georgring 3, **Breslau,** Weltreisebureau Kap. von Kloch, Neue Schweidnitzer Straße 6, **Wien I., Kärntnerring** 6; **Genf,** A. Nutral, le Coultre & Co., Grand Quai 24; **Prag II,** Wenzelsplatz 67.

Deutsche Erdöl-Aktiengesellsch. zu Berlin.

Bilanz per 31. Dezember 1913.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
I. Deutsche Erdölunternehmen.				
1. **Im Elsass:** a) Eigene Erdölwerke. Grundstücke, Gebäude, Raffinerie- u. Bergwerkseinrichtungen			2 228 874	59
Mobilien			2	—
Oelgerechtsamen			2	—
Oelquellen			2	—
b) Verein. Pechelbronner Oelbergwerke G. m. b. H. Sämtliche Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 3 500 000			4 553 757	05
2. **Sonstige Raffinerien.**				
Sämtl. Geschäftsanteile d. Gesellschaften m. b. H.: Nennbetrag				
Deutsche Erdölwerke Wilhelmsburg . . . . . M 2 000 000	2 371 335	—		
Hannov. Erdölraffinerie, Linden . . . . „ 201 000	481 326	—		
Mineralölraff. Grabow, Grabow (mit 25% eingez.) „ 100 000	25 000	—		
Wietzer Mineralölraff., Wietze (mit 25% eingez.) „ 100 000	25 000	—		
Deutsche Benzinfabriken, Berlin . . . . „ 724 500	648 840	30		
Berliner Benzin-Werke, Berlin . . . . „ 300 000	180 000	—		
Hamburg. Benzin-Werke, Hamburg . . . . . . „ 350 000	160 000	—		
Rheinische Benzin-Werke, Köln . . . . „ 200 000	90 000	—		
50 % d. Geschäftsant. d. Mineralölraffin. Rheinau G.m.b.H., Mannh.-Rheinau (St.-K. insg. M. 150 000) „ 75 000	180 493	50	4 161 994	80
3. **Deutsche Mineralöl-Industrie-Aktiengesellschaft, Wietze in Hannover.** Beteil. im Nennbetr. von M. 8 100 000. . . .			5 652 166	18
II. Oesterreichische Erdölunternehmen.				
Premier Oil and Pipe Line Co. Ltd., London, Beteiligung im Nennbetrage von £ 469 000 Vorzugsaktien	6 026 012	35		
„Austria“ Petroleumind. A.-G., Wien, Beteiligung im Nennbetrage von Kr. 4 966 000.	2 021 243	—		
Mineralöl-Industrie A.-G. „Trzebinia“, Wien, Beteiligung im Nennbetrage von Kr. 320 000 Vorzugsaktien	125 120	—	8 172 375	35
III. Rumänische Erdölunternehmen.				
„Concordia“, Rumänische Petroleum-Industrie A.-G., Bukarest, Beteiligung im Nennbetrage von Lei 9 189 750	4 458 235	13		
„Vega“, Rumän. Petroleum-Raffinerie A.-G., Bukarest, Beteiligun im Nennbetrage von Lei 2 240 000.	1 085 891	—		
„Credit Petrolifer“, Gesellsch. z. Förder. der Entwicklung der rumänischen Petroleum-Industrie, Bukarest, Beteiligung im Nennbetrage von Lei 2 555 000	1 268 465	—		
Erste Rumänische Bohrgesellschaft A.-G. in Liqu., Ploesti, Beteiligung im Nennbetrage von Lei 257 000.	205 600	-	7 018 191	13
IV. Verkaufs-, Transport- u. Lagerungs-Unternehmen.				
„Olex“ (A.-G. für österr. u. ungarische Mineralölprodukte, Wien) Beteiligung im Nennbetrag von Kr. 2 368 400	2 679 683	40		
Deutscher Mineralöl-Verkaufsv. G. m. b. H., Berlin (Oelkontor). Sämtl. m. 25 % eingez. Geschäftsant. im Nennbetr. v. M. 500 000	125 000	—		
„Köhlbrand“ Industrie-Gesellsch. m. b. H., Berlin. Sämtliche Geschäftsanteile im Nennbetrage von M. 20 000.	20 000	—		
Umschlagsanlage Regensburg.	110 160	55		
Fahrzeuge	627 396	57	3 562 240	52
Anzahlung auf in Ausführung begriffene Schiffsbauten . . .			703 364	30
V. Kaliunternehmen.				
Verschiedene Beteiligungen			3 343 324	58
VI. Bestände.				
Rohölbestand im Elsaß und in Wietze	62 974	09		
Bestand an Halb- und Fertigfabrikaten in Rumänien, auf der Köhlbrandanlage, auf den Benzinfabriken, auf den Lägern der Olex, des Oelkontors und unterwegs befindlich	5 795 986	65		
Material. u. Fastag. a. d. Köhlbrandanl. u. i. elsäss. Bohrbetrieb	214 805	40		
Wertpapiere: $3^1/_2$ % Pr. Konsols im Nennbetrage von M. 7000	5 978	—		
Kassenbestand	22 743	07	6 102 487	21
VII. Verschiedenes.				
Beteiligung an Patentunternehmen			19 000	—
Deutsche Bohrgesellsch. f. Erdöl G. m. b. H., Berlin, Beteil. i. Nennb. v. M. 500 000,—, eingez. m 25% (Stammk. insg. 520 000,—)			125 000	—
Mobilien			1	—
Zollhinterlegungen			41 880	68
Vorausgezahlte Versicherungsbeträge			34 803	47
Vorausgezahlte Kesselwagenmiete			57 732	—
Avale . . . . M. 7 413 8 3,40				
Debitoren			15 383 844	47
			61 161 043	33

Passiva.	M.	pf
Aktienkapital	30 750 000	—
Anleihen	9 682 000	—
Gesetzliche Rücklage . . .	7 492 000	20
Sonderrücklage	1 230 223	64
Rückstellung für Selbstversicherung	1 000 000	—
Delkredere-Rückstellung . .	32 500	—
Transport	50 186 723	84

	M.	pf
Transport	50 186 723	84
Rückstell. für Anleihezins. u. ausgeschr. Schuldverschrb.	155 215	—
Nicht erhobene Dividende .	5 060	—
Rückstellung für Talonsteuer	93 276	50
Avale . . . . M. 7 413 853,40		
Kreditoren	4 562 409	82
Reingewinn	6 158 358	17
	61 161 043	33

Gewinn- und Verlustrechnung per 31. Dezember 1913.

Soll.	M.	pf
Geschäfts- und Verwaltungsunkosten	907 059	95
Aufgeld für ausgeloste Schuldverschreibungen	4 890	—
Steuern	111 009	64
Zinsen	509 709	59
Abschreibungen:		
1. auf eigene Erdölwerke im Elsaß (außer Vereinigte Pechelbronner Oelbergwerke G. m. b. H.)	871 570	48
2. auf Verschiedenes	120 910	05
Rückstellung für Talonsteuer pro 1913	35 187	—
Reingewinn	6 158 358	17
	8 718 694	88

Haben.	M.	pf
Vortrag aus 1912	775 746	23
Erträgnis aus elsässischen Unternehmen	4 756 142	87
Erträgnis aus sonstig. deutsch. Unternehmen, einschl. d. Handelsgeschäfts	1 810 232	64
Erträgnis aus österreichischen Unternehmen	624 983	14
Erträgnis aus rumänischen Unternehmen	751 590	—
	8 718 694	88

Die für das Geschäftsjahr 1913 für unsere Aktien

Nr. 1—20 500 auf 17 pCt.
„ 20 501—30 750 „ 8½ „

festgesetzte und durch die Generalversammlung genehmigte Dividende gelangt gemäß Couponvorschrift vom 1. Juli d. J. ab bei den Banken:

Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin W. 8,
S. Bleichröder, Berlin W. 8,
Dresdner Bank, Berlin W. 56,
Rheinische Bank, Essen-Ruhr,
Essener Credit-Anstalt, Essen-Ruhr,
Laupenmühlen & Co., Berlin NW. 7,

gegen Einlieferung der Gewinnanteilscheine

Nr. 5 für die Aktien Nr. 1—6625 } mit M. 170 pro Stück
Nr. 4 „ „ „ „ 6626—8000
Nr. 3 „ „ „ „ 8001—13000
Nr. 2 „ „ „ „ 13001—20500
Nr. 1 „ „ „ „ 20501—30750 mit M. 85 pro Stück

zur Auszahlung.

Der Vorstand. R. Nöllenburg.

Bilanz per 31. Januar 1914.

Aktiva.	M.	pf	Mk.	pf
Grundstücks-Konto .			97669	57
Gebäude-Konto:				
Fabrik usw. 359491				
Bürogb. 78410				
abzügl.				
Hypoth 27000 51410	410 901	—		
Zugang Neubau-Kto.	194 535	97		
	605 436	97		
Abschreibung . . .	18 436	97	587000	
Anschlussgleis-Konto			1	—
Handwerkzeug-Konto	50 015	50		
Zugang	2 907	29		
	52 922	79		
Abgang	4 590	87		
	48 331	92		
Abschreibung	48 330	92	1	—
Bohrwerkzeug-Konto	704 482	—		
Zugang	180 496	43		
	884 978	43		
Abgang	66 511	57		
	818 466	86		
Abschreibung	98 466	86	720000	—
Tagbaut. f. Schachtanl.	186 786	45		
Zugang	40 912	07		
	227 698	52		
Abgang	49 828	81		
	177 869	71		
Abschreibung	177 868	71	1	—
Diamanten-Konto . . .	46 417	92		
Zugang	2 540			
	48 957	92		
Abg. d. Verbr. b. Bohr.	23 471	47	25483	45
Fabrik-Masch.-Kto. . .	116 803	—		
Zugang	42 857	63		
	159 660	63		
Abschreibung	16 660	63	143000	—
Schachtb.-Masch.-Ko.	2 049 081	—		
Zugang	439 232	41		
	2 488 313	41		
Abgang	123 866	55		
	2 364 466	86		
Abschreibung	284 445	86	2080001	
Fabrikations-Konto . .			508594	4.
Patent-Konto	1	—		
Zugang	6 151	99		
	6 152	99		
Abschreibung	6 151	99	1	—
Modelle- u. Zeichn.-K.			1	—
Pferde u. Wagen-Kto.	1	—		
Zugang	2 700	—		
	2 701	—		
Abgang	1 000	—		
	1 701	—		
Abschreibung	1 700	—	1	—
Utensilien-Konto . . .	1	—		
Zugang	29 258	74		
	29 259	74		
Abgang	20 175	38		
	9 084	36		
Abschreibung	9 083	36	1	—
Röhren-Konto	1 090 315	—		
Zugang	707 099	42		
	1 797 414	42		
Abgang	720 496	59		
	1 076 917	83		
Abschreibung	107 917	83	969000	—
Transport			5130755	44

	M.	pf	M.	pf
Transport			5130755	44
Kassa-Konto			11851	9
Debitoren diverse . .			1018964	89
Kto. f. Ausf. begr. Arb.			6469411	82
Effekten-Konto			80450	60
Einzahl. a. ausl. Beteil.			1938230	86
Depot-Kto.: b. uns a.			525000	—
Sicherh. hinterl. Obl.	1136750	—		
			15175068	80

Passiva.	M.	pf	M.	pf
Aktien-Kapital-Konto			4500000	—
Gesetzl. Reservefonds-Konto			1665217	25
Spez.-Res.-Fds.-Kto. .			500000	—
Dispositionsfds.-Kto. .			300000	—
Div.-Kto., rückst. Div.			150	—
Bankschulden			3854257	57
Kreditoren, diverse . .			1364145	82
Erhalt. Anzahl. auf in Arbeit bef. Schachtb.			1354134	96
Depot-Konto	1136750	—		
Rückstellungs-Konto .			460453	76
Gewinn- u. Verl.-Kto. .			1176709	44
			15175068	80

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.	M.	pf	M.	pf
Gebäude-Kto., Abschr.	18436	97		
Handwerkzeug-Konto, Abschreibung	48330	92		
Bohrwerkzeug-Konto, Abschreibung	98466	86		
Tagesbaut. f. Schachtanlagen, Abschreib.	177868	71		
Fabrik-Masch.-Konto, Abschreibung	16660	63		
Schachtbau-Maschin.-Konto, Abschreibg. .	284445	86		
Patent-Kto., Abschr.	6151	99		
Utens.-Konto, Abschr.	9083	36		
Röhren-Kto., Abschr.	107917	83		
Pferde- u. Wagen-Kto., Abschreibung	1700	—	769063	13
General-Unkosten-K.: Steuern, Gehälter, Reisen, Kohlen, Versicherungen, Inserationen, Handlungsunkosten, Frachten, Beamt.-Versich. etc.			733625	98
Zinsen-Konto			532666	66
Lohn-Konto (Fabrik) .			222048	72
Rückstellungs-Konto			460453	76
Gewinn-Saldo			1176709	44
Der Gewinn soll wie folgt verteilt werden:				
1. Extra-Abschreibg. auf Gebäude-Kto.	135000	—		
2. 4% Dividende auf nom. M. 4500000,—	180000	—		
3. Statuten- und vertragsm. Tantiemen	122470	97		
4. 11% Superdivid. a. nom. M. 4500000,—	495000	—		
5. Vortr. a. n. Rechn.	244238	47		
	1176709	44		
			3894567	69

Kredit.	M	pf
Gewinn-Saldo per 1. Februar 1913	203076	79
Gewinn aus Geschäftsbetrieb .	3691490	90
	3894567	69

Nordhausen, den 20. Mai 1914.

Tiefbau- und Kälteindustrie-Aktiengesellschaft vormals Gebhardt & Koenig.

Der Vorstand: W. Zoeringer. Dr.-Ing. Erlinghagen. L. Binger.

Nebenstehende Bilanz sowie die Gewinn- und Verlust-Rechnung haben wir geprüft und mit den ordnungsmässig geführten Büchern der Gesellschaft übereinstimmend gefunden.

Berlin, den 5. Juni 1914.

Treuhand-Vereinigung Aktiengesellschaft.
gez. Rahardt. pp. Scheffner.

Die Einlösung der mit **M. 150,–** für die **Aktien** zahlbaren Dividendenscheine No. 11 erfolgt sofort in:

Berlin bei der **Nationalbank für Deutschland,**
bei dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.,**
bei der **Aktiengesellschaft für Montanindustrie,**
bei der **Commerz- und Disconto-Bank,**
Cöln Rh. bei dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.,**
Hannover bei der **Commerz- und Disconto-Bank,**
bei dem **Bankhause Max Meyerstein,**
Hamburg bei der **Commerz- und Disconto-Bank,**
Nordhausen bei der **Gesellschaftskasse.**

Bilanz per 31. Dezember 1913.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto	3 515 034	36
Hypotheken-Debitores	463 000	—
Kassa-Konto	7 268	46
Debitores	367 030	83
Kautions-Effekten	84 027	—
Aval Konto	175 400	—
Mobilien Konto	1	—
Gewinn- und Verlust-Konto	55 226	08
	4 666 987	63

Passiva.	M	pf
Aktien-Kapital-Konto	2 800 000	—
Reserve-Fonds-Konto	6 973	36
Aval-Konto	175 400	—
Kautions-Konto	250	—
Kreditores	1 684 364	27
	4 666 987	63

Berlin, den 31. Dezember 1913.

Terraingesellschaft am Neuen Botanischen Garten Aktiengesellschaft.

Heutschke. Nothmann.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Juli 1914.

Falsche Mäuler.

Hartwig.

Aus der Heimath und aus der Ferne bringen Briefe ernsthafter, um ihres Vaterlandes Schicksal besorgter Deutschen mir die Frage, wie der Wirbelsturm blendender Tollheit zu erklären sei, der seit dem ersten Morgen des Julimonats durch das Deutsche Reich fege und alle Bleibsel ruhiger Vernunft und wägender Urtheilskraft wie schmierigen Kehricht in die Latrine peitsche; welche Macht uns in ruchlos dummen Leichtsinn schwatzen, uns zu dem Groll der Westmächte jetzt, nach den Balkankriegen, vor der Stunde, die über die Engung oder Lockerung des anglo-russischen Bundes entscheiden kann, den unversöhnlichen Haß der Slavenwelt aufladen wolle. Die Frage kommt aus dem Ekel an der eben so thörichten wie niederträchtigen Serbenhetze, die durch weite Provinzen unserer Presse tobt. Und die Antwort ist nicht schwer zu finden. Der Wahnsinnswind ist nicht die Folge verschiedenen, durch die Wärmedifferenz bedingten Luftdruckes, nicht ein Elementarvorgang, den der Bewohner der Erdoberfläche fromm, als den Willen der Natur, hinnehmen muß, sondern das Ergebniß listiger Mächlerei. In der Tollheit könnte schon eines Polonius dürftiger Scharfsinn die Methode wittern. Fehlt uns solche Schranze sogar? Lebt sie irgendwo und ist noch nicht so lahm, daß des Kurialstils steile Höhe ihr unersteigbar ward, dann mag sie sich tummeln. Einen Foliobogen in der Mitte kniffen und in den Formeln höfischer Unterthänigkeit dem Kaiser melden, daß er, wieder einmal,

belogen werden soll. There's the rub. Wilhelm hat, nicht nur vom Schwager Konstantin, über die Stimmungen, die sichtbaren und unsichtbaren Kräfte der Balkanvölker Manches gehört, was die mit Preßkonserven gefütterte Menge nicht weiß; dem Wahngespinnst, in das die Berichte des ewig blinden Marschall und der Epigonen vom Knirpsmaß des belgrader Schwaben ihn gittern wollten, hatte er sich schon entrafft, als er die wiener Regirung durch sein Beispiel zur Anerkennung des Bukarester Friedens zwang; und das zornige Mitgefühl, das die Trauerpost aus Sarajewo in ihm aufschürte, hemmte nicht lange die Erkenntniß, daß der Versuch, Serbien, den heute wichtigsten Vorposten europäischer Russenpolitik, der Mitschuld an dem Doppelmord zu zeihen, nur im Hirn unbelehrbarer Narren oder eitler Schwächlinge reifen konnte. Nun ist er fern: und seine Abwesenheit wird zu hastiger Massenfabrikation von Oeffentlicher Meinung ausgemünzt. Das Ding ist in manchem Hochsommer gedreht worden und hat die Schieber gelöhnt. Was just in den Kram paßt, wird in die Zeitung geschmuggelt, das Blätterbündel dann nordwärts geschickt und dem Allergroßmächtigsten, Allerdurchlauchtigsten zugewinselt: „Geruhe Allergnädigst, die Stimme der Nation zu hören! Dieses will sie. Bliebe sie unbeachtet, so entstünde der Glaube, des Kaisers Empfinden trenne sich von dem Einmuth der Nation. Und dann pfiffe bald vielleicht wieder Novemberwind“ Da habt Ihr Antwort.

„Daß in den größten deutschen Zeitungen, deren Leiter sich hundertmal für Geistesfreiheit, feine Menschlichkeit, Weltfrieden heiser schrien, hundertmal, mit Recht, zeterten, wenn eines Semiten schmähliches Handeln der ganzen Judenheit als Sünde aufgebürdet ward, jetzt Peter und Paschitsch, Nikolai und Iswolskij, Süd- und Nordslaven als Mitthäter, Anstifter oder mindestens Begünstiger des Prinzenmordes gemeinem Massenhaß empfohlen werden, haftet als ein Schandfleck auf dem Gewand der deutschen Presse.“ Als ich, vor vierzehn Tagen, diesen Satz schrieb, war noch Hoffnung, daß der Wuthrausch rasch weichen werde. Von zehn Schwadronirern waren acht ja der Thatsache froh, daß Franz Ferdinand, der „Erzklerikale“, der „schwarzrothe Reaktionär“, den sie stets als einen Czechenbegünstiger und Judenhasser verdächtigt hatten, ins Schattenreich niedergestiegen war. Ein minder leidiges Ende hätten sie ihm freilich gegönnt; und meinten, nach so grausem

Geschehen dürfe der Abonnent Empörung und Thränenstrom mit dem selben Recht wie den fälligen Bilderbogen fordern. Würden geschwind aber in nüchterne Ruhe zurückfinden. Die Hoffnung trog. Am neunten Juliabend wurde im Berliner Lokalanzeiger ein Artikel veröffentlicht, der die Sätze enthielt: „Ist zwar der Königsmord in Serbien kein unmögliches Ereigniß, so hat man dort bisher doch nicht gewagt, Spießgesellen zu dingen, um sie in einer benachbarten Monarchie blutige Arbeit für großserbische Zwecke verrichten zu lassen. Gegen eine solche Schamlosigkeit eines Nachbarstaates, vorausgesetzt, daß sie erwiesen wird, würde sich die ganze gesittete Welt mit Abscheu wenden. Hier müßte sich unsere Nibelungentreue aufs Neue bethätigen.“ Das sinnlos alberne Spielwort durfte nicht fehlen. Wer aber ist der Offizielle oder Offiziöse, der „hier“, trotzdem er selbst zugeben muß, daß für die Mithaftung serbischer Staatsmänner noch nicht das Allergeringste bewiesen ist, hinter dem Zaun eines heuchlerischen Konditionalsatzes ein als tapfer, als tüchtig, als dem Deutschen Reich freundlich bewährtes Volk infamen Handelns beschuldigt? Der sich erdreisten darf, verblendeten Oesterreichern für den jämmerlich dummen Versuch, aus einem Unglück ein politisches Geschäft zu machen, das deutsche Schwert anzubieten? Nur einem Offiziellen oder Offiziösen würde in der August Scherl G. m. b. H. solches Zeug abgenommen. Nur als Offiziösenleistung ist der Artikel in Ost und West erörtert worden. Wo sitzt, auf welchem Stuhl, der Mensch, dem wir die Schande solcher Erörterung zu danken haben? Könnte Herr Gottlieb von Jagow, Staatssekretär, Staatsminister, Excellenz, vor Gewissen und Amtspflicht verantworten, daß er so lüdrianischer Pfuscherei nicht nachforscht und den der Schuld Ueberführten noch am selben Tag vor die Thür setzt? „Ist zwar der Königsmord in Serbien kein unmögliches Ereigniß“: riecht Ihr die feige Niedertracht aus dem Wortgestümper? Auch in England, Frankreich, Rußland, Oesterreich, Italien, Spanien war der Königsmord nie „ein unmögliches Ereigniß“; auch in Deutschland ist er, mehr als einmal, versucht worden. Doch nur Serbien wird genannt; kann nur genannt werden, weil es, nach Jahrhunderten treuer Hingabe an wechselnde Herrschergeschlechter, einen Irren, der eine Hure zur Königin gemacht hatte, gewaltsam beseitigen mußte. Zwei Tage später wird in dem selben Lokalanzeiger (neben

der Interview mit einem „besonders zuständigen und geistvollen“ deutschen Diplomaten, den das Gefasel als einen senilen Hanswurst erweist) aus der selben Küche ein neuer Brei angerichtet. „Es ist fast, als ob die Allmacht vor Serbien drohend und warnend den Finger hob, als sie den russischen Gesandten Von Hartwig im belgrader Gesandtschaftpalast der Donaumonarchie durch einen Schlaganfall niederstreckte. Nicht nur der Aberglaube ist heute geneigt, zu flüstern, daß zwischen diesem Tod und dem des Erzherzogs ein geheimnißvoller Zusammenhang ist. Hartwig, der Protektor Serbiens, führte fast täglich den Namen des Erzherzogs, in dem er den gewaltigsten Feind großserbischer Ideen glaubte, im Mund. Seine Gedanken beschäftigten sich mit ihm, seine Augen waren beständig auf ihn gerichtet und es ist nicht unbekannt, daß er ihn hassen zu müssen wähnte. Der Diplomat, der Diener eines Fürsten und einer Monarchie war, begriff, daß er seine saubere Hand einer Rotte von Fürstenmördern geliehen hatte. Das war es wohl, was sein Blut in Wallung versetzte.“ Laß Deins, Leser, nicht wallen; sonst droht auch Dir, trotz Deinem frisch gewaschenen Gewissen, am Ende der gehobene Finger der Allmacht, die Dich durch einen Schlaganfall niederstrecken will. In dem Groschenheft („Serbische Mordbuben oder Die Schändung im Konak oder Der blutige Juchtenstiefel“), vor dessen Ankauf die Köchin zaudert, stehts leidlicher? Stimmt; merke aber, wenn Du gespien hast, daß der Schwindel schon um eine hübsche Strecke weiter gediehen ist. Daß in Belgrad „eine Rotte von Fürstenmördern“ nistet, braucht nicht mehr erwiesen zu werden; ist längst erwiesen. Und eben so klipp und klar, daß Hartwig den Namen des Erzherzogs fast täglich im Mund führte und den Träger des Namens haßte. Während er der Rotte die Hand leiht (in der, sollst Du ergänzen, Rubel klimpern), hebt die Allmacht drohend den Finger. Zu dieser Allmacht hätte, aus frommem Mitleid (doch von Verachtung nicht freien) mit der Thorheit des Menschenschwarmes, Hartwig das Auge gehoben, wenn noch vor seinem wachen Ohr erzählt worden wäre, er, ein ernster Mann nüchterner Arbeit, „führe fast täglich den Namen des Erzherzogs im Mund.“ Er hatte in Petersburg auf dem wichtigsten Posten gesessen, seit der Rückkehr aus Persien alle irgendwelcher Beachtung würdigen Diplomaten- und Konsularberichte aus Wien und Budapest gelesen und niemals ein

Wort, ein Warnungzeichen gefunden, das ihn bestimmen konnte, Franz Ferdinand zu hassen oder auch nur mehr zu fürchten als jeden anderen Vertreter habsburgischer Macht. Den zärtlichsten Ehemann einer slavisch fühlenden Frau? Den Thronfolger, der 1908 den Krieg gegen Serbien gehindert hat und stets von den zwei Nothwendigkeiten sprach: mit Italien „abzurechnen“ und, durch die Stärkung der in Ungarn wohnenden Slaven und Rumänen, die Magyarenkraft zu brechen? Wenn Hartwig gefragt worden wäre, ob er glaube, daß der Tod des Erzherzogs der Slavensache nützen werde, hätte er sicher nicht eine Sekunde vor der Verneinung gezögert. Weil in ihm die Ueberzeugung fest war, daß zwischen Vrnogratsch und den Bocche di Cattaro das Besitzrecht nur durch einen Krieg in dauerbare Ordnung gebracht werden könne, und weil dieser Krieg gegen ein den Italienern verfeindetes, dem Magyarengefühl entfremdetes Oesterreich leichter zu führen wäre als gegen eins, das als seine Aufgabe erkennt, Mitteleuropa gegen den Einbruch Asiens zu schützen, dem Adrianachbar sich zu befreunden und, noch um hohen Preis, in Ungarn den gegen Tataren und Türken bewährten Deich auch gegen die Slavenfluth sich zu erhalten. Einerlei: der Leichnam des Russen muß, als des Begünstigers einer Rotte von Fürstenmördern, an den Pranger. Ich zeige auf diesen Schwatzschweif nicht, um einen gewiß durchaus ehrenwerthen Schreiber zu kränken, sondern, um aus nachprüfbaren Texten zu erweisen, was im Deutschen Reich möglich geworden ist. Und statt eines von hundert Blättern, in denen die Hetze noch toller getrieben ward, wähle ich das dem Einfluß des Regirungwillens zugänglichste: damit überall erkannt werde, woher die Winke und Stichwörter zu den Preßspektakeln kommen, die uns aus allen Zonen Groll, Mißtrauen, Haß eintragen.

Gewiß (schreibt mir ein deutscher Katholik) „ist skandalös, was in Berlin und Wien jetzt die Presse leistet; aber hat Ihr großer Bismarck nicht anno Kullmann das böse Beispiel gegeben?“ Nein. Vor vierzig Jahren, am dreizehnten Juli 1874, schoß der einundzwanzigjährige Böttchergeselle Kullmann in Kissingen auf den Kanzler des jungen Reiches; verwundete ihn neben der Pulsader und antwortete auf Bismarcks Frage nach dem Motiv zum Mordversuch: „Sie haben meine Fraktion, das Centrum, beleidigt und die Kirchengesetze gemacht.“ Vier Stunden danach spricht, zu der

Menge, die seine Rettung mit einem Fackelzug feiert, Bismarck: „Wenn ich für die große Sache der Einheit, Unabhängigkeit, Freiheit Deutschlands hätte sterben müssen, was wäre es weiter gewesen, als was Tausenden unserer Landsleute passirt ist, die vor drei Jahren ihr Leben auf dem Schlachtfeld ließen? Das große Werk wird durch die Kraft des geeinten deutschen Volkes vollendet werden.“ Erst als der bayerische Centrumsführer Jörg im Reichstag das Attentat erwähnt und betont hat, es habe „einen guten Theil der deutschen Denkernation in Delirien gebracht“, spricht auch Bismarck darüber; citirt den französischen Satz von dem Mörder, der sich an Eines Rockschöße hängt und nicht abzuschütteln ist; wiederholt Kullmanns Worte und hört aus dem Munde des Grafen Ballestrem den Ruf „Pfui!“ Zweimal widerlegt er die Behauptung, er habe „eine Parole ausgegeben“. Ein inländischer Vorgang steht im Streit, nicht das Gefühl Fremder ist zu schonen; und der Angeschossene spricht (dem Kullmanns Kugel die Schreibfähigkeit bis an des Lebens Ende gemindert hat). Dennoch sagt er nicht: „Sie sind mitschuldig“; sondern: „Der Mann giebt sich für Ihren Rächer aus.“ Kann aber aus der Centrumspresse (in deren dunkelstem Winkel angedeutet wird, das Ganze sei eine Polizeikomoedie gewesen, die dem Kanzler die zerrinnende Popularität zurückbringen solle) und aus Windthorsts Rede Sätze vom Kaliber des folgenden anführen: „Wenn der politische oder kirchliche Streit an einen Siedepunkt gelangt, darf man sich nicht darüber wundern, daß hier und da unglückliche Menschen zu einem wahnsinnigen Unternehmen hingerissen werden. Das liegt eben an der unglücklichen Konstellation; und die Leute, die sie herbeigeführt haben, mögen sichs zuschreiben.“ So pflegt, noch heute, der Mund der Parteien zu sprechen, die einen in ihrem Dunstkreis geschehenen oder versuchten Mord erklären, dem Mörder im Urtheil des Volkes mildernde Umstände erwirken möchten. (Mehr haben, ehe die Hetze begann, auch die wildesten Serben nicht gesagt.) Daß der Kanzler, der, während er als Vorkämpfer des Königthums wider Priestermacht ins Feld zog, auch im Hause seines Kaisers der Christenfeindschaft verdächtigt wurde, solche Sätze illuminiren ließ, ist begreiflich. Daß er aber das kissinger Attentat benutzt habe, um die Gegner als Mördergenossenschaft zu verschreien, kann nur ein vom Gedächtniß schlecht Bedienter erzählen. („Il s'attache à vos pans“: Er läßt Ihre Rockschöße nicht los.)

Herr von Hartwig nannte sich gern einen Verehrer Bismarcks und wiederholte im Gespräch mit Deutschen oft zwei Stellen aus den „Gedanken und Erinnerungen“. Die über das Recht eines Gesandten, seinem Chef nicht immer Alles zu melden (wenn der Gesandte „sich für eben so einsichtig hält und einen tieferen und gewissenhafteren Antheil an dem Schicksal des Vaterlandes nimmt“); und die Sätze: „Nicht blos der Panslavismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die czechische Frage, ja, selbst noch heute die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatischen Küste, können zu Kristallisationpunkten für nicht blos österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden, als das Deutsche Reich mit Oesterreich in ein solidarisches Haftverhältniß tritt. In der Beurtheilung Oesterreichs ist es auch heute noch ein Irrthum, die Möglichkeit einer feindsäligen Politik auszuschließen. Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Undankbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen?“ Der Russe (die Hartwigs sind vor hundert Jahren ins Zarenreich eingewandert) fühlte sich seit 1911 in Belgrad ungefähr so, wie Bismarck sich in Frankfurt, als zum Bundestag Bevollmächtigter, gefühlt hatte: auf einer Hauptwacht, doch ohne die Möglichkeit, den Willen sofort zur nothwendig scheinenden That zu rüsten, und unter dem zerreibenden Druck der Pflicht, nicht einen Kaiser nur sondern zuvor noch einen Minister für die Ausführung des Planes zu gewinnen, dessen Wirksamkeit vielleicht schon durch solchen Zeitverlust gefährdet wurde. Nikolai Hartwig, der früh Serbien und Montenegro, die Türkei und Rumänien kennen lernte, war, unter dem Grafen Lamsdorf, Leiter der Politischen Abtheilung im Auswärtigen Amt an der Sängerbrücke und hatte, da Lamsdorf immer Tshinownik, bequemer Bureaukrat mit engem Gesichtsfeld, blieb, dort nicht geringere Macht als von 1890 bis 1904 Holstein in der Wilhelmstraße. Erzfeind Oesterreichs? Er hat das Programm verfaßt, das die Minister Goluchowski und Lamsdorf am zweiten Oktober 1903 in Mürzsteg unterschrieben; dessen Grundriß freilich vom Lord Lansdowne vorgezeichnet worden war, das aber für ein paar Jahre die Kluft zwischen Oesterreich und Rußland überbrückte und in Wien als ein Symptom freundlicher Russenstimmung gerühmt wurde. Hartwigs Werk. Der geht als Gesandter nach Persien.

Deutschenhasser? Er kommt mit Iswolskij, dem neuen Chef, in Meinunghändel, weil der Minister Rußlands Palaeologenadler von Asien nach Europa zurückwenden, der Gesandte den Vormarsch gen Ost sichern, weil Iswolskij Britanien versöhnen, Hartwig mit Deutschland, dem Bereiter des trockenen Weges nach Indien, sich gegen England verständigen will. (Noch jetzt war aus londoner Nekrologen der Groll gegen Hartwig hörbar, der dem Plan, Persien mit England zu theilen, widerstrebt hatte.) Der Minister ist stark, hat Nikolai Alexandrowitsch und Eduard den Siebenten seinem weitsichtigen Unternehmen verlobt und schickt den schwierigen Mann von Teheran nach Belgrad. Schwärmer, heißblütiger Phantast, der den Strom der Leidenschaft niemals dämmen lernte? So ward er Oesterreichern und Ungarn gemalt. Unbefangene Augen sahen ihn anders. Einen nüchternen Arbeiter, dessen Gestalt, Antlitz, Denkform an den Typus des deutschen Gelehrten erinnerten; einen staatsmännischen Geist, der bedachtsam wog, ehe er Wagniß empfahl. Er hatte den Weg nicht gewählt, den Iswolskij beschritt. Rückwärts? Unmöglich; selbst wenn der Zar, wenn Herr Sasonow für solchen Entschluß zu haben gewesen wäre. Der Gesandte durfte nur trachten, auf dem neuen Pfad so weit zu gelangen, wie, zum Nutzen der Heimath, dem furchtlos Kühlen möglich war.

Hartwig ist weit gekommen. Wers leugnet, ist blind oder möchte sich selbst und Andere täuschen. Aus Tscharykows verspätetem Plan eines die Junge Türkei umfassenden Balkanbundes hat Hartwig (der schon deshalb nie neidisch nach dem konstantinopler Botschafterhaus schielen konnte) die Waffe gemacht, die das Osmanenreich ins Herz traf. Er war zu klug, um sich je in Triumph zu brüsten. Wie Sir Edward Grey, der im Mai, öffentlich, seufzte, ihm werde ein Scharfsinn, eine Strategenfähigkeit zugetraut, die er, leider, nicht besitze, so pflegte auch Hartwig zu stöhnen, ihm sei, trotz redlicher Mühe, Alles mißlungen. Harmlose Seelen, die immer nur Gecken und Prahler in Excellenz erblickten, trugen dann die Kunde umher, der Russe sei völlig enttäuscht, sei fast verzweifelt. Lächelnd las ers. Gewiß wars ihm ein bitterer Tag, als die hunnische Untreue der Bulgaren das Serbenheer, dem sie sich wenige Stunden zuvor noch in Festlust verbrüdert hatten, in neuen Krieg zwang; als in Südost der Knoten des Bundes sich löste und, während die ersten bulgarischen Gefangenen durch Belgrad zogen, der Gesandte des Zaren Ferdinand Arm in Arm mit dem Militär-

bevollmächtigten Oesterreich-Ungarns sich auf dem Tennisplatz des Diplomatenklubs zeigte. Doch der Russe hatte die Möglichkeit eines Abfalls (Griechenlands oder Bulgariens, deren uralte Erbfeindschaft nicht schnell auszujäten sein konnte) früh in seinen Kalkul aufgenommen. Und für Bulgarien Ersatz in Rumänien gefunden. Ersatz? Was er gewann, war im Werth ums Zehnfache, mindestens, höher als das verlorene Land (das, weil es ohne Rußland verkümmert, in den Arm des Befreiers zurückkehren muß).

So Ungemeines wäre dem Mann, aus dem niemals die Schöpfergewalt des Genius leuchtete, nicht gelungen, wenn die wiener Politik im Reich der Nemanjiden stets mit klugem Takt gewaltet hätte. Verständige Leute berichten, mehr als Hartwigs umsichtige Balkandiplomatie habe den Oesterreichern ihr Gesandter, Herr von Ugron, geschadet. Der wurde von jedem Ereigniß, auch dem voraussehbaren, überrascht. Schwor zuerst, wie der Kollege und Freund in der Deutschen Gesandtschaft (der als Mitglied der Finanzkommission für Makedonien doch Manches gelernt haben konnte) auf den Sieg der Türken. Ließ dann bis in die Beletage Oeffentlicher Meinung das Gerücht klettern, Oesterreich-Ungarn wolle Serbien in Personalunion mit Bulgarien zwingen, die Dynastie Karageorgewitsch wegjagen, dem Prinzen Boris, Ferdinands Sohn, von der eingeschüchterten Skupschtina die Regentschaft anbieten lassen und Rumänien mit serbischem Land, zunächst dem negotiner Bezirk, für die Neutralität belohnen. Der Plan wäre aberwitzig gewesen: weil ein Großbulgarien den rumänischen Nachbar mit Lebensgefahr bedrohen müßte; doch bot in Sofia der Oesterreichische Gesandte seine Bürgschaft dafür an, daß auch im zweiten Krieg, in dem gegen Serbien zu führenden, Rumänien still bleiben werde. Dessen belgrader Vertreter, Herr Filality, hatte inzwischen wichtige Gespräche mit dem Ministerpräsidenten Paschitsch begonnen; und antwortete auf Ugrons Frage, zu welchem Zweck Paschitsch ihn gestern aus dem Kino noch ins Ministerium geladen habe, vor Ohrenzeugen: „Er wollte wissen, bei welchem Schneider ich arbeiten lasse." Aus solchem Hohn war zu erkennen, wie frostig auch zwischen Wien und Bukarest schon im Juli der Verkehrston geworden war. Herr von Ugron aber meinte, nach dem Bulgarensieg, der ja völlig sicher sei, werde sich Alles wenden. Von einem Franzosen erfuhr die belgrader Intelligenz, nach dem Einbruch der Bulgaren in die serbische Zone

habe Oesterreichs ungarischer Gesandter ihm zugerufen: „Diesmal entschlüpfen die Serben uns nicht wieder!“ Einem Franzosen. Als die Basis, von der Oesterreichs Operation ausgehen sollte, heimlich schon auf allen Seiten unterhöhlt war und das verbündete Italien seinen Geschäftsträger vor jeder „démarche“ erklären ließ, der Minister San Giuliano wolle nicht etwa der serbischen Regirung Hindernisse bereiten, sondern nur gegen wiener Anschläge Italiens Interessenziel sichern. Diese und ihnen ähnliche Vorgänge meldet kein Roth- oder Grünbuch. Dennoch sind sie erweislich; und erklären das Aufflackern der Serbenwuth gegen das Habsburgerreich. Daß Hartwig sie ausnützte, war seine, des Russen, Pflicht. Daß seine Arbeit, seit der Sanktion des Bukarester Friedens, der Einung der zwei Serbenstaaten galt, kann nur bestaunen und verdammen, wer weder die Balkangeschichte noch Rußlands Absicht auf den Vordrang slavischer Christenheit kennt.

Das Serbische Piemont.

Der Meldung, Hartwig, der flüchtigem Hinblick gesund schien, sei in der Wohnung des Oesterreichischen Gesandten gestorben, antwortete aus dem Massenpferch das Geraun: „Den haben die Wiener vergiftet!“ Alberner Wahn. Immerhin noch verzeihlicher als die Losung, Serbiens Regirung und Volk sei an der That der Knaben Kabrinowitsch und Prinzip mitschuldig; habe die Ermordung des Erzherzogs gewollt, begünstigt, vorbereitet (und, vielleicht, nur die pariser Sibylle in das Geheimniß zugelassen, die vor sieben Monaten den Tod Franz Ferdinands weissagte). Der Ort der That war österreichischer Boden; beide Thäter sind Oesterreicher, also dem Kaiser unterthan, den nur ein Nebentitel Großwojwoda von Serbien nennt. Beide waren, wie die meisten jungen Bosniaken, eine Weile in Belgrad. Unsere Polizei, sagt Herr Paschitsch, „hätte sie beobachtet, wenn sie uns jemals als verdächtig bezeichnet worden wären; als wir aber Kabrinowitsch ausweisen wollten, brachte er von seiner Heimathbehörde ein so günstiges Leumundszeugniß, daß wir ihn in Ruhe ließen.“ Der Beweis serbischer Mitschuld ist uns seit sechzehn Tagen verheißen, noch aber nicht geliefert worden. Und wenn erwiesen würde, daß ein paar belgrader Narren, Strolche, Verbrecher an der Ausheckung des Planes mitthätig waren: könnte selbst solche Gewißheit den Verruf einer ganzen Nation begründen? Serbien braucht und will Ruhe. Vor-

gestern hat sichs mit Oesterreich-Ungarn über die Orientbahnen verständigt, gestern mit dem Papst ein Konkordat abgeschlossen, das, unter Wahrung einzelner austrischen Besitzrechte, dem Erzbisthum Belgrad die Suffragandiözese Skoplje (Ueskueb) angliedert, Beide unmittelbar dem Heiligen Stuhl unterstellt und die Wahl der Kirchenhäupter serbo-römischer Vereinbarung überläßt; die Verwaltung der neuen Provinzen muß gefestigt, die Finanzkraft des Staates gestärkt werden; der kranke König Peter hat dem Kronprinzen Alexander die Regentschaft übertragen, weil er den Konflikt mit den Heerführern scheut, die im eroberten Gebiet den (von Paschitsch ihnen geweigerten) Vorrang fordern; das altradikale Ministerium kann morgen genöthigt werden, dem Bund der Jungradikalen und der Fortschrittspartei zu weichen. Nur Tolle konnten unter dem Druck solcher Umstände neue Händel suchen. Der winzigste Vernunftrest genügte zu der Erkenntniß, daß ein Attentat der Serbensache niemals nützen, auch ein gelungenes nur schaden könne. Die Aussage, Serbiens Intelligenz habe die Botschaft aus Sarajewo als eine Unheilspost aufgenommen, klingt drum glaubhaft; wird auch nicht durch rauhe oder frech gröhlende Preßstimmen widerlegt, die wir erst nach den bosnischen und wiener Tumulten hörten. Schon diese Putsche, Plünderung reicher Serbenhäuser, Katzenmusik, Fahnenverbrennung, brachten den Freunden Oesterreichs häßliche Ueberraschung; als Lucheni die Kaiserin Elisabeth gemordet hatte, fiel Keinem ein, Italien für die Schandthat verantwortlich zu machen, die Fahne des Königreiches, das doch auch eine Irredenta hat, zu verbrennen, in Südtirol oder Istrien Hausgeräth zu zerstören. Was danach kam, war die ärgste Kränkung, die sich ersinnen ließ. Denket Euch (nach der Mahnung indischer Weisheit: Tat Twam Asi! Dieses bist Du!) in die Seele eines Serben, der stolz auf die Leistung seines Vaterlandes ist, stolz darauf, daß es die beste Armee, Artillerie, Sanitätsicherung, die tapfersten und in straffste Zucht gewöhnten Soldaten hatte, und der auf abertausend Blättern nun lesen muß: Mörderneſt, Mordbuben, Rotte von Fürstenmördern; dem, während Hunderte seiner Landsleute an europäischen Hochschulen studiren, Hunderte die Erneuung serbischer Kunst, Wissenschaft, Literatur bereiten, laut vorgezählt wird, wie oft in seiner Heimath, in einem seit kaum vier Jahrzehnten vom Türkenjoch ganz freien Orientalenland, Dolch, Kugel, Bombe Werkzeug der Politik war,

und dem das Endurtheil ins Ohr gellt: „Euch ist, nach solcher Geschichte, jede Gräuelthat zuzutrauen!“ Kann er vergessen? Den Schimpf jemals verzeihen? Und dürfen, die ihn dem Abscheu seiner Bedienerin, des Briefträgers und Bäckerjungen empfahlen, sich wundern, wenn, morgen oder nach Jahren, seine Wuth in Feuergarben auflöht? Dürfen sie dann wieder wimmern, im Verkehr mit Serbien sei ihre Nachgiebigkeit längst über die Grenze des der Selbstachtung Schuldigen hinausgelangt? Vor einem Jahr mußte ich hier sagen: „Der Unbefangene darf nicht leugnen, daß Oesterreicher und Ungarn ein Schock Fehler gehäuft haben. Die Tapferkeit, würdige Haltung, solide Tüchtigkeit der Serben nie laut anerkannt; den Fall Prochaska, aus dem weder Lorber noch Martyrdorn zu zupfen war, ins Ungeheure gebauscht und, als in Seres ihrem Konsul von den Bulgaren viel Aergeres geschah, kaum die Brauen gereckt; den Südslaven, von denen sie doch kein Herrgott und kein Satan befreit, die Adria gesperrt und die Italiener nach Albanien gewinkt. Der Niederbruch der Türkei hat die Kluft zwischen Rußland und Oesterreich nicht zugeschüttet, sondern vertieft; denn danach erst wurde die Frage nach der Herrschaft über Südosteuropa, die von Rom und von Byzanz einst gestellte, eine von morgen, von heute. Wenn die Südslaven sich so stark fühlen, daß sie, mit Rußlands Segen und Frankreichs Geld, ihre Front wenden und, in der Hoffnung auf die Serben, Czechen, Kroaten, Slovenen, Rumänen auf beiden Seiten der Leitha, gegen Oesterreich-Ungarn versuchen, was gegen die Türkei gelang, rennen sie nun nicht mehr an den Walachenwall.“

Aus Wien und Budapest kam die Losung: „Nur gegen die vom Irrlicht eines großserbischen Nationalstaates Verlockten kehrt sich unseres Zornes Klinge; gegen die wüste Schaar, die aus dem Königreich Serbien das südslavische Piemont machen, ihm aus unserem Krongut Bosnien und die Herzegowina, Kroatien, Dalmatien, Slawonien zufügen will und seit elf Jahren schon das an den Verlust der Lombardei mahnende Drohwort Piemont als Zeitungtitel hißt.“ Viel älter als der Titel ist der Wunsch, aus dem er Münze schlagen soll. Ein Südslavisches Kaiserreich wollte der Serbenfürst Michael Obrenowitsch gründen, als er zuerst mit den Bandenführern aus den türkischen Bulgarenprovinzen, dann mit Rumänien Verträge schloß und heimlich mit Albanern und Kroaten anbändelte, den Rumänen das Donaudelta und die Grenzlinie

Rustschuk-Warna versprach und für sich Westbulgarien, Bosnien, die Herzegowina sammt dem altserbischen Land heischte. 1868. Und damals war die Omladina, die ein Reich aller Serben erstrebte, nicht mehr jung. Seitdem hat die Vorstellung des großserbischen Staates, der in naher Zukunft möglich werden könnte, sich mannichfach gewandelt. Drei Krisen: Goluchowskis Ablehnung des Antrages Paschitsch, der österreichischen Industrie Lieferungen im Werth von sechsundzwanzig Millionen Kronen zu sichern, wenn die austro-ungarischen Schlagbäume bis ans Jahresende (1906) achtzigtausend Schweine und vierzigtausend Rinder aus Serbien einließen; die Annexion, nach der Aehrenthal von Serbien die Erklärung erzwang, es verzichte auf den Widerspruch gegen die Annexion, die seine Rechte nicht kürze, auf die erhöhte Präsenzstärke seines Heeres und auf den Beistand Irregulärer und wünsche ein freundliches Verhältniß zu Oesterreich-Ungarn; die dritte Krisis, die gefährlichste, war die Folge der Balkankriege, die Serbiens Landbesitz und Selbstbewußtsein mehrten. Die Zahl Derer, die ihre Hoffnung bis nach Dalmatien schickten, war noch in diesem Frühling nicht mehr beträchtlich. Bosnien? (Den Büchern von Spalaikowitsch und Barre das neue, allumfassende und dennoch des Lesers Sinn packende Werk des leipziger Professors Dr. Ferdinand Schmid, „Bosnien und die Herzegowina unter der Verwaltung Oesterreich-Ungarns", zu vergleichen, ist noch vor der Versenkung ins Einzelne ungemein lehrreich.) Dahin, sagt der Serbe, drang unsere Vorhut bald nach Illyrern, Kelten, Römern; kamen im Morgengrau des siebenten Christenjahrhunderts, nun schon als Herren, Serbokroaten; vierhundert Jahre, wenigstens, vor den Ungarn. Also ist unser Recht auf das Land, dem Slavenapostel das Evangelium brachten, viel älter als Habsburgs, dem erst der Friede von Passarowitz, 1718, für eine Weile Nordbosnien gab. Solche Rechte sind von der Geschichte nicht oft anerkannt worden. Rußland selbst, die Vormacht der Slavenwelt, hat, um im Kriege gegen die Türkei der österreichischen Neutralität gewiß zu sein, im Januar 1877, im Reichstadter Vertrag, dem Kaiser Franz Joseph den Weg nach Bosnien und der Herzegowina geöffnet. Freilich: in einer Zeit, die noch glaubte, die Rasse, den Stamm in jedes Staates Kleid zwängen zu können. Daß diese Zeit vergangen ist, braucht im Deutschen Reich, das seine Polen, Dänen, Elsasser, Lothringer nicht der Grundfarbe nationalen Wesens anzuähneln vermag, nicht be-

wiesen zu werden. Rußland sogar hats erkannt. „Rußland wirbt um die Polen, die, in drei Reiche zersprengt, im Empfinden eine Nation geblieben sind; will ihnen Freiheit gewähren, die bisher stets geweigert wurde; aus West und Süd werden sie beschworen, der Pflicht zu slavischer Gemeinbürgschaft alten Groll zu opfern. Gegen eine Koalition slavischer Staaten zu kämpfen, würde den Polen heute schon schwer, morgen, wenn Rußland streichelt und Preußen enteignet, vielleicht unmöglich. Ihr Kompaß weist in die Richtung der Rasse; in einem Staatenbund, der alle Slavenmassen zu umfangen trachtete, fände auch ihre Volkspersönlichkeit Raum zu freier Bewegung. Und ein Neopanslavismus, dem auch die Polen verlobt sind, ist das Wunschziel des stärksten und reichsten Syndikates europäischer Mächte.“ Als diese Sätze, am vierundzwanzigsten Mai 1913, hier gelesen wurden, dünkte ihr Inhalt Manchen das Gespinnst eines allzu dicht umdüsterten Hirnes. Russo-polnische Versöhnung? Undenkbar. Zweimal schrieb ich: Die nächste Hauptpflicht russischer Politik. Heute? In Nikolais Namen wird die Reichsduma ersucht, den Polen die Rechtsschranken zu weiten. Und aus den Blättern, die sonst den Polen als Erzfeind malten, kommt nun die Parole: „Rußland den Russen, Polen den Polen!“ Wer einsamer, unbequemer Wahrheit Gehör schaffen will, darf sich auf die Thatsache berufen, daß Werdendes ihm früh bewußt wurde. „Näher als in Jahrzehnten je scheint den Polen der Tag, der ihr Schicksal noch einmal zur internationalen Frage macht“: auch dieser Satz war vor vierzehn Monaten hier zu lesen.

Daß in solcher Zeit, nach dem Sieg über Osmanen und Bulgaren, der alte Einungwunsch der Serben rasch aufblühen werde, war jedem Kenner südslavischer Saftmischung Gewißheit. Schädlichem Taumel konnte die wiener Staatskunst vorbeugen. Da sie die Völker Oesterreichs und Ungarns nicht zum Kampfe für die Zukunft der Enkel aufrufen, nicht den Sandschak Nowibazar wieder besetzen und den Vormarsch ans Aegaeische Meer befehlen wollte, blieb ihr nur ein Trumpf: sie konnte Serbien oder Montenegro begünstigen, für sich gewinnen und so die Union erschweren und, wenn sie dennoch gelang, entgiften. Leider hatten unsere Freunde sich schon in den Entschluß eingemauert, nur im Gefecht für Negationen die Kraft zu erproben. „Italien darf nicht nach Valona, Griechenland nicht nach Korytza, Serbien nicht nach San Giovanni di Medua, Montenegro nicht nach Skutari, Rumänien

nicht in Bosporuseintracht mit Rußland. Wir? Sind uneigennützig." Aus Verboten flammte niemals begeisternde Freude. Beide Serbenstaaten wurden gekränkt, wurden, nach dem berüchtigten Muster von Agadir, gedemüthigt, doch nicht geschwächt, beide in den Glauben gescheucht, daß sie nichts durch Oesterreich, jeden Bissen nur gegen Oesterreich erlangen könnten; beide noch enger den Gefährten verbunden, denen auch ein Napf vom Mund weggezogen werden sollte. „Unsere Neutralität, die, in den Tagen russischer Ohnmacht, selbst Ihr nicht als das Ergebniß furchtsamer Schwachheit deuten könnet, hat Euren Landzuwachs ermöglicht. Wir lassen Euch auch ans Meer, in einen Hafen, der nicht armirt werden darf. Fordern aber einen viel deutlicheren Verzicht auf unsere neuen Provinzen, als die von Simitsch 1909 überreichte Note ihn ausdrückte; und machen Euch, mit Eurem ganzen Besitz, haftbar für jeden Serbenversuch, in Bosnien den Frieden zu stören." So konnte ein starker, weitsichtiger Staatsmann zu dem siegreichen Nachar sprechen. Das sollte nicht sein. Die Hoffnung auf Bosnien-Herzegowina, als auf das „Reichsland" des Balkanbundes, stieg aus der Gruft, in die Aehrenthal sie geurnt hatte. Wieder hörten Franzosen in Belgrad, Nisch, Pirot die Wehklagen über das „Elsaß-Lothringen an der Drina". Und der lüstern nach Galizien blinzelnde Russe sah in wonnigem Traum Serbien, nach Oesterreichs „sicherer" Niederlage, in Sarajewo als Herrn und Bulgarien mit einem Lendenstück aus dem Leib Makedoniens gesättigt. In der Wirklichkeit scheint diese Niederlage nicht so sicher wie im Rausch holder Träume: und deshalb beschränkt das großserbische Sehnen sich zunächst in die Vorbereitung der Staatenunion. Die scheint unaufhaltsam, seit Aehrenthal den Sandschak aufgab. Montenegro darbt, Serbien hat, noch immer, keinen Ausgang ins Meer (wird ihn auch nicht erhalten, so lange Albanien sich in mittelalterlichen Raubritter- und Bluträcherfehden erschöpft) und wäre in Antivari geborgen. Ohne Oesterreich zu gefährden. Denn Spizza beherrscht die Rhede von Antivari (die aber, seit im Januar 1910 der französische Contreadmiral Pivet mit seinem Geschwader einfuhr, fremden Kriegsschiffen nicht mehr gesperrt ist). Die Personalunion könnte schwierig werden. Die Karageorgewitsch werden nicht zugeben, daß Montenegros Dynastie (Petrowitsch Njegos) für die Serbensache mehr geleistet hat als die Brut des Schwarzen Georg; und Held Nikola, der den schönen Gestus

liebt, wird sich nicht leicht entschließen, auf Peters, seines Schwiegersohnes, Thron zu klettern. Aber beide Herrscher sind alt und der Czernagorzenprinz Mirko hat Nathalie Konstantinowitsch, eine Großnichte Milans von Serbien, geheirathet und, als er sein Erstgeborenes am Fenster den Landsleuten zeigte, gerufen: „Durch diesen kleinen Leib fließt mein Blut und das der Obrenowitsch!" Einstweilen würde die Einheit der Wirthschaft, Verwaltung, Diplomatie genügen. Das wäre, mit Makedonien, noch nicht das Großserbien, dessen Entstehung die Gebieter am Ballhausplatz zu hindern gelobten. Und das Piemont der serbischen Sprachgemeinschaft? Wenn Oesterreich-Ungarn klug ist, ist es auch stark.

„Die Wahrheit ist im Wein: Das heißt: In unseren Tagen muß Einer trunken sein, um Lust zu haben, die Wahrheit zu sagen." Trotz Rückerts Mahnung hat hier ein nicht Trunkener gewagt, auszusprechen, was ihm Wahrheit scheint. Einer, der Oesterreichern freundliches Erlebniß dankt, 1908, 1912 und 13 als ein Einsamer, ein Monomachos ohne Kronreif, für Oesterreichs Recht sich ins Feuer gestellt hat und sich der Menschheit des schönen Landes heute nicht minder befreundet, eben darum aber zu aufrechter Rede verpflichtet fühlt. Noch in härtester Zeit. Vierundfünfzig Millionen Kronen an die Türkei; dreimal Mobilmachung, dreimal, Monate lang, Präsenz und Bereitschaft zum Krieg; Verluste durch Boykott (türkischen und serbischen) und Schwindsucht des Balkangeschäftes, des für Oesterreich-Ungarn wichtigsten; in der Spanne von sieben Tagen viermal wildeste Börsenpanik; Verzicht auf den Vormarsch nach Südost: Bosnien ward theuer bezahlt. Und soll Reichsland der Habsburger bleiben. Warum aber das Vehmgedröhn gegen Räuber und Mörder? Damit auch der Russenkaiser, der die Meuchler verabscheut, sein Antlitz von Serbien wegwende? Thäte ers heute: er müßte es morgen bereuen; und nach der ersten Niederlage Serbiens würde die Jugend Rußlands den Willen des Zaren wie eine Kinderschanze zerstampfen. Italien hat seine Reserven einberufen. Der Weg durch Rumänien, dessen Irredenta sich regen möchte, ist offen. Nicht jeder katholische Kroat sieht im orthodoxen Serben den Todfeind. Und wer Euch vorplärrt, daß Deutschland Schwertwille in alle Wege mit Euch sei, Der lügt; oder schwört blind auf Gedrucktes. Horchet! Euer Troß schreit so laut, um die Frage zu überheulen, ob dem Deutschen Reich nicht die Schicksalsstunde geschlagen habe, die es aus klemmendem Drang lösen kann.

Psychologen und Philosophen.

In Göttingen tagte vom fünfzehnten bis zum achtzehnten April der Kongreß für Experimentelle Psychologie und unmittelbar darauf wurde in Halle der zehnjährige Bestand der Kantgesellschaft unter sehr zahlreicher Betheiligung der Mitglieder in würdiger und zugleich sehr anregender Weise gefeiert. Ich habe beide Tagungen mitgemacht und dabei Gelegenheit gehabt, viele Psychologen und Philosophen beisammen zu sehen. Meistens saßen sie ganz friedlich neben einander. Einmal jedoch platzten die immanenten Gegensätze auf einander und mitunter war für den Kenner ein versteckter Kampf deutlich bemerkbar. Von den Eindrücken, die ich auf diesen zwei Kongressen empfangen, und von Dem, was ich mir dabei gedacht habe, möchte ich nun Einiges mittheilen.

In Göttingen kamen vor Allem die Psychologen im engeren Sinn zu Wort. Das sind Diejenigen, welche im Laboratorium arbeiten. Professor Georg Elias Müller, einer der strengsten und exaktesten Forscher auf diesem Gebiet, hatte fast ausschließlich Vorträge über experimentelle Untersuchungen zugelassen. In seiner temperamentvollen Eröffnungrede sagte er uns, daß wir keinerlei Ansprachen und Begrüßungen zu erwarten haben und daß der Kongreß ein richtiger Arbeit-Kongreß sein solle. Man konnte sehen, daß die Experimentelle Psychologie ihr ursprüngliches Arbeitgebiet, die Analyse der Sinneswahrnehmungen, weiter bearbeitet und sich dabei immer verfeinerter Methoden und komplizirter Apparate bedient. Stumpf (Berlin) und Jaensch (Marburg) konnten über sehr exakte Experimente auf dem Gebiete der Tonlehre berichten. Ziehen (Wiesbaden) und Hacker (Göttingen) theilten ergebnißreiche Versuche über den Hautsinn mit. Von allgemeinerem Interesse war ein Vortrag von Dr. Gutzmann (Berlin), dem bekannten Spezialisten für die Behandlung von Sprachstörungen. Er sprach über die Beziehungen der Gemüthsbewegungen und Gefühle zu Störungen der Sprache und berichtete aus der reichen Fülle seiner Erfahrungen über Fälle, wo den Kindern durch ungeschickte Behandlung im Elternhaus oft die Freude am Sprechen so arg verleidet wird, daß vollkommene Sprachlosigkeit eintritt. Er bezeichnete die Sprache des Kindes sehr treffend als eine Art von Ventil, das den Gemüthsbewegungen als willkommener Ableitungweg dient. Ich konnte in den Diskussionen seine belehrenden Ausführungen durch die Erfahrungen bei Taubstumm-Blinden bestätigen und ergänzen.

Charakteristisch für die göttinger Tagung war die relativ starke

Beachtung der Thierpsychologie, die hauptsächlich durch amerikanische Forscher wie Morgan und Jennings zu einer wirklichen Wissenschaft erhoben wurde. Dr. Pfungst aus Berlin berichtet von sehr interessanten Versuchen über die Spürfähigkeit der Polizeihunde. Da zeigte sich, daß das Witterungvermögen keineswegs mit so unfehlbarer Sicherheit operirt, wie meistens geglaubt wird. Es kam sehr oft vor, daß der Hund die Spur Dessen, von dem er Witterung genommen hatte, verließ, auf eine andere überging und den Unrechten erwischte. Auch von den elberfelder Pferden und vom mannheimer Hund war die Rede, doch leider kam es nicht zu der von Dr. Pfungst beantragten Einsetzung einer wissenschaftlichen Prüfung-Kommission. Und doch wäre es höchste Zeit, daß endlich einmal durch ganz exakte wissenschaftliche Beobachtungen und Versuche die vielen Mißverständnisse in Bezug auf die „denkenden“ und „rechnenden“ Thiere aus der Welt geschafft würden. Die Experimentelle Psychologie hat in den letzten Jahrzehnten ihr Gebiet sehr erweitert. Die von William Stern in Breslau begonnenen Forschungen über die Psychologie der Zeugenaussage haben in juristischen Kreisen sehr anregend gewirkt und dort eine ganze Reihe ähnlicher Untersuchungen hervorgerufen. Die Anwendung der experimentellen Methode auf die Unterrichtslehre hat sich zu einer eigenen Wissenschaft, zur „Experimentellen Paedagogik“ ausgestaltet. Eben so wird die von V. Fechner begonnene „Experimentelle Aesthetik“ sehr gepflegt. Von Alledem war in Göttingen wenig zu merken. Zwar wurde ein Sammelreferat über die Psychologie der sprachlichen Unterrichtssachen gehalten, allein darin war fast ausschließlich von den Methoden des Lese- und Rechtschreib-Unterrichts und daneben nur von den elementarsten Phasen des fremdsprachlichen Unterrichtes die Rede. Ich kann mich bei den meisten solcher Untersuchungen des Eindruckes nicht erwehren, daß sie gewöhnlich nur Das zu Tage fördern, was den Lehrern durch die unmittelbaren Bedürfnisse der Lehrpraxis schon lange vertraut war. Nun habe ich selbst in meiner dreißigjährigen Thätigkeit als Lehrer der alten Sprachen gefunden, daß eine psychologische Grundlegung der Grammatik und Interpretation in hohem Grade geeignet ist, diesen Unterricht zu vertiefen und viel anregender zu gestalten. Die Psychologie kann also dazu beitragen, nicht nur die Methode des Sprachunterrichtes zu verbessern, sondern auch dessen Ziel und Wirkung zu erweitern. Die psychologisch fundirte Philologie könnte dann thatsächlich die Schüler in die Werkstatt der Seele hineinsehen lassen. Davon war leider nichts zu hören; und deshalb muß ich gestehen, daß mich das mit Spannung erwartete Referat arg enttäuscht hat.

Zum weiteren Ausbau der von William Stern begründeten und in einem umfassenden Werk meisterhaft dargestellten „Differenziellen Psychologie" ist dem Kongreß von Heymans (Groningen) ein Vorschlag zur experimentellen Feststellung individuell-psychischer Eigenschaften unterbreitet worden. Möglichst viele Personen sollen nach der selben Methode auf eine ganz bestimmte Eigenschaft untersucht werden. Gewählt wurde die Fähigkeit zur willkürlichen Aufmerksamkeit-Konzentration. Das von Stern und Lipmann geleitete Institut für Angewandte Psychologie hat entsprechende Fragebogen ausgearbeitet und will sie an alle Mitglieder der Gesellschaft versenden, die sich bereit erklären, einige Personen ihrer Bekanntschaft auf diese eine Eigenschaft hin zu untersuchen.

Das philosophische Ereigniß des Kongresses war der Vortrag von Heinrich Maier aus Tübingen über „Psychologie und Philosophie" und die sich daran schließende Diskussion. Professor Maier zeigte gegenüber den Vertretern des logischen Apriorismus und Absolutismus sehr überzeugend, daß die Logik, die Erkenntnißtheorie und die Ethik ohne psychologische Grundlegung gleichsam in der Luft schweben, und faßte das Resultat seiner Darlegungen in die Worte zusammen: „Das Ergebniß ist, daß die Psychologie, trotz ihrem einzelwissenschaftlichen Charakter, auch mit den eigentlichsten Aufgaben der Philosophie in engem, unlöslichem Zusammenhang steht. Dem Philosophen, der sich von der Psychologie abwendet, bleibt nur übrig, sich eine eigene Psychologie zurechtzumachen." Im Verlauf seines Vortrages fand Maier auch die Gelegenheit, auf die von Husserl, der in Göttingen lehrt, unter dem Namen „Phänomenologie" vertretene streng logistische Denkrichtung hinzuweisen; er sagte: „Von da aus läßt sich auch zu Husserls Phänomenologie und ihrer ‚Intuition' Stellung nehmen. Die ‚Wesenserschauung' ist, so weit sie wissenschaftlich unanfechtbar ist, deskriptive Psychologie, die aber insofern einseitig bleibt, als sie die Hilfe der erklärenden Psychologie ablehnt." Darauf erhob sich Professor Husserl, der als Gast anwesend war, und erklärte mit dankenswerther Entschiedenheit, daß so seine Meinung nicht sei. Die Phänomenologie, meinte er, ist nicht Psychologie. Sie ist vielmehr dazu bestimmt, der Psychologie einmal Das zu leisten, was die Mathematik der Physik geleistet hat. Das war deutlich und kühn. Leider war die Zeit für die Diskussion so knapp bemessen, daß es nicht möglich war, zu den radikalen Ausführungen Husserls mit der nöthigen Gründlichkeit Stellung zu nehmen. Der Gegensatz zwischen den psychologisch orientirten Denkern und den Philo-

sophen, die jede psychologische Grundlegung der Philosophie entschieden ablehnen, ist jedoch so stark und greift so tief in die kulturelle Bedeutung der Philosophie ein, daß ich gern die Gelegenheit ergreife, die Leser der „Zukunft“ auf die Tragweite dieses Streites aufmerksam zu machen.

Husserl ist einer der gründlichsten Vertreter des logischen Apriorismus. Diese Denkrichtung beruht in letzter Linie auf einem durch kritische Erwägungen erarbeiteten festen Glauben an die logische Struktur des Menschengeistes. Wir begegnen diesem Glauben zuerst bei Platon und sehen bei ihm ganz deutlich, daß er aus zwei verschiedenen Quellen fließt. Religöse Vorstellungen sind die eine, mathematische Deduktionen die andere dieser Quellen. Platons bekannte Lehre, daß unser Wissen eine Wiedererinnerung sei, beruht auf dem religiösen Glauben, daß die menschliche Seele schon vor ihrer Vereinigung mit dem Körper existirt hat. Damals war sie vom Blendwerk der Sinnenwelt noch nicht befangen und von Begierden und Leidenschaften noch nicht bewegt. In Folge ihres göttlichen Ursprunges und Wesens war sie deshalb dem Irrthum noch nicht unterworfen, sondern besaß die Fähigkeit, die reinen und ewigen Wahrheiten unmittelbar zu erschauen. Trotz ihrer Befleckung mit dem Körperlichen hat die Seele die Erinnerung an die damals geschauten Wahrheiten noch nicht ganz verloren und durch methodische Schulung vermag der Philosoph die Erinnerungfähigkeit der Seele zu steigern und sich zum geistigen Schauen der ewigen Wesenheiten oder Ideen hinaufzuläutern. Der sicherste Weg dazu ist, Das erkannte schon Plato, die Beschäftigung mit Mathematik. Er ließ deshalb auf das Thor der von ihm gegründeten „Akademie“ die Inschrift setzen: „Keiner darf herein, der nicht Geometrie getrieben hat.“ Findet doch die Mathematik ihre Sätze nicht durch Abstraktion aus der Erfahrung, sondern durch freie Konstruktion von Raumgebilden und Zahlengrößen.

Kant nimmt den Gedanken Platons wieder auf. Die religiöse Grundlage seines Apriorismus zeigt sich zwar deutlicher in seiner Ethik als in seiner Erkenntnißtheorie, allein sie ist auch da zweifellos vorhanden. Zur Begründung seiner Lehre von der „reinen“ Vernunft dient ihm vor Allem die mathematische Naturwissenschaft seiner Zeit. Hier fand er Sätze von unbestrittener Wahrheit, denen objektive Giltigkeit und strenge Nothwendigkeit zukam. Kant war nun überzeugt, daß die Erfahrung, also die sinnliche Wahrnehmung, immer nur Thatsächlichkeit, aber niemals Nothwendigkeit verbürgen könne. Die mathematischen Sätze gelten aber mit

strenger Denknothwendigkeit und werden auch durch die Erfahrung immer bestätigt. Die Quelle dieser Nothwendigkeit und objektiven Giltigkeit fand nun Kant in der „reinen", von der Erfahrung unabhängigen Vernunft. Er faßte den großartigen Plan, die Architektonik der reinen Vernunft zu entwerfen, und war überzeugt, daß er in seinem kritischen Hauptwerk die logische Struktur des Menschengeistes vollständig bloßgelegt habe.

An Platon und an Kant knüpft der moderne Apriorismus, der in der philosophischen Welt Deutschlands immer mehr Anhänger gewinnt, mit vollem Bewußtsein an. Der religiöse Ursprung dieser Denkrichtung verräth sich noch heute darin, daß sie, wie ich schon mehrfach gezeigt habe, eine latente Metaphysik enthält. Wenn die logische Struktur des Menschengeistes nicht, wie wir Psychologisten meinen, ein Entwickelungprodukt ist, sondern zu den Urfunktionen der Vernunft gehört, so muß die Vernunft ihre Fähigkeit „der letzte Probirstein der Wahrheit zu sein" als Gnadengeschenk von ihrem göttlichen Schöpfer erhalten haben. Nun ist für mich (Das muß ich zur Vermeidung von Mißverständnissen mit voller Offenheit aussprechen) Metaphysik durchaus kein Beweis von Unwissenschaftlichkeit. Ich glaube im Gegentheil, daß die Erfahrung, die ich als die einzige Quelle wissenschaftlicher Erkenntniß betrachte, der Ergänzung bedarf und daß die Philosophie eben dazu berufen ist, den Sinn der Wissenschaft zu deuten und dadurch den Lebensinhalt zu bereichern und zu vertiefen. Darum trete ich eben dafür ein, daß Metaphysik sich als Metaphysik gebe und sich nicht hinter den wissenschaftlicher klingenden Namen einer Erkenntnißtheorie oder Werthlehre verberge.

Unter den Vertretern des modernen Apriorismus nimmt Professor Husserl eine eigenartige, sehr interessante und sehr einflußreiche Stellung ein. Er war vor dreißig Jahren hier in Wien ein bevorzugter Schüler Franz Brentanos und deshalb durchaus psychologisch orientirt. Seine gründlichen mathematischen Studien und seine Bemühungen, eine Philosophie der Arithmetik zu begründen, haben ihn, wie er in der Vorrede zu seinen „Logischen Untersuchungen" selbst sagt, auf andere Wege geführt. Die moderne Mathematik hat sich von der Anschauung viel weiter entfernt, als es in Kants Zeit geschah. Sie konstruirt Gebilde, die überhaupt nicht mehr anschaulich vorgestellt werden können, und leitet Sätze ab, die durch die Erfahrung weder bestätigt noch widerlegt werden können und dennoch in Folge der logisch strengen Ableitung für den Mathematiker unbedingte Geltung haben. Hier liegt in vollendeter Form Das vor, was Ernst Mach die Anpassung

der Gedanken an einander nennt. Die von Mach viel höher gewerthete Forderung einer Anpassung der Gedanken an die Thatsachen wird hier gegenstandlos, weil eben nicht mit Thatsachen, sondern nur mit Gedanken-Konstruktionen operirt wird.

Dadurch wurde das Vertrauen in die konstruktive Kraft des Denkens, das gleichsam aus sich selbst Wahrheit produzirt, in hohem Grade gesteigert und die Meinung erweckt, daß die mit so großer Sicherheit erschauten Sätze objektiv gegebene Wirklichkeiten repräsentiren. Getragen von dieser hohen innern Sicherheit, geht nun Husserl mit kühnem Wagemuth daran, die in der Mathematik bewährte Methode zu einer Mathesis universalis zu erweitern und so eine neue „reine“ Logik und allgemeine Wissenschaftlehre zu begründen. Unterstützt wird Husserl dabei von einem durch seine frühere intensive Beschäftigung mit Psychologie gewonnenen sehr scharfen Blick für Das, was in seinen eigenen Denkerlebnissen thatsächlich enthalten ist. Ich habe diese starke psychologische Begabung Husserls in einem Buch, in dem ich seine logischen Deduktionen entschieden bekämpfen mußte, anerkannt und bemerkt, daß Husserl, der durchaus nicht Psychologe sein will, trotzdem dort, wo er Psychologie treibt, fast immer Richtiges und Bedeutsames zu finden weiß. Er ist, so zu sagen, ein Psycholog wider Willen.

Für seine neue Wissenschaftlehre hat Husserl den Namen „Phänomenologie“ gewählt. Durch Aufzeigung und Aufklärung Dessen, was in den Erkenntnißakten wirklich oder, wie Husserl sagt, „originär“ gegeben ist, und durch strenge Scheidung der Erkenntnißakte von den Erkenntnißinhalten sollte das Wesen und sollen die obersten allgemeinsten und unbedingt giltigen Voraussetzungen alles wissenschaftlichen Forschens bloßgelegt und mit voller Evidenz erschaut werden. In einer seiner letzten Arbeiten hat Husserl als Grundlage einer solchen Phänomenologie die „Wesenserschauung“ bezeichnet. Was er damit meint, läßt sich an folgendem Beispiel verständlich machen. Vor meinem Fenster steht ein Baum. Indem ich meinen Blick darauf richte, sehe ich einen Raum erfüllenden Körper von bestimmter Gestalt, Größe, Gliederung und Färbung. Er hebt sich deutlich von der Umgebung ab und es entsteht in mir ein individuell bestimmter Eindruck. Prüfe ich aber Das, was in mir dabei vorgeht, genauer, so finde ich noch viel mehr. Ich weiß mit unmittelbarer Sicherheit, daß dieses individuell bestimmte und individuell gefärbte Ding ein Baum, und ich weiß auch, daß es eine Pflanze ist. Ich sehe also nicht nur dieses einzelne Ding, sondern ich sehe gleichsam auch die Art und die Gattung, zu der es gehört. Diese Einsicht, die

beim entwickelten Intellekt ganz unmittelbar mit dem sinnlichen Eindruck zugleich gegeben ist, nennt Husserl „Wesenserschauung“ oder „Wesenserfassung“. Husserl legt besonderen Werth darauf, festzustellen, daß diese Wesenserschauung wirklich Anschauung und nicht etwa ein komplizirter Denkakt sei. Das „Wesen“ ist mir eben so „originär“ gegeben, ist eben so ein von mir unabhängiger „Gegenstand“ wie das wirkliche Einzelding selbst.

Für Das, was er als „Wesen“ bezeichnet, wählt Husserl den terminologisch nach unverbrauchten griechischen Ausdruck „Eidos“, ein Wort, das bei Aristoteles die Art bezeichnet, der ein Einzelding angehört, und zugleich auch die „Form“ in Gegensatz zum „Stoff“. Wir haben nun die Fähigkeit, unsere Aufmerksamkeit sowohl auf das thatsächlich vorhandene Einzelding als auch auf das darin enthaltene „Wesen“ oder „Eidos“ zu konzentriren, und daraus ergiebt sich für Husserl der grundlegende Unterschied zwischen Thatsachenwissenschaften und „Wesenswissenschaften“, die sich aus der fortgesetzten und ausschließlichen „eidetischen“ Betrachtungweise ergeben. Als Musterbeispiele für Wesenswissenschaften werden meistens die Mathematik mit ihren Theildisziplinen und die formale Logik angeführt. Zwischen diesen beiden Arten von Wissenschaften besteht nun nach Husserl ein eigenartiges Verhältniß „Alle eidetische Wissenschaft“, sagt er, „ist prinzipiell von aller Thatsachenwissenschaft unabhängig.“ Wenn der Geometer seine Striche an die Tafel zeichnet, so kümmert er sich gar nicht darum, ob solche Figuren irgendwo in der Welt vorkommen. Er leitet aus dem Wesen des Dreiecks seine Eigenschaften ab und ist dabei in keiner Weise an die Erfahrung gebunden oder von ihr beeinflußt. Die Sätze, die er findet, gelten ganz unabhängig von jeder Erfahrung. Anders aber verhält es sich mit den Thatsachenwissenschaften. „Es giebt keine, die als Wissenschaft voll entwickelt, rein sein könnte von eidetischen Erkenntnissen und somit unabhängig sein könnte von den, sei es formalen oder materialen, eidetischen Wissenschaften.“ So ist, zum Beispiel, die Physik, eine Thatsachenwissenschaft, erst dadurch zur Exaktheit gebracht worden, daß die Wesenswissenschaft der Mathematik ihr die Grundlagen und Methoden gegeben hat. In ähnlicher Weise soll dereinst die Thatsachenwissenschaft der Psychologie durch eine ihr entsprechende Wesenswissenschaft zur vollen Entwickelung gelangen. Dies zu leisten, ist die Aufgabe der Phänomenologie, an deren Begründung und Ausgestaltung Husserl schon mehrere Jahre arbeitet. Er ist offenbar davon überzeugt, daß es auch für das psychische Geschehen eine „Wesenserschauung“ giebt, die den bleibenden Kern der seelischen Vorgänge mit unmittelbarer Evidenz zu erfassen und auf diesem

Wege zu allgemeinen und nothwendig giltigen Sätzen zu gelangen vermag, die das Seelenleben und seine Produkte mit vollkommener Klarheit und Sicherheit zu bestimmen gestatten.

Ich gestehe unumwunden, daß ich in dem groß und tief angelegten Gedankenbau Husserls eine ganz ungewöhnliche Kraft und Energie des Intellekts finde, die Bewunderung verdient und geeignet ist, auf begabte junge Leute mächtig zu wirken. Husserl hat ja auch schon eine Schule gegründet, die seine „phänomenologische“ Methode auf die Ethik und Aesthetik anzuwenden beginnt. Der kühne Wagemuth, der der menschlichen Vernunft die Fähigkeit zuschreibt, das Wesen der Dinge zu schauen und absolute Wahrheiten zu finden, ist eine psychologisch sehr interessante Erscheinung des philosophischen Denkens der Gegenwart.

Trotzdem sagte ich in Göttingen, daß ich eine Phänomenologie, die als „Wesenswissenschaft“ der Psychologie Das zu leisten unternimmt, was die Mathematik der Physik thatsächlich geleistet hat, für vollkommen unmöglich halte. Ich halte sie deshalb für unmöglich, weil die „Wesenserschauung“, die bei scharf abgegrenzten Objekten der Außenwelt und bei streng definirten mathematischen Gebilden thatsächlich allgemeine und sichere Erkenntnisse liefert, in der Psychologie geradezu verhindert, das „Wesen“ der seelischen Vorgänge richtig zu erfassen. Das Psychische ist kein Sein, sondern ein Geschehen. Wer hier scharf abgrenzt und gewaltsam isolirt, Der vollzieht nicht eine aufschlußreiche Zergliederung, sondern eine das Wesentliche verhüllende Zerstückelung. Wer das Denken aus dem Mutterboden des Trieb- und Gefühlslebens herausreißt, aus dem es erwachsen ist und aus dem es immer noch seine Kraft, seine Richtung und seine Nahrung hat, Der vermag eben keine „Wesenserschauung“ des Denkens zu vollziehen. „La logique est la logique des solides“ hat uns Bergson gelehrt und damit gezeigt, daß die logische Ordnungthätigkeit und die logische Stabilisirung dort versagt, wo ununterbrochene Kontinuität, vollständige Durchdringung und schöpferische Entwickelung das Charakteristische sind. Jeder neue Versuch, das Seelenleben durch eine Statik der Begriffe gewaltsam zum Stillstand zu bringen und die ihm wesentliche Zeit daraus zu eliminiren, ist für mich ein neuer Beweis, daß in der Psychologie nur genetische und biologische Betrachtungweise das Verständniß zu erschließen vermag. Die Wesenserschauung ist dort, wo sie thatsächlich stattfindet, ein Entwickelungprodukt. Sie setzt sich aus festgewordenen Assoziationen und sozialen Verdichtungen zusammen, die als Niederschlag der Erfahrungen und der Ordnungarbeit

vergangener Generationen den Inhalt der gegenwärtig wirksamen Sinneseindrücke bereichert, vertieft und praktisch verwendbar macht.

Die Vertreter des Apriorismus sind in einem verhängnißvollen Irrthum befangen, wenn sie an eine ursprünglich gegebene logische Struktur der Vernunft glauben. Unsere Erkenntnisse sind vielmehr Errungenschaften der lebenerhaltenden und lebenfördernden Thätigkeit des Geistes, den seine biologische und seine soziologische Struktur befähigt, durch gemeinsame Arbeit die Naturkräfte in immer weiterem Umfang in den Dienst des Menschen zu stellen. Vielleicht gelangen wir durch bewußte Anwendung der Denkökonomie (Ernst Mach) und der Menschenökonomie (Rudolf Goldscheid) einmal dazu, auch unsere Seelenkräfte besser und fruchtbarer verwenden zu lernen.

Es scheint, daß der alte Streit zwischen Parmenides und Heraklit, zwischen Sein und Werden, zwischen Statik und Dynamik sich heute unter den Schlagworten Apriorismus und Evolutionismus wiederholt. Karl Joel sucht in seiner inhaltreichen Rektoratsrede „Die Krisis in der Philosophie" zu zeigen, daß beide Denkrichtungen für die wissenschaftliche und philosophische Weiterentwickelung nothwendig seien. Ich selbst gebe zwar zu, daß der Hinweis auf das Konstante, Gleichbleibende auch in der Biologie, in der Psychologie und Soziologie eine gewisse Berechtigung hat und als Ordnungprinzip gute Dienste leisten kann. Das aber, was uns weiter bringt, was immer neue Probleme aufdeckt und uns immer tiefer in das Wesen der geistigen Welt blicken läßt, sind nach meiner immer mehr gefestigten Ueberzeugung doch nur psychologische Untersuchung, evolutionistische Denkrichtung und vor Allem soziologische Betrachtungweise. Die Vertreter des Apriorismus verwenden meiner Ansicht nach eine sehr tiefgründige und sehr anstrengende Denkarbeit auf unlösbare Probleme. Bei ihnen ist gerade so viel förderliche Philosophie anzutreffen, wie sie an psychologischem Tiefblick aufbringen. Leider haben sie sich jetzt zu einer Art von philosophischer Aristokratie zusammengeschlossen, die ein eigenes philosophisches Organ und eine eigene „Einstellung" zu besitzen glaubt, mit deren Hilfe man aus sich selbst heraus zu absoluten Wahrheiten gelangen kann. Sie schreiben meist nur für einander und blicken mit starkem, aber wenig berechtigtem Selbstbewußtsein auf die philosophischen Demokraten herab, die sich redlich bemühen, durch immer weiter und tiefer greifende psychologische, historische und soziologische Untersuchungen das ungeheure Reich des Geistes Schritt vor Schritt allmählich zu erobern.

Mit solchen Gedanken fuhr ich von Göttingen nach Halle, wo

mir der Gegensatz von Psychologen und Philosophen noch einmal vor die Augen und vor die Seele treten sollte. Unter der Aegide Vaihingers wurde da der zehnjährige Bestand der Kantgesellschaft gefeiert. Vaihinger ist der Schöpfer, der Organisator, die Seele und das Gewissen der Kantgesellschaft. Durch seine gewinnende Freundlichkeit und Herzensgüte hat er es vermocht, daß nicht nur Anhänger des kantisirenden Apriorismus, sondern alle Freunde der Philosophie sich in der Gesellschaft zusammenfinden und wohl fühlen können. Trotz seinem Augenleiden war er schon auf dem Begrüßungabend anwesend, gab Auskünfte und vermittelte Bekanntschaften. Wirksam wurde er dabei von dem stellvertretenden Schriftführer der Gesellschaft, Dr. Liebert aus Berlin, unterstützt.

Sonntag, am neunzehnten April, versammelten sich die Theilnehmer in einem großen Saal der Universität. Sehr schön wurde die Feier durch den Vortrag einer Klaviersonate von Herbart eingeleitet, die nur als Handschrift aufbewahrt worden ist. Danach berichtete Vaihinger ausführlich über die Gründung und über die Entwickelung der Kantgesellschaft. Durch Unterstützung der Zeitschrift „Die Kantstudien“, durch Herausgabe selten gewordener philosophischer Werke, durch Ausschreibung von Preisaufgaben hat die Gesellschaft das philosophische Leben in Deutschland kräftig gefördert. In lautem und herzlichem Beifall brachte die Versammlung dem Gründer und unermüdlichen Förderer der Kantgesellschaft ihren Dank und ihre Sympathie zum Ausdruck. Nach einer kurzen Pause folgte dann der erste der zwei Festvorträge. Professor Bruno Bauch aus Jena sprach über den Begriff des Naturgesetzes. Es war nicht nur mir, sondern auch vielen Anderen nicht möglich, dem Gedankengang, der sich in einer Sphäre hoher Allgemeinheit bewegte, zu folgen. Was ich heraushörte, war eine scharfe Polemik gegen den Psychologismus. Dabei fielen Bemerkungen, in denen mir der Vortragende zu sagen schien, daß die psychologisch orientirten Denker Kant gar nicht verstehen können und deshalb in der Kantgesellschaft eigentlich nichts zu suchen haben. Ich fühlte mich ein Wenig hinausgeworfen. Auch wunderte ich mich sehr darüber, daß der Redner eine der geistvollsten Definitionen des Begriffes Naturgesetz gar nicht erwähnte. Ich meine Machs tiefgründige Auffassung, nach der die Naturgesetze „ihrem Ursprung nach Einschränkungen sind, die wir unter der Leitung der Erfahrung unserer Erwartung auferlegen.“ Mach will damit, wie er ausdrücklich sagt, auf die biologische Bedeutung der Naturgesetze hinweisen. Thatsächlich wird für den entwickelungsgeschichtlich orientirten Denker der ganze Vorgang der stetig

sich vermehrenden Naturerkenntniß durch diese Definition anschaulich und lebensvoll. Für das Kind und für den Urmenschen scheint Alles aus Allem folgen zu können. Allmählich kommen die deutlichsten Regelmäßigkeiten zum Bewußtsein, der Kreis des zu Erwartenden wird kleiner, die Erwartungen werden zugleich beschränkter und zuversichtlicher und, Dem entsprechend, das Auftreten und die Maßnahmen der Menschen sicherer und zweckmäßiger. Den Aprioriker aber geht das Alles nicht an. Er bewegt sich leicht und sicher im Gebiete der toten Gewißheit und überläßt das Reich der lebendigen Wahrscheinlichkeiten, aus denen das wirkliche Leben besteht, ruhig und gern dem empirischen Forscher.

Die Verstimmung, die sich nach dem Vortrag Bauchs meiner bemächtigte, wurde wesentlich gemildert durch ein anregendes Plauderstündchen mit einem der wenigen Gesinnungsgenossen, die da waren: Professor Julius Schultz aus Berlin, der gegen die immer mächtiger werdende apriorististische Strömung seinen und meinen empirischen und psychologischen Standpunkt energisch und wirksam vertheidigt. Seine Bücher „Die Psychologie der Axiome“, „Die drei Welten der Erkenntnißtheorie“ und „Die Maschinentheorie des Lebens“ haben allgemeine Beachtung gefunden.

Am Abend wurde uns zu Ehren die „Zauberflöte“ gegeben, wozu Vaihinger einen eigenen Prolog gedichtet hatte. Er vergleicht darin Kant mit dem Sonnenpriester, der die Königin der Nacht besiegt und zum Lichtbringer wird. Das war sehr schön; aber am Morgen war meine Verstimmung wieder da. Ich wollte in einer öffentlichen Kundgebung, etwa einem Trinkspruch, mein Dasein entschuldigen und andeuten, daß auch die psychologisch orientirten Denker Kant verstehen und verehren können. Während ich nun über Form und Gelegenheit einer solchen Kundgebung nachdachte, hatte bereits die eigentliche Generalversammlung begonnen. Die bei solchem Anlaß unvermeidlichen Zahlen und Wahlen waren zum Glück bald vorüber. Professor Falckenberg aus Erlangen berichtete dann in sachlicher, gründlicher und dabei doch sehr anregenden Weise über die eingelaufenen Preisarbeiten. Das Thema war: Kants Begriff der Wahrheit und seine Bedeutung für die erkenntnißtheoretischen Fragen der Gegenwart. Den Anlaß zu dieser vor fünf Jahren gestellten Preisaufgabe hatten, wie mir der Stifter des ersten Preises, Professor Imelmann aus Berlin, selbst sagte, die lebhaften Diskussionen über den Pragmatismus auf dem Heidelberger Philosophenkongreß vom Jahr 1908 gegeben, über die ich in diesen Blättern berichtet habe. Von den zehn eingereichten Arbeiten hat keine die Preisrichter

ganz befriedigt; sie beschlossen deshalb, zwei zweite Preise zuzuerkennen.

Professor Vorländer aus Solingen, der eine kurze Lebensbeschreibung Kants veröffentlicht hat, theilte dann Einiges über seinen Plan mit, eine ausführliche Kant-Biographie herauszugeben. Jedes Wort zeigte, wie vollständig Vorländer sein Material beherrscht und mit welcher Liebe er sich in seinen Gegenstand versenkt. Ich freue mich auf das versprochene Werk und wünsche nur, daß wir nicht zu lange darauf warten müssen.

Nun folgte der zweite Festvortrag. Professor Krueger aus Halle sprach über den Begriff des Werthes. Gerade mit diesem Gegenstand haben sich in den letzten Jahren mehrere Vertreter des Apriorismus beschäftigt; sie glaubten, ganz unabhängig von psychologischen Untersuchungen zur Feststellung von absoluten Werthen zu gelangen, die unbedingt gelten, auch wenn Niemand in seinem Fühlen und Handeln dadurch bestimmt wird. Professor Krueger scheint mir nicht auf diesem Standpunkt zu stehen. Er hält eine psychologische Grundlegung der Werthlehre für nothwendig und wußte darüber viel Anregendes und Originelles zu sagen. Ich war jedenfalls sehr erfreut, daß auch ein psychologisch orientirter Denker zu Wort gekommen war und sagte nach dem Vortrag zu Vaihinger: „Proffessor Bauch hat uns Psychologen aus der Kantgesellschaft ausgewiesen, aber Professor Krueger hat uns wieder hineingeführt.“ Meine Verstimmung war vorüber, mein Ausdrucksbedürfniß befriedigt und ich konnte ruhig abreisen.

Schließlich noch ein Wort zum universitätpolitischen Streit über die Errichtung selbständiger Professuren für Experimentelle Psychologie und die darin ausgedrückte Loslösung dieser Disziplin von der Philosophie.

Meine Meinung war vom Anfang an (und die Eindrücke in Göttingen haben mich darin bestärkt): die Experimentelle Psychologie umfaßt mit ihren Verzweigungen in die Gebiete der Paedagogik, der Aesthetik, der Jurisprudenz und der Medizin ein so großes Gebiet, daß sie wohl die Lebensarbeit eines Forschers und Lehrers in befriedigender Weise auszufüllen vermag. Auch giebt es ja schon in Deutschland und in Amerika Männer, die ihr ganzes Können dem einen Ziel zuwenden. Sicherlich kann und darf keinem experimentellen Psychologen verwehrt sein, von seinem Gebiet aus zu philosophischen Fragen vorzudringen. Also der Psychologe kann und darf Philosoph sein, er muß es aber nicht. Dagegen scheint mir die Philosophie mehr als je der psychologischen Grundlegung zu bedürfen, wenn sie lebendige Philosophie werden

will. Alle großen Philosophen waren tiefe Seelenschauer. Wer nicht den tiefen Blick in das Innere hat, Der kann vielleicht aus Worten ein System bereiten und bei sich selbst und bei Anderen den Schein einer dialektisch gewonnenen absoluten Erkenntniß erzeugen. Für mich bleibt jedoch eine Philosophie, die nicht auf umfassender Erfahrung und tiefgründiger Seelenschau beruht, tot an ihr selber. Es ist nur sehr zu fürchten, daß das in den letzten Jahrzehnten so erfreulich erwachte Interesse für Philosophie sich in Folge der zur Herrschaft gelangten spekulativen Richtung bald wieder verflüchtigt. Deshalb dürfen wir empirische Demokraten uns von dem Hochmuth der Aprioriker nicht einschüchtern lassen; wir müssen weiterarbeiten an einer psychologisch begründeten, wahrhaft lebendigen Philosophie.

Wien. Wilhelm Jerusalem.

Die frühen Stunden.

Die frühen Stunden. J. G. Schmitz (Ferdinand Sohn) in Köln.

Die Kathedralen.

In das Geheimniß dunkler Kathedralen
verliert mein Fuß sich fern vom Lärm der Gassen;
hier muß des Tages helles Licht verblassen,
wo bleiche Kerzen bange Schatten malen.

Und Bilder blicken aus dem Dämmer nieder,
als schaure ihnen vor der Welt Gewühle;
der Holzwurm sägt im alten Chorgestühle
und von der Orgel summt es hin und wieder.

Die Ahnen sühnten hier einst Schuld und Fehle;
mir aber ists, als fühlte ich ihr Leben
wie Weihrauchdunst an dem Gemäuer kleben;
und das Vergangene zuckt durch meine Seele.

Kleist.

Ein Wanderer warst Du, der in tiefsten Nächten,
die ihm kein leuchtendes Gestirn erhellt,
gerungen mit der Seele finstern Mächten.

Und um Dich her lag eine schöne Welt.
Du aber solltest nicht ihr König werden;
Da sankst Du nieder wie ein wunder Held.

Das ist das Los der Kämpfer hier auf Erden,
daß allzu spät das Glück den Sieger krönt
mit hoffnungfrohen, lächelnden Geberden.

Auch Dich hat es im Leben nicht verwöhnt
mit Feierstunden reinster, höchster Wonne;
so nahmst Du Abschied, traurig unversöhnt.

Erst, als Du tot warst, kam die Morgensonne.

Mädchenglück.

Ich weiß nicht, wie es kam,
daß er mein Haupt in seine Hände nahm;
ich weiß nur noch, daß es mich tief beglückt,
als einen Kuß er auf mein Haar gedrückt.
Ich weiß nicht, wie es kam.

Es war ein wunderbarer Frühlingstraum
an einem Wintertag,
mir grünte die Natur, ein jeder Baum;
voll goldner Blüthe glänzte mir der Hag.
Und er so gut, wie heiterer Sonnenschein,
sein helles Leuchten trat zu mir herein.
Und meine Seele drängte zu ihm hin,
ich mußte küssen, immer küssen ihn.
Kennt Ihr dies Glück? Es ist unendlich groß!

Nun sitz ich hier und denk an ihn bei Tag und Nacht
und werde nimmer die Empfindung los,
welch eine Seligkeit er mir gebracht!

Daß er mein Haupt in seine Hände nahm,
ich weiß nicht, wie es kam;
weiß nicht, wie oft er meinen Mund geküßt,
wie oft sein kühnes Auge mich gegrüßt.
Weiß nur, daß er mich nahm!

Köln. Karl Salm.

Revanche.

Raoul Henri Rochette, der große Schwindler, hat sich gerächt. Er wurde der Held einer Affaire und das Kennwort einer Kommission. Das selbe Paris, das ihn vor sechs Jahren den Klauen des Untersuchungrichters entriß, ist das Opfer seiner Rache geworden. Frankreich hat eine Perle aus seiner Krone verloren: die Glorie seines Reichthums. Und dieser Verlust war von einer gewaltigen Erschütterung der Börse und einer künstlich gesteigerten Panik gegen die Banken begleitet. Rochette ließ den ersten Schwärmer krachen und über die „Beraubung des französischen Volkes“ zetern. Er weiß, wie man fremdes Geld behandelt, und hatte ausgerechnet, wie groß der Schade gewesen sei, den Frankreich durch die Emissionen der letzten zwanzig Jahre erlitten habe. Resultat: zehn Milliarden. Eine runde Zahl, die sich bequem als Wurfball verwenden ließ. Jedenfalls blieb sie in der Erinnerung haften. Und die sozialistische Presse sorgte dafür, daß die statistischen Enthüllungen des Geldstrategen durch Einzelheiten ergänzt wurden. Der erste Bluff, den Rochette zum Besten seiner eigenen werthen Person beabsichtigt hatte, war ihm gelungen. Der Prozeß wurde ad Calendas Graecas vertagt und Raoul Henri hatte Zeit, zwischen sich und das ungastliche Frankreich den Ozean zu legen. Er ging nach Mexiko; wurde der Freund und Rathgeber Maderos, der von dem viel klügeren Franzosen allerdings nicht lernte, wie man Geld macht; floh, von Madero verrathen, nach dem Norden und trieb sich lange in Mittelamerika herum. Dann lockte ihn die Sehnsucht nach dem goldenen Boden der belle France in die Heimath zurück. Doch blieb er noch ein Weilchen in der Schweiz, bevor er sich in die Nähe Lutetiens wagte. Hart an der Octroigrenze miethete er sich ein, um dem Schauplatz seiner künftigen Heldenthaten möglichst nah zu sein. Er hat sich einen beträchtlichen Rest von Schöpferkraft bewahrt und wird seine unleugbare Intelligenz weiter in den Dienst des Kapitals stellen. Auch der zweite Bluff, der gegen die Hohe Finanz gerichtete, hat gewirkt. Denn die Hetze, mit der kleine Boulevardblätter dem biederen Rentner den Schlaf für Wochen raubten, war die geradlinige Fortsetzung des von dem Feldherrn Rochette geführten Krieges. Im Börsensaal wähnte man sich auf einen Sportplatz für Schwerathletik versetzt, der von geworfenen Gegnern bedeckt ist. Und dann kam das Schlimmste: das Gerücht, daß die Société Générale, das dem Kapital nach größte Kreditinstitut der Welt (die Notenbanken sind ausgenommen), durch innere Mängel genöthigt sei, einen Posten des noch nicht eingezahlten Stammkapitals einzufordern.

Die Bank hat ein Aktienkapital von 500 Millionen Francs. Davon ist die Hälfte bezahlt. Sprach das Gerücht Wahrheit, dann mußte man annehmen, daß eine Spannung in den Barverhältnissen der Société entstanden sei. Aber das Gerücht log; es sollte die Erregung

des Publikums steigern und einen Run gegen die Société Générale bewirken. Der wäre natürlich das Signal zu einem Krach gewesen: und den wollten die Baissiers. Zum Glück entschloß sich das Direktorium der Bank sofort zu öffentlicher Abwehr. Der Gouverneur der Bank von Frankreich wurde ersucht, über die Verhältnisse der Société Générale Auskunft zu geben; und diese Auskunft ließ die Hetzreden schnell verstummen. Auch der Präsident der Société erklärte, daß sie neues Geld nicht brauche. Die Liquidität der Bilanz sei durchaus zulänglich. Die Société Générale arbeitet, nach dem letzten Ausweis, mit fremden Geldern im Gesammtbetrag von 1918 Millionen Francs. Darunter sind 472 Millionen täglich kündbare Depositengelder. Leicht wäre es also nicht gewesen, einem Ansturm auf die Kassen Stand zu halten. Die Bar- und Wechselbestände hätten aber zur Auszahlung der Guthaben reichlich genügt. Immerhin ists weit gekommen, wenn ein Institut von dieser Macht und Tradition sich zu doppelter Rechtfertigung vor der lieben Oeffentlichkeit bequemen muß. Vor sechs Monaten hätte Niemand Solches für möglich gehalten. Daß es möglich wurde und nöthig schien, daß all die bösartigen Artikel und Schmähbrochuren nicht wirkunglos zu Boden fielen: Das hat, mit seinen Künsten, der Herr Rochette erreicht.

Der ganze Vorgang ist der Rede werth. Ein intelligenter Hochstapler setzt 200 Millionen Francs in Bewegung, täuscht Gebildete und Ungebildete, Kluge und Dumme, Reiche und Arme: und wird bewundert. Eine Bank, die Hunderte von Millionen des Volksvermögens verwaltet, glaubhafte Beweise ihrer Zahlungsfähigkeit erbracht und einen weithin sichtbaren Platz unter den großen Geldinstituten Frankreichs erobert hat, wird mißtrauisch angesehen und ist gezwungen, sich öffentlich zu vertheidigen. Henri Rochette brauchte nur sein Dulderhaupt hinter dem Gitter des Zellenfensters zu zeigen, um das versammelte Volk im Innersten zu rühren. Der besondere Seelenzustand der Franzosen, der sich daraus ergiebt, hat ihren Banken ermöglicht, Papiere jeder Farbe unter die Leute zu bringen. Von dieser Sünde kann Niemand sie freisprechen. Die französische Industrie hat ihre Ueberlegenheit nur da gewahrt, wo sie in den Bezirk des Luxus reicht. Etwas von diesem Modeparfum haftete auch am Wesen des französischen Kapitalismus und hat ihn in üblen Geruch gebracht. Paris ist ein Dorado für internationale Spekulanten. Ein Knäuel von Beziehungen, die mit allerlei Engagements belastet waren, bedeckte die „verbündeten und befreundeten“ Börsen: Paris, London, Petersburg. Und diese Gemeinsamkeit der Neigungen drückt sich auch in der Art der westöstlichen Börsenerkrankung aus. Die Effektengeschäfte der drei Nationen waren so in einander verfilzt, daß jedes an einer Stelle entstandene Leiden bald wie eine Epidemie aussah. Mexiko, Südamerika, Kanada: überall die selbe Couleur. Petersburg bezog all die schönen Sachen via Paris und setzte dem lieben Franzmann, um sich dankbar zu zeigen, seine russischen Papiere vor.

Daß in London, während Paris sich seines Ueberschusses an Exoten zu entledigen suchte, eine Gewaltkur ähnlicher Art durchgeführt

wurde, war nicht Zufall. Als die pariser Bankfirma De Neufville & Co. zusammenbrach, mußte ein englischer Großspekulant in Südamerikanern und Canadians gestützt werden. Rothschild leistete, mit anderen „starken Händen“, die nothwendige Hilfe. Damit schien die Sache erledigt. Man erfuhr nicht einmal den Namen des kranken Mannes. Die City athmete auf. Aber die beruhigende Anonymität konnte nicht gewahrt werden. Das alte londoner Bankhaus Chaplin, Milne, Grenfell & Co. stellte seine Zahlungen ein und man erfuhr, daß einer der Inhaber, Mr. Artur Grenfell, der Spekulant gewesen sei, dessen Engagements den Markt bedroht hatten. Mit ihm fiel die fast hundert Jahre alte Bankfirma und zog noch ein anderes Institut, die Canadian Agency, in den Abgrund. Die kanadische Agentur des Hauses Grenfell & Co. war die Trustgesellschaft für die kanadischen Geschäfte und Betheiligungen. Sie hatte Erfolg, so lange der Kanada-Zauber, von dem ja auch das deutsche Kapital Einiges zu spüren bekam, wirkte. Durch den Kurssturz der Canadian Pacific-Shares und die Geldkrisis, die in der Dominion ausbrach, wurden die Beziehungen zu dem Märchenland arg getrübt. Die Verbindlichkeiten des Mr. Grenfell werden auf fünf Millionen £ geschätzt. Das sind hundert Millionen Mark!

Diese Entladungen ließen erkennen, wie verschieden die Haltung des französischen und des englischen Publikums war. In London gabs, obwohl es sich nicht gerade um Sixpence handelte, weder eine Börsenpanik noch ein Gassengeschrei von Weltuntergang und britischem Staatsbankerot. Leise senkte sich der rettende Arm, um das führerlos gewordene Effektenpacket zu halten. Diese Art der Sanirung ist beste englische Tradition. Rothschild und die Bank von England sind alte Nothhelfer. Als die größte Diskontobank des Vereinigten Königreiches, die Firma Overend, Guerney & Co., im Jahr 1866 in Schwierigkeiten kam, waren die beiden Retter auf ihrem Posten. Damals hatte allerdings Rothschild die Hauptarbeit zu thun; denn die Bank von England mußte, um den aufgestörten Geldmarkt nicht ohne Stütze zu lassen, ihre Verfassung für eine Weile außer Kraft setzen. Nur dadurch konnte sie die nöthige Ellbogenfreiheit gewinnen. Die berühmte Peel-Akte war selten zum Schweigen verurtheilt. In den Tagen der Baringkrisis, die 1890, auch in Verbindung mit einer südamerikanischen Katastrophe, zum Ausbruch kam, blieb der „Bank“ das Schlimmste erspart. Sie entlieh von der Banque de France ein paar Millionen Pfund in Gold und kam mit dieser Vorsichtmaßregel über den Berg. Wenn im englischen Bankenbezirk Unordnung entsteht, hat man das Gefühl, der Glaube an eine alte, liebe Legende werde zerstört. Die londoner City und englische Depositenbanken sind ja das Vornehmste, was man dem Besucher zeigen kann. Dazu kamen, als Allerfeinstes, die Konsols. Von all diesen Verzierungen sind im Lauf der letzten Jahre Stücke abgebrochen worden. Die „Goldgeränderten“ haben ihren Nimbus verloren. Sie zeigten nicht nur die selben labilen Eigenschaften wie andere Staatspapiere, sondern erwiesen sich sogar als böse Feinde der Bankenherrlichkeit. Im Jahr

1911 gerieth die Birkbeck-Bank in Konkurs; auch die Yorkshire Penny Bank in Leeds mußte die Feuerwehr rufen. Beide Banken hatten eine breite Depositenkundschaft. Die Bank in Leeds kam über die Störungen weg. Sie konnte sich wieder in die Höhe richten. In beiden Fällen hatte die Entwerthung der Konsols, in denen ein großer Theil der Bankengelder angelegt war, den Kurzschluß der Liquidität bewirkt.

Was sich in Paris und London abspielt, rächt manche unbillige Kritik, die Berlin erdulden mußte. Deutschland ist von den Gewittern in Mexiko und Südamerika kaum gestreift, sein Geldmarkt durch die Erlebnisse großer Auslandbörsen nicht verwüstet worden. Nur in den Vereinigten Staaten ist man bemüht, der deutschen Finanz Etwas vom Ruf der besten Bereitschaft abzuknöpfen. Amerikanische Bankiers lassen sich über die große Goldausfuhr der Union interviewen und weisen auf die Nützlichkeit dieses Exports für Europa, besonders für die londoner City, hin. Die Goldabgabe an die Alte Welt ist Thatsache. Nur hängt sie mit der eiligen Rückwanderung von Yankeewerthen zusammen. Das ist die Kehrseite der Goldbewegung. Die Vereinigten Staaten werden noch immer mit ihren eigenen Papieren überschwemmt, die sie dem europäischen Kapital einst so freigiebig gespendet haben. Das rächt sich nun und nimmt lieber amerikanisches Gold als Shares und Bonds. Im Uebrigen konnte sich die Bank von England, der durch Frankreich und Rußland eifrige Konkurrenten auf dem Goldmarkt entstanden waren, an den amerikanischen Eagles und Barren schadlos halten. Wie aber, wenn Amerika die zurückwandernden Effekten nicht aufzunehmen vermochte? Dann hätten sie sich in den Portefeuilles der europäischen Banken gestaut, wären den Kursen noch verderblicher geworden als durch ihre anderen unschönen Eigenschaften und hätten die Illiquidät auf den internationalen Kapitalmärkten vergrößert. Daß Amerika diese Gefahr verhüten konnte, ist ein Verdienst, nicht der Bereitschaft und richtigen Voraussicht, sondern des Zufalls. Der „leichte Geldstand" in New York ist keine rühmenswerthe Tat der amerikanischen Finanzwelt, sondern ein Ergebniß der geschäftlichen Konjunktur. Die läßt dem Geld Zeit zu ruhiger Beschaulichkeit. Oder, wie geschehen ist, zum Austausch gegen Dollarwerthe. Dabei lebt die newyorker Finanz nicht etwa im Schatten der Ereignisse. Die Eintrocknung des Eisenbahnkapitals hat eine allgemeine Nervosität erwirkt. Eine Enthüllung ist der anderen gefolgt; und Niemand weiß, ob das Ende der Sensationen schon da ist. Die geprellten Opfer rüsten sich zur Rache. An Toten und Lebenden. Mehr als hundert Millionen Dollars Schadensersatz sollen die Verwalter der New York, New Haven and Hartfordbahn leisten. Die Gesellschaft ist durch eine echt amerikanische Finanzwirthschaft ruinirt worden; und ihr ehemaliger Präsident hat alle Schuld auf Morgan geschoben. Der habe wie ein Diktator geherrscht und das Vermögen der Bahn verschleudert. Da er tot ist, muß er die Beschuldigung hinnehmen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Juli 1914.

Lawra.

Morgen.

In Chersones, wo, an der Südwestküste der Krim, jetzt das Städtchen Inkerman neben Ruinen schlummert, ließ Wladimir, der Sohn des tapferen Bulgarenbesiegers Swjätoslaw, sich im Jahr 988 taufen. Als ein Türkenstamm den Vater gemordet hatte, war der junge Russenfürst nach Schweden geflohen. Mit skandinavischen Helfern, die der Slawe Warjaeger nannte, kehrte er nach Nowgorod zurück; sicherte sich die Herrschaft über Kiew; folgte dem Ruf des Kaisers von Byzanz, gegen den Swjätoslaw Bulgarien nicht zu halten vermocht hatte, ins Donauthal und wurde für seinen Sieg über die Tatarensprossen mit der Hand Annas, der zweiten Tochter der Kaiserin Theophano, belohnt. Anna war die Enkelin eines lakedaimonischen Bergschankwirthes, galt aber als die Schwester des Kaisers Basilius; und hat Wladimir sammt seinem Volk in die Christenheit orthodoxen Griechenglaubens überredet. Ihr Eheherr, der zuvor ein wilder Gesell und Lüstling gewesen sein soll, wandelte sich nach der Taufe in einen frommen Mann ernsten Wollens; baute der Heiligen Mutter Gottes Kirchen und schickte aus Kiew und anderen Städten die Kinder der Wohlhabenden in Schulen, damit sie lesen und das Wort Christi begreifen lernten. Die Mütter beweinten ihr Kleinvolk wie Tote, für immer Verlorene: doch Wladimir stand auf seinem Willen und wankte nicht von dem Versuch, aus Barbaren fromme, gesittete Menschen zu machen. Ohne sie zu zerweichen noch ihren

Sinn zu umdüstern; trotzdem die Geschichte ihn Wladimir den Heiligen nennt, hat er noch siegreiche Kriege geführt und mit seinen Russen, nicht nur, wie die Vorgänger, nur mit den Bojaren, in fröhlicher Kraft sich des Lebens gefreut. Erst unter Jaroslaws, seines Sohnes, Regirung nistete der mönchische Geist der Griechenkirche sich in Rußland ein. Die Vorstellung, daß der munter ins Leben Blickende ein Teufelsknecht, dem Herrn des Himmels nur der Leidende, im Leid Selige ein wohlgefälliger Anblick sei. Weh Jedem, der in und mit der „Welt" haust! Der Erlösung gewiß ist nur der Einsiedler, der in einer Höhle oder engen Zelle, auf einem Steinpfeiler oder in einem hohlen Baumstamm die Tage verbringt, dem Leib nie mehr als die unentbehrliche Nahrung bietet, oft fastet, Gebete himmelan sendet und vom Band der Ehe (die von der Kirche doch als eine heilige Einrichtung anerkannt ward) sich nicht fesseln läßt. Der Orient, mit seinem aus der Hitze des Lebensgenusses in Enthaltsamkeit, als in die Bereitung auf den Weltuntergang, strebenden Büßerwahn, erobert die kältere Zone der jungen Slawenwelt. Der Pope Hilarion gräbt sich bei Kiew eine Höhle, die nach ihm, da er in die Würde des Metropoliten aufsteigt, der junge Antonius bewohnt. Der war bis auf den Berg Athos gepilgert, dort Mönch geworden; und lebt in der Heimath nun noch kümmerlicher als in Südost die Schüler des Athanasios. Nur von Wasser und Brot; und auch damit quickt er sich nur an jedem zweiten Tage. Ihm, von dessen Ruhm die Gegend widerhallt, gesellt sich zuerst Nikon, dann Theodosios. Der hat schon als Knabe, wider den Willen der harten Mutter, das Kleid der Sklaven angethan und mit ihnen gearbeitet; jede Unterscheidung, in Gewand, in Speise und Bettstatt, von den Aermsten als Todsünde betrachtet; eine Flucht ins Heilige Land versucht; dann, da die Mutter ihn zurückholen und einsperren läßt, versprochen, in Kursk, der Heimath, zu bleiben, sich bald aber in die Weihbrotbäckerei verdingt. Das Stadthaupt findet an dem Jüngling Gefallen, nimmt ihn zu sich, giebt ihm reiches Gewand; sieht ihn aber bald wieder in Bettlerstracht, unter der eine Eisenkette den Leib einschnürt. Endlich gelingt die Flucht. Mit der Karawane eines Waarenhändlers entschlüpft Theodosios nach Kiew. Dort, hat er gehört, sind Klöster. Die aber nehmen den Armen nicht auf. Nikons Höhle öffnet sich ihm. Erst nach vier Jahren entdeckt ihn die

Mutter: und wird, weil er ihrem Flehen taub bleibt, selbst Nonne, um den Sohn, der nicht in die Heimath zurückkehren will, manchmal doch sehen, hören, streicheln zu können. Aus der Einsiedelei entsteht, nach der Aufnahme eines Bojarensohnes, der sich Warlaam nennt, ein Kloster mit geräumiger Höhlenkirche; und Theodosios wird der Brüderschaft zweiter Abt. Weil er der gütigste Bruder gewesen war. Niemals müde; stets willig, Alle zu bedienen, Brennholz heranzuschleppen, beim Vermahlen des Kornes, bei der Flecht- und Strickarbeit, von deren Ertrag die Klosterleute lebten, einen schwächeren oder trägeren Gefährten abzulösen; während des Gottesdienstes unbeweglich auf seiner Steinplatte. Die Linsen oder Kräuter, die, nur an Sonntagen, auf den Tisch kamen, dünkten ihn schon ein allzu leckerer Bissen; und Wonne war ihm, den nackten Oberleib von Fliegen und Mücken zerstechen zu lassen. Ueber dem blutrünstigen Rumpf sang der Mund dann mit doppelter Inbrunst die Psalmen. Als Abt wurde er der treuste und klügste Verwalter; doch auch der strengste Hirt. Neben der alten Höhle Hilarions baut er eine zweite Kirche, weiht sie der Jungfrau, umringt sie mit Zellen. Diesen Ring schreitet er in jeder Nacht ab, horcht an den Pförtchen und klopft mit seinem Stab daran, wenn er Geflüster erlauscht. Denn die Mönche sollen nicht mit einander plaudern; sollen beten, arbeiten, im Schlaf zu neuer Arbeit ausruhen. Hären ist sein Hemd, über dem er nur einen schlichten Kittel, nie des Abtes Ehrenkleid, trägt; und in seiner Heerde duldet er nur Geräth, das Allen zugleich angehört. Nährt sich von Roggenbrot und fettlosem Kräutersud, ist unsauber (nur die Hände reinigt er), doch milden Herzens für Anderer Nothdurft: Blinden und Krüppeln läßt er eine Herberge zimmern, giebt ihnen den zehnten Theil der Klostereinkunft und schickt vor jedem Sonntag auch in die Gefängnisse Brot. Und so gewaltig war das Ansehen des Abtes, daß der stolze Fürst von Kiew Gesang und Saitenspiel sofort verstummen hieß, als er in seinem von fröhlichen Gästen gefüllten Festsaal, plötzlich, Theodosios erblickte. Der verdammt Geselligkeit und Musik nicht minder schroff als Zins und Wucher, Trunksucht und den „Heidenbrauch, während und nach der Mahlzeit die Weiber zu küssen“. Duldsamkeit predigt er; will sie aber nicht den Feinden Gottes gewähren. „Wer Dir, vor Deinem Auge, den Bruder, den Sohn getötet hat, ist Dein

Feind. Ihm sollst Du verzeihen. Nimmermehr Einem, der nicht den rechten Glauben hat, einem Juden, Ketzer, Lateiner, Sarazenen, Armenier." „Wenn Einer zu Dir spricht, diesen und jenen Glauben habe Gott gegeben, so frage ihn, ob Gott etwa wankelmüthig sei, und weise ihn auf die Schrift, die sagt: Ein Gott, ein Glaube, eine Taufe." Das Gefäß, aus dem ein Lateiner gespeist oder getränkt worden ist, muß gespült und durch Gebet gesäubert werden, ehe ein Rechtgläubiger wieder daraus ißt oder trinkt. Theodosios legt noch selbst den Grundstein zu der dritten Kirche, der ersten ganz aus Stein zu fügenden. Hört noch die erste russische Heiligenbildlegende (von den vier byzantischen Baumeistern, denen die Mutter Gottes, mit ihrem Wunder wirkenden Bild und mit den Gebeinen vier heiliger Männer, den Auftrag giebt, über dem Höhlenkloster von Kiew die Kathedrale zu bauen). Am zweiten Maitag des Jahres 1074 ist er gestorben. Sein letzter Wille war, daß sein Leichnam, ungewaschen, in dem abgetragenen Kittel, der den Lebenden deckte, in einer Erdhöhle ruhe. Hunderttausende umknien in jedem Jahr andächtig die Weihstätte dieses Grabes.

Und der Geist des Ehrwürdigen Theodosios von Petscherſk wirkt fort. Im zwölften Jahrhundert ruft ein Bischof von Wladimir dem Höhlenmönch Polykarpios zu, alle Pracht seiner Kathedrale, aller Glanz seines kirchenfürstlichen Lebens dünke ihn nicht edler als Koth und er würde Alles gern hinwerfen, wenn er damit das Glück erkaufen könnte, als ein Bettler vom Höhlenkloster Almosen zu empfangen. Armuth, Mißgeschick, Schmerz, der Seele und des Leibes, wird als die Krone frommen Lebens gepriesen; Leid als die wahre Wollust, die Seligkeit verheißt, empfunden; die Natur, das Urwesen der Menschlichkeit, die Welt mit ihren Kräften und stählenden Kämpfen, wie der Erzfeind verabscheut. In der Brunst solchen Wahnes verdorren die spärlichen Keime der Volksbildung, welkt muthiger Wille zu schöpferischer That. Heilig zu scheinen, wird das Ziel Derer, die in der Gemeine Geltung heischen. Wer gestern mit Weibern praßte, Knaben schändete, aus Rachsucht oder Goldgier Männer mordete, krümmt sich heute vor dem Marienbild und badet die Wange in Thränen. Und wer sich zu völliger Abkehr von der Welt und ihrem süßen Graus im Innersten nicht entschließen kann, heuchelt wenigstens Heiligkeit und spricht vor Seinesgleichen: „Nicht, zu genießen, noch, das

Gewicht des Leibes zu mindern, sind wir geschaffen, sondern, in nie endendem Weh uns zu läutern." Ist er reich genug, so stiftet er ein Kloster oder köstliches Kirchengeräth: und darf dann hoffen, als ein Heiliger oder Ehrwürdiger Mann im Gedächtniß der Nachwelt zu leben. Bis ins vierzehnte Jahrhundert bleibt Kiew die Glaubenshauptstadt der Nordslawen. Da die moskauer Großfürsten die Donprovinz grausam drücken, wandert von dort aus, was den Zehrgroschen erschwingen kann. In dem Schwarm ist der Bojar Kyrill, der mit seinem Weib und drei Söhnen aus Rostow nach Radonesh zieht. Der älteste Sohn geht, nach dem Tode der Eltern, ins Kloster; den zweiten, Bartholomaeus, lockt das hehre Vorbild des Theodosios. Als Einsiedler lebt er im Wald, zimmert ein Holzkirchlein, läßt sich scheeren und wird der Mönch Sergius. Das Gerücht, daß dicht bei Moskau ein Frommer lebe, der den Leib kasteie, mit dem Wink seines Auges Raubthiere bändige und in Verzückung den Heiland und die Gnadenmutter schaue, wirbt ihm Gefährten und ruft Waller ins Dickicht. Die finden armsälige Herrlichkeit. Zwölf Mönche, die in Dürftigkeit ihrem Gotte dienen; mit einem Birkenspahn ihr Altärchen beleuchten; die Liturgie vertagen, wenn der Kelch leer ist; und doch nicht betteln dürfen. Einen Abt, Sergej, der schustert, backt, Wasser vom Quell herbeischleppt, Holz spaltet, den elf Brüdern das karge Mahl bereitet und selbst nie Anderes als Brot und Wasser zu sich nimmt. Ein Heiliger? Eines Propheten ist seine Rede. Aus Smolensk kommt der Archimandrit Simon und bringt sein Vermögen ins enge Holzkloster. Reichere folgen ihm; Kaufleute und Fürsten, Bettler und Wojwoden drängen sich in die Gemeinschaft des Frömmsten. Der Wald wird gerodet, das Neuland beackert, Bauernhöfe und Dörfer entstehen. So weit ist die Kunde von Sergejs Wirken gedrungen, daß der Patriarch von Konstantinopel ihm ein Kreuz und ein Mönchsgewand schickt und ihm die Gründung von Klostergemeinden erlaubt. Abt Sergius versöhnt die Fürsten von Moskau und Rjäsan; ruft den Großfürsten Dmitrij von Moskau, ruft Allrußlands Volk zum Krieg wider den Mongolenkhan Mamai auf; prophezeit den Sieg auf dem Gefild von Kulikow; und weist die Würde des Metropoliten von sich. Er hat noch viele Klöster gegründet und jedes unter die Hut eines Schülers gestellt. Nie aber wollte er ein Goldkreuz tragen und nie aus seiner ersten Schöpfung, dem

Kloster der Heiligen Dreifaltigkeit, weichen (das jetzt Troizko-Sergejewskaja-Lawra heißt). Dort ist er, vor der Schwelle des achten Lebensjahrzehntes, 1397 gestorben. Und lebt nun, der Sohn eines aus dem Bezirk moskowitischer Gewaltherrschaft Entflohenen, als Schutzheiliger Moskaus und seiner Zaren in hundert Millionen Hirnen. Sein Kloster hat mit dem Ruhm wunderthätigen Segens sogar das theodosische überstrahlt. An jedem Pfingstsonntag umfängt es die Selbstherrscher und deren Familie. Und in mancher Schicksalsstunde ist ein Zar zu Fuß ins Dreifaltigkeitkloster gepilgert, um in der Seelensphäre Sergejs Erleuchtung zu finden.

Mittag.

Der Judenglaube, den Sergejs starr fromme Seele wie ein Giftkraut aus überhitzter Erde gehaßt hat, bedräut, hundert Jahre nach dem Tode des Ehrwürdigen, das alte Kirchengebäude mit tiefem Grundmauerspalt. Gossudar Jwan Wassilijewitsch (der Byzanz mit Asien vermählte, die Vorstellungwelt oströmischer Kaiser an den Willensfels mongolischer Hordenkhane band, durch diese Vereinung für zwei Jahrhunderte ein Russenreich schuf und oft drum, trotz seiner feigen Grausamkeit, der Große genannt wurde) möchte die Herrschaft der weltlichen über die geistliche Macht jedem Auge beweisen. Metropolit Gerontios hat sich widerspenstig gezeigt: und soll geduckt werden. Als er die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariae weihte, schritt er im Rundgang von West gen Ost. Das dünkt den Gossudar wider den Sinn der Heiligen Schrift. Wandert nicht auch die Sonne von Ost nach West? So sei fortan der Weg jeder Prozession. Die ganze Geistlichkeit zeugt für Gerontios; nur der Wladika von Rostow und Gennadios, der Archimandrit des Tschudowklosters im Kreml, lassen immerhin die Möglichkeit gelten, daß Jwan richtig geurtheilt habe. Der muß nachgeben, den Gerontios selbst ins Metropolitenamt, dem er grollend entflohen ist, zurückholen; bleibt aber dem Helfer Gennadios dankbar und macht ihn zum Erzbischof (Wladika) von Nowgorod. Hier steht der gelehrte Mann vor der Pflicht, den Keim der Ketzerei auszujäten. Sind die Heiligen Bücher so, wie sie geschrieben wurden, uns, ohne Entstellung, von den Abschreibern überliefert worden? Darf die Priesterweihehandlung als Vorwand für eine Steuer genommen, die Seelenmesse bezahlt, dem Popen für

besonderen Eifer Geld gegeben werden? Kann das von unwürdigen Priestern, Säufern, Lüdrianen, Erpressern, gespendete Sakrament Heil bringen? Solche Fragen waren gestellt und von rasch anschwellenden Volkshaufen verneint worden. Der Raskol, die Glaubensspaltung, hatte begonnen. Auf offenem Markt wurde, von Männern und Frauen, Satzung und Brauch der Kirche erörtert. Aus Kiew kommt der Jude Scaria nach Nowgorod, streut seines Glaubens Saat in das Dunkel der wirren Köpfe, ruft aus der Heimath zwei kluge Stammesgenossen nordwärts, wirbt seiner Lehre sogar Priester, verpflichtet sie aber, die Wandlung ihres Sinnes zu bergen und sich am Altar als rechtgläubige Christen zu geben. Zwei dieser innerlich Abtrünnigen werden denn auch in wichtige Hirtenämter nach Moskau berufen. Gennadios findet das Unkraut „jüdischer Afterweisheit“ in dicken Bündeln. Alles mönchische Leben wird verdammt; Paulus selbst habe an Timotheus geschrieben, daß nur Lügner und Teufelsknechte das eheliche Leben und den Genuß der Nahrung, die Gott wachsen ließ, verbieten. Der Glaube an die Dreieinheit, an Christi Gottheit zerbröckelt. Die Bilder der Heiligen, der Allerreinsten Jungfrau umjauchzt frecher Spott. Und die von Scaria verführten Priester haben das Gift nach Moskau geschleppt, in das Herz Rußlands geträufelt. Ihr Anhang erreicht, daß ein ihrem Streben günstig gestimmter Mann, Sossima, auf den Metropolitensitz erhöht wird. 1490. Noch im selben Jahr geräth er in Streit mit Gennadios. Der fragt, in einem von Zorn glühenden Brief, wie Sossima dulden könne, daß Iwan morsche Kirchen niederreißen und Friedhöfe in Gärten wandeln lasse. „Wo Gottes Haus ragte, wo Altar und Opfertisch standen, da hindert jetzt nicht der dünnste Zaun den Zulauf der Hunde! Das ist eine Reichsschmach. Kennet Ihr nicht die dem Leichenausgräber angedrohte Strafe? Wohl wurde das Gebein der Toten weggeschafft; darf auf der Stätte aber, wo ihr Fleisch in Staub zerfiel, ein Lustgarten in Blüthe prangen?“ Wider die Ketzer, die der Metropolit allzu freundlich schone, fordert Gennadios das strengste Gericht. Sossima kann die Erfüllung des Wunsches, den die Mehrheit der Bischöfe unterstützt, nicht weigern; ruft aber Gennadios, den Feind, nicht ins Konzil. Das verurtheilt neun Priester, weil sie das Sakrament des Abendmahles gehöhnt und die Heiligenbilder geschmäht haben, zum Verlust des

Amtes und weist ihnen fern von ihren Gemeinden den Wohnort an. Den nach Nowgorod Verschickten schärft Gennadios die Strafe. Läßt sie vierzig Werst vor dem Stadtthor von Häschern empfangen; ihnen das Kleidfutter nach außen wenden, Strohkränze, darüber Helme aus Birkenrinde mit Bastzotteln aufs Haupt stülpen, Tafeln mit der Inschrift „Satans Kriegsheer“ umhängen und sie rücklings, mit dem Schwanz zugekehrtem Antlitz, auf gemeine Zugpferde setzen. So reiten sie in Nowgorod ein; jeder wird, als Feind Gottes, vom Volk angespien und muß, mit gefesselten Händen, still auf seinem Gaul hocken, bis der angezündete Holzhelm verkohlt ist. Der Wladika hat erlangt, was er wollte. Darf er nun ruhig im Vorrecht seines Oberhirtenamtes wohnen? Nein. Denn auf dem sichtbarsten Stuhl thront, in der Hauptstadt des Gossudars, Einer, der dem Frommen von Jahr zu Jahr verdächtiger wird.

Sossima. Ein Schlemmer und Genüßling, der im Uebermuth des Weines und geiler Unzucht das Kreuz bespöttelt, die Glaubenssatzung als Unsinn verschreit und die Seelen seiner Gäste mit Lästerrede striemt. „Auferstehung? Keiner kehrt aus dem Grab zurück. Wer gestorben ist, liebe Leute, bleibt tot und alles von Jesu Wiederkunft Erzählte ist nur für die Dummen.“ Soll er Ketzer verfolgen? Richtet nicht: der Heiland selbst hats gesagt. Wer sich offen gegen den Kirchenbrauch auflehnt, mag vors weltliche Gericht gestellt werden. „Schnüffeln, wie Einer im Innersten denkt? Nicht meine Sache.“ Der Widerhall solcher leichtfertigen Worte sickert ins Volk. Und der tapfere Abt Josephus von Wolokolamsk ruft alle Diener Gottes gegen Sossima auf. „Ein Judas, ein Erzketzer, wie die Sonne noch keinen ärgeren sah, ein Wolf im Priesterkleid sitzt auf dem Thron der Heiligen Petrus und Alexius. Wird dieser Judas nicht rasch vernichtet, nicht jeder Rechtgläubige morgen ermahnt, alle Gemeinschaft, des Essens und Trinkens sogar, mit diesem unfläthigen Teufelsknecht zu meiden und seinen Segen wie Pest zu fliehen, dann, seid gewiß, frißt das Gift der Ketzerlehre die ganze Heerde.“ So gellt das Wort Josephs, der im Bund mit Gennadios ist: und Sossima muß dem Sturm weichen, den die beiden Frommen entfesseln. Seine Gesundheit, stöhnt er, sei zerrüttet; entbindet, vor der Gemeinde, seiner Brust das Omophorion, die mit Edelsteinen geschmückte Schärpe, legt sie auf den Altar der Dreifaltigkeitkirche und entschlüpft den Rächern ins Kloster. Zehn

Jahre danach muß auch Gennadios die Würde des Wladika abthun; seiner unerbittlichen Strenge sind allzu viele Feinde erstanden. In der Kirche: weil er die Unwissenheit und den schlechten Wandel der Popen oft gerügt und laut gesagt hat, im Zungenstreit gegen so unwürdige Burschen müsse jeder Judaist oder andere Ketzer siegen. „Da kommt ein Kerl und bittet mich, ihn zum Priester zu weihen. Ich frage ihn nach der Apostelgeschichte: er weiß nicht das Geringste davon. Er soll mir Psalmen vorlesen: mühsam stolpert seine Zunge vorwärts. Ich jage ihn weg: und höre dann, ich sei gar zu streng. Wir haben, sagt man, nicht genug Leute, die lesen können. Gewiß: ich habe das ganze Land abgesucht und nicht Einen gefunden, den ich mit gutem Gewissen zum Priester weihen dürfte. Deshalb muß der Gossudar überall Schulen einrichten und die Kinder zuerst das ABC lehren lassen, damit sie nachher jedes Buch und insbesondere die Heilige Schrift lesen können." Er hat auch, 1503, die Konzilsbeschlüsse durchgedrückt, daß fortan Mönche und Nonnen nicht mehr im selben Haus wohnen, für Ordination und Pfründenvergebung nicht Abgaben gefordert noch angenommen werden dürfen und daß jedem unkeusch lebenden Priester schleunig, ohne Erbarmen, das Amtsrecht zu entziehen sei. Im nächsten Juni war Gennadios, der Unbequeme, selbst aus dem Amt geärgert. Im Tschudowkloster ist er, im Dezember 1505, gestorben. Durfte sich aber noch in der letzten Stunde sagen, daß er gegen die (von Iwans, des Herrschers, Zweifelsucht geförderte) Ketzerei mehr erwirkt habe als vor ihm irgendein Anderer. Den Judaismus hat er nicht völlig auszuroden vermocht. Doch er sah noch die Flamme, in der die Häupter dieser Sekte verbrannten, und hörte noch die Kündung des Fluches, der an jedem Sonntag Invocavit in allen Kirchen des Russenreiches das Andenken der Unsauberen peitschen sollte. Zwei Jahrhunderte hat er durchdröhnt.

Ob Dostojewskij an den moskauer Metropoliten und Ketzer dachte, als er dem Staretz, dessen Lebensbahn er von Alexej Karamasow nachzeichnen ließ, den Namen Sossima gab? Der spricht: „Weil unter den Mönchen üble Gesellen sind, Tagdiebe und Prasser, Lüstlinge und Strolche, nehmen die weltlich Gebildeten sich das Recht, alle Mönche als von fremder Arbeit lebende Schmarotzer, als unnützliche Glieder des Volkskörpers zu verrufen. Sie wollen die fromme Demuth nicht sehen, die sich in Einsamkeit birgt und

im Gebet des Herzens Heimath findet. In diesen Einsiedlern aber, diesen demüthigen Betern, wird Rußland einst seine Retter erkennen. Denn sie sind die echten Folger des Heilands, sie erhalten der Menschheit sein Bild in unbefleckter Reine und werden es ihr vors Auge zwingen, wenn die gottlose Welt mit ihrem Wahn von wissenschaftlich verbürgter Wahrheit und Allen in gleichem Maß gewährter Freiheit zusammenbricht. Abermals kommt dann das Licht von Ost. Was erblicken wir heute? Der Wollust und des Hochmuthes Herrschaft. Ueberzeugung und Ehre, Selbstzucht und Nächstenliebe: das edelste Seelengut wird, wie ein werthloser Fetzen, weggeschleudert, wenn es die Jagd nach Vergnügen, irdischer Macht und Weltrang hindert. In wahrhaft christliche Freiheit weist das mönchische Leben den Weg. Gehorsam bändigt den selbstherrischen Willen, Fasten entwöhnt den Leib anerzogenem Bedürfniß und Gebet ruft Gottes Hilfe herbei. Entsteht so nicht, nur so Freudigkeit des Geistes, die dauern kann? Die stillen Beter und Faster rüsten zu großem Werk. Mit ihnen ist das Volk, das alle ungläubigen Kräfte, auch die vom Genius beflügelten, ablehnt. Deren Nahen weckt das rechtgläubige Rußland zu thätiger Einheit." Der geschändete Name ist entsühnt. Noch aber schlägt dieses Sossima Stunde nicht. Noch schwankt zwischen drei Lagern das Kriegsglück.

Der kühne Abt Josephus hat das Wort gesprochen, der Zar gleiche in seinem Wesen zwar anderen Menschen, rage mit seiner Macht aber in den Bereich der Gottheit und sei drum verpflichtet, die Kirche des Heiligen Rußland gegen alle Feinde, von außen drohende und innen wühlende, zu schützen. Die Josephiner häufen und vermörteln die Steine, auf denen die Theokratie ruhen kann. Mutter Moskau wird das Dritte Rom und neben seinem Sohn Michael, dem ersten Romanow, hebt der Patriarch Philaret sich in Regentengewalt. Byzantion ist tot, in Konstantins Stadt haust der Türke: soll Rußlands Mannheit sich nun Europen vermählen? Schon hat das Reich ein Thorspältchen dem Fremden geöffnet, Handwerker, Kaufleute, Baumeister, Techniker, Massenwaare und Luxusgeräth einzulassen. Da tost Peter Alexejewitsch heran, stößt das Thor auf und öffnet alle Fenster, durch die das Auge Europa erblicken kann. Mit der „Viehheerde", die zum Kampf gegen Tataren tauglich war, kann er nichts ausrichten. Er braucht ein Heer, eine Flotte, also Drillmeister und Waffen aus dem We-

sten, der nicht mehr, wie Iwans Asiatenbyzanz noch, im Mittelalter lebt. Peter hat sich, nach dem Sieg über Schweden, den Titel der oströmischen Imperatoren verliehen, sich stolz den Zaren aller Reussen genannt; aber dieses Zars Residenz ist Petersburg, die dem Westmuster nachgebildete Beamtenstadt, nicht Moskau, und seines Wirkens Ziel ist, dem vergrößerten Reich den Rang einer europäischen Großmacht zu sichern. Wer dahin strebt, darf die großen Zeichen der Zeit nicht mißachten; muß den Rath der Wissenschaft höher schätzen als das Gestammel blinden Aberglaubens. Die Herrschsucht der Kirche schreckt den harten Reformator nicht. Läßt er den Stuhl des moskauer Patriarchen, des Seelenkaisers, leer? Nein: er setzt sich selbst darauf und brüllt den Priestern, die ihn, nach Adrians Tod, um die Auswahl eines neuen Glaubenshauptes bitten, ins Gesicht: „Ich bin Euer Patriarch!“ Er hört auf Protestanten, giebt dem Heiligen Synod eine Kollegialverfassung, einen Oberprokurator weltlichen Standes und knebelt jedes Mitglied in den Eid, daß es den Monarchen auch in geistlichen Angelegenheiten als den höchsten Richter anerkenne. Der Caesar, der Basileus ist nun auch Papst. Einer, der duldsam sein, das Gewissen nicht knechten, die in Gehorsam Unterthanen nicht ins Joch neuen Glaubens beugen will. Das gilt für römische Katholiken und für Protestanten aller Farbe; nicht für Raskolniken. Die sind des altmoskowitischen Geistes Vorkämpfer, den Peter der Antichrist dünkt, und müssen deshalb als Ketzer behandelt werden. Ihr Schwur gilt nicht und kein Amt steht ihnen offen; sie müssen doppelte Steuer zahlen, sich nach einer Sondervorschrift kleiden, ihre Kinder in der Staatskirche taufen lassen und werden, wenn sie auch nur die schüchternste Propaganda wagen, gehenkt. So muß es sein. Wer die Kirche kränkt, ärgert ihr Haupt, den Kaiser. Der ragt bis ins Gewölk der Gottheit, schafft sich aus eigenem Recht seinen Mythos und straft die leiseste Regung des Willens zu Widerspruch mit dem Verlust befristeten Lebens und ewiger Seligkeit.

Der nächste starke Regent kommt den Russen aus Anhalt-Zerbst; und trägt einen Weiberrock. Katharina, die dem Haus Holstein-Gottorp höheren Ruhm wirbt, als Peter („der mit Barbarenmitteln sein Land aus Barbarei erlösen wollte“) den Romanows zu werben vermocht hat, übertrifft ihn auch an Toleranz. Sie nennt sich eine Republikanerin, sieht in Montesquieu den

letzten Heiligen, hat sich als Bachfischlein schon in den Fluß platonischer Gedanken und in die Schleußbrandung ciceronischer Klugheit gewagt, ist den Diderot und Voltaire befreundet: und muß, um nicht altmodisch angezogen zu scheinen, duldsam sein. Dumme Frauenzimmer, wie Anna und Elisabeth, haben wider die Raskolniken gewüthet. Katharina läßt sie laufen, gönnt ihnen sogar winzige Aemter, sorgt nur dafür, daß die straffe Zucht der Kirchenbureaukratie weithin sichtbar sei, und röstet die Seele (die sie freilich nicht so oft splitternackt zeigt wie den Leib) an der Gluth des Lobes, das die feinsten Geister des Westens ihrem Edelsinn spenden. In ihre „heiligen Hände" will Diderot das Wörterbuch der Philosophie legen, das er plant (das aber Mauthner erst, anderthalb Jahrhunderte später, den Europäern schenkt). Voltaire nennt sie die Göttin des Nordens, Unsere Liebe Frau von Sankt-Petersburg, rühmt ihren Geist als der Gesammtweisheit aller Akademien überlegen und räth den Franzosen, von ihr zu lernen, wie der Staat sein Verhältniß zur Kirche ordnen müsse. Herder (von dem sie, als ihr erzählt ward, er sei Hofprediger in Weimar und schreibe über Philosophie, gesagt hat: „Wenn er Pfaffe ist, kann er nicht Philosoph, wenn Philosoph, nicht Pfaffe sein") sieht unter ihrem Szepter die Ukraine in ein neues Hellas erblühen und hofft von dem Rußland, das ihres Wesens Eindruck empfing, die zweite Renaissance des Europäergeistes. Lacht Kathrinchen? Nicht ihr Kopf, nur ihr Weiblichstes ist schmeichelnder Verführung willig. Alles Gerede von Uebersinnlichem läßt sie eiskalt. Nicht einmal der weltberühmte Zauberer Cagliostro darf ihr vors Auge. Grimm hört sie spotten: „Der Mann gab sich für einen spanischen Offizier aus, der Geister beschwören könne. Damit, sagte ich, wird er in Rußland sein Glück nicht machen. In meinem Reich werden die Zauberer nicht verbrannt. In meiner zwanzigjährigen Regirung gab es nur eine Anklage gegen Hexenmeister: und die wurden, da ich sie vor den Senat führen ließ, als harmlose Dummköpfe entlarvt. Dem Herrn Cagliostro war die Stunde günstig. Swedenborgs Lehre hatte in vielen Freimaurerlogen den Wunsch nach Geistererscheinungen genährt und Alles lief deshalb dem spanischen Wundermann zu. Der produzirte seine berühmten Heilungen, zog aus dem Fuß eines Gichtkranken Silber: und wurde überführt, selbst in das Badwasser, in das er den Gichtkranken tauchte, einen silbernen Löffel

geworfen zu haben. Nach anderen mißlungenen Experimenten kam heraus, daß er kaum lesen und schreiben könne. Als seine Gläubiger ihn bedrängten, floh er in Jelagins Weinkeller, soff sich mit Champagner und Porterbier voll, kam mit dem Hausmeister ins Raufen und wurde hinausgeworfen. Höflich. Jelagin setzte ihn, der gedroht hatte, in die Luft aufzufliegen, in eine Kibitka und gab ihm und seiner Frau (die sich dort Prinzessin von Santa-Croce nannte und an die Angel ihrer Reize Patiomkin ködern wollte) einen alten Invaliden, als Gläubigerscheuche, bis nach Mitau mit. Das ist die Geschichte von Cagliostro. Wunderbares ist nicht drin. Ich habe den Kerl weder nah noch von Weitem gesehen und niemals irgendwelches Verlangen nach solchem Anblick gespürt." Die Quacksalber und Possenreißer, die, nach Bismarcks Zeugniß, „von den Adepten unserer Kurfürsten bis auf neuere Zeiten" ins Zollernhaus Zutritt erlistet haben, fanden am Hof der verrußten Zerbsterin keinen Spielraum. Ihr Enkel erst, Alexander Pawlowitsch, hat dieser Sippe sacht wieder die Thür geöffnet. Katharina hatte, nach der Französischen Revolution, selbst noch die Freimaurerlogen geschlossen. Der tolle Paul verpflichtet den Klerus, in dem Kaiser den von Gott eingesetzten Herrn der Kirche, ihres Geistes und Körpers, zu ehren. Das war nur die etwas schrillere Wiederholung des vom ersten Peter Geforderten. Alexander aber, der gewußt hat, daß seinem irren Vater eine Verschwörung den Tod bereite, und der schwächer ist als seine von der Gewißheit dieses nützlichen Todes entzückte Frau, löst sich niemals ganz aus der Qual der Gewissensmahnung; möchte, der Erbe der Imperatoren und Patriarchen von Ostrom, die Hand des Weströmerpapstes küssen, aus dem Munde dieses in Allmacht Thronenden hören, daß die Sünde des Jünglings dem Mann vergeben sei; und gleitet aus der Lehre Rousseaus und Laharpes, der Kirchenfeinde und Demokraten, in den Nebel mystischer Vorstellung. Katholiken und Protestanten, Quäker und Herrnhuter, Irvingianer und Skopzen füllen, in schnellem Wechsel, mit ihrer Rede sein Ohr. Barbara von Krüdener, die Reisende der Brüdergemeinde, führt die Feder, die 1815 in die Urkunde der Heiligen Alliance schreibt: „Die drei Monarchen (Rußlands, Oesterreichs, Preußens) betrachten sich als von der göttlichen Vorsehung zur Herrschaft über drei Zweige der selben Familie Bevollmächtigte

und unterstellen sich nur dem Herrn des Himmels, dem Heiland, dem lebendigen, Leben spendenden Gotteswort.“ Als der Romantikerspuk gefährlich scheint, bläst eines Bauers stinkender Athem ihn weg. Photius Spaßkij, der Pflugscharknecht in der Kutte, wird Herr der Kirche, des Kaisers, des Reiches. Was er will, geschieht. Der rohe Eiferer stürzt den Günstling, dem Alexander die Verwaltung des Heiligen Synods anvertraut hat; gewährt und weigert nach Willkür die Sakramente; bereitet dem lutherischen Bettschätzchen des ihm verbündeten Kriegsministers die feierlichste Form der Toteneinsegnung und stößt Rechtgläubige, weil sie sich nicht vor seinem Zelotismus duckten, von der Gnadenpforte. Und bewahrt noch unter dem ersten Nikolai (der die moskauer Universität die Wolfshöhle nennt, ihr den Lehrstuhl der Philosophie nimmt und einen Reitergeneral zum Oberprokurator des Synods kürt) zehn Jahre lang die Glaubensrichtermacht. Der Mushik im Glanz.

Abend.

Unter Nikolai Pawlowitsch: Fotij Spaßkij. Unter Nikolai Alexandrowitsch: Gregorij Rasputin. „Dieser Hypnotiseur in der Mönchskutte hat mit seinen Künsten die kranke Kaiserin umsponnen, den ganzen Damenhof in Hystero-Ekstasen verzückt und ist ein so mächtiger Mann geworden, daß Kokowzew nicht gegen ihn aufkommen kann, Witte ihm anhängig und dadurch wieder gunstfähig wurde.“ Vor Jahren wars hier zu lesen. Jeder Versuch, dem Papst-Kaiser der Orthodoxen Kirche diesen Rasputin (dessen Name einen in Unzucht Lebenden, von Wollust Geknechteten bezeichnet) zu verekeln, ist schmählich mißlungen. Kokowzew, der seinem Herrn zu sagen gewagt hat, die Fortdauer des Verkehrs mit dem Schädling gefährde die Dynastie, ist gefallen. Und Witte, den der Kaiser sich lange fern hielt, bald nach der Christnacht des Jahres 1911 aber umarmt und gebeten hat, in seinen Aemtern auszuharren, rühmt noch heute den ringsum Gehaßten. Der selbe Sergej Juliewitsch Witte, der gegen Pobedonoszew einst die Freiheit der Kirche verfocht und laut beklagte, daß die Gemeinden entmachtet, die Priester zu Beamten und Bureaukraten geworden seien, oft gar als Spione und Büttel der Staatspolizei mißbraucht werden. Dieser Kluge, der eifernd für die Wahrung seines Rufes als eines Europäers bemüht ist, soll nun einen Gaukler, Schürzenlockerer, feilen Schwind-

ler schirmen? Die Mär klingt nicht wie helle Wahrheit. Wir wissen, daß Rasputin (auf den neulich ein Weib geschossen hat) nicht Dostojewskijs schlichtem, schweigsamem Mönchlein ähnelt, „das aussieht wie ein Bauer, den ein großes, seinem Geist unfaßbares Erlebniß aus der Seelenruhe geschreckt und furchtsames Zittern gelehrt hat"; noch weniger dem heiter geduldigen Karatajew, der neben Tolstois Grafen Peter Bezuchow das Brot der Gefangenschaft ißt und eines Abends, weil er nicht weiter marschiren kann, im Schnee, mit einem letzten Lächeln blöder Demuth auf der Lippe, am Schaft einer Fichte von den Franzosen erschossen wird. Müssen wir deshalb aber alle Schandgeschichten gläubig hinnehmen, die über Rasputins Wandel und Wirken verhökert werden? Sein Bild zeigt uns ein Antlitz, wie kein Sterblicher oft eins geschaut hat; über dem Mund eines Genußgierigen, über Wangen, die ruchloser Teufelinnen Tanzplatz gewesen könnten, eines Heilands Auge. Himmelslicht über einem derben Stamm, dessen Wurzel in Sumpfland gefault ist. War Dieser je Priester? Jemals mönchischer Beschaulichkeit hingegeben? Ein Wunderwirker wie der von Origines der Kirche geworbene Gregorios, der vom Schwarzen Meer nach Palästina wanderte und in der Heimath dann den Ruhm des Thaumaturgos erwarb? Ein Hort ehrwürdigen Glaubens wie der Athanasier Gregorios, dessen blanke Wortpfeile die Rüstung der Ketzer zerbeulten? Oder ist er nur der verschmitzte Wüstling mit dem Taufnamen und Täuferblick des Heiligen? Keiner Frage finden wir Antwort. Ahnen aber, wie hell der Stern dieses Menschen noch strahlen wird, wenn sein stämmiger Leib das Wundfieber überdauert. Schon hat der Synod, der Selbstherrscher sich vor ihm gebeugt; schon durfte er, wie Peter im Kreml, sprechen: „Ich bin Euer Patriarch." Und die Wurfgeschosse, mit denen die Demokraten der Reichsduma ihn im Lebenssitz treffen wollten, ritzten ihm nicht die Haut. Tötet ihn auch die Kugel nicht, die tief in den Brustkorb eindrang, dann gilt er den Treuen, den gestern noch Lauen als unsterblich. Der sibirische Bauer, der zu Haus den Mägden die Brüste gekitzelt und in Peters Stadt, mit der Stimme des zürnenden Bußpredigers, Fürstinnen aus Zobel und Seide ins dampfende Sühnbad gerufen hat. Pflüger der Scholle und Befruchter des Schoßes, unwissende Einfalt, die aus schmutzigem Elend durch grauses und großes Erlebniß in Heiligkeit schreitet: Diesen schuf Allrußlands

Sehnen. Am Ende der Lawra, des langen Weges zu dem tröstenden Gott, dem die Glieder aus byzantinischer Starrheit, die Seelenkräfte aus asiatischer Molochsstrenge gelöst sind, steht der Bauer, der nicht Beamter des Himmels, nicht fecklos, wie Theodosios, ist; der mit Menschen gelitten, aus dem Meer böser Lust sich auf den Strand gerettet hat und an dessen Lichtkranz Höllenruch haftet.

„Was ist die Hölle? Staretz Sossima fragt; und antwortet: „Der ungeheure Schmerz Eines, der nicht mehr zu lieben vermag. Auch in der Hölle sind Märtyrer. Solche, die sich dem stolzen Geist Satans ganz und gar ergaben und die sich in der Gluth nun von ihrem boshaften Hochmuth nähren, wie in der Wüste der Verschmachtende von dem Blut, das er aus dem eigenen Körper saugt.“ Und Alexej Karamasow, der Sossimas Reden aufschrieb, hört von der Lippe des Bruders das Gedicht von dem uralten, nie ermattenden Kampf weltkluger Kirchenwalter gegen den Galiläer, der Menschen fischen wollte und doch nicht wußte, wie man sie, Abermillionen, im Netz hält. „Aus dem Sarg, aus dem Duft weißer Blumen weckt er das tote Kind. Und da es lächelnd nun sitzt und die Röslein aufs wieder pochende Herz preßt, schreitet, straff noch unter der Bürde von neunzig Jahren, der Inquisitor vorüber; nicht im Pomp des Kardinals: im grob gewebten Mönchsgewand. Auf seinen Wink greift die Wache den Wunderthäter. Und zu ihm spricht, nachts, im Kerker der Greis: ‚Warum kamst Du? Uns zu stören? Anderthalb Jahrtausende haben wir gebraucht, um die Freiheit, die Du verheißen hattest, die dem Menschen aber nur Schaden stiftet, auszureuten. Du wolltest nicht mit Broten Gehorsam erkaufen; wir habens gethan. Aus Schwächlingen mit Empörertrieben wolltest Du gottähnlich freie Helden machen; wir haben ihren Willen in Ketten geschmiedet. Das Schwert und den Purpur des Caesars hast Du verschmäht; wir haben beide Machtzeichen errafft und gehindert, daß je wieder des Schwertes Schneide sich gegen uns wende. Du kehrtest Dich von dem Versucher; wir schlossen mit ihm einen nützlichen Pakt. Und nun kommst Du zurück? Auf dem brennenden Holzstoß sollst Du es büßen.‘ Da fühlt der beredte, doch welke Mund den Kuß des Heilands. Die Knochenhand öffnet des Kerkers Thür. Und hinter dem befreiten Befreier röchelts: Nie aber kehre, niemals, der Menschheit zurück!“

Die Heilsarmee.

Der Schule Ammon-Tille gelten Lumpenproletarier als Abfallprodukte des sozialen Ausleseprozesses, denen helfen zu wollen eine Todsünde gegen das Gesetz der Rassenveredelung sei. Andere verstehen Darwin anders: die Soziallliberalen wollen mit Gesetzen den Sumpf austrocknen, die Sozialdemokraten hoffen, die Entwickelung werde dafür sorgen. Für die darin Schmachtenden haben Beide keinen Trost. William Booth ist in den Sumpf hineingestiegen und hat Tausenden herausgeholfen. P. A. Clasen giebt uns in seinem Buch „Der Salutismus“ (Jena, Eugen Diederichs, 1913) die erwünschte erschöpfende Darstellung seines Lebens und Wirkens. Wohl keines anderen apostolischen Mannes Wirken erfüllt so vollkommen die Verheißung, mit der Jesus nach Lukas 4 seine Mission eröffnet hat: „Ich bin vom Geiste Gottes gesandt, den Armen die frohe Botschaft zu verkünden, den Gefangenen, den Zerschlagenen Erlösung zu bringen.“ Denn es hat nie eine Armuth gegeben und giebt keine auf dem Erdenrund, deren Elend dem der großstädtischen Proletarier des modernen Englands gleichkäme. „In der Arbeit geschwärzt von Feuer, Rauch und Kohlen, erfrieren sie daheim und auf der Straße; taub vom Sausen und Rasseln der Spinn- und Webmaschinen, haben sie kein Hemd und keinen ganzen Rock; und während in den Ländern englischer Zunge Tausende von Morgen mit wogendem Getreide bedeckt sind, fehlts ihnen an Brot.“ Das hat Ruskin von den regelmäßig beschäftigten Proletariern gesagt, um die es ja jetzt besser steht; und nun erst die unregelmäßig und die gar nicht beschäftigten in den stinkenden Slums! Sie sind auch sittlicher Fäulniß verfallen. Außer dem Fuselrausch und der Geschlechtslust in ihren abstoßendsten und verderblichsten Formen kennen sie keinen Genuß und ihre Bedürfnisse befriedigen sie entweder mit den aus der Gosse aufgeklaubten Abfällen oder mit dem Ertrag von Raub, Diebstahl und Prostitution. Das Laster, schreibt ein minder berühmter Kenner der Zustände, den Clasen anführt, „hatte eine Ausdehnung erlangt, die gänzlich unbekannt war in den weniger erleuchteten, weniger freien und weniger reichen Staaten Europas.“ Und all Das in unmittelbarer Nähe des feinsten Komfort und Luxus, besonders Reinlichkeitluxus, der ebenfalls in allen Zeiten und Ländern nicht seinesgleichen hat!

Es gehört eine Jahrhunderte lang betriebene theologische Verbildung des Denkapparates dazu, eine ewige Hölle für vereinbar zu halten mit der Idee eines alliebenden Gottes. Booth ver-

mochte es, obwohl er, wie Jesus, die Fleisch gewordene Nächstenliebe war und diese Liebe dem Glauben entquoll, daß Gott die Liebe sei. Und es gehört eine sonderbare Enge des Geistes dazu, die Rettung der Erweckten, der Bekehrten, für das alleinige Ziel der Erlösung durch Christus anzusehen, weil Das voraussetzt, daß alle nicht „Erweckten" der Hölle verfallen; und Deren sind noch viel mehr als die Milliarden, denen nach den orthodoxen Lehren der drei Kirchen die Verdammnis droht. Doch die Urgemeinde der Christen war in der selben Geistesenge befangen. „Lasset Euch retten aus diesem bösen Geschlecht", ruft Petrus der pfingstlichen Festversammlung zu. Ein Häuflein zu retten vor der am nahen Gerichtstag der Menschheit bevorstehenden Verdammniß, dazu war nach der Apostel Meinung der Sohn Gottes Mensch geworden. Daß die Gemeinde, die sie organisirten, berufen sei, eine neue Kultur zu schaffen und ein neues Zeitalter irdischen Glanzes heraufzuführen, davon hatten sie keine Ahnung. Und jene Enge hat noch oft ähnliche Dienste geleistet. Nur der religiöse Glaube ist stark genug, einen Booth zu bewegen, sein ganzes Leben in strenger Askese einer Menschensorte zu widmen, die allen Sinnen des civilisirten Menschen Ekel erregt; außerhalb des Christenthums ist Solches undenkbar, ist nie und nirgends vorgekommen. Die Methode des Generals Booth aber (es ist die Methode John Wesleys, des Gründers der Methodistenkirche) setzt diesen Glauben, und zwar gerade den Teufels- und Höllenglauben, voraus; und sie hat sich für den Zweck der Heilsarmee bewährt. Die Gesammtkirche, die Christenheit, ist eben eine wunderbar fruchtbare Pflanzung Gottes, die, je nachdem es die wechselnden Bedürfnisse fordern, immer neue Gebilde hervortreibt: Kirchen oder Konfessionen, Sekten, Orden, Vereine, reformirende Herrscher, einzelne enthusiastische Privatpersonen. So weit diese Werkzeuge Gottes Konfessionen oder Kirchen sind, haben sie einander bisher mit Erbitterung, nicht selten mit höchst unchristlichem Haß bekämpft. Die Heilsarmee, hofft Clasen, werde dazu beitragen, die Kluft zwischen den Konfessionen zu überbrücken; werde, wie die Philosophie, wie die Loge, wie die interkonfessionellen sozialen und wirthschaftlichen Organisationen, wie überhaupt die Betonung des Ethischen, die immer gleichgiltig mache gegen das Dogma, versöhnend wirken, so daß die Konfessionen endlich einmal in das richtige Verhältniß zu einander hineinfinden, indem sie erkennen, daß sie berufen sind (nicht, einander zu bekämpfen und zu vernichten, sondern), einander zu ergänzen und sich zu praktischem Wirken zu verbünden. Die Offiziere der Heilsarmee leben, abgesehen vom Coelibat, nicht

weniger asketisch als die allerstrengsten katholischen Klosterorden; Prinz Max von Sachsen hat einige Zeit in Ostlondon gewirkt und in einer Rede bekannt, daß die Heilsarmee mit ihrer aus Nächstenliebe geübten Selbstverleugnung die Katholische Kirche beschäme. Und zwar ohne irgendeins jener „Gnadenmittel", die nach der katholischen Theologie allein im Stande sein sollen, die Kraft zu heroischer Tugendübung zu verleihen. Die Heilsarmee hat gar keine Sakramente. Nicht einmal die Taufe hielt Booth für nothwendig; doch hatte er nichts dagegen, wenn Salutisten sich oder ihre Kinder taufen ließen.

Die bekannten methodistischen Formen der Seelenrettung widerstreben dem feineren Formensinn der Romanen und auch schon der Deutschen; doch bei Engländern, namentlich der Unterschicht, bewähren sich diese Formen als die wirksamsten. Aber auch ohne solchen Radau wird in England und noch mehr in den übrigen christlichen Ländern so ziemlich Alles geleistet, was die Heilsarmee leistet: von Konfessionen und konfessionellen Vereinen in Verbindung mit Seelsorge, wenn auch nicht auffälliger Seelenrettung, von Philanthropen, Staatsbehörden und Gemeinden ohne absichtliche Seelsorge; selbst ohne direkte Absicht wird ja durch die Erlösung aus materiellem Elend immer auch die Seele gehoben. Booth freilich war überzeugt, daß ohne planmäßig betriebene Seelenrettung die materielle Hebung keinen Bestand habe. Es wäre müßig, darüber mit den Salutisten zu streiten; daß ihr General Hunderttausende aus einer irdischen Hölle gerettet und der kirchlichen und der bürgerlichen Sozialthätigkeit einen kräftigen Impuls versetzt hat, bleibt sein unbestreitbares und unsterbliches Verdienst. Als die Krone seiner Werke bezeichnet er die Versorgung der Geretteten auf kanadischen Farmen. „Ich selber", schreibt Clasen, „habe Verbrecher vormittags an der Bußbank gesehen; nachmittags waren sie schon in einem Arbeitheim. Dirnen sah ich nachts ihren Lebenswandel abschwören und fand sie morgens schon in geordneter Thätigkeit. Jetzt, da ich Dies schreibe, mag der Verbrecher in Hadleigh (einer Farmkolonie) den Ackerbau erlernen, die Dirne als Dienstmädchen ihren Unterhalt erwerben, und wenn ich im nächsten Jahr nach Kanada käme, träfe ich das Paar vielleicht verheirathet in einem Blockhaus, inmitten wohlbestellter blühender Felder und so glücklich und froh wie die zwitschernden Vögel im nahen Busch."

Kann es eine schlagendere Widerlegung Ammons und Tilles geben? Wie viel oder wie wenig auch an Weismanns Lehre vom Keimplasma sein mag: die Erfahrung lehrt, daß nicht selten aus

Kindern von Verbrechern, Huren und Lumpenproletariern tüchtige Menschen werden, allerdings nur, wenn sie früh genug aus dem schlechten Milieu entfernt werden; daß also in vielen Fällen nicht das Keimplasma, sondern das Milieu über das Schicksal des Menschen entscheidet. Den liberalen Soziologen aber (die „Entwickelung“, auf die der orthodoxe Marxist vertraut, bessert nur bei Mitwirkung des bewußten und vernünftigen Menschenwillens den Gesellschaftzustand) ist entgegen zu halten, daß keine Gesetzgebung zu helfen vermag, wenn nicht der Anhäufung der Menschen in Großstädten und Industriebezirken gesteuert, die Bevölkerung über die Länder gleichmäßig vertheilt, ein gesundes Zahlenverhältniß zwischen den in der Urproduktion und in verarbeitenden Gewerben Beschäftigten hergestellt wird. Jede räumliche Zusammendrängung bedeutet eine Einbuße am Menschenthum, dessen Vollbesitz nur möglich ist, wenn man ein eigenes, freihstehendes Haus besitzt. Die Bewohner großstädtischer Miethkasernen sinken zu Heerdenvieh hinab, zu Ungeziefer, wenn Bettelarmuth und die Wirkungen eines nordischen Klimas hinzukommen. Der ärmste russische Bauer (und wie arm ist dieser Bauer!) bleibt ein Mensch, ein stimmberechtigtes Mitglied seiner Gemeinde und ist mitunter eine charaktervolle Persönlichkeit; die Lazzaroni wirken nicht nur malerisch, sondern haben selbst ästhetische Bedürfnisse und befriedigen sie, sind also Kulturmenschen (dem niederen Volke Italiens sind Goethe, Gregorovius und der Kardinal Wiseman gerecht geworden; Wisemans Schilderungen italienischen Volkslebens sind höchst beachtenswerth); aber der Bewohner der londoner Slums ist vor seiner Rettung nur eine Schmutzpartikel.

Da nun, wie Booth beschrieben hat und Jeder weiß, Hunderttausende ungelernter Arbeiter am Rande des Sumpfes taumeln, in den die nächste ungünstige Konjunktur sie hinabstoßen kann, so ist radikale Besserung nur durch Entleerung der überfüllten Großstädte, durch innere Kolonisation und Auswanderung möglich. Was die Erwachsenen betrifft, so hat Booth in Uebereinstimmung mit Roosevelt gefunden (in Deutschland macht man ja wohl ähnliche Erfahrungen), es sei äußerst schwierig, die für landwirthschaftliche Arbeiten etwa noch Geeigneten aus dem städtischen Proletariat herauszusuchen; und die Ausgewählten für ihren neuen Beruf vorzubereiten und bis zum Abschluß der Dienstverträge zu überwachen, erfordere einen sehr kostspieligen Beamtenapparat. Also müssen die Kinder fortgeschafft werden; und um deren Unterbringung in Kanada hat sich unter vielen Anderen auch William Booth bemüht. Clasen erwähnt zwar den Doktor Barnardo (ohne

das Großartige seiner Thätigkeit hervorzuheben; dieser Retter von vielen Tausend verkommener Knaben ist 1905 gestorben, aber die von ihm geründeten Einrichtungen leben fort), scheint jedoch nicht zu wissen, daß unter der Aufsicht des Local Government Board und des Home Office nicht weniger als 23 Vereine dieses Werk betreiben, von denen 17 eigene Heime in Kanada haben. Im Jahr 1911 hat das von Barnardo gegründete Heim 924 Kinder aufgenommen, das der Salvation Army nur dreizehn. Eine Mrs. Joyce, welche die Verhältnisse hüben und drüben gründlich kennt, faßt ihr Urtheil in den Satz zusammen: Jedes hier in England überflüssige Kind (und das überflüssige ist immer ein Schädling und eine Last) ist in Kanada so viel in Gold werth, wie es wiegt. Hier überflüssig, dort werthvoll: in diesen vier Wörtern liegt der Kern des sozialen Problems, auch bei uns, obwohl unsere Polizei die Entstehung von Slums verhindert.

Stärker noch als das englische Proletarierelend wirkt auf den fein Empfindenden die moral insanity der Besitzenden, die es erzeugt hat, indem sie sich daran gewöhnten, äußerstes Elend und Kinderausbeutung als integrirende und unentbehrlichste Bestandtheile der modernen Gesellschaftordnung anzusehen. In der Zeit, da um die Arbeiterschutzgesetzgebung gekämpft wurde bezeugten gefällige Aerzte den Fabrikanten, daß zwölfstündige Fabrikarbeit sechsjährigen Kindern ganz gesund sei. Und schrecklicher noch als das Los der Fabrik- und Grubenkinder war das Los der kleinen Kaminfeger, über die ich im achtzehnten Kapitel der „Geschichtphilosophischen Gedanken“ berichtet habe; Clasens Buch erinnert auch daran, weil einer von des Generals Gehilfen in seiner Jugend dieser Kategorie gemarterter Kinder angehört hat. Daß damals die Grausamkeit gegen die Kinder nicht auf das Gebiet der Industrie beschränkt geblieben ist, haben vor fünfzig Jahren die deutschen Romanleser von Dickens erfahren; er beschreibt Folterkammern, die sich als Erziehunganstalten maskirten. Shakespeares Zeit war eine wilde, harte und grausame Zeit, aber vor dem Kinde trug doch gewöhnlich (leider nicht immer) die Grausamkeit Scheu. Wie versteht er selbst, durch den Mund des kleinen Arthur das Herz des zur befohlenen Blendung bereiten Hubert zu rühren! Unsere Aestheten schwärmen für den tumben Thoren, der durch Mitleid wissend wird; aber wo bleibt die praktische Konsequenz: die Verurtheilung einer Wirthschaftordnung, die hundert Jahre lang die Gebildeten eines edlen christlichen Germanenvolkes in mitleidlose Ungeheuer verwandelt hat?

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Kleist in Thun.*)

Kleist hat Kost und Logis in einem Landhaus auf einer Aareinsel in der Umgebung von Thun gefunden. Genau weiß man ja Das heute, nach mehr als hundert Jahren, nicht mehr, aber ich denke mir, er wird über eine winzige, zehn Meter lange Brücke gegangen sein und an einem Glockenstrang gezogen haben. Darauf wird Jemand die Treppen des Hauses herunterzueidechseln gekommen sein, um zu sehen, wer da sei. „Ist hier ein Zimmer zu vermiethen?" Und kurz und gut: Kleist hat es sich jetzt in den drei Zimmern, die man ihm für erstaunlich wenig Geld abgetreten hat, bequem gemacht. „Ein reizendes Bernermeitschi führt mir die Haushaltung." Ein schönes Gedicht, ein Kind, eine wackere That, diese drei Dinge schweben ihm vor. Im Uebrigen ist er ein Wenig krank. „Weiß der Teufel, was mir fehlt. Was ist mir? Es ist so schön hier."

Er dichtet natürlich. Ab und zu fährt er im Wagen nach Bern zu literarischen Freunden und liest dort vor, was er etwa geschrieben hat. Man lobt ihn selbstverständlich riesig, findet aber den ganzen Menschen ein Bischen unheimlich. Der „Zerbrochene Krug" wird geschrieben. Aber was soll alles Das? Es ist Frühling geworden. Die Wiesen um Thun herum sind ganz dick voll von Blumen. Das duftet und summt und macht und tönt und faulenzt; es ist zum Verrücktwerden warm an der Sonne. Es steigt Kleist wie glühendrothe betäubende Wellen in den Kopf hinauf, wenn er am Schreibtisch sitzt und dichten will. Er verflucht sein Handwerk. Er hat Bauer werden wollen, als er in die Schweiz gekommen ist. Nette Idee Das. In Potsdam läßt sich so Etwas leicht denken. Ueberhaupt denken die Dichter sich so leicht ein Ding aus. Oft sitzt er am Fenster.

Meinetwegen so gegen zehn Uhr vormittags. Er ist so allein. Er wünscht sich eine Stimme herbei; was für eine? Eine Hand, nun, und? Einen Körper, aber wozu? Ganz in weißen Düften und Schleiern verloren, liegt da der See, umrahmt von dem unnatürlichen, zauberhaften Gebirge. Wie Das blendet und beunruhigt. Das ganze Land bis zum Wasser ist der reine Garten und in der bläulichen Luft scheint es von Brücken voll Blumen und Terrassen voll Düften zu wimmeln und hinunterzuhängen. Die Vögel singen unter all der Sonne und unter all dem Licht so matt. Sie sind selig und schläfrig. Kleist stützt seinen Kopf auf den Ellbogen, schaut und schaut und will sich vergessen. Das Bild seiner fernen, nordischen Heimath steigt ihm auf, er kann das Gesicht seiner Mutter deutlich sehen, alte Stimmen, verflucht... Er ist aufgesprungen und in den Garten des Landhauses hinabgelaufen. Dort steigt er in einen Kahn und rudert in den offenen, morgendlichen See hinaus. Der Kuß der Sonne ist ein einziger und

---

*) Aus den „Geschichten", die Herr Robert Walser (mit Bildern vom Bruder Karl) bei Kurt Wolff in Leipzig erscheinen läßt.

fortwährend wiederholter. Kein Lüftchen. Kaum eine Bewegung. Die Berge sind wie die Mache eines geschickten Theatermalers; oder sie sehen so aus, als wäre die ganze Gegend ein Album und die Berge wären von einem feinsinnigen Dilettanten der Besitzerin des Albums aufs leere Blatt hingezeichnet worden, zur Erinnerung, mit einem Vers. Das Album hat einen blaßgrünen Umschlag. Das stimmt. Die Vorberge am Ufer des Sees sind so halb und halb grün und so hoch, so dumm, so duftig. La, la, la. Er hat sich ausgezogen und wirft sich ins Wasser. Wie namenlos schön ihm Das ist. Er schwimmt und hört Lachen von Frauen vom Ufer her. Das Boot macht träge Bewegungen im grünlich-bläulichen Wasser. Die Natur ist wie eine einzige große Liebkosung. Wie Das freut und zugleich so schmerzen kann.

Manchmal, besonders an schönen Abenden, ist ihm, als sei hier das Ende der Welt. Die Alpen scheinen ihm der unerklimmbare Eingang zu einem hochgelegenen Paradiese zu sein. Er geht auf seiner kleinen Insel, Schritt vor Schritt, auf und ab. Das Meitschi hängt Wäsche zwischen den Büschen auf, in denen ein melodiöses, gelbes, krankhaft schönes Licht schimmert. Die Gesichter der Schneeberge sind so blaß, es herrscht in Allem eine letzte, unanrührbare Schönheit. Die Schwäne, die zwischen dem Schilf hin und her schwimmen, scheinen von Schönheit und abendlichem Licht verzaubert. Die Luft ist krank. Kleist wünscht sich in einen brutalen Krieg, in eine Schlacht versetzt; er kommt sich wie ein Elender und Ueberflüssiger vor.

Er macht einen Spazirgang. Warum, fragt er sich lächelnd, muß gerade er nichts zu thun, nichts zu stoßen und zu wälzen haben? Er fühlt, wie die Säfte und Kräfte in ihm leise wehklagen. Seine ganze Seele zuckt nach körperlichen Anstrengungen. Er steigt zwischen hohen, alten Mauern, über deren grauem Steingebröckel sich der dunkelgrüne Epheu leidenschaftlich niederschlingt, zum Schloßhügel hinauf. In allen hochgelegenen Fenstern schimmert das Abendlicht. Oben am Rand des Felsenabhanges ist ein zierlicher Pavillon; dort sitzt er und wirft seine Seele in die glänzend-heilig-stille Aussicht hinunter. Er wäre jetzt erstaunt, wenn er sich wohl fühlen könnte. Eine Zeitung lesen? Wie wärs? Ein dummes politisches oder gemeinnützliches Gespräch mit irgendeinem wohlangesehenen, offiziellen Schafskopf führen? Ja? Er ist nicht unglücklich, er hält im Stillen Diejenigen für selig, die trostlos sein können. Natürlich und kraftvoll trostlos. Mit ihm steht es um eine kleine, gebogene Nuance schlimmer. Er ist zu feinfühlend, zu gegenwärtig mit all seinen unschlüssigen, vorsichtigen, mißtrauischen Empfindungen, um unglücklich zu sein. Er möchte schreien, weinen. Gott im Himmel, was ist mit mir? Und er rast den dunkelnden Hügel hinunter. Die Nacht thut ihm wohl. In seinen Zimmern angekommen, setzt er sich, entschlossen, bis zur Raserei zu arbeiten, an den Schreibtisch. Das Licht der Lampe nimmt ihm das Bild der Gegend weg. Das stimmt ihn klar und er schreibt jetzt.

An Regentagen ist es entsetzlich kalt und leer. Die Gegend fröstelt

ihn an. Die grünen Sträucher winseln und wimmern und regentröpfeln nach Sonnenschein. Schmutzige, ungeheuerliche Wolken gleiten den Köpfen der Berge wie große, freche, tötende Hände um die Stirnen. Das Land scheint sich vor dem Wetter verkriechen zu wollen, es will zusammenschrumpfen. Der See ist hart und düster und die Wellen sprechen böse Worte. Wie ein unheimliches Mahnen saust der Sturmwind daher und kann nirgends hinaus. Er schmettert von einer Bergwand zur anderen. Dunkel ist es und klein, klein. Alles ist Einem auf der Nase. Man möchte Klötze nehmen und damit um sich herumhauen. Weg da, weg.

Dann ist wieder Sonne und es ist Sonntag. Glocken läuten. Die Leute treten aus der hochgelegenen Kirche heraus. Die Mädchen und Frauen in engen, schwarzen, silbergeschmückten Schnürbüsten, die Männer einfach und ernst gekleidet. Gebetbücher tragen sie in der Hand und die Gesichter sind so friedlich und schön, als wären alle Sorgen zerflossen, alle Falten des Kummers und Zankes geglättet und alle Mühen vergessen. Und die Glocken. Wie sie daherschallen, daherspringen mit Schällen und Tonwellen. Wie es über das ganze, sonntäglich umsonnte Städtchen glitzert, leuchtet, blaut und läutet. Die Menschen zerstreuen sich. Kleist steht, von sonderbaren Empfindungen angefächelt, auf der Kirchtreppe und verfolgt die Bewegungen der Hinuntergehenden. Da ist manch Bauernkind, das wie eine geborene, an Hoheit und Freiheit gewöhnte Prinzessin die Stufen hinunterschreitet. Da sind schöne, junge, von Kraft strotzende Burschen vom Land, und von was für einem Land, nicht Flachland, nicht Burschen von Ebenen, sondern Burschen, hervorgebrochen aus tiefen, wunderlich in die Berge eingehöhlten Thälern, eng manchmal, wie der Arm eines etwas aus der Art geschlagenen, größeren Menschen. Das sind Burschen von Bergen, wo die Aecker und Felder steil in die Einsenkungen hinabfallen, wo das duftende, heiße Gras auf winzigen Flächen dicht neben schauervollen Abgründen wächst, wo die Häuser wie Tupfe an den Weiden kleben, wenn Einer unten auf der breiten Landstraße steht und hoch hinaufsieht, ob es da oben noch Menschenwohnungen geben könne.

Die Sonntage hatte Kleist gern, auch die Markttage, an denen Alles von blauen Kitteln und Bäuerinnentrachten wimmelt und gramselt auf der Straße und in der Hauptgasse. Dort, in der Hauptgasse, sind unter dem Bürgersteig, in steinernen Gewölben und in leichten Buden, Waaren aufgestapelt. Krämer schreien bäuerlich-kokett ihre billigen Kostbarkeiten aus. Meistens scheint ja an solch einem Markttag die hellste, wärmste, dümmste Sonne. Kleist läßt sich von dem lieben, bunten Menschengetümmel hin und her schieben. Ueberall duftets nach Käse. In die besseren Kaufläden treten die ernsthaften, bisweilen schönen Landfrauen bedächtig ein, um Einkäufe zu machen. Viele Männer haben Tabakpfeifen im Mund. Schweine, Kälber und Kühe werden vorübergezogen. Einer steht da und lacht und treibt sein rosafarbiges Schweinchen mit Stockschlägen zum Gehen. Es will nicht;

da nimmt er es unter den Arm und trägts weiter. Die Menschen duften zu ihren Kleidern heraus; zu den Wirthschaften heraus tönt Lärm von Zechenden, Tanzenden und Essenden. All die Geräusche und all die Freiheit dieser Töne! Fuhrwerke können manchmal nicht durchfahren. Die Pferde sind ganz von handelnden und schwatzenden Menschen umzingelt. Und die Sonne blendet so exakt auf den Gegenständen, Gesichtern, Tüchern, Körben und Waaren. Alles bewegt sich; und das sonnige Blenden muß sich so schön natürlich mit fortbewegen. Kleist möchte beten. Er findet keine majestätische Musik schöner und keine Seele feiner als Musik und Seele dieses Menschentreibens. Er hätte Lust, sich auf einen der Treppenabsätze zu setzen, die in die Gasse hinunterführen. Er geht weiter, an Weibern mit hoch aufgerafften Röcken vorbei, an Mädchen, die Körbe ruhig und fast edel auf den Köpfen tragen, wie Italienerinnen ihre Krüge, wie ers kennt aus Abbildungen, an Männern, die gröhlen, und an Betrunkenen, an Polizisten, an Schuljungen, die ihre Schulbubenabsichten mit sich herumtragen, an schattigen Flecken, die kühl duften, an Seilen, Stöcken, Eßwaaren, falschen Geschmeiden, Mäulern, Nasen, Hüten, Pferden, Schleiern, Bettdecken, wollenen Strümpfen, Würsten, Butterballen und Käsebrettern vorüber, zu dem Gewimmel hinaus, bis an eine Aarebrücke, an deren Geländer gelehnt er stehen bleibt, um in das tiefblaue, herrlich dahinströmende Wasser zu schauen. Ueber ihm glitzern und strahlen die Schloßthürme wie flüssig-bräunliches Feuer. Es ist ein halbes Italien.

Zuweilen, an gewöhnlichen Werktagen, scheint ihm das ganze Städtchen von Sonne und Stille verzaubert zu sein. Er steht still vor dem seltsamen, alten Rathhaus mit der scharfkantigen Jahreszahl im weißschimmernden Gemäuer. So verloren ist Alles, wie die Gestaltung irgendeines Volksliedes, das die Leute vergessen haben. Wenig Leben, nein, gar keins. Er steigt die holzbedeckte Treppe zum vormals gräflichen Schloß hinauf, das Holz duftet nach Alter und vorübergegangenen Menschenschicksalen. Oben setzt er sich auf eine breite, geschweifte, grüne Bank, um Aussicht zu haben, aber er schließt die Augen. Entsetzlich, wie verschlafen, verstaubt und entlebendigt da Alles aussieht. Das Nächstliegende liegt wie in weiter, weißer, schleierhafter, träumender Ferne. Alles ist in eine heiße Wolke eingehüllt. Sommer, aber was eigentlich für Sommer? Ich lebe nicht, schreit er und weiß nicht, wohin er sich mit Augen, Händen, Beinen und Athem wenden soll. Ein Traum. Nichts da. Ich will keine Träume. Schließlich sagt er sich, er lebe eben viel zu einsam. Er schaudert, empfinden zu müssen, wie verstockt er sich verhält der Mitwelt gegenüber.

Dann kommen die Sommerabende. Kleist sitzt auf der hohen Kirchhofsmauer. Es ist ganz feucht und zugleich ganz schwül. Er öffnet das Kleid, um die Brust frei zu haben. Unten, wie von einer mächtigen Gotteshand in die Tiefe geworfen, liegt der gelblich und röthlich beleuchtete See, aber die ganze Beleuchtung scheint aus der Wassertiefe heraufzulodern. Es ist wie ein brennender See. Die Alpen sind

lebendig geworden und tauchen ihre Stirnen unter fabelhaften Bewegungen ins Wasser. Seine Schwäne umkreisen dort unten seine stille Insel und Baumkronen schweben in dunkler, singender und duftender Seligkeit darüber. Worüber? Nichts, nichts. Kleist trinkt das Alles. Ihm ist der ganze dunkel glänzende See das Geschmeide, das lange, auf einem schlafenden großen, unbekannten Frauenkörper. Die Linden und Tannen und Blumen duften. Es ist ein stilles, kaum vernehmbares Geläute da, er hörts, aber er siehts auch. Das ist das Neue. Er will Unfaßliches, Unbegreifliches. Unten im See schaukelt ein Boot. Kleist sieht es nicht, aber er sieht die Lampen, die es begleiten, hin und her schwanken. Er sitzt da, vorgebeugten Antlitzes, als müsse er zum Todessprung in das Bild der schönen Tiefe bereit sein. Er möchte in das Bild hineinsterben. Er möchte nur noch Augen haben, nur noch ein einziges Auge sein. Nein, ganz, ganz anders. Die Luft muß eine Brücke sein und das ganze Landschaftbild eine Lehne, zum Daranlehnen, sinnlich, selig, müde. Es wird Nacht, aber er mag nicht hinuntergehen, er wirft sich an ein unter Sträuchern verborgenes Grab, Fledermäuse umschwirren ihn, die spitzen Bäume lispeln mit leise daherziehenden Windzügen. Das Gras duftet so schön, unter dem die Skelette der Begrabenen liegen. Er ist so schmerzlich glücklich, zu glücklich, deshalb so würgend, so trocken, so schmerzlich. So allein. Warum kommen die Toten nicht und unterhalten sich auf eine halbe Stunde mit dem einsamen Mann? In einer Sommernacht muß Einer doch eine Geliebte haben. Der Gedanke an weißlich schimmernde Brüste und Lippen jagt Kleist den Berg hinunter, ans Ufer, ins Wasser, mit den Kleidern, lachend, weinend.

Wochen vergehen. Kleist hat eine Arbeit, zwei, drei Arbeiten vernichtet. Er will höchste Meisterschaft, gut, gut. Was da! Gezaudert? Hinein in den Papierkorb. Neues, Wilderes, Schöneres. Er fängt die Sempacherschlacht an mit der Figur des Leopold von Oesterreich im Mittelpunkt, dessen sonderbares Geschick ihn reizt. Dazwischen erinnert er sich des Robert Guiscard. Den will er herrlich haben. Das Glück, ein vernunftvoll abwägender, einfach empfindender Mensch zu sein, sieht er, zu Geröll zersprengt, wie polternde und schmetternde Felsblöcke den Bergsturz seines Lebens hinunterrollen. Er hilft noch; es ist jetzt entschieden. Er will dem Dichterunstern gänzlich verfallen sein: es ist das Beste, ich gehe möglichst rasch zu Grunde!

Sein Schaffen zieht ihm die Grimasse; es mißlingt. Gegen den Herbst wird er krank. Er wundert sich über die Sanftheit, die jetzt über ihn kommt. Seine Schwester reist nach Thun, um ihn nach Hause zu bringen. Tiefe Gruben liegen in seinen Wangen. Sein Gesicht hat die Züge und die Farbe eines in der ganzen Seele Zerfressenen. Seine Augen sind lebloser als die Augenbrauen darüber. Die Haare hängen ihm in dicken, spitzen Klumpen von Strähnen in die Stirn, die verzerrt ist von all den Gedanken, die ihn, wie er sich einbildet, in schmutzige Löcher und Höllen hinabgezogen haben. Die Verse, die ihm

im Gehirn tönen, kommen ihm wie Rabengekrächze vor; er möchte sich das Gedächtniß ausreißen. Das Leben möchte er ausschütten, aber die Schalen des Lebens will er zuerst zertrümmert haben. Sein Grimm gleicht seinem Schmerz, sein Hohn seinen Klagen. Was fehlt Dir, Heinrich, liebkost ihn die Schwester. Nichts, nichts. Das hat noch gefehlt, daß er sagen soll, was ihm fehlt. Auf dem Boden des Zimmers liegen die Manuskripte wie von Vater und Mutter scheußlich verlassene Kinder. Er giebt seiner Schwester die Hand und begnügt sich, sie lange und schweigend anzuschauen. Es gleicht bereits einem Glotzen; und das Mädchen schaudert.

Dann reisen sie. Das Meitschi, das Kleist die Wirthschaft geführt hat, sagt ihnen Adieu. Es ist ein strahlender Herbstmorgen, der Wagen rollte über Brücken, an Leuten vorbei, durch grobpflastrige Gassen, Leute schauen zu Fenstern heraus, oben ist Himmel, unter Bäumen ist gelbliches Laub, sauber ist Alles, herbstlich, was weiter? Und der Fuhrmann hat eine Pfeife im Mund. Alles ist wie immer. Kleist sitzt in eine Ecke des Wagens gedrückt. Die Thürme des thuner Schlosses verschwinden hinter einem Hügel. Später, in weiter Ferne, sieht die Schwester Kleistens noch einmal den schönen See. Ein Bischen kühl ist es jetzt schon. Landhäuser kommen. Na nu, solche vornehme Landsitze in einer solchen Berggegend? Weiter. Alles fliegt und sinkt vor den Seitenblicken rückwärts, Alles tanzt, kreist und schwindet. Vieles ist schon in herbstliche Schleier gehüllt und ein Bischen vergoldet ist Alles von einem Bischen Sonne, die aus Wolken herausscheint. Solches Gold, wie das schimmert; und wie mans doch nur im Dreck auflesen kann. Höhen, Felswände, Thäler, Kirchen, Dörfer, Gaffer, Kinder, Bäume, Wind, Wolken, ei was. Ists was Besonderes? Ists nicht das Weggeworfen-Gewöhnlichste? Kleist sieht nichts. Er träumt von Wolken und Bildern und ein Wenig von lieben, schonenden, streichelnden Menschenhänden. Wie ist Dir, fragt die Schwester. Kleist zuckt mit dem Mund und will ihr zulächeln. Es geht, aber mühsam. Es ist ihm, als habe er vom Mund einen Steinblock wegräumen müssen, um lächeln zu können.

Die Schwester wagt vorsichtig, von baldiger Inangriffnahme einer praktischen Bethätigung zu reden. Er nickt, er ist selber der Ueberzeugung. Ihm flimmern musizirende, helle Scheine um die Sinne. Eigentlich, wenn er es sich aufrichtig gesteht, ist ihm jetzt ganz wohl; weh, aber zugleich wohl. Etwas schmerzt ihn, ja, in der That, ganz recht, aber nicht in der Brust, auch nicht in der Lunge, nicht im Kopf; was? Wirklich? Gar nirgends? Ja doch, so ein Bischen, irgendwo, daß es ja sei, daß mans nicht genau sagen kann. Item, die Sache ist nicht der Rede werth. Er sagt Etwas; und dann kommen Momente, wo er geradezu kindlich glücklich ist. Und da natürlich macht das Mädchen gleich eine etwas strenge, strafende Miene, um ihms denn doch auch zu zeigen, wie sonderbar er eigentlich mit seinem Leben spiele. Das Mädchen ist eben eine Kleistin und hat Erziehung genossen. Das,

was der Bruder über den Haufen hat werfen wollen. Sie ist natürlich seelenfroh, daß es ihm besser geht. Weiter, hei, hei; ist Das eine Wagenfahrt! Aber zu guter Letzt wird man ihn laufen lassen müssen, den Postwagen, und zu allerletzt kann man sich ja noch die Bemerkung erlauben, daß an der Front des Landhauses, das Kleist bewohnt hat, eine marmorne Tafel hängt, die darauf hindeutet, wer da gelebt und gedichtet hat. Reisende mit Alpentourenabsichten könnens lesen, Kinder aus Thun lesen und buchstabiren es, Ziffer für Ziffer, und schauen einander dann fragend in die Augen. Ein Jude kanns lesen, der Christ auch, wenn er Zeit hat und nicht etwa der Zug schon im Abfahren begriffen ist, ein Türke, eine Schwalbe, inwiefern sie Interesse daran hat, ich auch, ich kanns gelegentlich auch wieder einmal lesen. Thun steht am Eingang zum berner Oberland und wird jährlich von vielen tausenden Fremden besucht. Ich kann die Gegend ein Wenig kennen, weil ich dort Aktienbierbrauereiangestellter gewesen bin. Die Gegend ist viel schöner, als ich sie hier habe beschreiben können, der See ist noch einmal so blau, der Himmel noch dreimal so schön; Thun hat eine Gewerbeausstellung gehabt, ich weiß nicht, ich glaube, vor vier Jahren.

Robert Walser.

Wenn Sie mir einmal mit Geßner die Freude Ihres Besuches schenken werden, so geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht: „Ich komme, ich weiß nicht, von wo, ich bin, ich weiß nicht, was, ich fahre, ich weiß nicht, wohin; mich wundert, daß ich so fröhlich bin!“ Der Vers gefällt mir ungemein und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spaziren gehe. Und Das thue ich oft und weit; denn die Natur hat hier, wie Sie wissen, mit Geist gearbeitet und Das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kauz aus Brandenburg, wo, wie Sie auch wissen, die Künstlerin bei der Arbeit eingeschlummert zu sein scheint. Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sei; bis jetzt bin ich es aber noch in keine Jungfrau als etwa höchstens in die, deren Stirn mir den Abendstrahl der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Sees stehe. (Kleist, aus Thun, an Zschokke.) Heinrich Zschokke, an den dieser Brief gerichtet ist, schreibt in der selben Zeit über Kleistens „gemüthliches, zuweilen schwärmerisches, träumerisches Wesen, worin sich immer der reinste Seelenadel offenbarte“. In Zschokkes Zimmer hing der französische Kupferstich „Der zerbrochene Krug“, vor dem Kleist, Wieland, Zschokke sich „zu poetischem Wettkampf vereinten. Für Wieland sollte die Aufgabe zu einer Satire, für Kleist zu einem Lustspiel, für mich zu einer Erzählung werden. Kleist hat den Preis davongetragen.“

Goldsammler.

Die Bank von Frankreich hat in den ersten Julitagen mit ihrem Goldstandard die Höhe von vier Milliarden Francs überschritten. Das wurde als ein Ereigniß gefeiert; denn die Banque de France hatte nie zuvor solche Kletterleistung vollbracht. Daß die gewaltsame Anhäufung von Gold als wirthschaftliche That gepriesen wird, ist neu. Die Reichsbanken verkünden stolz, daß ihre Wechselbestände nicht mehr so rasch in die Höhe wachsen wie in den Tagen, da man noch nicht Parforcejagden auf das im Weltbereich herumhüpfende Gold machte. Im Tempo des Wechselumsatzes drückt sich die Lebenskraft der Wirthschaft aus; aber die Notenbankleiter schmunzeln, wenn die Geschwindigkeit auf niedrige Grade sinkt. Als die Bank von Frankreich ihren Viermilliardenrecord anzeigte, war ihr Wechselportefeuille um fast 100 Millionen Francs kleiner als am selben Kalendertag des Vorjahres; dafür lagen in den Kellern 740 Millionen Francs mehr an gelbem Metall. Leute, denen die Minderung der Wechselsumme wichtiger scheint als das Wachsthum des Goldes, werden als Ketzer verschrien.

Unsere Reichsbank saß am dreißigsten Juni auf einem Goldhaufen von 1306 Millionen. Er war in der Bankwoche vorher noch größer gewesen (1371 Millionen); und am dreißigsten Juni 1911 konnte die Bank erst mit 804 goldenen Millionen aufwarten. In drei Jahren eine halbe Milliarde mehr: für so viel Gold müßte dem Präsidium eigentlich die Große Goldene Medaille verliehen werden. Aber die Banque de France vollbrachte in einem Jahr noch Gewaltigeres als die Reichsbank in drei Jahren. Das ist bitter. Dafür bleibt dem deutschen Institut der Ruhm, daß der „zweite Juliusthurm“ fast vollendet ist. Von den 120 Millionen, die das Finanzgesetz von 1913 wünschte, sind 85 Millionen „angeschafft“. Sie liegen in der Reichsbank und werden rasch wachsen, da das Publikum (oder, wie es fachmännisch heißt, der Verkehr) die Reichskassenscheine, die für das Gold in den Umlauf „gepreßt“ werden, geduldig aufnimmt, die Reichsbank also nicht gezwungen war, ihre Notendecke, durch einen zu großen Zusatz von Kassenscheinen, um ihre schöne Goldfärbung zu bringen. Wird die zweite Kriegsreserve ein eben so ruhmloses Dasein führen wie der historische Kriegsschatz in Spandau, dem Niemand raschen Umsatz wünscht? Die Begründung des Gesetzes sagt, daß die „Beschaffung der Goldreserve mit der Zweckbestimmung des Reichskriegsschatzes erfolgen, also, gleich diesem, nur im Fall der Mobilmachung verwendbar sein soll.“ Dagegen ist die neue Silberreserve, von deren 120 Millionen erst 6 ausgeprägt sind, auch als Friedensinstrument gedacht. Sie soll der Reichsbank die Möglichkeit bieten, „bei besonders unruhiger Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse einen gesteigerten Zahlungmittelbedarf zu befriedigen.“ Ob das Reichsbankdirektorium noch an diese Möglichkeit denkt? Es herrscht über einen riesigen Goldhaufen, den es doch nicht als Museumsschaustück be-

wachen kann. Als das Gesetz über die Verstärkung der Kriegreserven gemacht wurde, besaß die Reichsbank an eigenem Gold rund 920 Millionen. Sie wurde seitdem um 400 Millionen reicher, während das Wirthschaftleben an Voraussetzungen eines sehr lebhaften Zahlungmittelbedarfs ärmer geworden zu sein scheint. So meinen die Oberkontroleure des Geldmarktes. In der Erläuterung zu dem neusten Programm gegen die Banken lasen wir: „Die wirthschaftliche und finanzielle Entwickelung Deutschlands ist in ruhigere, durch die Abschwächung der industriellen Konjunktur und die größere Flüssigkeit am Geldmarkt gekennzeichnete Bahnen eingelenkt; und man darf erwarten, daß, nach der gewaltigen Ausdehnung unserer großen Gewerbe, auch die nächste Aufstiegperiode nicht so bedeutende Kapitalanlagen fordern wird, wie die vergangene gefordert hatte." Das ist nicht nur der Ausdruck trauernden Verzichtes auf stolze Hoffnungen, sondern ein Wunsch. Schon im Januar sagte Herr Havenstein im Reichstag: „Es ist sehr zweifelhaft, ob wir wünschen sollen, daß unser Wirthschaftleben sofort wieder zu einem schnellen, weiteren Aufstieg ansetze und daß die Reichsbank durch eine besondere Verbilligung des Diskonts zu einer überhasteten Entwickelung anreize." Alles ist prompt nach der Vorschrift gegangen. Der amtliche Wechselzinsfuß wurde am fünften Februar auf 4 Prozent erniedrigt; dabei ists geblieben. Und die Reichsbank darf mit Genugthuung auf ihr schmales Wechselportefeuille und die Höhe ihrer Girogelder weisen. Wer diese beiden Faktoren als betrübende Zeichen einer schwachen Konjunktur ansieht, ist altmodisch. Heute gilt nur noch das Ideal der Banque de France und der Russischen Staatsbank; denen aber ist ihr Goldschrein auch der Instrumenteschrank für recht wichtige politische Operationen.

Geheimrath Havenstein warnte vor dem Gedanken, das Centralinstitut müsse dem herrschenden Kreditsystem bis zur letzten Konsequenz Rechnung tragen. Das sollte heißen: Verlasset Euch nicht zu sehr auf die Reichsbank! Solche Mahnung setzt voraus, daß die Bank sich in ihren geschäftlichen Dispositionen frei bewegen kann. Sie darf aber Kreditansprüche, die durch Wechsel oder Lombardirung an sie gestellt werden, nicht zurückweisen, wenn die gesetzlichen Bedingungen für diese Geschäfte erfüllt sind. Und sie bleibt am Ende doch von der Konjunktur abhängig, wenn sie sich auch Mühe giebt, diesen Zusammenhang zu verwischen. Das Goldsammeln wäre nicht so leicht gewesen, wenn nicht die schlechte Geschäftslage mitgewirkt hätte. Die Reichsbank wird weder durch die Industrie noch durch die Börse belästigt. Der starke Zufluß von Wechseln, den die letzte Bankwoche in diesem Juni brachte, war nicht etwa dem plötzlichen Ausbruch neuen Thatendranges im Wirthschaftbezirk zuzuschreiben, sondern war die Folge der neuen Bartaktik. Die Banken haben sich für ihre Halbjahresbilanz liquide gemacht. Die Bewegung war übrigens nur ein Vorspiel der Erlebnisse, auf die sich die Reichsbank gefaßt machen muß. Ob ihr der eifersüchtig bewachte Goldhort unversehrt bleibt? Die Geschwindig-

keit, die der deutsche Exporthandel erreicht, ist der Schrittmacher für die Goldbewegung. So lange die Ausfuhr die Pace beibehält, die sie seit Jahr und Tag vorgelegt hat, wird die central gerichtete Bewegung des gelben Metalls im Schwung bleiben. Der Export nimmt rascher zu als die Einfuhr; und das Verhältniß der Gesammtwerthe Beider bleibt zu Gunsten der deutschen Handels- und Zahlungbilanz. In den ersten fünf Monaten des Jahres wurde gegen die Vergleichsperiode von 1913 in der Einfuhr ein Plus von 23, im Export von 113 Millionen Mark erzielt. In Frankreich ists anders; trotzdem hat sich die Bank zum alten Goldvorrath einen neuen geschaffen. Aus der Gleichheit des Erfolges und der Verschiedenheit des Einflusses wirthschaftlicher Erscheinungen auf die Goldtendenz ergiebt sich, wie falsch es ist, deutsche französischen Verhältnisse zu vergleichen. Die Bank von Frankreich hat Gold gehäuft, ohne sich um die Resultate des Außenhandels und um die Börsenkrisis zu kümmern. Unsere Reichsbank aber hat sich stärker vergoldet, weil die Trägheit der Wirthschaft und die Regsamkeit des Handels es ihr ermöglichten. Auch die russische Staatsbank ist in ihrem Goldbestand weniger von der Wirthschaft abhängig als unsere; sie kommt mit der Geschäftswelt zunächst durch die Unterstützung des Getreidemarktes in Berührung. Sie giebt den Bauern Vorschüsse, lagert das Korn in eigene Silos und sorgt dafür, daß die Agrarreform nicht durch Preissturz gestört werde. Der Ernteausfall entscheidet, ob aus ihren Mitteln viel oder wenig verlangt wird.

Die europäischen Notenbanken haben aus der schlechten Wirthschaftkonjunktur in den Vereinigten Staaten und aus dem Rückgang des amerikanischen Exports Nutzen gezogen. Hier finden wir also wieder den Doppelbeweis für den Zusammenhang zwischen geschäftlicher Stimmung und Goldbewegung. Die Amerikaner sind nicht entzückt von der Thatsache, daß ihr Gold nach Osten wandert. Und ihre Heimath, die Vereinigten Staaten, verzeichnet diesmal das schlechteste Ausfuhrergebniß. Der Mai ergab zum ersten Mal ein Passivsaldo des Außenhandels. Daß die Erntebewegung die Tendenz des Exports ändern wird, mildert die Härte der in fünf Monaten, trotz dem neuen Zolltarif, gemachten Erfahrung nicht. Präsident Wilson beschwört die „gute Konjunktur" bei jeder Gelegenheit. Sie folgt aber seinem Ruf nicht. Die Aufhebung oder Erniedrigung der Lebensmittelzölle sollte die Kaufkraft des Volkes steigern. Auch diese Hoffnung ist begraben. Das größte Schnittwaarenunternehmen der Union, die Firma H. B. Claflin, ist zusammengebrochen. Die Ueberkapitalisirung verstopft schließlich die Geldkanäle mit Papier; die Masse der Wechsel thürmt sich zu einem ungeheuren Wall, auf den keine Bank ihr Banner pflanzt. So ging es auch dem von Claflin junior (der Alte starb, als das Geschäft noch altmodisch war) begründeten Trust der Manufakturwaarengeschäfte. Der Umsatz in diesen Stapelartikeln der Textilindustrie ist ungeheuer groß; aber der Finanzirung sind trotzdem natürliche Grenzen gezogen. Claflins Ende ist aber zugleich ein Beweis

für die allgemeine Trägheit des Konsums. Ein Riesenumsatz von Massenartikeln, wie ihn normale Zeiten bringen, hätte den Kredit einer Großfirma ziemlich lange gestützt. Der Vortheil aus der verbilligten Einfuhr fremder Lebensmittel scheint aber durch das Angebot ausländischer Textilwaaren aufgewogen worden zu sein. Und der amerikanische Geschäftsmann glaubt, die neue Wirthschaftpolitik sei an den Schwächen der Konjunktur, dem Versagen des Kredits und den sichtbaren Folgen beider Vorgänge mitschuldig. Der amerikanische Reichthum konnte die schlimmsten Blößen einer Geschäftskrisis nicht verdecken. Das Gold hat ein gesichertes, doch unfruchtbares Dasein geführt oder nur dem Ausland genützt. London hat Eagles, aber keine Shares oder Bonds genommen. Die Geschichte der amerikanischen Emissionen verzeichnet die unerhörte Thatsache, daß im ersten Halbjahr 1914 in der londoner City nur für 1½ Millionen £ Yankeewerthe untergebracht wurden (gegen 10½ in der selben Zeit des Vorjahres). Nun hat eine kräftige Propaganda für die Förderung des amerikanischen Exportes begonnen; im Dollarland muß für die Ausfuhr die Trommel gerührt werden! Bisher galt die Vorherrschaft der Vereinigten Staaten auf dem Weltmarkt als unerschütterlich. Jetzt möchte Onkel Sam schnell wenigstens Südamerika erobern. Die Friedenskonferenz von Niagara Falls, deren politischer Ertrag ja nicht sehr groß ist, soll die Geschäfte zwischen Nord und Süd in rascheren Fluß bringen. Der National Foreign Trade Council, dem Industrielle und Großhändler aller Gebiete angehören, will die neue Aera des amerikanischen Außenhandels vorbereiten. An Energie und Kapitalsaufwand wird es nicht fehlen. Der Erfolg hängt von der Antwort auf die Frage ab, was die Union den anderen Ländern zu bieten hat. Nicht jeder Waare ist so leicht die Richtung zu weisen wie dem Gold. L a d o n.

Ungern, lieber Herr Ladon, rede ich, laice, Ihnen in wohlerwogenen Text drein. Da Sie aber, noch einmal, von der französischen Börsenkrisis, als von einem vielleicht nicht überall ernsthaft genug beachteten Symptom, sprechen, möchte ich, als Politiker, bescheiden, doch hörbar, vor der Ueberschätzung dieses Symptoms warnen. Die pariser Panik war durch eine bunte Reihe abnormer Vorgänge und Stimmungen bewirkt worden; und war nie tief, in solchem Umfang, begründet. Die Organisation der französischen Banken ist nicht mehr „zeitgemäß“; und daß der Käufer der Staatsrente, der sich, als die Dreiprozentige den Kurs von 105 hatte, mit 2,85 Prozent begnügen mußte, bei der neuen Emission 4,13 Prozent erhielt, ist gewiß nicht unwichtig. Aber Frankreichs Finanzwirthschaft hat sich von viel ärgeren Blutverlusten stets schneller erholt, als das Ausland erwartete. Und wir sollten uns vor dem Fehler hüten, den die pariser Stimmung machte, wenn sie sich in den Glauben verleiten ließ, Deutschland könne sich an Kapitalkraft nicht mit dem Nachbar vergleichen. Frankreich bietet uns das Musterbild der Demokratie mit Personalhintergründen. Finanz, Heer: die

mächtigen Gegner des Herrn Poincaré möchten, daß unter seinem Präsidium nichts in Ordnung scheine. Wir würden noch ärger irren, wenn wir glaubten, der Zustand der französischen Armee sei so schlecht, wie verärgerte Senatoren ihn neulich im Luxembourg schilderten.

Ein Brief.

In dem „Seele und Wirthschaft" überschriebenen Artikel (im Heft 35) hat Herr Dr. Karl Jentsch über Professor Münsterbergs Buch „Psychologie und Wirthschaftleben" berichtet, die dort mitgetheilten psychologischen Eperimente aber nicht weiter auf ihre Richtigkeit geprüft. Da die Experimentalpsychologie heute noch so ziemlich mit ihren Versuchen steht und fällt, wird es von Interesse sein, Münsterbergs Hauptversuch, zur Auslese der geeigneten Trambahnwagenführer, etwas näher zu besehen. Vor den Augen der Versuchsperson bewegen sich in einem einfachen Apparat lange Kartonstreifen. Zwei parallel laufende Gerade in ihrer Mitte deuten das Gleis an. Der ganze Streifen ist in Quadrate getheilt, wovon in die zwischen den Gleislinien befindlichen die großen Buchstaben des Alphabets der Reihe nach eingedruckt sind. Ueber das ganze Blatt ist regellos eine Masse der Zahlen 1 (ein Fußgänger), 2 (ein Pferdefuhrwerk) und 3 (ein Auto) in rother und schwarzer Farbe vertheilt. Die rothen Ziffern bedeuten die Moventia, die das Gleis kreuzen werden, die schwarzen die ungefährlichen mit paralleler Richtung. Ist die rothe Ziffer eins, zwei oder drei Quadrate vom Gleis entfernt (in der selben Zeit machen die Fußgänger einen, das Fuhrwerk zwei, das Auto drei Schritte, gleich Quadrate), dann muß der Prüfling den Buchstaben ausrufen, in dessen Quadrat die Kreuzung erfolgen wird. In der mehr oder minder großen Zahl der hierbei gemachten Fehler ergiebt sich ein Maßstab für die Eignung des Geprüften. Es ist klar, daß aus dieser Prüfung nur der Befähigungdurchschnitt der Versuchspersonen und kein absolutes Maß zu erhalten ist, daß auch sehr viele Versuche gemacht werden müssen, damit aus dem letzten einigermaßen Giltiges sich ergebe. Das wäre an sich noch nicht so schilmm. Unangenehmer ist, daß die Moventia der Straße nicht so entgegenkommend sind, Täfelchen umgehängt zu haben, deren Farbe die Bewegungrichtung angiebt und auf denen Ziffern eine gleich bleibende Geschwindigkeit garantiren. Ein harmloser Parallelgänger macht plötzlich eine Wendung auf den Hacken und kreuzt rechtwinkelig das Gleis. Ein scheuendes Pferd verwandelt im Nu einen schwarzen in einen rothen Wagen, ein Chauffeur muß einem plötzlich auftauchenden Hinderniß ausweichen und wird selbst zu einem solchen. Die allerwichtigste Gefahrenquelle der unerwarteten Hindernisse bleibt also in Münster-

bergs Versuch vollkommen unbeachtet. Er ist zwar sehr sinnreich, aber auch nicht mehr. Die prinzipielle Schwierigkeit liegt eben darin, die so manichfachen Bewegungvorgänge einer Großstadtstraße durch Quadrate und Ziffern zu versinnbildlichen. Ein weiterer Mangel der Versuchsanordnung: sie prüft nur die Arbeitfähigkeit der centripetalen Nerven, nicht auch die der centrifugalen und der Muskeln. Ein Mann, der die Gefahr sehr rasch erkennt, muß ihr deshalb noch nicht rasch vorbeugen. Rasche Auffassung und Zaghaftigkeit oder schlappe Muskeln findet man oft in dem selben Individuum vereint. Der Mann, der sich bei Münsterberg bewährt, kann also an der Bremse vollständig versagen. Schließlich kann der Versuch nur kurze Zeit andauern, da das Zahlenlesen viel mehr ermüdet als das Wagenführen. Der Versuch müßte sich aber, um ein richtiges Bild zu geben, über möglichst lange Zeit erstrecken; ändert sich doch die Beweglichkeit des Arbeiters mit den einzelnen Abschnitten des Arbeittages. Die anderen Versuche Münsterbergs kann ich nicht ganz überprüfen, doch scheinen sie an ähnlichen Mängeln zu leiden wie der eben besprochene. Sollen solche Versuche für die Praxis von Werth sein, dann muß das Folgende beachtet werden. Der Versuch muß das Leben möglichst getreu und ohne Auslassungen wiederholen, die charakteristischen Vorgänge aber in Konzentration bringen. Man kann den Straßenbahnwagenführer nicht dadurch auf seine Eignung prüfen, daß man ihn Wochen lang begleitet und sein Benehmen im Gefahrenfall beobachtet, vielmehr muß der Versuch gestatten, das Selbe in wenigen Stunden zu thun. Von der Plattform eines in gleichförmig langsamer Fahrt befindlichen Straßenbahnwagens aus wäre die Strecke kinematographisch aufzunehmen. Einige Statisten müßten damit beschäftigt sein, plötzlich auftauchende Hindernisse in reicher Abwechselung zu stellen und erst im letzten Moment zu verschwinden. Der Versuchsperson wäre dann die Aufnahme, doch in beschleunigtem Tempo, vorzuführen. Vor ihr müßte sich eine Bremse, gleich der am Trambahnwagen, befinden, aber mit dem Projektion-Apparat verbunden sein. Die Bewegung der Bremse hätte die Vorführungsgeschwindigkeit zu mindern oder gleich Null zu machen. Erscheint nun das Hinderniß im Bild, dann wird sich unzweideutig ergeben, ob es der Mann im Ernstfall überfahren hätte. Verschwindet das Hinderniß im Bild, während er bremst, dann hätte er überfahren; im Gegenfall war er aufmerksam und geschwind genug. Auch diese Anordnung hätte kleine Fehler, aber solche, die bei Versuchen überhaupt nicht vermieden werden können. Bei dem Mangel an einer verläßlichen Schutzvorrichtung wäre die durch meinen Versuch ermöglichte Auslese der Geeigneten und damit die Verlegung der Schutzvorrichtung in das Auge des Führers sehr erwünscht. Die Unkosten würden hier allerdings größer, doch darf man sie nicht scheuen, wenn man wirkliche Ergebnisse erlangen, nicht nur mit diesen ernsten Dingen spielen will.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. August 1914.

Der Krieg.

„In diesem Sommer wird Schicksal." Am sechzehnten Mai 1914 ists hier gesagt worden. Neun von zehn Lesern dachten: Die Grille eines Mürrischen; auf und über unserer Erde sah es lange ja nicht so still aus; nach Agadir, Tripolis, Balkan ist Alles müde und uns lächelt, endlich wieder, eines heiteren Sommers Sonne; stärkste Bürgschaft: das ins Herzliche gewandelte Verhältniß zu England. Nun ist, dennoch, Sturm geworden. Und wenn des Schicksals Walten nicht sichtbare Wandlung des Machtstandes erwirkt, ists Englands Schuld. (Vielleicht habt Ihr inzwischen gelesen: „Das Verdienst britischer Friedensliebe.")

Oesterreich-Ungarn hat dem Königreich Serbien Krieg angesagt. Oesterreich-Ungarns Truppen stehen im Feld. Daß in solcher Stunde alle Kritik des Vergangenen, auch des noch Fortwirkenden schweige, gebietet die einfachste, Allen verständliche Pflicht. Geböte sie schon, selbst wenn wir die Stunde nicht nah glauben müßten, die unser eigenes Heer in den großen Kampf ausrücken sieht. Mich dünkte nothwendig (und ich habe dieser Ueberzeugung oft schrofferen Ausdruck gegeben, als Manchem behagte), daß der Kampf früher ausgefochten werde; und die Art, wie er unter dem Julimond, mit unwürdigem Schimpf und aufscheuchendem Lärm, journalistisch vorbereitet wurde, schien mir so häßlich wie schädlich. Vorbei. Jetzt ist nicht Muße, zu erörtern, obs nicht besser gewesen wäre, wenn der Strahl aus entwölkter Höhe erden-

wärts zuckte. Wer staatsmännisch denkt, darf nicht an die Bewinselung gemachter Fehler die Zeit vertrödeln; sondern muß sich auf diese Fehler, wie auf den gewachsenen Fels, stellen und Einem nur nachfragen: „Wie nütze ich das Gewordene?“ Der Ton advokatorischer Klägerschriftsätze, der den Handel so widrig einleitete, darf nicht länger in unserem Ohr haften. Jetzt gehts um die Macht; nicht um Recht oder Unrecht: ums Vaterland. Nicht heute mehr ist zu prüfen, ob das Wagniß des Wurfes klug war. Denn der Würfel fiel. Feget drum alle Erinnerung an Oesterreichs Fehl und Schwachheit, an das allzu flinke Fuchteln mit Deutschlands Schwert aus dem Gedächtniß! Vor fünf Jahren und fünf Monaten habe ich hier gesagt, die Mächte, die für Serbien einen Krieg führen wollen, mögen es thun. „Heute lieber als morgen. Dann soll man ihnen nicht erst Zeit zu gemächlicher Vorbereitung lassen, sondern die Stunde wählen, die in Berlin und Wien den Generalstäben die für den Kampf günstigste scheint.“ Das ist nicht geschehen; auch nicht, als Rußland kaum das zur Landesvertheidigung Nothwendige zu leisten vermochte und Frankreich kein brauchbares Pulver hatte. Den Versuch, die Serben, die sich tapfer geschlagen haben, als Mörderbande zu verschreien, konnte ich nicht mitmachen. Heute spreche ich wieder, wie 1909: „Europa und ihren Geschwistern muß bewiesen werden, daß die zwischen Nordsee und Adria herrschenden Kaisermächte Kraft und Ausdauer genug haben, um auch auf einem umlauerten und umdrohten Weg an das Ziel ihres Wollens zu gelangen. Die Deutschen müssen überzeugt werden, daß von Ost ein Krieg kommen kann, dem nur ein Tropf zaghaft ausbiegen würde und der nicht, wie die Kurzsicht wähnt, für Oesterreichs, sondern für Deutschlands Lebensinteresse zu führen wäre.“ Dieser Krieg tost nun an unseres Reiches Mauer. Dürfen wir die Genesis und den Termin laut benörgeln? Jetzt den Beweis an die Ecken kleben, daß pfiffigere Geschäftsführer feinere und billigere Arbeit geliefert hätten? Das hülfe nicht; könnte nur schaden: die Wollenseinheit zersplittern, die unser stärkster Hort ist. In diesem Sommer wird Schicksal. In seinem Schoß ruhen der deutschen Menschheit helle und dunkle Lose. „Was auch draus werde: steh zu Deinem Volk! Es ist Dein angeborener Platz!“

Lernet an der Heilsamkeit des Wollens wenigstens zweifeln, das sich seit drei Wochen in mancherlei Lauten ausgetobt hat. Der

Kluge selbst, dem Wissenschaft und Erfahrung das Auge klärte, hat im Wirbel des Ereignisses oft geirrt. Vor fünfundfünfzig Jahren wollte Hellmuth Moltke, schon Chef des preußischen Generalstabes, den Oesterreichern gegen Frankreich helfen. „Ohne Bedingungen und Forderungen“, sagte er zu Theodor von Bernhardi. Der dahinter in sein Tagebuch schrieb: „Eine bessere Ansicht könnten sich, als in Preußen herrschend, die Oesterreicher gar nicht wünschen, und wenn sie sich eine bestellen dürften.“ Wäre Moltkes Meinung damals durchzudrücken gewesen, wir hätten heute nicht ein Deutsches Reich mit preußischer Spitze. So weit, hitzige Patrioten, wirkt in der Schicksalsstunde ein Entschluß. Preußens Gesandter in Petersburg, Herr von Bismarck, sah die Nothwendigkeit anders als in Berlin der Generallieutenant. Er schrieb an den Minister Freiherrn von Schleinitz: „Nicht blos an der Kreuzzeitung habe ich bisher mit Besorgniß die Wahrnehmung gemacht, welche Alleinherrschaft sich Oesterreich in der deutschen Presse durch das geschickt angelegte Netz seiner Beeinflussung geschaffen hat und wie es diese Waffe zu handhaben weiß. Ohne sie wäre die sogenannte Oeffentliche Meinung schwerlich zu dieser Höhe montirt worden; ich sage: die sogenannte, denn das wirkliche Gros der Bevölkerung ist niemals für den Krieg gestimmt, wenn nicht die thatsächlichen Leiden schwerer Bedrückung es gereizt haben.“ Schleinitz beruhigt ihn bald: „Der Kriegsfuror ist, glücklicher Weise, in Preußen gänzlich erloschen.“ Bismarck aber sieht den Zustand noch immer wie im Winter 1853, als er an Gerlach schrieb: „Jede Zurückhaltung Preußens wird mit einem pharisäischem Befremden als Verrath an der deutschen Sache stigmatisirt. Die guten Oesterreicher sind wie der Weber Zettel im Sommernachtstraum. Sie haben im Orient ihr Kreuz zu tragen, wollen in Deutschland die große Rolle spielen, in Italien auch den ‚Löwen‘ machen und für die europäische Politik über uns disponiren, ohne uns in der deutschen auch nur ein ‚Gott vergelts‘ zu sagen. Wir machen dabei, wie mir scheint, stets den Fehler eines blöden Jungen, der sich von seinem an Arroganz und Pfiffigkeit überlegenen Compagnon überzeugen läßt, wie Unrecht er thut, sich nicht für ihn zu opfern.“ Jetzt knirscht er: „Wir werden nicht einmal Oesterreichs Reserve, sondern wir opfern uns für Oesterreich, wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache und Oesterreich bekommt Luft.“ Er hat den Krieg gegen Frankreich nicht gescheut.

Doch er wollte ihn in der seinem Vaterland günstigsten Stunde führen; nicht in einer vom Bundesgenossen gewählten.

Was war 1859 geschehen? Am ersten Januar hatte Kaiser Napoleon zu dem Gesandten Franz Josephs gesagt: „Ich bedaure, daß die Beziehungen unserer Länder nicht mehr so gut wie früher sind, bitte Sie aber, Ihren Kaiser meiner persönlichen Hochachtung zu versichern." Europa horcht ängstlich auf. An allen Börsen stürzen die Kurse. Trotzdem draußen noch Niemand weiß, daß Louis Napoleon (den Orsinis Attentat in den Entschluß geärgert hat, Oesterreich aus Italien zu drängen) mit dem Grafen Cavour verabredet habe, Victor Emanuel, der König von Sardinien (Piemont) solle die Lombardei und Venetien, Parma und Modena, Frankreich aber, für seine Hilfe, Savoyen und Nizza erhalten. Oesterreich braust in Zorn auf. Den diplomatischen Verkehr mit Piemont hat es schon abgebrochen. Jedem (auch Herrn von Bismarck) geklagt, daß Sardinien ihm die ruhige Verwaltung der Lombardei unmöglich mache und die nationale Wühlarbeit für ein Großitalien beendet werden müsse; wenn nicht anders: um den Preis eines Krieges. Wien warte nur auf die Gelegenheit, den lästigen Nachbar zu packen und zu vernichten. Nach Napoleons drohender Ansprache erklärt es, die Forderung der italischen Einheit, das Verlangen, alle Italiener, auch die von Oesterreich beherrschten, mit einem Staatsverband zu umfassen, sei nicht einen Tag länger zu dulden; jede Nachgiebigkeit unvereinbar mit Oesterreichs Würde. Daß Frankreich den Piemontesen helfen werde, will Niemand recht glauben. Louis Napoleon gilt, wie heute der Zar, als der Erzfeind aller Völkerfreiheit; und er sollte, gegen Oesterreichs ehrwürdige Legitimität, die Revolution unterstützen? In Deutschland wird für die wiener Wünsche so laut die Trommel gerührt, daß ein helles Ohr sie bis an die Newa hört. „Wer jetzt in dem heiligen Kampf zurückbleibe, verrathe das Vaterland und zerreiße die deutsche Nation. Mit lärmendem Terrorismus wurde jede abweichende Meinung erstickt. Niemals war seit 1848 so lauten Schalles Deutschlands Ehre und Deutschlands Einheit gepriesen worden, wie es in diesem Zeitungsturm des wiener Preßbureau geschah." (Sybel.) England will vermitteln. Antwort vom Ballhausplatz: „Wir brauchen nicht Vermittler, sondern Alliirte." Rußland schlägt einen Europäerkongreß vor, auf dem auch die italischen Staaten vertreten sein sollen. England, Frankreich,

Preußen stimmen dem Vorschlag zu. Oesterreichs Geschäftsführer, Graf Buol, ruft: „Lieber an den Galgen als auf solchen Kongreß.“ Zaudert dann aber länger mit der endgiltigen Antwort, als der klerikal-militärischen Hofpartei in den Kram paßt. Schon fürchtet Cavour, den Kriegswagen seiner kühnen Politik noch einmal bremsen zu müssen. Doch der Franzosenkaiser lächelt sphinxisch; und flüstert dann: „Seid ohne Sorge; aus Alledem wird nichts.“

Erzherzog Albrecht von Oesterreich kommt nach Berlin und fordert Preußens Hilfe. Wenn es einverstanden sei, werde Oesterreich ein Ultimatum an Sardinien richten und zugleich eine Viertelmillion seiner besten Soldaten an den Rhein schicken, um dort, mit Preußen und den anderen Truppen des Deutschen Bundes, gegen Frankreich zu kämpfen. Prinz-Regent Wilhelm lehnt den Plan kühl ab, räth, auf das Ultimatum zu verzichten, und sagt offen, daß Oesterreich auf diesem Weg allein bleiben würde. Der Erzherzog scheint von der Richtigkeit des Rathes überzeugt und nimmt auf dem Bahnhof in herzlicher Freundschaft Abschied von den Hohenzollern, die ihn geleitet haben. Als Wilhelm ins Schloß heimgekehrt ist, meldet ihm Franz Josephs Gesandter, das Ultimatum Oesterreichs sei nach Turin abgegangen (aus der Militärkanzlei des Kaisers; ohne Zustimmung Buols, der noch warten wollte). Darin ist gesagt, die beispiellose Geduld, die Oesterreich, Jahre lang, gegen die steten Herausforderungen und Wühlereien der großitalischen Hetzer und ihrer Begünstiger gezeigt habe, könne nicht fortwähren; deshalb verlange es, daß die turiner Regirung binnen drei Tagen die Abrüstung durchführe; sonst: Krieg. Dreiundzwanzigster April 1859. Cavour erwidert, die Frage, ob Sardinien sein Heer entwaffnen müsse, werde der Kongreß beantworten. Rußland mobilisirt vier Armeecorps, um für den Fall raschen österreichischen Sieges bereit zu sein. Das liberale England, nicht nur das der Whigs, begeistert sich für die Auferstehung Italiens. Preußen erklärt, am sechsundzwanzigsten April, in einem Rundschreiben den Großmächten, daß es zunächst neutral bleiben und sich auf den Schutz des Bundesgebietes beschränken werde.

Vier Tage danach rückt das österreichische Heer in Piemont ein. Schlägt aber nicht. „Die große Armee stand den ganzen Mai über unthätig in der Lomellina; statt die sardinischen Streitkräfte schnell zu vernichten, wartete sie ruhig ab, bis Napoleon, über den Mont Cenis und zur See über Genua, die große französische Armee

herangeführt hatte. Die wiener Regirung aber sandte den alten Feldmarschall Fürsten Alfred Windischgraetz nach Berlin, um durch einen neuen Vertrag die Hilfe Preußens zu gewinnen." (Generaladjutant Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.) Nicht dem bei Aspern und Wagram bewährten Feldzeugmeister Heß, den das Heer ersehnt, ist das Oberkommando anvertraut worden, sondern dem Grafen Franz Gyulai. Der fühlt selbst seine Schwachheit, möchte der großen Pflicht entschlüpfen, hört aber aus dem Mund seines Protektors, des Generaladjutanten Grafen Gränne, das allzu lustige Trostwort: „Hats Radetzky, der alte Esel, getroffen, so wirst Du es auch treffen." Er triffts nicht; verzaubert die kostbarste Zeit. Und Victor Emanuel sagt (später): „Der Gyulai verdient ein Denkmal, weil er uns schonte, bis die Franzosen kamen." Mit seinen hundertzehntausend Mann konnte er das um die Hälfte kleinere Piemontesenheer überrennen, Turin besetzen, die Alpenpässe sperren. Er wartet. Der Prinz-Regent von Preußen schickt den General Willisen nach Wien, um zu erkunden, welche Truppenzahl Oesterreich an den Oberrhein werfen könne, und um Preußens bewaffnete Vermittlung anzubieten. Damit ist das österreichische Ministerium, an dessen Spitze Rechberg den Grafen Buol-Schauenstein abgelöst hat, nicht zufrieden. Sardinien, heißts dort, müsse in Ohnmacht gezwungen, dann aber auch Napoleon, der freche Usurpator, gestürzt und der angestammte König Heinrich der Fünfte auf den Thron gesetzt werden. Dafür ist Preußen nicht zu haben. Und während noch verhandelt wird, marschiren die Franzosen in Piemont ein und schlagen Gyulai bei Montebello und Magenta. Daß nun Kaiser Franz Joseph selbst (mit Heß als Generalstabschef) den Oberbefehl übernimmt, daß Wilhelm die Mobilmachung des Preußenheeres anordnet und in Petersburg und London für den Gedanken bewaffneter Vermittlung auf der Grundlage des territorialen Besitzstandes wirkt, nützt nicht mehr. Toskana, Modena, Bologna haben ihre Regenten weggejagt, sich der Sache Sardiniens verlobt und den Piemontesen ansehnlichen Zuzug geleistet. Oesterreich wird bei Solferino geschlagen; sein Heer geht hinter die Etsch zurück, giebt die Lombardei auf und bequemt sich bald danach in einen Waffenstillstand. „Der in Berlin anwesende Feldmarschall Fürst Windischgraetz gab sein Ehrenwort darauf, daß nach seiner Ueberzeugung der Waffenstillstand keinen anderen Zweck haben könne als den, der preußi-

schen Armee Zeit zu ihrem Aufmarsch zu gewähren und dann die Thätigkeit von Neuem zu beginnen. Aber vier Tage danach erfolgte der Friede von Villafranca und Kaiser Franz Joseph kündigte seiner Armee in einer Proklamation an, er habe diesen Frieden geschlossen, weil er von seinen natürlichen Bundesgenossen im Stich gelassen worden sei. Der Prinz-Regent kam (im Garten von Sanssouci) an den König heran und meldete ihm, mit Thränen in den Augen, den unglücklichen Friedensschluß." (Kraft zu Hohenlohe.) Franz Joseph durfte den Grund, der ihn zum Friedensschluß zwang, nicht enthüllen. Aus dem österreichischen Generalstabswerk über den Krieg in Italien kennen wir diesen Grund. Da fast alle Armeecorps auf dem Kriegsschauplatz standen (ein aus Ungarn zusammengesetztes mußte, als unzuverlässig, ins Innere zurückgeschickt werden) und für die zwei neuen Corps, deren Aufstellung angeordnet worden war, Offiziere, geschulte Leute und Ausrüstung fehlten, war die Erfüllung des Versprechens, ein Heer an den Rhein zu schicken, unmöglich geworden. Sollte, nach Oesterreichs Niederlagen, Preußen am Rhein und in Frankreich siegen? Dann war es Herr über Deutschland. Deshalb forderte Wien, daß der Prinz-Regent als Bundesfeldherr dem Befehl des Bundestages unterstellt und im Hauptquartier von den siebenzehn Kommissaren unter steter Aufsicht gehalten werde. Deshalb bequemte es sich am Tag nach diesem Antrag, dessen Ablehnung nicht eine Stunde lang zweifelhaft war, zum Abschluß des Friedens mit dem „frechen Usurpator" (der wieder lächeln konnte).

Die Folge des diplomatisch und militärisch schlecht vorbereiteten Ultimatums war, daß Oesterreich die Lombardei und (schon damals) die Gewißheit der Herrschaft über Venetien verlor. Weil es sich über die eigene Kraft eben so wie über die der Gegner getäuscht und großitalische Konspirationen gewittert hatte, wo sichs, nach dem Wort Visconti-Venostas, nur um die „große, natürliche Verschwörung" einer ganzen Nation handelte, deren Theile aus Fremdherrschaft in Selbstbestimmung, aus Zersplitterung in Einheit strebten. Bismarck, Bernhardi, Guido Usedom (Bismarcks Nachfolger in Frankfurt, der schon empfohlen hat, „die Oeffentliche Meinung in die Zwangsjacke zu stecken und an ihre Stelle unsere Meinung zu setzen"): alle Gegner des wiener Verlangens nach Preußens Gefolgschaft athmen auf. Und freuen sich nebenbei noch der Thatsache, daß die Italiener von Frankreich geprellt

worden sind und sich nun, wenns so weit ist, den Preußen verbünden müssen. Auch der italo-preußische Vertrag vom achten April 1866, der dem König Wilhelm die Sicherheit gab, daß zweihunderttausend Italiener, sobald er das Schwert gegen Oesterreich zog, über den Mincio in das Land ihrer Sehnsucht vordrangen, war schließlich ein Ergebniß der wiener Fehler.

Deren Wiederholung brauchen wir heute nicht zu fürchten. Graf Berchtold ist nicht der Mann überhasteter Entschlüsse; auch nicht einer, der sich der Kampflust Tiszas blind gefangen giebt. Und Generalstabschef Conrad von Hoetzendorf von anderem Schlag als die Feldherren von 1859. Wir können gewiß sein, daß jede Möglichkeit vorbedacht, vorgewogen ward. Dieser Feldherr weiß, was er will, und, was er kann. Daß er den nächsten Feind geschlagen oder eingekesselt haben muß, ehe von Nordost der größere anrückt. Er wird nicht warten, bis dem Piemont, gegen das er ficht, Sukkurs kommt. Sein Heer ist gut. Und sein stählerner Wille hat Flügel.

„Wenn Fürsten Krieg wollen, so beginnen sie ihn und lassen dann von einem fleißigen Juristen beweisen, daß auf ihrer Seite das Recht sei.“ So höhnt Fritz von Preußen. In der wiener Note an Serbien, deren rauhe Härte ohne Vorgang in der Geschichte ist, lehrt jeder Satz, daß Oesterreich-Ungarn den Krieg wollte. Weil es überzeugt war, ihn wollen zu müssen. Weil es nicht warten durfte, bis es als neue Türkei behandelt, von vier oder fünf Seiten zugleich angegriffen wurde, Rußland auch die Polen noch köderte und der gefährliche Glaube entstand, den armen Franz Ferdinand überlebe im Erzhaus kein kräftiger Wille. Weil nur der Krieg, den die besten Geister der Armee, nicht aus Ehrgeiz noch gar aus Beförderungsucht, ersehnten, die Hauptschäden beider Reichshälften und der Gesammtmonarchie heilen könnte. Weil er heute noch, vielleicht nicht mehr morgen, zu führen wäre. Und weil selbst die Niederlage nach muthigem Kampf, von dem die Waffenehre heller leuchtet, der Meinung vorzuziehen ist, das Habsburgerreich halte sich nur mühsam noch auf zitternden Beinen und könne zwar mit der Zunge keifen, doch nimmermehr mit dem Schwert kämpfen. Denkbar ist auch, daß Freiherr von Conrad gesagt hat, er vermöge nicht für den Reichsschutz zu bürgen, wenn die Union Serbiens mit Montenegro vollzogen und Rumänien fest an Rußland gekettet sei. Nur die Ablehnung, nicht die Annahme des in der Note Geforder-

ten konnte den Wienern nützen. Den klugen Serben Paschitsch und Patschu war der Muth und der Witz zur Annahme, auch des unannehmbar Scheinenden, zuzutrauen. „Wir müssen jetzt (hätten sie gewispert) das Ganze schlucken: gerade, weil die Oesterreicher wünschen, daß wirs nicht über die Lippe lassen. Ihre Enttäuschung mag uns trösten, bis Rußland bereit ist und auch diesen Tag slawischer Schmach rächt.“ Solcher Verzicht auf Heldenallure hätte trutzigere Kühnheit gefordert als der verwegenste Kampf gegen Uebermacht. Doch den Ministern redet in Serbien längst das Offiziercorps drein (das sie deshalb gern mal geduckt sähen) und das Haus Karageorgewitsch steht auf schwankem Grund. Herr Paschitsch hat als Patriot gehandelt: ohne großen Gestus fast Alles hinuntergewürgt. Da er, fürs Erste, aber ein paar Tropfen in der Bitterwasserflasche lassen mußte und er Oesterreichs Absicht aus nüchternem Auge sah, wußte er genau, was kommen werde, und stimmte, noch bevor er die Antwortnote (ein Meisterstück weiser Taktik) dem Gesandten Franz Josephs übergab, dem Beschluß der Heeresmobilisirung zu. Inzwischen arbeiteten die Juristen des Ballhausplatzes an der Rechtfertigungschrift. Die mag einstweilen ruhen. Die war wichtig, so lange der Handel als Rechtsfrage frisirt wurde. Was wäre, jetzt noch, durch den Beweis gewonnen, daß Wien in diesem Fall von seinen Agenten nicht besser bedient worden ist als in den Fällen Nastitsch und Prochaska? Ich bin sicher, daß der Doppelmord in Sarajewo der belgrader Regirung höchst unwillkommen war (so ist, nach dem Bericht des Herrn Dr. Dillon, eines Gelehrten und Politikers von Eigengewicht, auch die Meinung des Grafen Berchtold); daß der serbische Bauer und Kaufmann, Intellektuelle und Soldat sich nicht in den Sünderwinkel zu verkriechen braucht; und daß eines Tages ein Paschitsch dem Oesterreicher, der ihn nach dem Anlaß zu den vielen Verschwörungen fragt, ungefähr antworten wird, wie, 1873, Visconti-Venosta dem Minister Franz Josephs geantwortet hat: „Die paar kleinen Verschwörungen von kurzer Dauer waren unbeträchtlich neben der großen, natürlichen, spontanen Verschwörung Aller. Eure Regirungmethoden und Polizeisitten haben in unseren Reihen die Disziplin erhalten.“ Die Sucht nach Kriminalgeschichten könnte durch die schmähliche Caillauxposse („la sainte farce“) doch bis in den Herbst gesättigt sein und dürfte nicht ins Politische langen. Oesterreich-Ungarn hat mehr Serben als beide Serbenstaaten: daher die Schwierigkeit. Der

Krieg soll sie wegwirbeln. Das ist sein nächster Zweck. Ist er nothwendig, dann ist er auch gerecht; und, nach dem tapferen Wort Macchiavellis, ein frommes Werk, wenn nur von seinem Panzer noch Hoffnung blinkte. Glorie kann er, wie mühsam er, im Gebirg, im Steingeröll der Engpässe, sein mag, der Großmacht, die ihn gegen ein kleines, armes, von zwei Feldzügen erschöpftes Volk führt, nicht bringen. Und daß er populär ist, von Heer und Volk mit Jubel begrüßt wird, sollten unsere Genossen nicht zu laut betonen. „Kriegerischer Sinn beseelte das Heer, von freudiger Siegeszuversicht waren Offiziere und Soldaten bewegt. Tausende von Landleuten strömten an den Straßen zusammen, um dem Heer Lebensmittel feilzubieten und um sich des kriegerischen Anblickes zu erfreuen. Der Krieg war für die wehrhaften Völker der Monarchie eine Herzenssache und ihre heißen Wünsche begleiteten das Heer in den Kampf." Diese Sätze hat Herr Dr. Friedjung über den Ausmarsch des Heeres geschrieben, das nach Skalitz und Trautenau, Jitschin und Königgraetz zog. Ueber die Rechtfertigungschrift der Staatsjuristen wird in stillerer Zeit zu reden sein. Daß ein Krieg nothwendig war, beweist nur sein Ertrag. Papier gilbt. Oesterreich-Ungarn braucht raschen, nicht allzu theuer bezahlten Sieg.

Wo der Plan ausgebrütet worden sei, in Wien oder in Berlin, ward gefragt; von Eifernden geantwortet: „In Wien"; und dann gemeldet, „die Mittheilung, daß die österreichische Note der berliner Regirung nicht früher als den anderen Kabineten bekannt geworden sei, habe in London, Paris und Petersburg einen vortrefflichen Eindruck gemacht." Trotz der Rüge des Herrn Liebknecht (aber in Uebereinstimmung mit dem Handeln rother Parteiherrscher) bleibe ich in der Meinung, daß verantwortlich Regirende oft nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet sind, Wahres zu leugnen und Unwahres zu behaupten. Dieses Recht, diese Pflicht des von Kollektivsittlichkeit Geleiteten schränken zwei Bedingungen ein. Die Unwahrhaftigkeit darf weder erweislich noch dem Staatsinteresse zuwider sein. Eigentlich ists nur eine Schranke: denn erwiesene Unwahrheit schadet dem Kredit des Staates, von dessen Höhe sie kam. Schändlich wäre, zum Beispiel, und infamirend wie ein Verbrechen im Amt die Angabe, eine Großmacht, die deutlich ausgesprochen hat, daß sie mit ihren Freunden das Schwert ziehen und fechten werde, habe sich von diesen Freunden ge-

wendet und werde dem Kampf thatlos zuschauen. Schändlich: weil die falsche Angabe die Nation des Angebers betrügt, ihr die Gefahrensumme kleiner zeigt, als sie ist, und, vielleicht, einen Rückzug, dessen Ursache die Gegner kennen und ausmünzen, als einen Akt muthiger und drum Vortheil einheimsender Weisheit aufschwindelt. Aber auch die Taktik, die zu der „Mittheilung“ gerathen und den „vortrefflichen Eindruck“ bewirkt hätte, wäre schroff zu tadeln. Weil die dem Deutschen Reich gebührende Achtung den Glauben an die Mittheilung verbietet und weil der vortreffliche Eindruck seinen Ausdruck in den Worten fände: „Die Berliner leugnen aus Angst, wollen also nicht mehr, was sie zuvor wollten.“ Wenn auch nur denkbar wäre, daß der Kanzler des Deutschen Reiches nicht, bis ins Kleinste, genau wußte, was Oesterreich-Ungarn in Belgrad fordern werde, denkbar, daß wir mit solcher Explosivnote überrumpelt würden, dann säßen wir in engerer Klemme als in den Tagen des Deutschen Bundes und wären nicht Oesterreichs Reserve, nein, Oesterreichs Lanzenknechte. Dann müßte der Nationalstolz gegen ein Bündniß auflodern, das uns aus dem Rath scheidet, aber mit der Hauptlast der That bebürdet. Schon ist das Bündniß nicht mehr, was es war; uns viel ungünstiger. Oesterreich-Ungarn müßte große Theile seines Heeres zum Schutze der Grenzen gegen Italien, Rumänien, Serbien, Montenegro verwenden, ehe es uns gegen russische Angriffe beistünde. Daß es uns plötzlich vor die Nothwendigkeit eines Kampfes gegen die stärkste Koalition der Erdgeschichte zwingen könne: schon die Vorstellung müßte deutsches Selbstgefühl, deutsches Selbstbestimmungrecht in dreimal heiligen Zorn empören. Warum wird der Umlauf so gefährlicher Märchen geduldet? Warum nicht gesagt, was ist (weil es sein muß): daß zwischen Wien und Berlin Alles vereinbart war? Wir wären in Knechtschaft gesunken, unwürdig der Männer, die Preußens Vorherrschaft in Deutschland erkämpften, wir hätten uns Duncans schlaftrunkene Kämmerlinge zu Herren gesetzt, wenns, fünfzig Jahre nach Königgraetz, jemals noch anders sein könnte.

„Die wichtigste Sorge ist jetzt, daß der Krieg lokalisirt werde.“ Aus Blättern aller Farben grinst mich der Satz an. Die wichtigste Sorge? Der Mächte, in denen wir unsere Gegner von morgen sehen sollen. Die müssen wünschen, daß Oesterreich-Ungarn sich etwas einer Genugthuung Aehnliches hole und von der Straf-

expedition mit einem Lorberreislein heimkehre. Und was geschieht nach dieser herrlichen Lokalisirung des Krieges? Dann erst ist Serbien wirklich „russisch“ (was es bisher nicht sein wollte: weil es unter der Vormundschaft des mächtigen Moskowiters eben so wenig wie die Czechen zu einem Sonderstammesrecht käme). Dann erst müßte Oesterreich-Ungarn mit dem Haß, der Todfeindschaft aller Serben als mit Unwiderruflichem rechnen. Nur der Serben? Aller vom Bukarester Frieden Begünstigten. Auch der Rumänen, die eine Irredenta, einen antiaustrischen Patriotenbund, eine großwalachische Schulpolitik haben. Auch der Griechen, die wissen, wodurch ihr epirotischer Schmerz entstand. Rußland gewönne Zeit; könnte seine strategischen Bahnen ausbauen, sein Heerwesen stärken und in Südost, wenns sein muß, unter Hingabe von Gold und Landfetzen, die Bande junger und alter Freundschaft noch fester knüpfen. Die Triple-Entente würde, auch ohne was Geschriebenes, zum Dreibund. Schon durch die Wuth, die der zweite Julibluff aufgepeitscht hätte. Deutschlands, Oesterreichs, Ungarns Wirthschaft fände noch weniger Ruhe als in den Jahren seit Agadir. Und der Krieg käme in der Stunde, die den Anderen genehm ist; käme uns dann, nicht ihnen, als Ueberraschung. (Italien, das nicht vergessen werden darf, hätte die Gewißheit, daß Oesterreich bald um sein Leben fechten müsse, und könnte die jetzt ungemein klug begonnene Anpassung an neue Möglichkeiten, mit dem ganzen Aufgebot seines génie de la juxtaposition, in aller Stille fortsetzen.) Nein: wenn nun lokalisirt werden soll, war der Anfang ein Werk des Wahnsinns. Daran kann ja auch Oesterreich selbst nicht gedacht haben. Dieser Gefühlsaufwand, diese tägliche Ankündung inbrünstiger Willenseinheit und kühner Opferbereitschaft: für den Krieg gegen Serbien? Der Oesterreicher hält auf Distanz und der Magyar will lieber verflucht als belächelt werden. Nicht die glotzende Einfalt würde glauben, daß sichs auch am Anfang nur um die Abstrafung Serbiens gehandelt habe. Nie wieder wäre aus der Erde, nicht nur aus der von Briten, Franzosen, Russen bewohnten, die Ueberzeugung zu roden: „Weil Rußland militärisch nicht fertig und durch Putsche gehemmt ist, Frankreichs Heer sich, in zu knapper Jacke, umhäutet und England als der Entente müde galt, wollten die verbündeten Kaiserreiche den Zweibund zwingen, den Krieg, für den er sich rüstet, sofort auszufechten; haben sich aber von dem Plan weggedrückt, als England sagen ließ, wenns, wider seinen Wunsch,

losgehe, sei es bei den Gefährten.“ Lokalisirung? Redet doch Deutsch! Ein vor dem ersten Schwertstreich verlorener Krieg.

Das Wagniß ist ungeheuer. Ein Anfang, nicht ein Ende. Wähnt Einer, die Evolution des Slawenthums, dem unsere Willensträgheit Südosteuropa ausgeliefert hat, sei heute noch aufzuhalten? Ein Zweiter, Rußland, das Tataren und Türken, Bonaparte und Louis Napoleon überdauert hat und nach jeder Niederlage kräftiger wurde, sei, nicht hinter dem Baikalsee, sondern in geschlossener Schlachtline mit seinen Freunden, so sicher ins Herz zu treffen, daß seine Ohnmacht auch nur ein Jahrzehnt lang währt? Hält ein Dritter die Briten für so blind, daß er ihnen zutraut, sie würden, mit andächtig gefalteten Händen, still in ihren Klubsesseln sitzen, bis keine Kontinentalmacht, auf lange Zeit hinaus auch kein Kontinentalbund die Vorherrschaft des Deutschen Reiches bestreiten könnte, dessen Dreadnoughtziffer ihrer bald gleichen würde und an dessen Gnade dann Indiens Zukunft hinge? Sehet, was ist, nicht, was Euch vorgegaukelt wird. England ist freundlich, weil es uns eine Trumpfkarte zerrissen, deutschen Wettbewerb um den Islam nicht mehr zu fürchten hat; ohne Flottenkontingentirung darf es, bei Gefahr seines Lebens, zu fester Geschäftsverbindung mit Deutschland sich niemals entschließen. Unterschätzet die Gegner nicht! Nach dem ersten Schuß wäre das Ulstergeschwür nicht fühlbarer als ein trockener Hautpickel. Die Woge junger Slawensehnsucht spült schneller vielleicht, als der Westmensch ahnt, den Russenaussatz in dunkle Tiefen. Frankreich würde mit der Tollkühnheit des grimmigsten Galliers fechten und dem Führer die Krone versprechen. Die Haltung mancher anderen Macht kann das Hoffen bitter enttäuschen. Das Wagniß ist ungeheuer. Mußte aber gewogen werden, ehe die Vorbereitung begann. Spätes Zaudern brächte nutzlose Schmach. Auf dem Weg, den wir beschritten haben, ist dem großen Krieg nicht auszubiegen; fraglich nur noch, wann er geführt werden soll. Weh Dem, der mit so Ungeheurem getändelt und, statt das Ziel und den Preis des Kampfes in Klarheit zu heben, seine Eitelkeit geletzt hätte! Unaustilgbar ist, was in den Kanzleien, auf der Straße, in der Presse seit vier Wochen geschah. Und ruchlos stünde der Verantwortliche, ein Gevehmter, vor der Nation, der nicht durch fruchtbare That die Nothwendigkeit dieses Geschehens bewiese.

Bachs Matthäuspassion.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Schöpfer der Matthäuspassion ein Musiker von allseitig gründlichstem Wissen und Können war: unerreicht nicht nur in den strengen Künsten der Harmonie und des Kontrapunktes, ein Meister des Orgelspiels, wie die Geschichte von keinem zweiten zu berichten weiß, gepriesen als Lehrer, der Generationen herangebildet hat, nicht minder als erfahrener Kenner der Orgelbaukunst geschätzt, bewährter Erfinder neuer Musikinstrumente, glänzender Violinvirtuose, vielbewunderter Klavierkünstler ... Der Eitelkeit und der Ruhmsucht in gleichem Maß abgeneigt, war Johann Sebastian Bach, der als Zweiunddreißigjähriger den gefeierten Rivalen seiner Kunst, den Franzosen Marchand, zum Turnier herausforderte, seines Werthes sich wohl bewußt. Vom Leben nicht verwöhnt, mehr als einmal ungerecht gekränkt, ist er doch an deutschen Fürstenhöfen mit Ehren reich bedacht worden. Der bescheidene Mann war für Titel und Auszeichnungen nicht unempfänglich; man weiß, daß er die Ernennung zum „Königlich-Polnischen und Kurfürstlich-Sächsischen Hofcompositeur“ seiner eigenen Bemühung zu danken hatte; der Entschluß, das stattlichere Amt eines fürstlichen Kapellmeisters mit dem des Kantors an der leipziger Thomasschule zu vertauschen, ist ihm nicht leicht geworden.

In Leipzig hat Bach, zugleich Musikdirektor in vier Kirchen, sein eigentliches Lebenswerk, die künstlerische Reformation der evangelischen Kirchenmusik, durchgeführt: als Thomaskantor hat er in Wahrheit seine Bestimmung erfüllt. Darum mußte die leipziger Zeit, ganz nur der einen Aufgabe gewidmet, ein Menschenalter wahrhaft übermenschlicher Entfaltung, ganz die tragische Zwiespältigkeit im Schicksal dieses größten Künstlers offenbaren. Bachs Kirchenmusik, die der Menschheit aller Zeiten ein Vermächtniß seltenster Art geworden ist, wurde, so lange er lebte, von Denen, die damit zu schaffen hatten, nur eben ihres Zweckes wegen gewürdigt: sie blieb der Welt unbekannt, während die Kirche sich eher durch das Riesengeschenk belastet als zu Dank verpflichtet fühlte. Ihr mußte ja ein Mann vom Schlage Bachs, dessen künstlerische Schaffenskraft (Das spürte Jeder) die Säulen eines philistäischen Tempels zu stürzen vermochte, im Grunde unbequem und mißliebig sein. So war Bachs Leben, je mehr es dem Dienst der Kirche geweiht war, in der That ein Kampf gegen die Kirche. Fast noch ein Knabe, durch äußere Verhältnisse genöthigt, seinen Unterhalt zu verdienen, fand er als Organist in der Erfüllung seiner Pflicht

reiche Gelegenheit, seinem Bedürfniß nach künstlerisch freiem Gestalten zu genügen. Der Einundzwanzigjährige, der, seines Weges noch unsicher, von dem späteren Bach wohl nur wenig ahnen ließ, mußte verwarnt werden, weil er durch „viele wunderliche variationes“ die Gemeinde „konfundiret“ habe. Wann und wo der Meister in Kirchen wirkte, sein allzu künstlerisches, allzu kühnes Musiziren, allzu kühn auch in der Einführung von Ausdrucksmitteln, die so neu wie unerhört waren, hat stets Befremden, ja, heftigen Widerspruch erregt, seiner Kunst den Vorwurf des Unkirchlichen eingetragen. Fortwährende Verstimmungen, die den Gegensatz eines schroffen, eigenwilligen Charakters auf der einen, pedantisch-hochmüthigen Beamtenthums auf der anderen Seite zu bekunden schienen, in denen sich aber in Wahrheit jener unwillige, mißtrauische Widerstand deutlich zu erkennen giebt, haben den Thomaskantor bis an sein Ende begleitet: ohne freilich seinen religiös ergebenen Sinn verbittern, seinen künstlerischen Thätigkeitdrang dem Gottesdienst entfremden zu können.

Bach war ein Mann von eisernem Fleiß und unermüdlicher Arbeitkraft; aus innerster Nothwendigkeit schaffend, doch in überlegener Meisterschaft bewußt Gestaltender, zugleich Diener und Herr seines Werkes; begabt mit unerschöpflichem Reichthum der schöpferischen Phantasie, doch haushälterisch, wirthschaftlich in wahrhaft vorbildlicher Weise: es beschwert nicht, sondern es ehrt sein künstlerisches Gewissen, daß er sehr viele seiner weltlichen Gelegenheitkompositionen nachträglich für kirchliche Zwecke verarbeitet hat (wenn wir dem preußischen Finanzminister Bitter glauben dürfen, so waren selbst Theile der Matthäuspassion vor der Vollendung des Werkes schon in der Trauermusik für den Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen verwendet worden).

Noch mehr solcher Thatsachen, willkürlich zusammengetragen und zu einem Ganzen geordnet, könnten nicht genügen, ein Bild von Bachs in jedem Sinn verehrungwürdiger Persönlichkeit anzudeuten, wohl aber, das Bild in Frage zu stellen, das Mancher im Herzen tragen zu müssen glaubt: soll er für den Genuß der Passionmusik in rechter Verfassung sein.

Wo Zustimmung selbst in Worten maßvoller Zurückhaltung sich verbietet, können auch Beispiele nur Selbstverständliches, Allbekanntes in Erinnerung bringen. Keiner, und sei er der Unempfänglichste, könnte das Werk zum ersten Mal hören, ohne daß sich ihm die intensive Lebendigkeit der bewegten Chorsätze mittheilte; unter allen ragt einer hervor: der nach den Worten Jesu: „Einer unter Euch wird mich verrathen“ die hastige, so zu sagen, nervöse

Unruhe der Jünger schildert: „Herr, bin ichs?“ Wollte man nach Vergleichbarem suchen, man müßte sich entschließen, an grundlegende Dinge des modernen Theaters zu denken, an die Tradition der Meininger und an Max Reinhardts Chorregie. Dem Bereich des Musikers entlehnt, seinen Wirkungen abgelauscht, wird hier bewußt als Darstellungmittel der Szene verwendet, was freilich in der Passionmusik fast nur formales Prinzip zu sein scheint: ich meine die Polyphonie der Chöre, welche, wie nichts Anderes, dem bachischen Stil gemäß ist. Nur ausnahmweise ist von der Regel abgewichen: nirgends mit stärkerer Begründung als in dem Ausruf des Volkes: „Barrabam!“ Im Text des Evangeliums steht geschrieben: „Sie sprachen: Barrabam.“ Nichts weiter. Ganz so, wie stets zu lesen ist: „Sie antworteten und sprachen ...“ Nur der Instinkt eines echten Dramatikers konnte eben an dieser Stelle ergänzen: Sie sprachen wie aus einem Munde; konnte den kurzen, wilden Schrei eines ungegliederten, zu drohender Einheit geschlossenen Haufens errathen. Nie ist das Elementare des Augenblicks, in dem eine tumultuarisch entfesselte Menge blitzartig von einem Gedanken ergriffen und überwältigt wird, sicherer erfaßt, nie zu so verblüffender Wirkung gestaltet worden. Dies „Barrabam“ der Matthäuspassion müßte ein theatergeschichtliches Ereigniß geworden sein, stünde es nicht in der Matthäuspassion. Der eine Takt, welcher der Einfall eines wahrhaft genialen Psychologen ist, lehrt uns zugleich erkennen, daß der Meister des vielstimmigen Vokalsatzes, den wir in den Chören bewundern, doch stets dem dramatischen Musiker unterthan war.

Ich will noch Anderes in Erinnerung rufen. Man weiß, daß Bach Worte des Matthäusevangeliums in den Text der Johannespassion aufgenommen hat, fast unverändert den fünfundsiebenzigsten Vers des sechsundzwanzigsten und später den ein- und zweiundfünfzigsten des siebenundzwanzigsten Kapitels. Nur aus dem dramatischen Bedürfniß des Musikers ist dieser Vorgang zu erklären; durch die musikalische Gestaltung wurden eben diese Sätze, in beiden Passionen, Träger der stärksten Dramatik: ich denke zunächst an den unbeschreiblich rührenden Ausdruck jener Gesangsphrase: „(Petrus) ging hinaus und weinete bitterlich“, danach an die niederschmetternde Wucht in der orchestralen Schilderung der Geschehnisse, die den Tod Jesu begleiten. Voraussetzung aller musikdramatischen Kunst ist der Begriff „Musik als Ausdruck“. Ist es denkbar, daß Zorn und Empörung sich erschreckender offenbaren könnten, daß ergreifendere Töne der Reue, der Zerknirschung, des Schmerzes sich finden ließen, als Dergleichen in Bachs

Musik vollendet ist? Es genügt mir, Wortanfänge zu wiederholen: „Erbarme Dich, mein Gott, um meiner Zähren willen!“ „Erbarm' es Gott! Hier steht der Heiland angebunden!“ „Ach Golgatha, unseliges Golgatha!“ „Sind Blitze und Donner in Wolken verschwunden?“ Dies sind Beispiele: Aeußerungen eines Größten, zugleich Höhepunkte ästhetischer Möglichkeit, die auf dem Wege fast zweihundertjähriger Entwickelung von den Größten Keiner überschritten, kaum je erreicht hat.

Ist von einem Meisterwerk die Rede, so geht es nicht an, den Inhalt von der Form zu trennen, als könnte er ohne sie gedacht werden. Die Matthäuspassion, von leidenschaftlicher Dramatik erfüllt, ist vollkommen in der Beherrschung der dramatischen Ausdrucksmittel. Anerkannt und unantastbar wie die Kunst der musikalischen Deklamation ist die eminent dramatische Behandlung des Orchesters: nicht minder als die Verwendung der einzelnen Instrumente im Dienst der Charakteristik die Anordnung der Gruppen im Interesse der szenischen Gliederung. Der Gedanke, Personen der Handlung durch instrumentale Symbole zu repräsentiren, dieser Gedanke, der bei Richard Strauß, wie ehedem bei Berlioz, als durchaus spontane Leistung gewürdigt werden muß, liegt auch der orchestralen Konzeption der Passionmusik zu Grunde. Bach kannte (richtiger: schuf) Mittel zur dramatischen Wirkung, die freilich mancher „absolute“ Musiker zu bemäkeln geneigt ist, wenn er sie bei Gounod oder Verdi angewendet findet. Ein Beispiel: der Chor „Laß ihn kreuzigen“ ist, als er wiederkehrt, in eine höhere Tonart versetzt, nur um der gesteigerten Situation willen, in der er diesmal erscheint. Aehnlich steht es mit der verschiedenartigen Verwendung des selben Chorales in verschiedenem Zusammenhang: gewissermaßen ist hier die Funktion des „Leitmotives“ erfüllt; doch nicht im Sinn einer pleonastisch hinzutretenden Bestätigung, sondern im Sinn eines Epigrammes: das seinen tieferen Sinn vermöge der Situation enthüllt, in der es auftritt, und wiederum der Situation den Sinn einprägt, den es, an und für sich, nicht zu besitzen scheint. Wenn es wahr ist, daß das Mittel solcher epigrammatischen Wirkung das beste und vornehmste des Dramatikers ist: sicher ist Niemand seiner so mächtig gewesen wie der Schöpfer der Matthäuspassion. Kein Zweifel, die Sopranarie, die nach den Worten „Er hat uns allen wohlgethan“, benannt wird, ist ein edel empfundenes, in seiner Form vollendetes Musikstück: wie begründet ist seine Wirkung aber gerade an der Stelle, an welcher es, ohne musikalisch-technische Nöthigung, untergebracht ist, als Antwort auf die Frage des Landpflegers „Was hat er denn Uebels gethan?“

Die Arie selbst, die unser Urtheil über die unmittelbar folgende Entgegnung des Volkes vorwegnimmt, dies „Laß ihn kreuzigen“, das zum Inhalt der Arie in schroffem Gegensatz steht, die Frage des Landpflegers, Alles erscheint in besonderem, hellerem Licht, zugleich hart aneinandergerückt und grell geschieden. Solcher Art finden sich in der Matthäuspassion Leistungen, die raffinirtester Kunstverstand nicht zu überbieten vermöchte; unvergleichlich der künstlerische Takt, der die Darstellung des Evangeliums durch die Unterbrechung eingefügter Choräle, Arien, mehrstimmiger Gesänge vergrößert, vertieft, bereichert, sie zu einem meisterhaften Drama vollendet, dessen feierlich gemessenes Tempo die Energie der treibenden Kräfte zugleich zu bändigen und zu vervielfachen scheint.

Dies hat Bach bewirkt, ohne doch der Szene zu bedürfen; im Ernst: er hat sie ersetzt, indem er alles äußere Geschehen, Alles, was die Bühne anschaulich machen müßte, durch einen Erzähler berichten läßt. Der Evangelist steigert den Ton epischer Sachlichkeit zu dramatischer Lebendigkeit nur dort, wo er die Rolle des unpersönlichen Berichterstatters verläßt, wo das erzählte Geschehen mehr als nur Voraussetzung des Wortdramas ist; plastisch treten die Gestalten, deren Rede und Gegenrede wir vernehmen, aus dem Rahmen seines Vortrages; durch die (nach Art des antiken Chores) hinzutretenden Gesänge der „Tochter Zion“ und der „Gläubigen“ wird alles unsichtbar Zusammenhängende in manifeste Beziehungen verwoben, Letztes, Allgemeinstes durch die Choräle verkündet, deren Gefüge sich wie ein mächtiger Bogen über das Ganze spannt.

Die großartige, doch höchst kunstvolle Anordnung des Stoffes: die dramatisirte Darstellung des Bibeltextes, erweitert durch dichterische Reflexionen; die Choräle der Kirchengemeinde, welche das unmittelbare Verhältniß zum Gottesdienst begründen; und die beiden Hälften des Riesenwerkes doch nur als monumentale Umrahmung der Charfreitagspredigt gedacht: dies Alles (was nur dem auf Aeußeres Gerichteten den Vortheil anregender Abwechselung verspricht) scheint an sich bedingt durch die praktisch-formale Anlage des Werkes; und für diese hat es Bach an Vorbildern in seiner Zeit nicht gefehlt; die Worte, die dem Text des Evangeliums hinzugefügt sind, stammen von einem Dichter, dessen Anspruch auf Unsterblichkeit zweifelhaft ist. Darin eben zeigt sich die Ursprünglichkeit seines Genies, daß Bach in der Matthäuspassion, ohne von gegebenen Bedingungen abzuweichen, nur getragen von der Größe seines Gegenstandes, die vorgefundene Form zum Ausdrucksmittel einer wahrhaft neuen Kunst umgeschaffen hat, indem er ihr einen wahrhaft neuen Inhalt gab. (Der Vorgang ist nicht ohne

Analogie: Mozart, als er sichs angelegen sein ließ, eine Zaubertheateroper zu komponiren, hat ein Werk geschaffen, das, im höchsten Sinn, eben so sehr religiös wie die Passionmusik dramatisch genannt zu werden verdient.) Kein Zweifel: eigentlich künstlerische „Wirkung“ kann sich Bach nicht als Ziel gesetzt haben; damit ist aber über die seinem Werk innewohnende Wirkungtendenz nichts ausgesagt. Es sind nicht die Größten, welche, um ihre Größe besorgt oder durch die Größe ihres Vorhabens verwirrt, Wirkung suchen oder Wirkung meiden. Bach war, wie allen ganz Großen, der Instinkt für Wirkung eingeboren: er brauchte sie nicht zu suchen.

Vier Jahre nach der Vollendung der Matthäuspassion hat Bach eine „Katholische Hohe Messe“ geschrieben, welche von Vielen für sein größtes Werk angesehen wird (übrigens in der Reihe seiner geistlichen Kompositionen keineswegs die einzige, der ein lateinischer Text zu Grunde liegt). Diese Thatsache hat nichts Befremdendes: denn der Meister der evangelischen Kirchenmusik steht über dem Gegensatz kirchlicher Bekenntnisse. Mit Dem, was gemeinhin Protestantismus genannt oder dafür gehalten wird, hat er nichts zu schaffen; er ist dem Geist des Urchristenthums so nah wie die Größten der christlichen Kunst, bei denen, wie bei Rembrandt oder bei Dostojewskij, die Grenzen der christlichen Kunst aufgehoben scheinen, denen Kunst und Christenthum in gleicher Weise den Ausdruck höchster, reinster Menschheit bedeutet.

In diesem Sinn ist man berechtigt, all die Momente für sekundär, für relativ zufällig zu halten, die geeignet sein könnten, den allgemein-menschlichen Charakter der Matthäuspassion in Frage zu stellen, die Möglichkeit ihrer kulturellen Bestimmung nach irgendeiner Richtung einschränkend zu determiniren. Selbst die Frage nach der Heimstätte des Werkes ist ohne Belang. Der Versuch einer theatralischen Aufführung wäre absurd; dennoch, wenn man von prinzipiellen Bedenken des evangelischen Ritus absehen will: es ist nur „Zufall“, daß Bach nicht in der Lage war, sich der Szene zu bedienen, Zufall sogar auch in historischem Sinn: angesichts der kostümirten Passionspiele, die seinem Zeitalter durchaus nicht fremd waren. Die Idee des universellen musikalisch-dramatischen Gesammtkunstwerkes, das auch die Zuhörer als Mitwirkende fordert (Aehnliches scheinen die Choräle der Passion anzudeuten), war von je der Kirche vertrauter als dem Theater; wobei freilich die Kirche sich dem Theater mehr annähert, als das Theater sich je von der Kirche zu entfernen vermöchte: denn Anfang und Ende des Theaters haften im religiösen Kultus. Gerade in unseren Tagen freilich weckt der Name „Theater“ sofort die Vorstellung eines modernen Premierenpublikums; und der Titel „Musikdra-

matiker" wird vorzüglich von Solchen usurpirt, die weder Dramatiker noch Musiker sind: so ist es rathsam und mag letzten Endes eine Forderung sprachlichen Taktes bleiben, daß man solche Worte meidet, wenn von Bach die Rede ist. All die Entrüsteten aber, die auch jede ideelle „Theatralisirung" der Passion als Kirchenraub verschreien, mögen sich vor allen Dingen mit jener adeligen Witwe auseinandersetzen, welche bei einer kirchlichen Aufführung, auch sie in nicht geringerer Entrüstung, ausgerufen haben soll: „Behüte Gott, Ihr Kinder! Ist es doch, als ob man in einer Opera-Komoedie wäre!" Diese indignirte alte Dame, der das Theater nicht eben als Ort sittlicher Erhebung gegolten haben mag, hat das verdammende Urtheil der Zeit summarisch ausgesprochen. Auch der Chronist, der ihre Worte der Nachwelt erhielt, ist dieser Meinung; und der Verfasser der „Unvorgreiflichen Gedanken über die neulich eingerissene theatralische Kirchenmusik" konnte seiner Leser sicher sein, zumal, als er den Satz prägte: „Es bewegt der theatralische Kantatenstil die Gemüther zwar wohl, aber nicht zur Andacht, sondern nur zur eitlen Freude, um sich die Ohren damit zu kitzeln und die Gedanken mit Novitäten zu erfüllen." Ein Anderer, der als ehemaliger Königlicher Kapellmeister den Nachweis seiner fachkritischen Kompetenz wohl nicht schuldig ist, mit der Vernichtung Bachs beschäftigt (auch hier ist der Kirchenmusiker betroffen), durfte sich vernehmen lassen: „Kurz, er ist in der Musik Dasjenige, was ehemals der Herr von Lohenstein in der Poesie war..." Wobei der Vertreter der zweiten schlesischen Dichterschule gemeint ist, dessen Namen noch heute der Literarhistoriker mit tiefstem Abscheu ausspricht. Es war ausgemacht, daß Bach von „schwülstigem und verworrenem Wesen" sei; und der Händelbiograph Chrysander ist durchaus nicht originell, wenn er, ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts, Bach gelegentlich einem „pietistischen Prediger" ähnlich findet. Kein Verständiger kann aufgefordert werden, Dergleichen ernst zu nehmen; aber es kann nicht schaden, wenn wir uns hier und da solcher Urtheile erinnern: denn wir sind in Gefahr, aus Gewohnheit und mißverstehender oder mißverstandener Ehrfurcht der Matthäuspassion diejenige Empfänglichkeit vorzuenthalten, deren die Zeitgenossen nicht mächtig waren. Nur Zufall kann es ja nicht sein, daß das Werk dem Zeitalter der Klassiker verschollen blieb und erst in den Tagen der Romantik, hundert Jahre nach seiner Entstehung, zu neuem Leben erweckt wurde. Aber wir wissen nicht, ob von den Zeugen jener zweiten „Uraufführung" ein einziger behaupten durfte, er habe mit rechtem Sinn gehört, was er gehört. Kundige glauben sich heute zu vollem Verständniß gereift. Wissen wir, ob die Entwickelung, welche die Matthäuspassion vorweggenommen,

genau in uns ihr Ende erreicht hat? Bei keinem Werk ist wie bei diesem unsere Auffassung Ergebniß langsamen Fortschreitens: selbst der Begriff „Tradition" wird hier Mahnung, nicht auszuruhen, sich vorwärts zu richten. Ist es nicht thöricht, zu meinen, die Bachtradition müsse in eben dem Stadium abgeschlossen sein, von dem wir, eben wir, durch respektvollen Abstand getrennt sind? Ist es Respekt vor den Großen, gerade den Werken der Großen gegenüber um ein halbes Jahrhundert im Rückstand bleiben zu wollen? Dann müßten unsere Enkel gehalten sein, die Passionmusik im Geist unserer „Modernen" zu hören. Sollten Klugheit und geschichtlicher Sinn uns nicht eher die Aufgabe erkennen lehren: zur Entwickelung der Bachtradition unseren Beitrag zu liefern, unbekümmert darum, ob er, historisch geworden, späteren Generationen unantastbar oder verwerflich scheinen wird?

Ich bekenne, daß ich zu all diesen Ueberlegungen durch eine münchener Aufführung (die Bruno Walter leitete) angeregt worden bin. Diese Aufführung, von durchaus modernem Kunstempfinden erfüllt, zugleich von tiefstem Respekt und leidenschaftlicher Ueberzeugung getragen, hat Befremden erweckt, mag manchem anders Gewöhnten den Eindruck des „Un-Bachischen" zurückgelassen haben. Unbachisch war sie ohne Zweifel vom Standpunkt jener Ueberlieferung, als deren Urheber vielleicht (ich spreche nur eine Vermuthung aus) Felix Mendelssohn zu gelten hat; und unbachisch ganz gewiß auch im Sinn der Aufführung, die, mit unzureichenden Mitteln, der Thomaskantor selbst ins Leben gerufen hat: denn wie wäre es denkbar, daß Bach die Menschen seiner Zeit zu einer wahrhaft „bachischen" Verwirklichung seines künstlerischen Willens vermocht haben könnte, dessen in seiner riesenhaften Größe er selbst sich wohl nicht bewußt war? Nur vergängliche Werke haften in der Zeit, deren Gepräge sie tragen, sind nicht wandelbar: sie können und sollen sich nicht wandeln. Die Kunst der Größten, der Unvergänglichen gehört allen Zeiten, ist stets neuer, unabsehbarer Möglichkeiten voll: unabsehbar selbst Dem, der ihren Grund gelegt hat. Und unbegrenzt, unabsehbar, immer neu ist auch die Aufgabe der nachschaffenden Kunst. Widersinnig die Erwägung, ob Gluck etwa auf das Beiwerk würde verzichten wollen, von dem Wagner seine „Iphigenie" befreit hat; oder: wie Shakespeare, wenn er lebte, die Spiele beurtheilen würde, mit denen Reinhardt die Besten der Gegenwart entzückt. Wer kann sagen, wie die Werke der Großen dargestellt werden sollen? Wie die Berufenen unserer Zeit sie erstehen lassen: in solcher Gestalt erfüllt sich, was sie uns sein können.

München. Klaus Pringsheim.

Selbstanzeigen.

Die weiße Zeit. Verlag von Georg Müller in München.

Wassersturz.

Ich liege in der Nacht.
Ueber Felsen ein Fall
dem Berg entrollt,
prasselt und schlaffrei.

Die Andern vom Erdschoß,
die faulen Brunnen
des verborgenen Dunkels
langweilen die Wasserleitung.

Er aber ward stürmisch zu Tage,
wirbelt dahin im Lärm des Lichts,
nachts mich heilig andonnernd
mit Abgrundweisheit.

Ueber mich auch rase hinweg reißenden Falls,
wenn mein Wort lahmt,
rauchendes Wasser.

Genie und Bürger.

In schwarze Himmel hat die Sonne
ein Messingauge sich geglotzt.
Ob dort das dunkle Dickicht wohne,
sie hat sich doch hinangetrotzt.

In Qualen zwar und Bitternissen,
zerrissen und auf Vieren wankend,
doch kam er an. Und Flinke drangen nach,
schon rings ausschweifend, wolkengierig,
in Freude hoch der Gipfellüfte,
dem Thalgestank der Thäler fern.

Wohl ihm, der so von Meer zu Meere
den sturmgespülten Kahn doch trieb,
sich noch aus jedem Sternenheere,
der Sterne Menge herabhieb.

Der aber nie zu Sternen sprang,
ihm dient der Drang.
Und tadelt nicht den Bürger!
Er bezahlt den Bazillenwürger.

In jeden Himmel hat das Rohr,
Schiff, Bahn, Aeroplan
Ein Guckloch sich geglotzt.

Zum Rinnsal ward der Ozean,
zum hygienischen Spucknapf.
Wolken von Butterstullenpapieren umhüllen
den sterbenden Gaurisankar.

Leid.

Wie bin ich vorgespannt
den Kohlenwagen meiner Trauer!
Widrig wie eine Spinne
bekriecht mich die Zeit.
Fällt mein Haar,
ergraut mein Haupt zum Feld,
darüber der letzte
Schnitter sichelt.
Schlaf umdunkelt mein Gebein.
Im Traum schon starb ich,
Gras schoß aus meinem Schädel,
aus schwarzer Erde war mein Kopf.

Albert Ehrenstein.

Liebesgarten. Gedichte. Georg Müller in München.

Wo sind noch unbetretne Länder?
Wo ist noch ein unbefahrnes Meer?
Wo schreitet noch der Sechzehnender
Vor Königen und Helden her?

Wo tritt das Einhorn aus den Tannen
Noch vor die Jungfrau hin und kniet?
Wo sind noch Schemen, sie zu bannen?
Wo ist noch heiliges Gebiet?

Wo zünden noch beschworne Feuer
Vom Himmel, wie es einst geschehn?
Wo giebt es heut noch Abenteuer,
Die es sich lohnte zu bestehn?

Wo ist das Wunder noch lebendig?
Warum erreicht es uns nicht mehr?
Die Ferne ist so unbeständig,
Die Nähe ohne Gegenwehr.

Wir aber, die im Walde warten,
Bis sich die Zeit erfülle, sehn
Noch manchmal fern den Liebesgarten
Hell durch das Rosendickicht wehn

Und fangen dann und wann von drüben
Wohl einen Ton ein im Verziehn,
Aber noch während wir ihn üben,
Fällt Laub und wir verlieren ihn....

München. Alexander von Bernus.

Erste Ernte. Verlag von Reuß & Pollack in Berlin.

Mein Gedichtbuch „Erste Ernte“ ist das Ergebniß eines Jahrzehntes und beginnt mit der Geschichte einer Liebe. Dann folgt eine Reise nach Italien, die in den Dolomiten anfing und in Sizilien endete. Eine kürzere Reihe von Gedichten ist unter dem Titel „Berlin“ zusammengestellt, enthält aber auch Stimmungen aus der Mark in der Nähe Großberlins. Den größten Theil nimmt der letzte Abschnitt „Schicksale“ ein. Das Gedichtbuch ist mit sechs Federzeichnungen versehen, die der berliner Kunstmaler Herr Dr. Arthur Grunenberg für die Erste Ernte anfertigte. Als Probe gebe ich aus meiner Reise nach Italien das Gedicht „Der Dolomitenwanderer“ wieder.

Die Dolomitenthürme werden hell.
Ich steige auf wie durch ein Mondgelände.
Nicht Vogelflug noch Pflanzenwuchs noch Quell
Und nirgendwo ein wandernder Gesell.
Der Jochwind nur fällt durch zerrissne Wände.

Der letzte Weg verendet steil und schmal
Und Tiefen öffnen sich, die wir nicht fassen.
Kein Führer bringt Dich mehr mit Seil und Stahl
Zurück, hinab ins warme Traubenthal,
Das Du so lange unter Dir gelassen.

Friedrich Otto.

Das Ufer. Dritter Band der Lyrischen Bibliothek. Saturn-Verlag Hermann Meister in Heidelberg.

Hochgebirge.

Von Grat zu Gipfel, über denen Zeit
In Frost schweigt und in goldner Sonnenbläue,
Fliegt groß ein Vogel und in stiller Scheue.
Der Himmel hat hier seinen Trost geschneit.

Des ungeheuern Lichtes weißer Prall
Bricht aus dem Bann der strahlenden Giganten.
Du fühlst den höchsten Geist des All,
Den Träume jemals zwischen Welten spannten.

Jacob Picard.

Alchemie.*)

Für das Ansehen der Alchemie während des Mittelalters war wichtig, daß Männer wie Albertus Magnus, Roger Bacon, Arnaldus Villanovus und (Pseudo-) Raymundus Lullus die Metallverwandlung für eine Thatsache hielten und von sich selber behaupten, daß sie ihnen gelungen sei.

Der Dominikanermönch und Bischof Albert von Bollstadt wirkte in Köln und war berühmt als Gelehrter und als ein Mann von edler Gesinnung. In seinen und seiner Zeitgenossen Schriften finden wir eine in gewissem Maß neue Lehre von den Elementen. Statt der aristotelischen vier Elemente werden neue Grundstoffe aufgestellt. Albertus Magnus betrachtete die Metalle (eigentlich die einzigen Körper, die der Chemie des Mittelalters von Interesse waren) als aus Arsenik, Schwefel und Wasser bestehend, doch sagt er, daß der Schwefel des Philosophen nicht der gewöhnliche, gemeine Schwefel sei. Er behauptet auch, daß von allen Metallen das Silber am Leichtesten in Gold umgewandelt werde; man brauche nur seine Farbe und sein Gewicht zu verändern. Albertus scheint jedoch das alchemistische Gold nicht für ganz das Selbe gehalten zu haben wie das natürliche Gold. Auch sein berühmter Schüler Thomas von Aquino war ein überzeugter Anhänger des Glaubens an die Goldmacherkunst.

Der englische Gelehrte und Theologe Roger Bacon war in vieler Beziehung ein weitblickender Mann mit neuen Ideen, aber er lebte in der unerschütterlichen Ueberzeugung von der Möglichkeit der Metallverwandlung. Man könnte keinen Baum machen, meint er, weil er aus so verschiedenen Grundstoffen bestehe; aber mit den Metallen, die ziemlich gleichförmig seien, sei es anders. Nach der verbreitetsten Ansicht seiner Zeit hielt er die Metalle für Zusammensetzungen aus Schwefel und Quecksilber nach verschiedenen Verhältnissen. Einem Gewichtstheil vom Stein der Weisen schreibt er die Fähigkeit zu, eine Million Gewichtstheile unedlen Metalls in Gold zu verwandeln.

Arnaldus Villanovus, der in Barkelona wirkte, wurde als der bedeutendste Arzt der Welt angesehen. Er glaubte, daß die Tinktur, deren Bereitung er in einer ganz unverständlichen Bildersprache schildert, nur ihr hundertfaches Gewicht in Gold verwandeln könnte. Erstaunlich kühn war Raymundus Lullus in seinen Behauptungen und vielleicht gerade darum unter den Alchemisten so berühmt als Der, dem die Bewältigung der schwersten Aufgaben leicht gelungen sei. Lullus ist Schüler des Arnaldus, dem er nachahmt und den er in mystischen Redeweisen und in unverständlichen Angaben über das Verfahren des Goldmachens und der Herstellung des Steins der Weisen

*) Fragmente aus dem ernsthaft interessirenden Werk „Die Materie“ von dem schwedischen Professor The Svedberg, das (mit fünfzehn Abbildungen) in der leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheint.

noch übertrifft. Man zweifelt jetzt, daß die alchemistischen Schriften, die den Namen Raymundus Lullus tragen, wirklich den berühmten Spanier zum Verfasser haben, der, auf Mallorka geboren, eine stürmisch bewegte Jugend am Fürstenhof von Aragonien verlebte, später allen Freuden entsagte, um sich den Wissenschaften zu widmen, und in seinem Alter die nordafrikanischen Mauren zu bekehren suchte, die ihn schließlich steinigten. Vermuthlich hat man es mit untergeschobenen Arbeiten eines verwegenen und phantastischen Schriftstellers zu thun.

Der Pseudo-Lullus schreibt über den Stein der Weisen: „Nimm von dieser köstlichen Medizin ein Stückchen, so groß wie eine Bohne. Wirf es auf tausend Unzen Quecksilber, so wird dieses in ein rothes Pulver verwandelt. Davon giebt man eine Unze auf tausend Unzen Quecksilber, die davon in ein rothes Pulver verwandelt werden. Davon wieder eine Unze auf tausend Unzen Quecksilber: dann wird Alles zu Medizin. Von dieser einen Unze wirf auf tausend Unzen neues Quecksilber, so wird es auch zur Medizin. Von dieser Medizin wirf nochmals eine Unze auf tausend Unzen Quecksilber, so wird es ganz in Gold verwandelt, welches besser ist als Gold aus den Bergwerken.“ Dann wieder ruft er aus: „Das Meer wollte ich in Gold verwandeln, wenn es von Quecksilber wäre!“ Mit diesen wahnwitzigen Uebertreibungen war man weit von den hellenistischen und arabischen, verhältnißmäßig bescheidenen Versuchen, die Farbe und das Gewicht der Metalle zu ändern, abgekommen. Aber gerade dieses phantastische Dunkel, dieses Gewaltige und Wunderbare entsprach dem Geist des Mittelalters. Die geheimnißvolle Bildersprache der Alchemisten, ihr vorsichtiges Auftreten, ihre mit seltsamen Geräthen erfüllten Laboratorien trugen dazu bei, daß allgemein an ihre Macht geglaubt wurde.

Am Beginn des vierzehnten Jahrhunderts werden wahrscheinlich die Schriften erschienen sein, die eine Zusammenfassung und Erweiterung der alchemistischen Anschauungen des dreizehnten Jahrhunderts brachten, zugleich aber auch manche gute Vorschriften zur Darstellung verschiedener Stoffe, Beschreibungen von Apparaten, Anweisungen für deren Gebrauch und Angaben von chemischen Verfahren enthalten. Diese Schriften („Summa perfectionis“ und ähnliche) wurden für Uebersetzungen von Arbeiten des Arabers Dschafar ausgegeben. Der ausgeprägte Autoritätenglaube des Mittelalters, besonders, wo es sich um Autoritäten aus alten Zeiten handelte, verführte zu solchen Fälschungen. Wir finden sie immer und immer wieder in jener Periode. Die „Summa“ ist eine zusammenhängende Darstellung der Theorie über die chemische Zusammensetzung der Metalle, die den einzigen Beitrag des Mittelalters zur Beantwortung der Frage nach den Materienarten bildet. Nach Pseudo-Geber bestehen alle Metalle aus Quecksilber und Schwefel in verschiedenen Verhältnissen und von verschiedener Reinheit. Das Quecksilber ist das metallische Prinzip, das Glanz und Dehnbarkeit giebt; der Schwefel ist das brennbare Prinzip, das die Zerlegung ermöglicht und von dem die Farbe der Metalle ab-

hängt. Oft werden diese Beiden auch als der männliche und der weibliche Samen bezeichnet. Hier und da sagen die Schriften, die vielleicht nur Sammelwerke sind, daß das „philosophische" Quecksilber und der „philosophische" Schwefel etwas Anderes sind als die natürlichen Stoffe desselben Namens, die auch aus Mercurius und Sulphur bestehen. Diese Ansicht wurde später Gemeingut. Gold sollte hauptsächlich Mercurius und nur sehr wenig Schwefel, aber Beide von größter Reinheit und gut „fixirt" enthalten. Die „Fixirung" ist ein dunkler Begriff, dem vielleicht die Thatsache zu Grund liegt, daß das Quecksilber bei den Versuchen zur Metallverwandlung erhärtete (nämlich durch Amalgambildung). Sieht man die Metalle als zusammengesetzte Körper an, so ist die Metallverwandlung theoretisch möglich, wie es auch Geber behauptet. Er bleibt, trotz seiner neuen Lehre von der Zusammensetzung der Metalle, wie das ganze Mittelalter, bei den vier Elementen, Luft, Erde, Feuer und Wasser, und hält sie für die Bausteine aller Stoffe und, auf eine besondere Art, auch der Metalle.

Ihre volle Durchbildung erhielt die mittelalterliche Lehre von den Stoffarten durch Basilius Valentinus. Er soll ein Benediktinermönch aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen sein. Es ist unmöglich, zu entscheiden, wie weit die Werke mit ihrem Inhalt an bedeutenden, aus der Erfahrung stammenden Kenntnissen und mit der Zusammenfassung des alchemistischen Systems des Mittelalters, die seinen Namen tragen, wirklich echt sind. Man weiß, daß Basilius Valentinus der berühmteste alchemistische Name im sechzehnten Jahrhundert war, aber man hat weder vom Verfasser der Schriften, die im siebenzehnten Jahrhundert als die valentinischen bezeichnet wurden, noch von der Zeit ihrer Abfassung irgendwelche sichere Kenntniß. Nach Basilius Valentinus bestehen die Metalle außer aus „philosophischem" Quecksilber und Schwefel auch noch aus „philosophischem" Salz als dem Prinzip der Löslichkeit. Lullus hat ihn in vieler Beziehung beeinflußt; wie Dieser, dehnte er seine Lehre von den Elementen auf alle Körper aus, indem er behauptet, daß sie „alle aus drei Wesen gemacht seien: aus Mercurius, Sulfur und Sal". Diese Lehre, auch von Paracelsus angenommen, wurde von Van Helmont bekämpft und erst durch Boyle endgiltig beseitigt. Basilius Valentinus ist eine interessante Erscheinung, bald ein scharfer und nüchterner Beobachter und bald wieder äußerst phantastisch, besonders in seinen Schilderungen von der „heimlichen Wundergeburt der sieben Planeten und Metalle". Ihm und noch mehr seinen Nachfolgern galt das Suchen nach dem Stein der Weisen als gleichbedeutend mit dem Streben nach der Seele Seligkeit. Sie gebrauchen religiöse Bilder für alchemistische Begriffe und wiederum hermetische Ausdrücke für die Sünde und die Erlösung der Menschheit. Was Basilius sich in der Anwendung religiöser Bilder erlauben konnte, ersieht man aus seiner allegorischen Darstellung der Dreieinigkeit und des Steins der Weisen. Da sagt er: „Wie Christus, der sündenfreie, für die Sünden der Welt starb, so stirbt das Gold, das makel-

lose, das alle Proben wunderbar besteht, für seine unvollkommenen und kranken Brüder und Schwestern und, in Herrlichkeit wieder erstehend, erlöst und tingirt es sie zu ewigem Leben und macht sie durch und durch zu gutem Golde."

Des Basilius Valentinus „Zwölf Schlüssel, dadurch die Thüren dem uralten Stein unser Vorfahren eröffnet und der unerforschliche Brunnen aller Gesundheit erfunden wird", ist eine mit zwölf symbolischen Zeichnungen ausgestattete Schrift. Mit Hilfe eines anderen Buches, „Offenbarung der verlorenen Handgriffe", kann man die Vorgänge sich verdeutlichen, wie sie in den „Schlüsseln" gemeint sind. Der „König" oder der „Löwe" soll „von dem hungrigen grauen Wolf" verschlungen werden, der Wolf wird im Feuer verbrannt und damit der König wieder frei. Wird Dies dreimal wiederholt, so überwindet der Löwe den Wolf. Darunter ist die Reinigung des Goldes durch wiederholtes Schmelzen mit Spießglanz gemeint. Das gereinigte Gold wird in Königswasser gelöst (Salpetersäure mit Salzsäure gemengt) und giebt so das aurum potabile, das schon viel früher als Arzeneimittel angewandt und gerühmt wurde. Weiter als bis zur Darstellung dieses flüssigen Goldes kann man leider dem Verfasser nicht folgen. Wie er durch die Vermählung von Venus mit Mars (nämlich durch Auflösen von Eisen und Kupferoxyd in Schwefelsäure) den grünen Leun herstellt oder die Prinzipien des Quecksilbers und des Schwefels vereinte, bleibt uns ein Räthsel, eben so, wie Diese, zusammen mit dem „philosophischen Gold", das aus dem aurum potabile gewonnen wurde, den Stein der Weisen aufbauen. Die letzte und wichtigste Operation ist die zehn Monate hindurch allmählich gesteigerte Erhitzung des philosophischen Quecksilbers und Goldes im „philosophischen Ofen", wodurch der „schwarze Rabe" den „Pfau" und dieser den „weißen Schwan" gebärt, der wieder den „Vogel Phönix mit seinen Jungen" erzeugt. Dieser aber (eine rothe Substanz) ist der Stein der Weisen, der sich bis zur Unendlichkeit vermehren kann. Man vermag leider nicht zu begreifen, wie Jemand, und wäre es der geschickteste und begeistertste Adept (so wurden die Männer genannt, die das Geheimniß des Steines der Weisen besaßen), solchen Vorschriften folgen könnte.

Durch viele wichtige Beobachtungen hat Basilius zur Kenntniß der chemischen Reaktionen beigetragen. Schon Dioskorides hatte gefunden, daß ein Stoff A eine so große Neigung haben kann, sich mit dem Stoff B zu verbinden, daß er den Stoff C aus seiner Verbindung mit B verdrängt. Valentinus hat viele Fälle dieser Art beobachtet. Er sagt: „Vitriol schlägt nieder Mercurium vivum (Quecksilber) und Sal Tartari (Pottasche) das Gold, Kupfer und gemeines Salz das Silber, Eisen Kupfer, eine Lauge von Buchenaschen den Vitriol, Essig den gemeinen Schwefel, Eisen Tartarum und Salpeter den Antimonium." Während des Mittelalters wird man solchen zerstreuten Beobachtungen nur einen geringen theoretischen Werth beigemessen haben. Die allgemeine Auffassung des Verhaltens der Stoffe zu einander

verblieb bei dem alten Ausspruch des Empedokles: „Gleiches verbindet sich mit Gleichem" und man wird wohl meist Anschauungen gehuldigt haben, ähnlich der des Albertus Magnus, der die Neigung der Metalle zum Schwefel durch das Streben des in den Metallen enthaltenen philosophischen Schwefels, sich mit dem natürlichen Schwefel zu verbinden, begründete.

Bei ihrem planlosen Suchen nach dem Ausgangsmaterial, der „materia prima", für den Stein der Weisen erwarben die Alchemisten unfreiwillig bedeutende praktisch-chemische Kenntnisse. Kali, Natron, Schwefel- und Salpetersäure waren schon von Pseudo-Geber gekannt, vielleicht schon vor ihm. Das Königswasser kannte man früher als die Salzsäure. Diese, den „spiritus Salis", stellte Basilius durch Erhitzen von Kochsalz mit Eisenvitriol dar. Eine ganze Reihe von Salzen wurde entdeckt oder unterschieden, so Alaun und Vitriole, Salpeter, Salmiak und Ammoniumkarbonat, Silbernitrat, Quecksilberchlorid, Zink-, Wismut- und Antimonsalze. Der „Triumphwagen der Antimonii" von Basilius Valentinus ist die erste Monographie über ein Metall und ein sehr verdienstliches Werk, wenn auch Niemand mehr seinen Glauben an die wunderbaren Heilkräfte des Antimons theilt.

Basilius Valentinus ist der letzte Alchemist, der ein wissenschaftlicher Forscher von Bedeutung war. Wohl haben die Chemiker nicht vor der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts aufgehört, an die Metallverwandlung zu glauben, aber kein Forscher nach Valentinus hat in der Kunst, Gold zu machen, das Endziel seines Strebens gesehen. Damit ist nicht gesagt, daß die Alchemie nachher in geringerem Maße betrieben worden sei als früher, aber sie verlor den Kontakt mit der Naturforschung ihrer Zeit, namentlich, seit die Naturforschung ihre Wandlung in wahre Wissenschaft begonnen hatte. Der Wahn wurde offenbar, je mehr das Dunkel des Mittelalters sich lichtete. Die Alchemie ist das Kind des Mittelalters; in dem Dämmer der Unwissenheit und der Mystik konnte sie Eindruck machen, in kritischerer Zeit konnte sie die Probe nicht bestehen. Allgemein als Irrthum erkannt wurde sie jedoch erst spät; und lange hatte sie noch zahlreiche hochstehende Anhänger. Könige und Große waren von je her Beschützer der Alchemie, besonders solche Fürsten, die an Geldmangel litten. Heinrich der Sechste von England ertheilte an drei Adepten das Privilegium der Goldmacherei. Sie verfertigten Münzen aus Kupferlegirungen, die man in Frankreich verschacherte. Von da aber entgegnete man mit gleicher Münze, nur mit französischer Prägung, während Schottland seine Grenzen und Häfen gegen diese verderbliche Einfuhr sperrte. Münzen aus alchemistischem Golde und Silber sind oft genug gemacht worden, aber nicht immer sind die Klagen über ihre Unechtheit gehört worden. Ganze Bücher sind über diese Münzen, die oft besondere Aufschriften trugen, geschrieben worden. Goldene Rosenobel, die Lullus angefertigt haben soll, sind bekannt, Dänische Dukaten von Christian dem Vierten, Darmstädtische Dukaten und Spe-

ziesthaler von 1717 und viele andere. Noch in ganz später Zeit war man nicht im Stande, kleinere Verfälschungen analytisch nachzuweisen.

Die meisten Fürsten jener Zeiten hielten sich einen oder mehrere Alchemisten, wie es gerade kam. Besonders Kaiser Rudolf der Zweite war ein Schutzherr der Adepten. Er hinterließ nach seinem Tod unermeßliche Reichthümer, die er nach dem zu seiner Zeit verbreiteten Glauben mit Hilfe der hermetischen Kunst erworben haben soll. Es war eine unsichere Sache für die Alchemisten, großen Herren zu dienen. Konnten sie nach längerer Arbeit die Wünsche ihrer Herren nicht erfüllen, so wurden sie mit Schande und Spott fortgejagt; und glückte es ihnen, Gold zu machen, so wurden sie gewöhnlich hingerichtet oder gefoltert. Wenn sich ihr Gold als falsch erwies, wurden sie in einem mit Blattgold überzogenem Gewand an einen vergoldeten eisernen Galgen gehängt. Bestand ihr Gold jedoch die Probe, so suchten die Herren unter Anwendung aller grausamen Mittel das Geheimniß des Steins der Weisen von ihnen zu erpressen. Aber Keiner verrieth sich. Ein berühmter Adept aus dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war Setonius Scotus. Er wurde als ein Besitzer des Steines der Weisen gerühmt, da er Metallverwandlungen mit Glück ausgeführt haben soll, und mußte auch eine lange und harte Gefangenschaft ausstehen. Durch sein Schicksal gewarnt, traten die späteren Adepten, wie Laskaris und andere, nur vorsichtig mit Fürsten in Verbindung. Maria Theresia ließ einen gewissen Sehfeld gefangen setzen und peitschen; aber er bestach seine Wächter und entfloh. Sogar Friedrich der Große trat als Beschützer der Alchemie auf. Eine Frau von Pfuel (sie ist nicht die einzige Alchemistin) widmete sich mit ihren beiden Töchtern in Potsdam auf seine Kosten der Kunst des Goldmachens. Ob mit Erfolg, ist nicht bekannt geworden.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert, der Zeit des Verfalls der Alchemie, stammen die wunderlichsten Angaben über die Kraft des Steines der Weisen. Während man schon im dreizehnten Jahrhundert glaubte, daß eine kleine Menge dieses Steinstoffes eine große Menge Metall umwandeln könne, und annahm, daß, zum Beispiel, das Quecksilber bei seinem Uebergang in Gold zusammenschrumpfe, behauptete man zu dieser Zeit, daß einige Körnchen des grauen Pulvers einen silbernen Löffel in einen rein goldenen Löffel von größerem Gewicht verwandelten. Das bedeutet doch, daß man glaubte, der Stein der Weisen könne neue Materie aus nichts erzeugen. Auch mit der Wiedererweckung von Pflanzen aus ihrer Asche, der Palingenesis, beschäftigten sich die Alchemisten des achtzehnten Jahrhunderts. Und die Erzeugung des Homunculus wird wohl ab und zu von den Hermetici noch in jener Zeit versucht worden sein. Paracelsus war der Urheber solcher Bestrebungen. Er hielt es für möglich, unter Anwendung chemischer Methoden aus dem Sperma einen kleinen lebendigen Menschen zu erzeugen.

Alchemie und Mystik waren oft, wie wir gesehen haben, verbündet. Schon die Alexandriner gebrauchten geheimnißvolle Formeln

und glaubten, daß die Stellung der Sterne auf die Metallverwandlung von Einfluß sei. Und waren die arabischen Gelehrten Materialisten, so finden wir das Mystische in desto stärkerem Maße als früher im Westen. Bei Raymundus Lullus, bei Basilius Valentinus herrscht die innigste Verbindung von religiösen Anschauungen und alchemistischen Theorien. Der eine und andere westländische Gelehrte huldigt wohl einer nüchternen Auffassung. Die Sitte des frühen Mittelalters, Gebete als Zeitmaße zu benutzen, gelangte zu einer gewissen Bedeutung in der Alchemie. Die Vorschrift, irgendeine Substanz sechs Vaterunser lang zu kochen, wurde mit der Zeit so ausgelegt, daß man während der Arbeit Gebete hersagen müsse, und endlich glaubte man, die Gebete seien das Wirksame. Nicht einmal Luther durchschaute die Alchemie. Ohne ihren Mißbrauch zu kennen, schätzte er sie schon wegen des schönen Bildes von der Auferstehung der Toten, das er in der Theorie über die Herstellung des Steines der Weisen fand. Melanchthon dagegen verhielt sich abweisend und sagte, die Alchemie sei betrügerisch und sophistisch. Der Gebrauch alchemistischer Ausdrücke als Bilder für religiöse Dinge erreicht den Höhepunkt bei Jakob Böhme. Bei ihm ist der Stein der Weisen das Selbe wie Bekehrung oder Erlösung und der grüne Löwe der Alchemie der Löwe aus dem Stamme Juda.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat die alchemistische Verirrung, einst so mächtig, sich überlebt. Schließlich stirbt sie aus Mangel an Nahrung, da der Glaube an eine Zusammengesetztheit der Metalle in der Zeit Lavoisiers ganz verschwindet.

Upsala. The Svedberg.

Die armen Banken.

Einzelne Banken wollten die Vergütung für täglich kündbares Geld auf 1 Prozent erniedrigen, thaten es aber nicht, weil ruhige Ueberlegung vor den Konsequenzen warnte. Wenn das Publikum erst einmal sein Geld abgehoben und anderswo (die berliner Sparkassen zahlen 3½ Prozent) untergebracht hat, kehrt dieses Geld vielleicht nicht so bald zurück. Die geplante Aenderung sollte gegen einen Sturm des Geldes auf die Banken schützen, die nicht wissen, wie sie den Mammon zinsbar anlegen sollen. Ein nettes Gegenstück zu dem Drängen nach Barreserven! Die Banken möchten nicht durch die lästige Zärtlichkeit des Publikums zur Erwägung gefährlicher Reformideen gezwungen werden. Je dünner der Depositenbelag, desto kleiner der Anlaß, die Bankleiter zu zwicken. Die bereiten sich auf ein neues Kapitel deutscher Bankgeschichte vor. Ueberschrift: Pflege der Kapitalsanlage. Keine Emissionen, keine Spekulation- und Grundstückgeschäfte mehr. Kredit „nach Maßgabe“ des Bedarfs und im engsten Rahmen vorsichtiger „Gebahrung“; sonst aber nur Vermögensverwaltung. So wird es wohl ein-

mal kommen; denn die crux der Barvorräthe könnte erst nach der Beseitigung der Depositenzinsen tragbar werden. Die schönen Tage der bequemen Verzinsung des Bargeldes mit 3 Prozent sind vorüber. Auch die Lebensbedingungen der Banken sind nicht für die Ewigkeit gemacht. Eine neue Zeit bricht an. Eine bessere? Wer kanns wissen? Hätte man je geglaubt, daß eine Bank die geehrte Kundschaft auf die Straße setzen werde, weils in der politischen Atmosphäre nicht ganz sauber roch? An den schlimmsten Serbentagen gab es auffallende Verkäufe aus den Wechselstuben der Dresdener Bank. Ob viel, ob wenig abgegeben wurde: die Börse war so unruhig, daß die Bank sagen mußte, sie habe schlechte Nachrichten über das zu erwartende Resultat der österreichischen „Demarche“ in Belgrad erhalten und könne deshalb der Kundschaft nicht zur Verlängerung ihrer Börsenengagements rathen. Das war ein Urtheil über den Stand der Kurse und deren wahrscheinliche Entwickelung. Die Börse fragte mit Recht: Cui bono? Man war gewöhnt, daß die Banken gemeinsam handelten, wenn die Situation besondere Vorsicht heischte. Jetzt trat eine Bank allein als Weltrichter auf und kümmerte sich nicht um die allgemeine Nervosität. Die Börse glaubt natürlich nie an ideale Beweggründe. Diese Zweifelsucht erhält ihr den Humor und hilft über gefährliche Stunden hinweg. So behandelten die Börsenleute die Extravorstellung der Dresdener Bank ein Bischen ironisch und meinten nach einer Weile, vielleicht sei nur kluge Taktik, was sich als Sorge um das Wohl der Kunden ausgebe.

Da die Dresdener Bank mit einer ziemlich hohen Quote an der Uebernahme der neuen Bulgaren betheiligt sein soll, so erwies sich die Vermuthung, sie habe der Diskontogesellschaft das bulgarische Geschäft „erleichtern“ wollen, als hinfällig. Doch wer das Publikum erst ängstlich macht, kann nachher nicht verlangen, daß die Leute sich um die neuen Papiere, die man ihnen anbietet, reißen. Der Bulgarenhandel war kein ganz bequemes Geschäft. Ob ein für das deutsche Kapital und die Industrie vortheilhaftes, wird sich erst zeigen. In der bulgarischen Sobranje ist die Regirung hart getadelt worden, weil sie den Anleihevertrag unterzeichnet hat. Von den 500 Millionen Francs, die zu 84 übernommen, zu mindestens 88 Prozent begeben werden sollen, werden dem bulgarischen Finanzminister, nach Bezahlung der drängendsten Schulden und der an Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu vergebenden industriellen Aufträge, 70 Millionen bleiben. Das ist wenig; und die Schmalheit dieses Restes war der Grund zum Widerspruch der regirungfeindlichen Partei. Auf die deutsche Gruppe, an deren Spitze die Diskontogesellschaft steht, entfallen zwei Drittel der Anleihe; die österreichisch-ungarische Bankwelt übernimmt ein Drittel. Rußland hätte es lieber gesehen, wenn das Geschäft in Frankreich gemacht worden wäre; freilich kam ihm die Erkenntniß erst, als an dem Ernst Bulgariens, sein Geld aus Deutschland zu holen, nicht mehr gezweifelt werden konnte. Vorher war auch die französische Haute Finance, der Serbien, Griechenland und die Türkei näher standen als Bulgarien, gegen alle Pumpversuche der Herren von Sofia sehr kühl

gewesen. Und da die Franzosen, wenn sie wirklich bereit gewesen wären, ihre Freundschaft gewiß theuer verkauft hätten, wirkte das Geschrei über die „wucherischen Forderungen“ der deutschen Banken nur komisch. Das Prinzip der Gegenleistung ist ja, wie die ganze neue Anleihetechnik, auf Frankreichs Erde gewachsen. Die schöne Marianne ist eine tüchtige Rechnerin und das Vorbild für die anderen Nationen, die beim Abschluß ihrer Rentengeschäfte noch veraltete Methoden anwandten. Erst Frankreich lehrte die Welt, wie mans machen muß, um von dem Geld, das man verleiht, einen Theil zurückzubehalten. Die deutschen Unterhändler hatten gefordert, daß von dem deutschen Kapital kein zu großes Stück als frei verwendbares Geld nach Bulgarien wandere. Das war die Folge einer Erfahrung und zugleich ein Schutz gegen den Vorwurf zu schwachen nationalen Empfindens. Gerade im Verkehr mit Bulgarien mußte man vorsichtig sein. Die Bulgaren hatten sich vor dem Krieg zu leidlicher Wirthschafthöhe aufgearbeitet und lehnten deshalb stolz jede Bedingung ab, die südosteuropäischen Erlebnissen angepaßt war. Die Anleihen, die Bulgarien vor dem Ausbruch des Kampfes abschloß, waren denn auch nicht als Erfolge zu buchen. Die Franzosen hatten sich zwar bereit erklärt, den Bulgaren bei der Konvertirung ihrer Schuld zu helfen. Aber die Gefühle kühlten sich ab; und heute giebts Dinge, die näher liegen als die Sorge um einen kultivirten Rententyp. Die neue Anleihe wird mit 5 Prozent verzinst; und wenn der Kurs, zu dem sie ausgegeben wird, nur 88 Prozent beträgt, so ists, wie in alter Zeit, eine Verzinsung von beinahe 6 Prozent.

Da der Balkan gerade jetzt wieder recht übel aussieht, wurden die deutschen Finanzleute, die mit dem vollzogenen Bulgarenpakt in der Tasche nach Haus kamen, nicht als Sieger begrüßt. Man wand ihnen keine Kränze, ließ sie vielmehr fühlen, daß die Ausstattung des Kurszettels mit neuen Bulgaren kein Gewinn sei. Vielleicht. Aber die Bestellungen für die Industrie, 100 Millionen und dazu noch 50 für den Bau einer Bahn und eines Hafens, sind am Ende nicht zu verachten. Die Gründung einer Bergwerkgesellschaft zur Ausbeutung der bulgarischen Kohlenfelder, mit festem Lieferungvertrag von den Staatsbahnen, gehört zu den Errungenschaften des deutschen Bankenkonsortiums. Der neue Betrieb wird eine gemischt-wirthschaftliche Unternehmung sein: Staatsbeamte sollen mit in der Verwaltung sitzen; und der Fiskus wird am Gewinn betheiligt. Für die Ausbeutung und Verwerthung der Kohle ist hier wohl der erste Fall einer organisirten Verbindung von Staat und Privatkapital. Anfangs war über ein Tabakmonopol verhandelt worden, in dessen Verwaltung sich auch Staat und Private theilen wollten. Der Plan wurde aber von dem bulgarischen Großgrundbesitz heftig bekämpft und die Regirung ließ ihn, um des lieben Friedens willen, fallen. Ob er damit für alle Zeiten aufgegeben ist, weiß man nicht. Der Tabak gehört zum wichtigsten Inventar Bulgariens. Da die wirthschaftliche Zukunft die Lösung neuer Finanzprobleme fordert, kann das Monopol noch einmal Wirklichkeit werden. Unter den Bürgschaften, die für den Dienst der neuen Anleihe

gestellt wurden, sind verschiedene Einnahmen aus dieser Sphäre: die Banderolensteuer, die Abgaben der Besitzer von Tabakfeldern und das Staatsmonopol auf Cigarettenpapier. Diese Abhängigkeit, die schon durch ältere Anleihen geschaffen ist, kann vielleicht die Brücke zu einem internationalen Tabakmonopol schlagen. Als Bulgarien noch für ein glückliches Land galt und die europäischen Mächte sich um die Geschäfte auf der neu tapezirten Balkanhalbinsel rissen, glaubte keine, im Orient könne jetzt noch viel Geld verloren werden. Bulgarien sollte das Dorado sein und man warnte die deutsche Geschäftswelt vor dem klugen Franzmann, der sich dort einnisten wolle. Tempi passati. Der Balkan ist wieder zum Gräuel geworden; und der Abschluß der bulgarischen Anleihe fiel auf den ungünstigsten Zeitpunkt. Nicht durch die Schuld der Manager (der Handel begann schon im vorigen Jahr), sondern durch Schicksalstücke. Ob die neuen Bulgaren rasch unterzubringen sein werden? Zunächst ist ein Vorschuß von 120 Millionen gegen sechsprozentige Schatzscheine, die am ersten August 1915 fällig sind, auszuzahlen. Bis zu diesem Tag müssen die ersten 250 Millionen des neuen Anlehens übernommen sein. Für die zweite Hälfte ist der erste August 1917 festgesetzt. Die Anordnung ist so, daß Risiken (schlechte Börsen, politische Störungen) vorweggenommen sind. Für 1914 haben die verbündeten Institute noch keinen Gewinn aus der Bulgarenanleihe zu buchen. Der bleibt fürs nächste Jahr, obwohl ihn das Jahr der enttäuschten Hoffnungen (und des Weltkrieges?) brauchen könnte.

Die Erträge der Banken werden kaum zeigen, daß Deutschlands Handelsmacht sich weiter ausgedehnt hat. Nach dem Ablauf des ersten Halbjahres war die Ausfuhr, der Menge nach, mit 358 Millionen Doppelcentnern um 30 Millionen größer als die Einfuhr (gegen ein Plus von 21 Millionen im Vorjahr); und im Werth blieb nur noch eine Differenz von 409 Millionen Mark zu Gunsten des Imports. 1912 hatte dieser Ueberschuß 1123 Millionen betragen. Der deutsche Welthandel nähert sich in seinem Ergebniß der Grenze der Passivität. Darf man den Banken verdenken, daß sie sich, mit bereitwilligem Verständniß, an den Chancen der Exportpolitik betheiligen? Ohne den Kredit, den sie gewähren, ist eine kräftig betriebene Ausfuhr kaum möglich. Um auf dem Weltmarkt erfolgreich zu konkurriren, muß man Preiskonzessionen machen; und wer draußen zum Selbstkostenpreis verkauft, braucht entweder reichlichen Ersatz durch hohe Inlandpreise oder ausgiebigen Kredit. Die Banken sagen in ihren Berichten stets, daß ihre Acceptschulden mit dem Außenhandel wachsen. Das ist eine Entschuldigung, die überflüssig wäre, wenn ein zu hoch hinaufragendes Acceptkonto nicht als Schönheitfehler gölte. Aber man muß sich in modernere Auffassung bequemen: sonst können die Finanzleiter nicht Weltpolitik treiben. Um die neusten Reformen mit dem Stempel geläuterter Erkenntniß zu versehen, hat man auf Englands Beispiel gewiesen. Das möge aber auch als Vorbild dienen, wenn es sich darum handelt, für das Geschäft die Grenzen des Weltaciştes abzustecken. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. August 1914.

Wir müssen siegen.

Horchet! Durch die Nacht, Ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst Du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Er wird. Aus Scharlachdunst steigt er, endlich; des erharrten Mittag wird gelb sengende Gluth sein und purpurn der Abend. Entweihet den Tag nicht durch fruchtlosen Schwatz. Wer im Recht ist? Wenns darauf ankäme, könnte man dem Narrenrath horchen und die großen Gegenstände des Menschheitstreites vor einen Gerichtshof schleppen, von dessen Höhe dann ein Spruch, mit sauber getippelten Beschlußgründen, ins Europäerthal hinabflösse. Vernunft würde Unsinn. Fraget die Buche, wer ihr das Recht gab, den Wipfel höher zu recken, als Pinien und Tannen, Birken und Palmen vermochten. Heischet sie vor ein Tribunal, dem die Krüppelkiefer präsidirt. Aus der Krone rauschts: „Meine Kraft ist mein Recht.“ Ueber das mit einem Volke geborene Recht, zu leben, zu gedeihen, himmelan zu wachsen, giebts keinen Richter. Jeder wäre befangen. Jeden müßten wir ablehnen. Und befangen sind wir, Alle, die nicht in der dünnen Gletscherluft des weisen Greises Goethe horsten, im Urtheil über das uns schädliche Handeln fremder Nationen. Getäuscht, überlistet, verrathen haben sie uns? Wir wollens nicht glauben. Gar nicht erst, saumselig, prüfen, ob der Beweis stark oder schwach, felsfest oder bröckelig ist. Aufs Kindernachttöpfchen die Geschäftsführer, die sich betölpeln ließen;

die nicht wüßten, daß der alte Urstand ewiger Natur wiederkehrt, wenn Ares sich in Gold schient und seiner Brut, dem Graus und dem Schrecken, befiehlt, vor den Kriegswagen die Rosse zu schirren. Daß dem Feind, den er ins Herz treffen will, treffen muß, um nicht selbst zu verbluten, nie Einer zuflöten darf: „Wollen Sie nun die Güte haben, in aller Ruhe Ihren Waffenschmuck anzuthun!“ So lange es irgend geht, sind wir anständige Kerle; können aber, wenns sein muß, auch Schweinhunde werden. Das hat Fritz nicht nur für seine Preußen gesagt. Jetzt hören wir nah: „Während wir noch, auf ihre Bitte, vermittelten, hat die Bande schon ihren Ueberfall vorbereitet!“ Hören wir aus der Ferne: „Die winzigste Konzession Wiens hätte den Krieg verhindert. Was aber nützte uns Vermittelung, die nichts erwirkte als den Vorsprung des, auf schmalerem Raum, schneller zum Kampf bereiten Gegners?“ Taktik. Die von mancher Vertragsklausel gefordert wird. Gut. Nun aber ists genug. Spitzfindige Rechtserörterung gebiert nicht den Geist, den Germania heute wieder von ihren Kindern verlangt. Wer im Recht ist? Wer die Macht hat: darum nur gehts noch. Wären wir Angreifer, nicht Angegriffene, tausendfache Kränkung bliebe, hunderttausendfach brennender Schimpf uns zu rächen; und aus sechzig Millionen Seelen klirrte, so hell, so scharf, so wild, als käme er aus eines einzigen empörten Jünglings Brust, der Schrei: Recht oder Unrecht, wir stehen oder fallen fürs Vaterland! Siegen wollen wir. Siegen müssen wir. Nicht vor Roben und Brillen beweisen, daß wir ehrliche Leute von friedlicher Gemüthsfarbe sind. Cecil Rhodes, der ein großer Kerl, ein Gigant in Lackschuhen und mit Tuberkeln war, hat einem Splitterrichter in die Käsfratze gebrüllt: „Dieser Krieg ist gerecht, denn er nützt meinem Volk und mehrt meines Landes Macht!“ Hämmert in alle Herzen den Satz. Klebet ihn, der hundert Weißbücher aufwiegt, an alle Mauern. An die Amtshäuser und Straßenecken der Städte, der Dörfer auf blutrothem Papier. Schreibet darunter: „Die Horde will uns ans Leben. Ein Bastardgebild brüstet sich in den Wahn, die Enkel der Kohortenbesieger vernichten zu können. Das Schwert heraus! Der Fuß frecher Feinde schändet unseren Boden. Schlagt sie tot! Das Weltgericht fragt Euch nach den Gründen nicht!“

> Zu den Waffen! Zu den Waffen!
> Was die Hände blindlings raffen!

Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt ins Thal' der Schlacht hinab!

Und hebet die Herkunft, hebet das Ziel des Kampfes aus dem Stank und Dunst kleinen Haders. Weil der stramme Nikolai (Nikolajewitsch, Großfürst und Großmacht) den schlaffen Nikolai (Alexandrowitsch, den Zaren und Staatsgefangenen) unterduckte, weil eine Depesche zu früh abging, eine zu spät ankam, weil es allerlei Mißverständniß gab und Einer die Hose voll, der Andere zwar bängliche Lust, doch nicht den Muth zu offenem Treubruch hatte: deshalb führen wir diesen Krieg? Deshalb stehen auf Europens Erde zwanzig Millionen Männer in Waffen, bereit, mit Kugeln und Bayonnettes einander zu schlitzen? Und wenn Oesterreich-Ungarn einen Artikel in seiner Serbennote umgekrämpt oder den mausigen Großfürsten die Schnelle Kathrine an die Menschenschwachheit seiner erlauchten Ahnen, Romanows und Holstein-Gottorps, gemahnt hätte, wäre anderes Schicksal geworden? Wäre Friede geblieben? Solchem Krieg müßte die Menschheit fluchen. Dieser ward nicht aus Zufall. Dieser Krieg wäre geworden, wenn Franz Ferdinand heute noch den Generalshut mit den grünen Federn aufs braune Haupt stülpte. Hebet die Herkunft ans Licht! Aus Kalisch (der ersten Russenstadt, die Deutschlands Heer jetzt bezwang) kam 1813 der Aufruf des Fürsten Kutusow. „An die Deutschen! In der Stunde, da Rußlands siegreiche Krieger in Gemeinschaft mit ihren preußischen Bundesgenossen deutschen Boden betreten, künden die Monarchen von Rußland und von Preußen allen Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Beide Herrscher eint der Wille, diese entwendeten, aber unveräußerlichen Stammgüter den Völkern zurückzuerobern und mit ihrer Macht die Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches zu verbürgen. Jeder Deutsche, der dieses Namens noch würdig bleiben will, reihe sich rasch in unser Heer; jeder, Fürst, Edelmann, Bürger und Bauer, fördere mit Herz und Sinn, Blut und Gut, Leib und Leben den Befreiungplan des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen. Die Gestaltung des Werkes bleibt allein den Fürsten und Völkern Deutschlands vorbehalten. Der Beherrscher aller Reussen, der aufgestanden ist, den fremden Einfluß in Deutschland zu hemmen, will nichts Anderes werden als der Schützer des wiedergebore-

nen Reiches. Frankreich, schön und stark durch sich selbst, widme sich fortan der Arbeit für das Glück seines inneren Lebens. Das wird von keiner Macht gestört und von keiner wird Frankreich aus den Grenzen gedrängt werden, auf die es berechtigten Anspruch hat. Aber Frankreich wisse auch, daß die anderen Mächte ihren Völkern dauerbare Ruhe sichern wollen und deshalb die Waffen erst ablegen werden, wenn in Europa jedem Staat die Unabhängigkeit von fremdem Gebot verbürgt ist." Blankes Wortgeschmeide. Der es anlegen heißt, möchte den Zar-Befreier von Europa mimen; kann ohne die Preußen, die bei Zorndorf einst Elisabeths Russen so weidlich prügelten, nicht Bonapartes Rückgrat brechen; und hat des versiechten Deutschen Reiches Auferstehung niemals fürchten gelernt. Für Preußen spricht Alexanders Verstand; sein Herz schlägt für Frankreich. Gneisenau erkennt, daß nur „der dreifache Primat der Waffen, der Verfassung, der Wissenschaft uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann". Auch der Russenkaiser witterts; und besinnt drum die Heilige Alliance. Doch erst sein härterer Bruder ahnt, welche Gefahr aus der deutschen Scholle keimen kann. Von Wehen ward sie geschüttelt. Der Wille der Völker langt nach dem Recht der Persönlichkeit. Ueber den Firnen blinkt neues Hoffen auf die Einung aller Deutschen. In Fritz Wilhelm von Zollern sähen sie gern ihren Kaiser. Schon spitzt Nikolai Pawlowitsch, den Louis Philippe Herrn Nicklas zu nennen pflegte, das Ohr. In Paris ist Alexis de Tocqueville Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Nicht Diplomat, also nicht mit Zunftvorurtheil belastet. Kein Adler; nur ein gescheiter Mensch. Er glaubt nicht, daß Preußen je Deutschlands Vormacht sein werde, fürchtet aber für Westeuropa die zarische Herrschaft: und möchte deshalb die Politik der Französischen Republik aus der alten Straße steuern, die an ein lohnendes Ziel führen konnte, so lange hinter dem uneinigen Deutschland nur Polen und das kaum debarbarisirte Rußland lag, doch in einen Sumpf münden müßte, seit Rußlands erstarkter Leib das Kleid europäischer Großmacht trägt. Soll Frankreich der Freund Deutschlands werden oder zur Verslawung des Westens mitwirken? „In einer neuen Welt müssen wir unsere alten Grundsätze ändern und die Kräftigung unserer Nachbarn wünschen, damit sie an unserer Seite eines Tages den gemeinsamen Feind gen Osten zurückwerfen

können.“ Die Schicksalsfrage französischer Politik taucht dem Blick Tocquevilles auf; er, der nur fünf Monate im Amt bleibt, findet ihr nicht die Antwort. Kaiser Nikolai aber spricht, noch im selben Sommer 1849, zu dem General Lamoricière (der in Algerien Abd el Kader gefangen und auf dem Bastilleplatz gegen die Barrikaden gekämpft hat): „Wenn, wider Ihren und meinen Wunsch, Deutschland einig wird, braucht es, um dieser Einheit froh zu werden, einen Mann, der vermag, was Napoleon selbst nicht vermochte. Und ersteht der Mann, wird die bewehrte Masse gefährlich, dann ists unsere Sache, Rußlands und Frankreichs, sie zu bändigen.“ So hats angefangen. Der Mann, den Nikolai fürchtet, lebt; steht aber noch nicht am Steuer. Zehn Jahre danach ist er Preußens Vertreter in Petersburg und schreibt an Schleinitz: „Die Nachrichten von den fortdauernden Unfällen der Oesterreicher im Feld und von den Siegen der Verbündeten (Frankreich-Piemont) werden hier mit einem Frohlocken aufgenommen, als ob es Triumphe der eigenen Armee wären. Die Verherrlichung des französischen Heeres in allen Ständen ist so lebhaft, daß sie auch für mich, der ich mich für die Landsmannschaft mit den Oesterreichern doch nicht vollständig begeistern kann, ihr Verletzendes hat. In den höheren Ständen, besonders in Moskau, ist es eine Art von Fanatismus, der gar nicht mit sich diskutiren läßt. Baron Liewen, ein älterer Herr und Chef des Generalstabes, äußerte mir gestern sein lebhaftes Bedauern über die Nachricht von einem Waffenstillstand, weil die Nemesis ihr Werk an Oesterreich noch lange nicht vollendet habe. Ich fürchte nun leider, daß dieser Göttin die Gelegenheit zur Fortsetzung ihrer Thätigkeit durch diese Pause nicht wird benommen werden.“ Der Mann wird Minister. Ist so tapfer, daß er keinen Versuch preußischer Demüthigung duldet. Ist so klug, daß er vor dem Krieg, der im Feuer französischer Geschütze den Reif deutscher Einheit schmiedet, die Neutralität Rußlands (und, als deren Folge, Oesterreichs) erwirkt. Aber der Mann ist sterblich, ist absetzbar. Und der Brand glimmt weiter. Ein unbedachter Gestus: die Flamme loht auf. Sarajewo? Die Serben? Die Mausfalle. Eine der unbedachten Gesten. Nicht mehr.

Drum: fortan keine Rechtfertigung; kein Gestöhn über Undank und Untreue, widernatürliche Bündnisse und perverses Handeln; kein Gelübde, Rechtsverletzung in stiller Zeit zu sühnen. Aus Alle-

dem wächst uns nicht ein genießbarer Pfefferling. Mit den uns jetzt Nächsten waren wir schon in Erzfeindschaft, ziehen sie, wie sie uns, schnödesten Verrathes; und hausten inniglich mit den Feinden von heute. Subsidienverträge, von schlimmerer Art als der franko-russische, kennt die Geschichte der meisten Staaten; auch Oesterreichs, auch Preußens. Und daß ein Zar mit Monarchenmördern paktirt, wäre neu? Stand nicht derselbe Alexander, der Kutusow den Deutschen das Morgenroth der Freiheit künden ließ, unter der Vormundschaft der Männer, die seinen Vater, den Reussenkaiser Paul, gemordet hatten? Wir stehen nicht, stellen uns nicht vor Europens Gericht. Dem Reichsgeschäft könnten viel bessere Advokaten, als ihm wurden, nicht nützen. Mit Worten mag jeder Flinke, wenn der Gegner ihm nicht dreinreden darf, beweisen, daß auf seiner Seite das Recht und die frömmste Sittsamkeit ist. Fruchtloses Mühen. Ohrenschmaus, der nicht nährt. Nach vierundvierzig Jahren wird noch umstritten, wer den Krieg von 1870 verschuldet, gewollt, begonnen hat. Einerlei. Wichtig ist nur, daß Riesen und Knirpse wissen, wer ihn gewonnen hat. Reden und Aktensammlungen, beklemmten Odems Sturm und Gelöbnißszenen: zu spät. Schweigen und schlagen! Wenn unsere Macht des Feindes zerstampft, lachen wir der Nachrede, unser Handeln sei wider den Rechtsbrauch gewesen. Und rängen wir die Trias nicht nieder: was hülfe die Anerkennung, daß unser einfältiger Biedersinn überrumpelt ward? Wir sind im Krieg. Noch scheint es nicht Allen bewußt. Infanterie, Artillerie, Kavallerie: da sind unseres Rechtes Beweise. Andere höhnt der Feind. Wir müssen siegen: sonst wird uns niemals Recht. Zu den Waffen! Jeglicher kämpfe mit der, die ihm taugt.

> Wer in unzählbaren Wunden
> Jener Fremden Hohn empfunden,
> Brüder, wer ein deutscher Mann,
> Schließe diesem Kampf sich an!

Recht! Treubruch von gestern! Das ist Ursache und Inbegriff dieser ungeheuren Stunde? Seit dem vierten Junitag des Jahres 1908 ist Alles in Bereitschaft. Edward Grey spricht: „Ich bin dafür, daß Britanien und Rußland sich auf der Basis der Vernunft und der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse berühren, verständigen, und werde mit diesem Wunsch

fallen, wenn das Unterhaus ihm die Erfüllung versagt." Die Mehrheit stimmt ihm zu. Ueber alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse berühren; zunächst also über die Hauptfrage: Wie groß darf, wie stark das Deutsche Reich werden? Sechs Tage danach ist König Eduard in Reval. Tischrede: „Ich bin gewiß, daß der neue Vertrag das Band, das Rußland und England umschlingt, noch fester knüpfen und uns gestatten wird, wichtigen Zukunftfragen in Freundschaft eine befriedigende Antwort zu finden." Damals sagte ich hier: „England, Frankreich, Rußland: ein neuer Dreibund. Ein längst vorauszusehender. Die alte Kluft zwischen russischer und britischer Orientpolitik ist überbrückt. Rußland muß von asiatischem Verlust in Europa entschädigt, Italien dem alten Bund entfremdet, Oesterreich dem neuen Concern gewonnen (oder zerschlagen) werden. Ein ungeheures Ereigniß." Herr Lemonon, der in seinem Buch „L'Europe et la politique Britanique" meine lauten Warnungen aus dem Juni und Juli 1908 erwähnt, sagt offen: „Herr Harden hat nicht geirrt. Die anglo-russische Verständigung ist eine Gefahr für Berlin. Deutlicher noch als in Asien richtet in Europa die Front der drei Mächte England, Frankreich, Rußland sich gegen das Deutsche Reich." Die Warnung habe ich so oft wiederholt, daß sie manchem Hörer lästig wurde. Jeder las ja täglich auf hundert Blättern, solche Gefahr spuke nur durch Narrenköpfe. „Anglo-russische Interessengemeinschaft ist unmöglich. Zwischen England und dem Deutschen Reich schwebt nicht einmal der Schatten entzündlichen Streitstoffes. Der franko-russische Zweibund selbst lockert sich schon. Der Entente Cordiale sind die Briten müde. Ihr Flirt mit Rußland war ein Privatvergnügen des Königs Eduard und lebt heute nur noch in ein paar Hetzblättern. Deutsche Bürgermeister, Pfarrer, Journalisten werden in England bejubelt. Wir sind die besten Kunden des Inselreiches. Gegen uns Krieg führen? Kein nüchterner Brite denkt daran." Ruchlose Verblendung! Mit den Versuchen, ihren Bann zu brechen, könnte ich einen Band füllen. Das muß heute ausgesprochen werden, weil es zeigt, daß auch von Einem, der nicht auf der Amtswacht sitzt noch klüger als Andere, nur nicht willig zu Blindheit ist, die Entwickelunglinie früh erkannt werden konnte. Aber nicht sollte? Von Mond zu Mond herzlicher, hörten wir, wurde das Verhältniß. Die Franzosen schäumen. Die Russen knirschen. Beide sind von Eng-

land geprellt. Nur uns liebt es. Sein König und seine Königin kommen nach Berlin. Zugleich mit dem Zaren. „Galt ihre Anwesenheit auch nur einem Familienfest, so bildet doch die damit bekundete Herzlichkeit der persönlichen Beziehungen unter den drei Monarchen ein werthvolles Imponderabile des wechselseitig ungestörten Fortschrittes der großen Kulturnationen Europas.“ So redet der Kanzler des Deutschen Reiches. Im Mai 1913. Im Juni 1914 kommt ein britisches Geschwader nach Kiel. Eins, freilich, auch nach Kronstadt. Und der Admiral, der die Ehre haben soll, Deutschlands Gast zu sein, tröstet die Freunde: „Der Kaiser hat uns eingeladen. Deshalb kommen wir. Politische Bedeutung? Nicht die allergeringste.“ Schadet nicht. Wir lesen von Matrosenverbrüderung. Lesen, wieder, das Verhältniß der beiden Reiche sei nie zuvor noch so herzlich gewesen. Ein Halbdutzend rüpeliger Briefe schimpft mich, weil ich vor acht Tagen drucken ließ, England werde nicht neutral bleiben. Vierter August 1914. Im Reichstag klagt der Kanzler Rußland infamen Treubruches an und berichtet, das deutsche Heer habe im Vormarsch gegen Frankreich die Grenzen Luxemburgs und Belgiens überschritten. Im Reichstag fragt der Botschafter des Britenkönigs den Staatssekretär Von Jagow, ob die Verletzung des Neutralenrechtes wirklich soeben eingestanden worden sei. Die Frage wird bejaht; und der Grund angegeben, der den Marsch durch Belgien erzwang. Der Botschafter dankt höflich. Ehe noch Abend wird, bringt er Englands Kriegserklärung ins Auswärtige Amt und erbittet für sich und seine Gehilfen die Pässe.

Recht! Nur für den Fall eines nicht von Frankreich verschuldeten deutschen Angriffes hat England der Republik schleunige Waffenhilfe zugesichert; „in case of an unprovoked attack.“ Nach der amtlichen deutschen Darstellung ist dieser Fall nicht gegeben; hat Frankreich unser Reichsgebiet angegriffen. Die Briten halten die Prüfung des Thatbestandes nicht für nöthig. Der Vertrag vom achtzehnten Oktober 1907 verbietet jeder Krieg führenden Macht, Truppen, Munition- und Proviantkolonnen durch luxemburgisches und belgisches Gebiet zu führen. Deutschland hat den Vertrag unterzeichnet, hat ihm, stöhnt der Kanzler, in Nothwehr zuwider gehandelt. Dem Verletzer des Völkerrechtes sagt England Krieg an. Soll auch diesem dritten Reich nun etwa bewiesen werden, daß es vom Rechtsboden wich? Ist dazu Muße? Die Nordsee zeuge von deutscher Moral. Schweigen und schlagen!

„Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zu Waffenhilfe gegen französischen Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die sein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündniß noch zu erwarten? Welchen Vortheil bringt es uns? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern." („Der Dreibund": „Die Zukunft" vom dreißigsten Oktober 1909.) Was vor Aller Augen liegt, findet doch Glauben? Nein. Wahnvorstellung, heißts; harmlose Extratouren; wenn Ernst wird, schlägt Italien für uns. Zwar hat es selbst, offen, gesagt, im Fall deutsch-englischen Krieges müsse sein Heer und seine Flotte zu Haus bleiben. Zwei langgestreckte Küsten, meist offene Häfen, nach dem ersten geglückten Handstreich wäre die Hauptstadt bedroht: wer so schwache Stellen hat, darf sich mit der größten Seemacht nicht in Händel einlassen. Doch wer denkt an deutsch-englischen Krieg? Den kanns ja nicht geben. Nur russischen oder französischen Angriff; und gegen die sind wir Italiens gewiß. Des Königreiches, dessen Minister, Tittoni, im Parlament gerufen hat: „Die italo-russische Verständigung ist ein Ereigniß, dessen ganze Wichtigkeit erst die Zukunft entschleiern wird." Dessen König den Zaren (nach einer Reise, die Oesterreichs Gebiet wie einen Pestbezirk umkreiste) sammt dem Herrn Iswolskij in Racconigi empfing; dann ein Franzosengeschwader einlud und mit den Serben Peters und Nikolas (seines Schwiegervaters) zärtliche Grüße tauschte. Aber die Eroberung Tripolitaniens und der Kyrenaika ändert ja Alles. Fortan muß Italien gegen Frankreich und England sein. (Weil der Weg in die neue Kolonie, die von Tunis und vom Sudan aus gefährdet ist, von der britischen Seefestung Malta beherrscht wird? Ich habe den Grund nie begriffen; immer die Meinung vertreten, daß Italien nun erst recht jeder Möglichkeit eines Konfliktes mit den Westmächten ausbiegen müsse.) Und wir haben fetten Köder für Rom: Nizza, mit kleineren Perlen der Azurküste, Korsika, Tunesien. Keiner kann ihm Besseres bieten. Italien erfüllt seine Bündnißpflicht. „In vollem Umfang": lesen wir noch am ersten Augusttag. Am vierten: „Italien bleibt neutral". Rügt, in

der offiziösesten Zeitung, die „eigenmächtigen Sonderaktionen“ der Bundesgenossen, die ihm gar nicht oder zu spät ihre Pläne angekündet haben; behauptet, öffentlich, der (nach deutscher Darstellung durch den Angriff Rußlands und Frankreichs begonnene) Krieg gehöre nicht zu den defensiven, für die der Dreibund erdacht worden sei; will aber versuchen, mit der Wahrung seiner Interessen den Vortheil der Vertragspartner zu bündeln. Ungemein freundlich. Die fünf Corps, die es einst in den Elsaß werfen sollte, kommen nicht. Fürs Erste marschirt nirgendwohin auch nur ein Mann. Aber Italien zieht neue Reserven ein. Rüstet das Heer und die Flotte. Will es Südtirol, Istrien, Valona erobern? So häßlicher Verdacht darf nicht wuchern. Italien (sagt uns der Offiziosus) „handelt im Einvernehmen mit seinen Verbündeten und sein Entschluß zu wohlwollender Neutralität hat weder in Wien noch in Berlin überrascht.“ Vortrefflich. Nur müßte der beredte Mund, dem wir diese Mittheilung danken, uns auch den Nutzen eines Bündnisses erkennen lehren, das nicht in Kraft tritt, wenn drei Großmächte, die gewaltigsten, uns bekriegen.

„Die Triple-Entente ist lahm, nur noch ein Schemen und der Dreibund fester als je.“ Acht Jahre lang, mindestens, seit in Algesiras der Russe Cassini, die Briten Nicolson und Mackenzie-Wallace und der Italiener Visconti-Venosta Frankreichs Geschäfte führten, habe ich den Glauben bekämpft, dessen Formel dann dieser Satz wurde. Vergebens. Nun kämpft die Triple-Entente gegen das Deutsche Reich und der Dreibund ist zum Zweibund geschrumpft. So wars, Alles, erwartet worden? Daran hatte in Deutschland „kein Mensch“ mehr gezweifelt? Und nur Taktikerkunst empfahl, bis in den vierten Augustabend überall die Annahme solcher Koalition und solchen Rücktrittes als ausbündige Tollheit höhnen zu lassen? Gut. Zwist würde des Feindes Ohr freuen. Alles war erwartet. Alles kam, wie es kommen mußte. Und sollte morgen Italien sich wider Oesterreich, Rumänien sich wider Ungarn wenden, Griechenland gar für Serbien aufstehen: auch darüber dürften wir uns nicht wundern. Hätten zum Staunen, zu Strafe nicht Frist. Jede Flamme leuchte dem Vaterland!

Elende und kalte Klügler sind aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen: Vaterland und Freiheit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Ein-

fältigen bethört! Wo es dem Menschen wohlgeht, da ist sein Vaterland, wo er am Wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.

Diese sind wie die dummen Thiere nur auf den Bauch und auf seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes. Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, deucht ihnen das einzig Gewisse. Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Thier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen. Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden. Das kann kein Thier, weil es leicht vergisset, und kein thierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt. Darum, o Mensch, hast Du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach Deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo Dir Gottes Sonne zuerst schien, wo Dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze Dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde Dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten: da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über Deine Wiege neigte, wo Deine Mutter Dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und Dein Vater Dir die Lehren der Weisheit und des Christenthums ins Herz grub: da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln und wohne Armuth und Mühe dort mit Dir: Du mußt das Land ewig lieb haben; denn Du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in Deinem Herzen.

Da ist Freiheit, wo Du leben darfst, wie es dem tapferen Herzen gefällt; wo Du in den Sitten und Weisen und Gesetzen der Väter leben darfst; wo Dich beglücket, was schon Deinen Ureltervater beglückte; wo keine fremden Henker über Dich gebieten und keine fremden Treiber Dich treiben, wie man das Vieh mit dem Stecken treibt. Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt. Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Thorheit Allen, die für den Augenblick leben. Aber

die Tapferen heben sie zum Himmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.

Auf denn, redlicher Deutscher! Bete täglich zu Gott, daß er Dir das Herz mit Stärke fülle und Deine Seele entflamme mit Zuversicht und Muth. Daß keine Liebe Dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude Dir süßer als die Freude der Freiheit. (Aus Arndts Katechismus für den deutschen Wehrmann.)

Frage: Du liebst Dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?

Antwort: Ja, mein Vater, Das thu' ich.

Frage: Warum liebst Du es?

Antwort: Weil es mein Vaterland ist.

Frage: Du meinst, weil Gott es gesegnet hat mit vielen Früchten, weil viel schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende ist, es verherrlicht haben?

Antwort: Nein, mein Vater; Du verführst mich.

Frage: Ich verführte Dich?

Antwort: Denn Rom und das egyptische Delta sind, wie Du mich gelehrt hast, mit Früchten und schönen Werken der Kunst und Allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als Deutschland. Gleichwohl, wenn Deines Sohnes Schicksal wollte, daß er darin leben sollte, so würde er sich traurig fühlen und es nimmermehr so lieb haben wie jetzt Deutschland.

Frage: Warum also liebst Du Deutschland?

Antwort: Mein Vater, ich habe es Dir schon gesagt!

Frage: Du hättest es mir schon gesagt?

Antwort: Weil es mein Vaterland ist.

Frage: Sage mir, mein Sohn, wohin kommt Der, welcher liebt? In den Himmel oder in die Hölle?

Antwort: In den Himmel.

Frage: Und Der, welcher haßt?

Antwort: In die Hölle.

Frage: Aber Derjenige, welcher weder liebt noch haßt: wohin kommt Der?

Antwort: Welcher weder liebt noch haßt?

Frage: Ja! Hast Du die schöne Fabel vergessen?

Antwort: Nein, mein Vater.

Frage: Nun? Wohin kommt Der?

Antwort: Der kommt in die siebente, tiefste und unterste Hölle.

Frage: Wenn der Zweck des Krieges nun nicht erreicht wird, das Blut vieler Tausend Menschen nutzlos geflossen, die Städte verwüstet und das Land verheert worden ist, wenn Alles unterginge und kein Mensch, Weiber und Kinder mit eingerechnet, am Leben bliebe, würdest Du den Kampf noch billigen?

Antwort: Allerdings, mein Vater.

Frage: Warum?

Antwort: Weil es Gott lieb ist, wenn die Menschen ihrer Freiheit wegen sterben.

Frage: Was aber ist ihm ein Gräuel?

Antwort: Wenn Sklaven leben!

(Heinrich von Kleist: Katechismus der Deutschen.)

Das deutsche Land sieht nicht aus, als müsse es sterben, das deutsche Volk nicht, als könne es in Fremdhörigkeit gleiten. Vor Land und Volk schaart sich, ihre Hoffnung, das Heer. In keinem anderen ist so ernsthaft, mit so rastlosem Eifer, mit solcher Preußeninbrunst gearbeitet worden. Keins wird, auf dem weiten Rund der Erde, so andächtig bewundert, vom Feind selbst so hoch geachtet. Höret den Hymnus, den ihm just vor einem Jahr General Pau sang, ein Führer, vielleicht der oberste, der Franzosenarmee.

Im Senat sprach der General: „Der Organisator eines Heeres muß zunächst immer den Kraftwerth des Gegners wägen, mit dem dieses Heer sich eines Tages vielleicht zu messen haben wird. Wenn ich von unserer Armee spreche, ist mein Blick also immer auf die des Deutschen Reiches gerichtet.“ (Rufe: „Très bien!“) „Einzelne glauben, die höhere Präsenzziffer des durch das Gesetz vom Sommer 1913 vergrößerten deutschen Heeres könne durch unsere Reserven ausgeglichen werden. Das ist ein Irrthum. Deutschland wird 830 000 Mann unter den Fahnen haben; wir verfügen (ohne die eingeborenen Truppen) über 530 000 Mann, von denen 50 000 in Afrika stehen; ob diese 50 000 am Tag der Mobilmachung in der Heimath sein können, wissen wir nicht. Deutschland hat also 350 000 Mann mehr als wir. Diese Ziffer bedarf keines Kommentars. Wie steht es mit den Reserven? Wir dürfen nur die Leute rechnen, die mindestens ein Jahr lang ausgebildet worden sind. Dann kommen wir auf die Gesammtziffer von 3 978 000 (darunter ist aber ein großer Theil aus nur einjähriger Dienstzeit); in Deutschland ist die unserer entsprechende Ziffer: 4 376 000. Deutschland

hat also 400000 Mann mehr als wir; und wird, wenn das neue Gesetz in volle Auswirkung gelangt ist, 1200000 mehr als wir haben. Aus diesem Vergleich schließe ich, daß sich uns die Pflicht zu neuer Anstrengung aufzwingt, deren Grenze nur durch die Kopfzahl der nachwachsenden Männer, durch finanz- und sozialpolitische Erwägung bezeichnet wird, der Frankreich sich aber nicht entziehen kann, wenn es nicht abdanken, sich selbst aus der Reihe der Großmächte streichen will. Gewiß: was uns an Zahl fehlt, müssen wir durch die Leistung, des Stehenden Heeres und der Reserven, auszugleichen trachten. Nicht immer hat das größere Truppenaufgebot den Sieg erfochten. Ausbildung und innere Einheit müssen erhöht werden; schon dazu brauchen wir die längere Dienstzeit, die uns den dritten Jahrgang unter die Fahnen stellt. Das deutsche Wehrgesetz ist die (durch äußere Umstände beschleunigte) Krönung eines Werkes, dessen Vorbereitung und Ausbau jeder Anerkennung würdig ist. Die deutschen Effektivbestände sind heute so stark, daß sie nach der Ankunft der nächsten Reservisten (für Pferde ist gesorgt und automobile Lastwagen liefern der Artillerie die nöthige Munition) sofort ins Feld rücken können. Diesem Zustand müssen wir unseren Grenzschutz anpassen. Heute könnte Deutschland mit der Mobilmachung bequem zwei Tage vor uns fertig sein und uns überrumpeln. Wenn wir uns nicht gegen solche Möglichkeit sichern, locken wir selbst den Gegner in eine ihm günstige Gelegenheit; und wir haben keinen Grund, zu glauben, daß er sie nicht ausnützen werde.“ (Rufe: „Très bien!“) „Das deutsche Heer hat eine Offensivkraft, wie sie seit den Tagen unseres Ersten Kaiserreiches in Europa nicht mehr gesehen ward. In ihm lebt der Geist der Offensive; nicht nur strategischer: auch politischer. Von dem Bewußtsein dieser Pflicht sind seine Führer ganz erfüllt. Feldmarschall von der Goltz hat gesagt, daß starke, aufsteigende Völker offensiver Politik bedürfen, deren Folge dann eine offensive Kriegführung ist; träg gewordene, zu Rückzügen bereite Völker führen den Krieg widerwillig und beschränken sich auf strategische und taktische Vertheidigung. Dem Feldmarschall scheint der Grundgedanke der Strategie untrennbar von dem der Politik. Und was wir vom Handeln Deutschlands sehen, zeigt uns die Wesenszüge kräftiger Vaterlandliebe und männlichen Willens. Darauf darf Deutschland stolz sein. Unsere Pflicht aber ist, auf diese Regungen ernsthaft zu achten. Alle Redner haben den friedlichen Geist Frank-

reichs betont und damit das Empfinden des Landes wahrhaftig gedeutet.“ (Très bien!) „Die Französische Republik will den Frieden, hat diesen Willen oft bewiesen und denkt nicht daran, irgendeine Macht herauszufordern oder anzugreifen.“ (Beifall.) „Sie will frei bleiben und unabhängig weiterleben. Um dieser Zukunft sicher zu sein, muß sie das durch Deutschlands Anstrengung gestörte Gleichgewicht wiederherstellen. Dann erst kann sie sich sorgenlosen Friedens freuen.“ (Beifall.) „Da wir den Frieden wollen und dem Gegner mit der Möglichkeit auch die Verantwortung des Angriffes lassen, befiehlt Pflicht uns, dafür vorzusorgen, daß unser Heer immer und überall zur Abwehr bereit sei. Der Friede ist nur zu wahren, wenn wir stark sind, wenn der Gegner uns stark weiß und unsere Kraft achten gelernt hat.“ (Lauter Beifall.) „Deshalb brauchen wir eine Organisation, die er selbst für nützlich hält. Glaubt er uns schwach, dann verführt dieser Glaube leicht in Mißbrauch der Ueberlegenheit. Ist er von der hohen Leistungfähigkeit unseres Heeres überzeugt, dann wird er vor dem Entschluß zum Krieg zaudern. Sind in beiden Heeren die Cyklen nicht mehr gleich, werden nur auf einer Seite die Daten der Einstellung und der Entlassung geändert, dann hat das zur Offensive bereite Heer den Vortheil. Hier ist der Hauptgrund, der den Obersten Kriegsrath verpflichtet hat, dem Vorschlag, den Mann dreißig oder zweiunddreißig Monate dienen zu lassen, seine Zustimmung zu weigern und ein ungeschmälertes drittes Dienstjahr zu fordern. Ich hoffe, daß mir gelungen ist, Ihnen ein klares Abbild der Bedingungen zu geben, denen unsere Heeresorganisation fortan genügen muß.“

Ein Beifallssturm, wie der Greisensaal des Luxembourg ihn lange nicht hörte, hat den Redner belohnt (der dicht vor der Altersgrenze stand und aus dem aktiven Dienst scheiden sollte). Als junger Offizier ist Pau im franko-deutschen Krieg schwer verwundet worden, wird von den Schreibern drum „le glorieux mutilé“ genannt: und da die Tribunenfirma Barthou-Etienne ihn, als den Marius der alten Triarier, vorschickte, konnte man fürchten, seine Hasta werde versuchen, den Schild des Deutschen Reiches zu zerbeulen, sein Mund kränkende oder Kränkung andeutende Worte sprechen. Nicht eins kam über die Lippen des tapferen Mannes. Schlicht, ernst, würdig sprach er; aus demselben noblen Soldatengeist wie, vor dreizehn Jahren, General de Galliffet, der mir, als Kriegsminister, sagte: „Ihre Armee ist höchster Anerkennung werth. Sie

hat uns geschlagen. Als Franzose, der sein Vaterland liebt, kann ich nie aufhören, dieses nationale Unglück zu beklagen. Doch der Soldat, der Fachmann muß offen aussprechen: Unsere Niederlage war verdient. In Organisation, Strategie und Mannszucht war das deutsche Heer unserem weit voraus und sein Sieg darum kein Glückszufall, sondern eine dem Völkerschicksal abgerungene Nothwendigkeit. Wenn die ungeheure Arbeit Ihrer Moltke und Roon fruchtlos geblieben wäre, müßte der Zunftsoldat an seinem Berufe verzweifeln. Warum hatten wir nicht eben so fleißig geschuftet? Mein altes Soldatenherz freut sich, in allem Patriotenschmerz, der Erfahrung, daß die große Leistung nach Gebühr belohnt worden ist. Die Gerechtigkeit forderte damals Deutschlands Sieg."

Fordert ihn heute: weil die Leistung nicht lässiger ward.

Die nur entscheidet. Nicht Rechtsdüftelei noch, was an „erhebendem Schauspiel" zu liefern wäre. Wo liegt die Welt, der jemals erweislich würde, daß Briten, Slawen, Franzosen, Italer, Wallonen, Walachen schäbige Wichte, treulose Lügner sind? Und welcher Ertrag kam bis heute aus dem Versuch, sie so zu erweisen? Das politischer Denkform fernste und drum regirbarste aller Völker hört seit Wochen, daß es von Vetter und Nachbarn betrogen wurde; tobt, statt zu fragen, wessen Hauptpflicht die Durchleuchtung und Vereitelung schnöder Trugpläne war, seinen Zorn an Wehrlosen aus; und muß dann, in seinem hellen Leben zum ersten Mal, von Scham erröthen. Nicht Deutschlands Recht: Deutschlands Macht ist jetzt zu erweisen. Wir müssen siegen. Sonst stirbt mit der Macht auch das Recht. Wäre das Gewimmel der Feinde stärker, dann schlüge in seiner Kraft der Puls des Rechtes zur Vorreckung über die deutsche Menschheit. Bei der stärksten Schwadron ist der Herrgott: jauchzt Fritz. Und ein als Reservemann einberufener Straßenbahnschaffner sprach am Sonntag, im Innersten fast so königlich wie Preußens einzig großer König, zu mir: „Bis zum letzten Augenblick fahre ich; denn aber schnell los. Wir werden schon fertig mit die Kosaken." So sind Millionen. Deutsch: in Ordnung, Unterordnung gewöhnt, vor keiner Nothwendigkeit zag und ihrer Sache, groß oder klein, durch ernste Arbeit mächtig. Nun ist Kriegergeist in ihnen erwacht. Der Geist des modernen Krieges, der nicht nur tötlicher, der auch aller Leben gebärenden Kräfte kräftigster Auszug ist. Aus solchem Heer wirkt eines Gottes Gewalt. Eitle Schwätzer hole der Teufel! Wir müssen siegen.

Psychologen und Philosophen.

Entgegnung.

Der unselige Zwist zwischen Philosophen und Psychologen hat sich nachgerade in so bedauerlicher Weise verschärft, daß die sachlichste Aeußerung auf der einen Seite sehr leicht von der anderen als persönlichste Kränkung empfunden werden kann. Um der Gerechtigkeit willen und um jedem neuen Mißverständniß vorzubeugen, sei von vorn herein betont, daß ich keineswegs nur der einen Seite daran, wie auch an dem allgemeinen status belli, die Schuld beimesse. Wenn aber in konkreten Fällen auf Grund von Mißverständnissen einem Einzelnen noch die ihm völlig fernliegende Absicht auf Verschärfung des Gegensatzes zugeschoben werden soll, so ist es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sich dagegen zu wehren.

In eine solche Lage versetzt mich der Artikel von Herrn Professor Jerusalem in der „Zukunft“ vom achtzehnten Juli 1914. Er sieht durch meinen Vortrag, den ich auf der letzten Jahresversammlung der Kant-Gesellschaft gehalten habe, „die Psychologen aus der Kant-Gesellschaft ausgewiesen“. Dadurch bringt er nicht nur mich, sondern auch die Kant-Gesellschaft in ein ganz falsches Licht im Verhältniß zu den Psychologen. Freilich betont er, daß er dem Gedankengang meines Vortrages nicht folgen konnte. Um die logische Bedeutung des Naturgesetzesbegriffes zu behandeln, mußte ich allerdings, wie ich ja auch ausdrücklich bemerkte, nicht nur eine gewisse logische und mathematische, sondern auch naturwissenschaftliche Schulung voraussetzen. (Daher auch mein Kampf gegen leere Abstraktionen.) Daß ich nun dabei mehr an die Physik als an die Psychologie anknüpfte, lag nicht nur an mir, auch nicht nur an der historischen Thatsache, daß die kritische Erkenntnißtheorie seit Kant vorwiegend an der Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft orientirt ist, sondern an dem diese historische Thatsache selbst erklärenden systematischen Charakter der Probleme als solcher. Und wenn ich dabei den Psychologismus ablehnte, so lehne ich damit doch nicht die Psychologie ab. Davon bin ich weit entfernt. Auch gewährt es mir ja eine gewisse Beruhigung, daß Herr Professor Jerusalem gerade durch den Vortrag von Professor Krueger, an dessen psychologischen Uebungen ich selber sogar noch während meines letzten hallischen Dozentensemesters theilgenommen hatte, die Psychologen wieder in die Kant-Gesellschaft „hineingeführt“ sah.

Was mag in meinem Vortrag nur die Verstimmung des

Herrn Professors Jerusalem und sein Mißverständniß hervorgerufen haben? Ich kann mir nur denken, daß es ein elementares Beispiel verschuldet hat, an dem ich gleich im ersten Abschnitt meines Vortrages den Unterschied zwischen Naturgesetz und Regel deutlich machen wollte. Ich sagte nämlich, daß die alljährliche Tagung der Kant-Gesellschaft eine regelmäßige Erscheinung sei und es auch bleibe, „selbst wenn sich einmal einige Feinde des Kantianismus hinterhältig einschleichen sollten“, wodurch die Regelmäßigkeit keinen Abbruch erlitte, aber zugleich bewiesen wäre, daß die Regel noch kein Naturgesetz sei, da dieses keine Ausnahme gestatte, wie die Regel. (Vom Wortlaut kann sich nun Jeder selbst überzeugen, da der Vortrag inzwischen im Druck erschienen ist.)

Damit hatte ich aber doch weder die Psychologen als „Feinde des Kantianismus“ bezeichnet noch auch angenommen, daß sie sich als solche getroffen fühlen würden, überhaupt nicht meinen von vorn herein durch das „selbst wenn“ als hypothetisch charakterisirten Ausnahmefall als realen bezeichnet. Und wenn nun endlich auch mit diesem hypothetischen Fall zugleich gesagt ist, daß, wer die Ziele einer Gesellschaft, und sei es auch einer philosophischen, bekämpft, ehrlicher Weise nicht gut dieser Gesellschaft angehören könne, so kann Das doch nicht ein rechtmäßiger Grund zur Verstimmung sein. Denn Das gehört doch zu Dem, was sich nach Vischer „immer von selbst versteht“. Darüber kann kein Streit sein, auch nicht zwischen Psychologen und Philosophen, auch nicht zwischen Herrn Professor Jerusalem und mir.

Wir vielgeschmähten „Aprioriker“ stehen wohl überhaupt nicht in dem Gegensatze zu der „wahrhaft lebendigen Philosophie“, in dem Herr Professor Jerusalem uns zu sehen neigt. Auch unser „Platz ist das fruchtbare Bathos der Erfahrung“, wie schon Kant gegen das bereits zu seiner Zeit einsetzende Mißverständniß seines „Apriorismus“ zu bemerken Gelegenheit hatte. Nur stellen wir mit Kant auch noch die Frage, was denn Das eigentlich bedeutet, was in der Erfahrung liegt und ihre Fruchtbarkeit möglich macht. Diese Frage allerdings lassen wir uns in unserem „Hochmuth der Aprioriker“ nicht wehren, selbst auf die Gefahr hin, daß hier die Differenz zwischen uns „Apriorikern“ und Dem, was Herr Professor Jerusalem als die „wahrhaft lebendige Philosophie“ anzusehen neigt, beginnen sollte.

Jena. Professor Dr. Bruno Bauch.

Bosnien.

Bosnien und die Herzegowina unter der Verwaltung Oesterreich-Ungarns. Mit einer Karte. (VIII u. 832 S.) Geheftet 28 M., gebunden in Halbfranz 31 M. Veit & Co. in Leipzig.

Schon mehr als einmal standen die beiden von Oesterreich-Ungarn auf Grund des Berliner Vertrages im Jahr 1878 besetzten und dann im Jahr 1908 annektirten ehemals türkischen Provinzen Bosnien und die Herzegowina im Mittelpunkt des europäischen Interesses. Im Deutschen Reich war dieses Interesse aber stets ein im Wesentlichen politisches; man hat hier allzu leicht vergessen, daß die genannten Länder auch von anderen Gesichtspunkten aus Beachtung verdienen. Nirgends vielleicht hat sich am Balkan (abgesehen von der alten Hauptstadt Konstantins) der Einschlag des orientalisch-islamitischen Wesens so rein erhalten wie an dieser Grenzscheide zwischen Orient und Occident. Ein eigenartiger Zauber umfängt Jeden, der seinen Fuß hier zuerst auf orientalischen Boden setzt; und die aus dem Aufeinanderprallen zweier so verschiedenen Kulturkreise entspringenden Gegensätze sind ganz besonders geeignet, den aufmerksamen Beobachter zu Nachdenken und Studium zu stimmen. Auch ich habe mich dieser mächtigen Einwirkung nicht zu entziehen vermocht, als ich im Dezember 1894, von dem damals leitenden Minister, Herrn von Kallay, zur Organisirung des landesstatistischen Dienstes berufen, zum ersten Mal den bosnischen Boden betrat. Auf den in amtlicher Thätigkeit gewonnenen reichen Erfahrungen, die später noch durch mehrere Reisen ergänzt wurden, und auf den von der Regirung veröffentlichten amtlichen Berichten und Monographien baut sich das Werk auf, das in streng wissenschaftlicher, aber doch zugleich auch weiteren Kreisen verständlicher Fassung Kunde zu geben bestimmt ist von der großen, durch die Habsburgermonarchie geleisteten Kulturarbeit. Aber es ist nicht nur das fesselnde Bild eines großen Kulturwerkes, das da von der Donaumonarchie jenseits der Save im Interesse des europäischen Friedens und des Fortschrittes der abendländischen Kultur geschaffen wurde, sondern zugleich wird uns ein höchst interessantes Stück kolonialer Verwaltung vorgeführt, wenn man diesen Begriff nicht allzu eng nimmt, ihn nicht auf überseeische Gebiete beschränkt. Jahrhunderte lang wurden die Provinzen vom osmanischen Regiment streng vom Abendland abgeschlossen. Die islamitischen Rechtsideen konnten hier daher besonders tiefe Wurzeln fassen. Leider war aber Kultur und Wirthschaft völlig verwahrlost. Unaufhörliche Fehden zerrütteten die spärlichen Reste des ehemaligen Wohlstandes und thatsächlich herrschte im ganzen Landesbereich vor dem Einmarsch der österreichisch-ungarischen Truppen Anarchie. Die neue Verwaltung hat dem Land nicht nur die lange entbehrte Ruhe und Sicherheit wiedergegeben, sondern auch in emsiger Arbeit ein dichtes Netz kulturförderlicher Maßnahmen geschaffen. Die einzelnen Fäden dieses Netzes dem Verständniß des deut-

schen Lesers zu zeigen und ihm auf diese Weise einen rascheren und leichteren Einblick in das Kulturwerk zu ermöglichen, als das bisher zugängliche Quellenmaterial vermochte: Das war mein Ziel. Nach einer kurzen Schilderung der Lage und der natürlichen Beschaffenheit der beiden Länder und einigen Bemerkungen über ihre Geschichte werden zunächst die staatsrechtlichen Verhältnisse der Provinzen, die seit 1910 eine Verfassung haben, und dann die allgemeinen Grundlagen der Verwaltungorganisation dargestellt. Danach folgen Kapitel über die noch unter dem Einfluß der osmanischen Rechtsentwickelung stehenden Justizverhältnisse, über das Agrarproblem, das die eigentliche soziale Frage des Landes in sich schließt, die forstlichen Einrichtungen, die konfessionellen und Bildungzustände, endlich auch das Verkehrswesen, an dessen Verbesserung gerade jetzt mit erhöhtem Eifer gearbeitet wird. Ich habe mich bemüht, nicht nur ein lebendiges Bild der bis jetzt wirklich erreichten Kulturfortschritte zu bieten, sondern auch die Grundlinien der von der obersten Staatsleitung im Land befolgten Wirthschaft- und Verwaltungpolitik zu beleuchten. Strenge Unparteilichkeit entspricht dem wissenschaftlichen Charakter des Werkes. Ueberall werden daher die von der österreich-ungarischen Regirung zu überwindenden Schwierigkeiten gewürdigt und die von ihr erzielten Erfolge anerkannt, zugleich aber auch ihre Fehler und Unterlassungen einer freimüthigen Kritik unterworfen. Das Endergebniß kann nicht immer volle Befriedigung wecken. Die sehr starken nationalistischen Strömungen, die in kurzer Zeit zur Verdrängung des deutschen Beamtenthums und der deutschen Amtssprache führen müssen, das damit sich verbindende Streben nach wirthschaftlicher Autarkie, endlich die allmähliche Ausgestaltung der beiden Länder zu einem selbständigen Rechtsgebiet waren schon bisher höchst unerfreuliche Anzeichen eines im Land sich von Jahr zu Jahr lauter regenden Separatismus. Ueber dem Feuer der großserbischen Propaganda sind die politischen Leidenschaften eines gewissen Theiles der bosnischen Bevölkerung offenbar bis zum Siedepunkt erhitzt worden. Ich darf wohl darauf hinweisen, daß ich mein Buch mit den warnenden Worten geschlossen habe, die man im alten Rom den Konsuln zurief, wenn das Vaterland in Gefahr war.

Ein paar Fragmente aus dem Buch:

Der innere Charakter der obersten bosnischen Verwaltung zeigt manche Eigenheiten und Abweichungen von der in der Monarchie und namentlich in Oesterreich eingebürgerten Ministerialverwaltung. Dieser besondere Stempel ist der obersten bosnischen Verwaltung vor Allem durch den Mann aufgeprägt worden, der am Längsten die Geschicke Bosniens geleitet hat, durch den Gemeinsamen Finanzminister von Kallay. Aus dem diplomatischen Dienst des Orients hervorgegangen, mit der Geschichte des Balkans eng vertraut und der serbo-kroatischen Sprache kundig, war er wie vielleicht kein Zweiter für diese ihm vom Monarchen übertragene Aufgabe prädestinirt. Er hat verstanden, sich einen Stab vortrefflicher Mitarbeiter zu schaffen. Auch bewies

er sonst einen scharfen Blick bei der Auswahl der für die höheren Verwaltungposten bestimmten Funktionäre, wobei er, obwohl Ungar von Geburt, mehr Oesterreicher als Ungarn heranzog. Den bosnischen Verwaltungangelegenheiten widmete er sich mit besonderer Vorliebe und wahrhaft unermüdlichem Eifer. Durch und durch Autokrat, behielt er die zahlreichen Fäden dieses ziemlich komplizirten Geschäftsbetriebes in seiner Hand und ließ sich in seine Verwaltung von keiner Seite hineinreden. Selbst sachlichen Vorstellungen war er wenig zugänglich, wenn diese mit den von ihm festgehaltenen Grundsätzen nicht übereinstimmten. In seinem Regirungprogramm standen die Gedanken der möglichsten Konzentration der Verwaltung, der wirthschaftlichen Hebung des Landes von oben, der Schonung des islamitischen Elementes, der starren Absperrung und der Unterdrückung der politischen und geistigen Bewegungfreiheit vornan. Sorgsam war er bemüht, im Lande den Zustand der äußeren Ordnung mit allen verfügbaren Mitteln aufrecht und sich dadurch am Ruder zu erhalten. Sein Konservatismus ging in dieser Richtung so weit, daß er jeder ernstlichen Lösung des sozialen Hauptproblems des Landes, der Agrarfrage, ängstlich auswich. An den einmal von ihm als richtig erkannten Verwaltungsgrundsätzen hielt er mit großer Konsequenz, nicht selten mit zähem Eigensinn fest. Im Einzelnen freilich erinnerte sein Regiment vielfach an das des aufgeklärten Polizeistaates aus dem achtzehnten Jahrhundert. Er ließ sich nicht nehmen, fast alljährlich längere Zeit im Lande zu verweilen, um die Zustände und Fortschritte mit eigenen Augen zu prüfen und Beschwerden abzuhelfen. Mit den verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln des Landes wußte er lange Zeit gut Haus zu halten und erst später begann er, den bis dahin jungfräulichen Kredit des Landes auszunutzen. Die Einnahmen und Ausgaben des Landes wurden von ihm regelmäßig höchst vorsichtig präliminirt, um jeder Verlegenheit auszuweichen und nicht an die finanzielle Unterstützung der wiener und pester Regirungen appelliren zu müssen. Ein besonderer Vorzug seines Regiments war die ungewöhnliche Raschheit und die Energie, mit der die Geschäfte der Centralleitung besorgt wurden. In diesem Punkt stach und sticht noch heute die oberste bosnische Verwaltung höchst vortheilhaft von der Ministerialadministration der Monarchie, besonders Oesterreichs ab. Nicht das selbe Lob kann freilich der fachmännischen Seite der Centralleitung immer gespendet werden. Die oberste bosnische Verwaltung erstreckt sich naturgemäß auf sehr verschiedene Agenden und der Beamtenstab der bosnischen Bureaux ist nicht sehr groß. Für einzelne Agenden (Forstwesen, Bauverwaltung, Finanzsachen, Sanität) sind wohl Fachmänner bestellt; andere fachtechnische Gebiete müssen aber von den für die allgemeine Verwaltung bestimmten Referenten mit erledigt werden. Trotz den aus der Verwaltung der Monarchie zu entnehmenden Vorbildern ist es daher um die fachtechnische Erledigung mancher Verwaltungagenden nicht immer zum Besten bestellt und das unter Kallay eingerichtete

Institut externer Konsulenten (für einige Gebiete der Landwirthschaftverwaltung, namentlich die Viehzucht) hat nicht genügende Abhilfe bringen können. Es fehlte und fehlt noch jetzt mitunter nicht an einem gewissen Dilettantismus in der Behandlung fachtechnischer Fragen. Auf der anderen Seite muß man anerkennen, daß die bosnische Centralverwaltung auf manchen Gebieten schöpferisch vorgegangen ist und höchst Originelles geleistet hat. Daß Kallay bei der Pflege der Verkehrsbeziehungen des Landes zur Monarchie die Interessen der jenseitigen Reichshälfte gegenüber Oesterreich wenigstens indirekt begünstigte, scheint mit Rücksicht auf seine ungarische Abkunft und seine engen Verbindungen mit der herrschenden ungarischen Gentry begreiflich. Jedenfalls schuldet ihm Oesterreich nicht besonderen Dank. Merkwürdiger Weise hatte er aber gerade in einzelnen großen österreichischen Blättern sehr warme Fürsprecher und begeisterte Lobredner gefunden. Für Lob Anderer und Selbstlob war er sehr empfänglich; er ertrug weder in den Delegationen noch im eigenen Lande eine unparteiische Kritik seiner Maßnahmen. Für die in den parlamentarischen Körperschaften gegen ihn gerichteten Angriffe, die in den letzten Jahren seiner Amtsthätigkeit an Schärfe sichtlich zunahmen, wurde er reichlich durch das Lob einzelner publizistischen Organe der Monarchie und des eigenen Landes entschädigt. Manche haben in der Verherrlichung seines Namens und seiner Regirungmaßnahmen ganz Unglaubliches geleistet. Die letzten Jahre seiner Verwaltung waren nicht mehr ganz ungetrübt. Der Selbstbethätigung der Bewohner und einer wahren Selbstverwaltung durchaus abhold, hatte er nicht verstanden, den in der südslawischen Bevölkerung stark entwickelten Hang zum politischen Leben früh in die richtigen Bahnen zu lenken. Diese sollte nach seinen Grundsätzen alles Heil von der Regirung und durch die Regirung empfangen. So hat er auch der so äußerst wichtigen, wenn auch höchst schwierigen Frage der Schaffung einer modernen Gemeindeorganisation in den okkupirten Provinzen weniger Aufmerksamkeit geschenkt, als schon im Hinblick auf die dadurch zu bewirkende Milderung der konfessionellen Gegensätze angebracht gewesen wäre. Die in der ersten Zeit nach der Okkupation unternommenen Arbeiten für eine planmäßige Organisirung der Gemeinden wurden von ihm sistirt. Der in der südslawischen Volksrasse stark entwickelte Trieb zu politischer Bethätigung, dem das natürliche Feld dafür abgeschnitten war, machte sich nun in anderer Richtung Luft. So kam es, daß seit dem Jahr 1896 von den Häuptern der serbisch-orthodoxen Partei die Begründung einer autonomen Kirchen- und Schulverfassung auf das Programm gesetzt und mit allem Eifer erstrebt wurde. Jahre lang zog sich der darüber mit der Regirung entstandene Konflikt hin und dessen Abschluß bedeutete durchaus nicht einen Sieg der Regirung. Ein immer stärkeres Knistern war im Lande in den letzten Jahren seines Regimentes wahrzunehmen. Denn schwer lastete seine Hand auf der durch übertriebenen polizeilichen Druck erbitterten Bevölkerung. Der von

ihm begründete Bau zeigte damals bereits zahlreiche Risse und nur sein Tod (1903) hat ihn davor bewahrt, den Zusammenbruch zu erleben. Mögen aber die dem Staatsmann Kallay entgegengebrachten Sympathien nicht allseitig und nicht immer warm gewesen sein, so müssen doch selbst seine Gegner ihm jene Achtung zollen, auf die eine starke, selbstbewußte und schöpferische Persönlichkeit Anspruch erheben kann. Sein Nachfolger sah sich alsbald genöthigt, die von seinem Vorgänger allzu straff gespannten Zügel des Regimentes zu lockern. Aber das Rad war bereits im Rollen und nicht mehr aufzuhalten. Man mußte jetzt viel weiter gehen und dem jungen Land eine Verfassung nach westeuropäischem Zuschnitt gewähren. Einstweilen versucht man noch, an den übrigen Grundsätzen Kallays festzuhalten. Das wird auf die Dauer aber nicht möglich sein.

In keinem Theil des nördlichen Balkangebietes war die Islamisirung der herrschenden Bevölkerungschichten wohl so weit vorgeschritten wie gerade in Bosnien. Hier hatten sie nicht nur den Glauben der osmanischen Eroberer angenommen, sondern auch das ganze Gebäude des islamitischen Rechtes sich zu eigen gemacht. Wo sie in größerer Zahl beisammen wohnten, wie insbesondere in den geschlossenen Orten, da war wirklich orientalisches Leben zu Haus. Eine tiefe Kluft trennte diese herrschenden Gesellschaftschichten der bosnischen Mohammedaner, die auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken konnten, eben so von ihren christlichen Volksgenossen wie überhaupt von der Kulturwelt des europäischen Westens. Ueber diese wichtige Volksschicht konnte das neue Regiment nicht einfach zur Tagesordnung übergehen, sondern man mußte den Versuch machen, sie für das neue Verwaltungsystem, das den Grundsatz der Gleichheit aller Volksgenossen vor dem Gesetz proklamirt hatte, zu gewinnen und sie allmählich mit dem veränderten Zustand der Dinge auszusöhnen. Wahrlich keine leichte Aufgabe! Denn nicht nur stieß die neue Verwaltung überall auf die durch die alten Gesellschaftformen so tief begründeten Vorurtheile, sondern sie sah sich bald auch vor die höchst heikle Aufgabe gestellt, zwischen den im Land herrschenden Rechtsformen des islamitischen Ostens und den westeuropäischen Rechtsauffassungen eine Brücke zu schlagen. Nicht weniger schwierig war es, die einander seit Urväterzeiten in fast unversöhnlicher Feindschaft gegenüberstehenden, durch religiösen Fanatismus erhitzten Bevölkerungschichten zu gemeinsamer, friedlicher Arbeit zu vereinen. Auch hier hat die neue Verwaltung ein großes Erziehungwerk geleistet. Mußte sie anfangs fast alle Geschäfte der Administration durch ihre eigenen Kräfte besorgen, so hielt sie doch als letztes anzustrebendes Ziel die allmähliche Heranziehung des Volkes selbst zur Durchführung öffentlicher Agenden im Auge. Schritt vor Schritt konnten so die Grundlagen für eine Selbstverwaltung im Land gelegt werden. Schon jetzt wirkt die Bevölkerung bei vielen Gerichtsverhandlungen und eben so in Agrarstreitigkeiten mit entscheidender Stimme mit und die Verwaltungbefugnisse der größeren Gemeinden sind nach und

nach bis an die äußerste Grenze des Zulässigen ausgedehnt worden. Während anfangs die Regirung selbst die Leitung der rein lokalen wirthschaftlichen Agenden in ihrer eigenen Hand behielt, hat sie auch hier vor längerer Zeit begonnen, die Zügel zu lockern, damit die Interessenten selbst für sich sorgen. Die Organisation der landwirthschaftlichen Bezirksgenossenschaften und der Viehzuchtgenossenschaften giebt beredtes Zeugniß von dieser staatsklugen Politik der Regirung.

Dabei mußte die neue Verwaltung für ihre wirthschaftlichen und kulturellen Maßnahmen meist selbst erst die richtigen Wege und Mittel erkunden. Die ersten großen Organisatoren war so gut wie ganz auf sich und die Erfahrungen angewiesen, die sie während ihrer früheren Berufsthätigkeit im Orient gesammelt hatten. Auf die Unterstützung der Wissenschaft konnten sie kaum zählen. Die nahm sehr lange von dem großen Kulturwerk, welches jenseits der Save in mühevoller Arbeit aufgerichtet wurde, wenig oder gar keine Notiz. An den Hochschulen des Reiches interessirte man sich höchstens für die Frage des staatsrechtlichen Verhältnisses der okkupirten Provinzen, die in wenig praktischen Diskussionen erörtert wurde. So auf sich selbst angewiesen, mußte die bosnische Verwaltung sich ihre Bahnen mit eigener Hand vorzeichnen und es war unausweichlich, daß sie dabei in manche Irrthümer und Fehler verfiel. Seit der Annexion ist in diesem Zustand der Dinge Vieles besser geworden. Das Interesse für bosnische Fragen ist in weiteren Kreisen der Monarchie sichtlich im Wachsen begriffen und auch die Wissenschaft beginnt, sich dafür zu erwärmen. Es fehlt jetzt nicht mehr an gründlichen Erörterungen einzelner bosnischer Probleme, wenn wir auch von einer planmäßigen Durchforschung dieses ganzen ausgedehnten Verwaltungskomplexes noch sehr weit entfernt sind. Jedenfalls bleibt es eine merkwürdige Thatsache, daß bis in den Winter 1913/14 auf der ersten Hochschule des Reiches, die auch von zahlreichen bosnischen Jünglingen besucht wird, keinerlei regelmäßige Vorlesungen über die nun auch formell mit der Monarchie verbundenen Reichslande abgehalten wurden.

Eine mächtige Bewegung hat vor einiger Zeit die Völker der Balkanhalbinsel ergriffen und sich in blutigem Ringen gegen die letzten Reste der osmanischen Herrschaft Luft gemacht. Diese Bewegung ist auch an den im Verband der österreichisch-ungarischen Monarchie lebenden Theilen des serbo-kroatischen Volksstammes nicht spurlos vorübergegangen. Schon vor der jüngsten Balkankrisis hatte diese Bewegung hier und da Formen angenommen, welche die Staatslenker der Monarchie zu erhöhter Wachsamkeit und zur Proklamirung der formellen Annexion zwang. Die bald darauf erlassene bosnische Verfassung war bestimmt, diese Bewegung in gesetzliche Bahnen zu leiten. damit ihre stürmischen Fluthen leichter gebändigt werden könnten. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, war die Verleihung der bosnischen Verfassung gewiß ein Akt hoher Staatsweisheit. Ob aber dadurch die an die Verwaltung des Landes sich knüpfenden Schwierig-

keiten gemildert worden sind, ist eine andere Frage. Schon die kurze Spanne Zeit, die seitdem in das Land gegangen ist, hat genügt, um zahllose separatistische Wünsche zu wecken, deren Erfüllung geradezu den Lebensnerv der Monarchie bedrohen muß. Die fortschreitende Erstarkung der nationalen Volkswirthschaft hat in Bosnien bereits eine Strömung entfesselt, welche den wirthschaftlichen Separatismus predigt und das große Kulturwerk der Monarchie als kolonisatorische Ausbeutung brandmarkt. „Bosnien den Bosniern“ heißt das Schlagwort, das von den Vertretern dieser Richtung ausgegeben worden ist. Man blickt mit steigender Mißgunst, zum Theil mit Haß auf die im Land seßhaften „Fremden“, welche die Industrie und den Handel beherrschen. Eine starke nationalistische Bewegung macht sich seit Jahren in den beiden Provinzen geltend und richtet ihre Spitze nicht nur gegen die aus der Monarchie eingewanderten Beamten, sondern auch gegen die als friedliche Kulturträger wirkenden Kolonisten.

Schließlich müssen diese separatistischen Bestrebungen auch auf das politische Gebiet hinübergreifen und zu den Gefahren einer wirthschaftlichen Entfremdung und zu der Erschwerung des gegenseitigen Rechtsverkehres wird noch das Gespenst einer politischen Umwälzung treten. Schon mehren sich die Anzeichen, daß weite Kreise der beiden Provinzen mit deren passiver Stellung sich nicht mehr bescheiden wollen. Man erstrebt von dieser Seite einen erhöhten aktiven Einfluß auf die politischen Geschicke des Landes, um in naher oder fernerer Zukunft dessen rechtliches Verhältniß zur Gesammtmonarchie von Grund aus umzugestalten. Noch wagt man nicht, das Schlagwort des Trialismus offen auszusprechen. Aber warum sollte das Ziel nicht höher gesteckt werden? Warum nur wirthschaftliche Autarkie und politische Autonomie, da doch der Gedanke der Schaffung einer gleichberechtigten Gebietskörperschaft neben den beiden Staaten der Monarchie so nah liegt? Nach mehr als einer Richtung sehen wir bereits derartige Vorstöße unternommen. Schon hat man versucht, im Wege der Landesgesetzgebung die Bedingungen festzustellen, unter denen fortan Beamte in den bosnischen Landesdienst aufgenommen werden sollen, obwohl die im Lande thätigen Beamten die Eigenschaft von Reichsbeamten besitzen, deren Rechtsverhältnisse die Reichsgewalt zu ordnen hat. Schon fordert man, daß die neue bosnische Gebietskörperschaft auch an den gemeinsamen Institutionen der Monarchie als gleichberechtigter Faktor theilzunehmen habe. Längst schon hat die wirthschaftliche und politische Rivalität zwischen Oesterreich und Ungarn auch auf Bosnien hinübergegriffen und die Verwaltung dieses Reichslandes wahrlich nicht erleichtert. Soll sich beim nächsten Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn etwa Bosnien als dritter zu diesen zwei Kontrahenten gesellen? Es ist höchste Zeit, daß die Reichsgewalt solchen Träumereien mit starker Hand ein Ende bereite. Nichts wäre gefährlicher, als wenn die Centralgewalt durch fortwährende Konzessionen sich über die Verlegenheiten des Augenblickes hinweghelfen wollte.

Leipzig. Professor Dr. Ferdinand Schmid.

Billiges Vieh, theures Fleisch.

Die Landwirthschaft klagt über schlechte Schweinepreise, die nicht mehr die Kosten der Produktion decken. Der Bund der Viehhändler Deutschlands hat auf seiner Hauptversammlung in Köln am vierzehnten Juni dieses Jahres erklärt, er sei in ernster Nothlage, da er mit Verlust arbeite. Der Deutsche Fleischerverbandstag erklärte auf seiner Tagung in Danzig fast zur selben Zeit, das Fleischergewerbe trage keine Schuld an den theuren Ladenfleischpreisen. Und Gastwirthe und Hausfrauen klagen, daß trotz billigen Viehpreisen die Detailpreise noch immer nicht weichen wollen und die Lebenshaltung so außerordentlich erschwert werde. Unzufriedenheit herrscht also überall und Niemand will eine Schuld auf sich nehmen. Der Abgeordnete von Schuckmann hat eine mit hundertfünfzig Unterschriften versehene Interpellation folgenden Wortlautes in den Landtag eingebracht: „Was gedenkt die Staatsregirung angesichts der Thatsache, daß sich an vielen Orten, namentlich in Großstädten und Industriebezirken, trotz dem bedeutenden Rückgang der Viehpreise ein erhebliches Mißverhältniß zwischen Vieh- und Fleischpreisen gebildet hat, zu thun, um im Interesse der Bevölkerung auf eine angemessene Preisbildung auch für das Fleisch hinzuwirken?" Die Allgemeine Fleischerzeitung, das Interessen-Organ selbständiger Fleischer, nennt diese Interpellation „unerhört", verweist auf die Feststellungen der Enquetekommission, die erkennen ließen, daß die Preise sich „normal" gestalten und künstlich nicht beeinflußt werden, spricht der Interpellation sachliche Gründe ab und tröstet sich und Andere mit der Vertagung des Landtages, die verhindert habe, dem Fragesteller zu antworten. In ähnlicher Weise beurtheilt die Allgemeine Fleischerzeitung eine in die Zweite Kammer Hessens eingebrachte Interpellation; und sie findet es wieder „unerhört", daß sich die Stadtverwaltungen von Dresden, Zwickau und andere in letzter Zeit mit dem selben Thema befaßten. Sie wird aber nicht verhindern können und erlauben müssen, daß den Gründen nachgegangen wird, die den Ladenpreis des Fleisches heute rechtfertigen. Das liegt bei der Wichtigkeit dieses Nahrungmittels im Interesse unserer Gesammtwirthschaft und damit auch zugleich im Interesse des Fleischergewerbes.

Ich habe über dieses Gewerbe im Lauf dieses Jahres mehrfach gesprochen, aber niemals behauptet, daß es ungemessene Schätze einheimst, wie das Publikum gemeiniglich anzunehmen geneigt ist. Nur Wenige bringen es, auch hier, wie in jeder anderen Branche, zu Vermögen. So lange die Ladenschlächter, namentlich die der Großstadt, nicht zu Reformen schreiten, die sie leistungfähiger machen, werden sie Angriffen ausgesetzt sein. Der Konsument kennt die Viehpreise und vermag die Spannung zwischen ihnen und den Ladenfleischpreisen

nicht zu begreifen. Er weiß nichts von den unverhältnißmäßig hohen Unkosten und Verlusten, die auf dem einzelnen kleinen Ladenbetrieb ruhen, nichts von der Mitarbeit der Familienmitglieder, nichts von der viel zu großen Zahl der Konkurrenzläden, die alle, in zum Theil recht bescheidenen Umfang, nur Fleisch aus den selben Orten beziehen und sonst nur einander, vielleicht durch bessere Ladenausstattung oder größere Borgwirthschaft, überbieten können.

Die vielen kleinen Ladenbetriebe drängen in der Großstadt zu einer strafferen Organisation auf kaufmännischer Grundlage, die auch das bisher leider nur noch zu weit verbreitete Uebel der Borgwirthschaft beseitigt und die Kaufkraft und Leistungfähigkeit des Fleischers erhöht. Die Feilschvertheilung bleibt auf diese Weise in den Händen der Fleischer; nur muß vielleicht manche kleine, jetzt selbständige, aber schwierige Einzelexistenz sich zu einer sicheren, fest bezahlten Beschäftigung entschließen. Mag auch diese Entwickelung den bisherigen Versuchen zur Hebung des gewerblichen Mittelstandes nicht ganz entsprechen, so glaube ich doch, daß dem Fleischergewerbe damit am Besten gedient ist, zumal es ohnehin nicht hindern kann, daß Andere sich über kurz oder lang der Fleischversorgung bemächtigen werden, sei es auch nur als Preisregulatoren. Wandlungen wird das Fleischergewerbe vornehmen müssen, will es bei der alle paar Jahre wiederkehrenden Fleischtheuerung nicht immer erneuten Angriffen ausgesetzt sein.

Auch bei den jetzt von der Regirung beschlossenen Erhebungen über die Verhältnisse des kaufmännischen Mittelstandes werden die des Fleischergewerbes wohl ein Gegenstand ausführlicher Besprechung sein. Der Hansabund hat der Regirung Grundsätze unterbreitet, in denen er die allzu rasche Vermehrung der Detailgeschäfte, die prozentuale Steigerung der Geschäftsunkosten und die Forderung allgemeiner und kaufmännischer Vorbildung der sich selbständig machenden Kleinhandels- und Gewerbetreibenden der Aufmerksamkeit empfiehlt. Diese Forderungen sind berechtigt. Wir leiden unter einer Ueberfülle von Detailgeschäften, die namentlich in der Lebensmittelversorgung nicht zur Verbilligung beigetragen hat. Eine bedenkliche Theuerung, deren Ende noch nicht abzusehen ist, zeigt uns das tägliche Leben auch auf vielen Gebieten außerhalb der Lebensmittelbranche. Schleunige Rückgänge in der Lebenshaltung der nicht reich Bemittelten sind unvermeidlich. Und die Folgen solchen Rückganges braucht man nicht erst auszumalen; sie würden manche Existenz, die bisher gesichert schien, vernichten oder mindestens arg schwächen. Gerade im Handel mit Lebensmitteln ist die Heilung nur möglich, wenn die anarchische Wirrniß endlich einem festen System weicht.

Wilmersdorf. Stadtrath Max Steinborn.

Selbstanzeigen.

Das Jesusbild. Epigramme für Ketzer und Grübler. B. Behrs Verlag in Berlin.

Es handelt sich in diesem Epigrammband um ein persönliches Bekenntniß und um eine grundsätzliche Abrechnung mit dem Christenthum und seinem Stifter vom Hintergrunde einer langen Familiengeschichte her. Jede neue Generation nimmt von neuen Voraussetzungen aus und mit neuen Gaben und Kräften den Kampf auf und fördert die Lösung des Problems. Schon im Großvater von mütterlicher Seite aber vollzieht sich zum ersten Mal der grundsätzliche Bruch mit dem Christenthum. Er ist der jüngste Sohn des verdienten Staatsrathes Nicolovius und ein Enkel von Kornelia Goethe-Schlosser. Von ihm heißt es in der „Einführung": „Er findet bis ins hohe Mannesalter im Katholizismus die einzige Tröstung für seine innere Hoffnunglosigkeit. Nun aber begiebt sich das Erstaunliche. Sein äußerlich verfehltes Leben mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit immer wieder überdenkend, bricht er allmählich in unablässig-ernster Geistesarbeit nicht nur mit dem Katholizismus, dem er seine Karriere zum Opfer gebracht, nicht nur mit jeder christlichen Dogmatik und Heilsvermittegung, nicht nur mit Allem, was Kirche heißt, sondern auch, als Erster seines Geschlechtes, mit der christlichen Ethik, deren schwärmerisch-fanatischen Charakter er mit voller Klarheit erkannt hat. Nur ihre menschlich-natürlichen Bestandtheile hält er unverbrüchlich fest. Ja, damit die Entwickelung in ihrer Eigenart sich ganz scharf herausstelle, spricht der Greis in spätesten Aufzeichnungen zugleich von dem verhängnißvollen Einfluß, den, neben der ‚Traumwelt des Christenthums', Platons Philosophie auf die Gestaltung seines Denkens und Lebens ausgeübt habe, nur mit einem Schritt noch entfernt von den genialen Schlußfolgerungen Nietzsches." Der Autor redet dann von seinen Eltern, besonders von seiner Mutter, und von sich selbst und sagt über den Inhalt des Werkchens: „Widerspruchsvoll, wie er erscheint, wird er von rechts und von links angefochten und von dem Verfasser vertheidigt werden. Dann wird über sein eigenes Leben und Streben noch Einiges mehr gesagt werden müssen. Heute war es erfreulicher für den Autor und nothwendiger und anregender für den Leser, Etwas von den Hinter- und Untergründen zu verrathen. Aber schon hier sei eine Warnungtafel aufgerichtet allen Schwächlingen und Muckern: ‚Epigramme für Ketzer und Grübler!' Wer nicht den Muth der eigenen Meinung, die Tapferkeit voraussetzunglosen Forschens besitzt, Der mag unbehelligt und behutsam bei Seite schleichen. Kein Wort in diesem Buch ist für ihn geschrieben. Hat der Autor doch selbst dem Starken und Freien Manches vorenthalten, was zu kühn erscheint für diese schwächliche Zeit. Den Denunzianten aber und den Sykophanten, die im Kampf der Geister nach dem Büttel schreien, schleudert er ins feige Angesicht das tiefsinnige Donnerwort: „Nemo contra Deum, nisi Deus ipse!" Niemand ist gegen Gott, wenn nicht Gott selbst!

Walter Vielhaber.

Die Kalkdiät. Aerztliche Rundschau Otto Gmelin in München.

Seit Oskar Loew den Kalk als Bestandtheil jeder Körperzelle, und zwar als einen an die Eiweißkörper des Zellkerns gebundenen Bestandtheil nachgewiesen hat, haben die Stoffwechselphysiologie und die Ernährungtherapie die Nutzanwendung daraus gezogen. Wenn der Kalk im Körperhaushalt eine viel wichtigere Rolle spielt, als zuvor angenommen wurde, dann darf die Regelung des Kalkstoffwechsels nicht mehr dem Zufall überlassen bleiben, sondern eine rationelle, dem Kalkbedürfniß des Körpers entsprechende Kalkzufuhr muß dafür sorgen, daß die aus dauernder Kalkunterernährung, wie sie „gemischte Kost“ in der Regel mit sich führt, erwachsenden Schädigungen des Organismus vermieden werden. Den Weg dazu weist die von Rudolf Emmerich und Oskar Loew ersonnene Kalkdiät, von der ich hier eine auch medizinischen Laien verständliche Darstellung gebe. Die überraschenden Heilerfolge der Kalkdiät, besonders bei Tuberkulose und Heufieber, haben längst zu einer immer weiteren Ausdehnung der Kalktherapie geführt. Auf der anderen Seite lassen die günstigen diätetischen Erfolge bei gesunden Menschen die Kalkdiät als ein Postulat der Volksgesundheit und der Leistungfähigkeit des Volkes erscheinen.

München. Dr. Ernst Franck.

Die Quellen des künstlerischen Schaffens. Klinkhardt & Biermann in Leipzig.

Die erste prinzipielle Behauptung dieses Buches ist, daß keine Aesthetik ernsthaft ans Ziel führen kann, die aus der Zergliederung und Zerfaserung des Rezeptiven, des Genießenden ihr Rüstzeug nimmt. Das ist so wenig möglich, als wollte man aus dem Geschmack der Speise das Wesen der Kochkunst erklären, als wollte man das Wesen des Gewehrs aus den Wunden darstellen, die es schlägt, oder aus der, so zu sagen, rein physischen Beschreibung des Vorganges beim Abschießen. Was wir brauchen, ist ein Lösen von der rein beobachtenden, nicht Grundsatz suchenden, nicht chemischen Art der Analyse des Schaffens. Der Produktive ist in Wahrheit das einzige Maß ästhetischer Dinge; und erst wenn die Quellen seiner Energie gefunden sind, kann das Rezeptive, das nur ein Negativ seines Wesens ist, vollkommen begriffen werden. Die zweite Behauptung des Buches betrifft die Quellen des künstlerischen Schaffens selbst. Diese sind: die ursprüngliche, Jedem „eingeborene“ Sehnsucht, das erotische Gefühl, das, im Gegensatz zum sexuellen, sich in Geistigkeit umsetzt, nicht „Sublimirung“ ist (Freud), sondern Eigenkraft; dann die Lust an der Verewigung dieses Ersehnten und Geliebten, die Einankerung des als schön Gefundenen in toten Stoff, in die unbeirrbare Festigkeit der Materie. Wie sich diese beiden gegensätzlichen und dabei doch im Innersten verwandten Kräfte polarisiren, wie bald die eine, bald die andere vorwiegt, wie das Erotische in der Tragoedie und der Karikatur zur Kampfkraft wird, welche sich gegen das Unerotische, gegen das Häßliche und Widrige des

Lebens aufbäumt, wie diese Kräfte auch in der Natur symbolisch eingefühlt werden und über den Rahmen des Künstlerischen hinaus im Religiösen, in Politik und Wissenschaft sich ausleben: Das mag aus dem Buch selbst ersehen werden, dessen Motti sind: Nietzsches Wort: „Lust will Ewigkeit“ und Diltheys Satz: „Jede Aesthetik ist unfruchtbar, die nicht mehr an dem Ideal des Zeitalters mitarbeitet.“

Semmering. Erich Major.

Königskinder. Briefe aus schwerer Trennungzeit einer Ehe. Fritz Eckardt in Leipzig.

Mein Roman „Königskinder“ ist eingekleidet in die Form eines Briefwechsels zwischen zwei einander innig liebenden Ehegatten, die wegen schwerer Krankheit Jahre lang von einander getrennt leben müssen. Diese Form giebt die Möglichkeit, die Hauptprobleme der Sexualethik, die in diesem Buch, in dessen Mittelpunkt ein junger Sexualreformer steht, ganz besonders behandelt werden, vom Standpunkt des, wie mir scheint, völlig verschiedenen männlichen und weiblichen Fühlens aus zu betrachten. Die Frage der Doppelliebe, der freien Liebe, der sexuellen Aufklärung des Kindes, des unehelichen Kindes, der unbefriedigten Frau, der Ehe überhaupt sind in typischen Charakteren dargestellt. Ohne Pruderie habe ich gesprochen und die Gefühle so dargestellt, wie sie in verschiedenen Menschen leben. Aber ich habe mich auch bemüht, die Dezenz zu wahren, die das Kunstwerk verlangt, wenn es uns erheben soll. Neben dieser Gedankenreihe läuft eine zweite: die Erziehung zum Leid. Der „Held“ des Romans hat sich, bei aller Anerkennung der Tragik des Lebens und des Leides, nicht nur zur Herrschaft über das Leid erzogen, er versteht auch, es zur Veredelung seines inneren Menschen zu nützen. Sein Bestreben geht dahin, auch seine Gattin zu dieser Lebenskunst zu führen. Dies gelingt ihm so ganz, daß sie, von Stufe zu Stufe über das Leid sich erhebend, sogar den Tod des Gatten nicht nur zu ertragen vermag, sondern ihrer Seele nutzbar macht.

Bremen (St. Martini). Emil Felden.

Ernst Bassermann. Zu seinem sechzigsten Geburtstag. Reichsverlag Gustav Ziemsen.

Seit Jahren versichern, intra muros et extra, außerhalb der Parteigrenzen und drinnen, Alle, die mit der nationalliberalen Politik im Reich nicht zufrieden sind: die müsse wieder zu Bennigsen zurückkehren, von dem sie, sündhaft mit Fortschrittlern und Sozialreformern kokettirend, sich entfernt habe. Der sechzigste Geburtstag Ernst Bassermanns schien mir ein gerechter Anlaß, darzuthun, daß es sich hier um eine der Legenden handelt, von denen auch sonst unser politischer Tagesbetrieb alltäglich lebt: „die Linien aufzuweisen, die von Bennigsen zu Bassermann führen.“ Das habe ich in dem kleinen Druckheft versucht.

Dr. Richard Bahr.

Krieg.

Daß beim ersten Erscheinen des Kriegsgespenstes die Börsen von Wien, Paris und von Petersburg schlimm aussehen würden, war zu erwarten. Die Katastrophen in London und Berlin aber mußten überraschen. London hatte während der letzten Börsenkrisen in Paris und Petersburg gesagt, im Bereich der Stock Exchange gebe es keine gefährlichen Stoffe. Das englische Publikum sei schon lange in seinen Werthpapiergeschäften vorsichtig gewesen und nach der Entwerthung der südamerikanischen und mexikanischen Papiere kein ernsthafter Verlust zu fürchten. Diese Diagnose war falsch. Man brauchte nur den Kurs der englischen Konsols zu sehen, um die Erschütterung der Börse zu erkennen. Auch in Berlin war der Zusammenbruch arg. Wo blieben die Retter, die Banken, von deren hilfreichem Schutz man in Friedenstagen so oft gehört hatte? Sie mußten die Börse sich selbst überlassen. Am zweiten Tag, als man den Umfang der Verwüstung sah, wurden Erleichterungen für die Ultimoliquidation beschlossen. Weniger konnte man nicht thun. Aber die Wirkung dieses ersten Entschlusses wurde gelähmt. Viele ausländische Börsen hatten die Schlagbäume heruntergelassen und den Verkehr auf den Effektenmärkten gesperrt. Dadurch war Berlin zum Sammelpunkt aller Verkäufe, ernsthafter und besonders spekulativer, geworden. Was Wien zu Haus nicht loswerden konnte, schob es nach Berlin ab. Und die „Leerverkäufer“, die Herren Baissiers, die im Kriegsfall eine besonders üble Rolle spielen, nutzten und trieben die Angst des Publikums durch Blankoabgaben. Dieses Spiel einheimischer und fremder Contremineurs veranlaßte Banken und Börsenvorstand, die Sperrung des Termingeschäftes zu verfügen. Ultimokurse wurden nicht mehr notirt. Der Handel blieb auf den Umsatz gegen Barzahlung beschränkt. Diese Vorsicht hatte eine schlechte Folge: durch das Fehlen des Ultimoverkehrs, der die „Unruhe“, das Gleichgewichtpendel, im Börsengetriebe darstellt, blieb der Kassamarkt sich selbst überlassen; und die Kurse der Terminpapiere sanken noch tiefer, obwohl Kaufordres aus dem Publikum vorlagen. Wenn man aus friedlichen Tagen auf die jüngste Börsennoth zurückblickt, wird man die verfehlte Wirkung der Sperre des Ultimogeschäftes unter die guten Lehren des Krieges aufnehmen. Auch über den Nutzen der Börsenschließung läßt sich streiten. Sie ist im Grunde doch nur ein Ausdruck der Furcht vor der eigenen Angst. Man will verhindern, daß die Kurse durch hastige Verkäufe ruinirt werden. Gut. Man hindert aber auch die Möglichkeit neuer Käufe, die doch möglich waren. Nicht Jeder ist so thöricht, einen Krieg für den sicheren Weltuntergang zu halten.

Oberbürgermeister Wermuth, der frühere Schatzsekretär, hat von den „Angstmeiern“ gesprochen, die sich um Deutschlands finanzielle Bereitschaft nicht kümmern, sondern kopflos über Vernunft und Vermögen stolpern. Aber wenn sich die erste Verblüffung gelegt habe und die Gedanken sich auf die ihnen gänzlich ungewohnte Situation einge-

stellt haben, werden die Geschäfte bald wieder in Gang kommen. Das klingt natürlich im Lärm des ersten Schreckens wie gekünstelte Beruhigungmusik; kann aber durch die Ereignisse bestätigt werden. Jedenfalls ist das deutsche Volksvermögen aus Werthen zusammengesetzt, die ein Sturm nicht schnell wegblasen kann. Herbst und Winter des Jahres 1912, die den Beginn des Balkankampfes brachten, hinterließen dem deutschen Effektenkapital einen Verlust von 3000 Millionen. Die sind wieder eingebracht worden. Nur wer verkaufen mußte, weil er mit geborgtem Geld gekauft hatte, oder der Aengstliche, der nur noch Katastrophen sah, verlor sein Geld. Für die Anderen bedeutete der Kursfall nur eine „rechnerische Verschiebung“, die später wieder ausgeglichen wurde. So ist es immer gewesen, wenn sich im Effektenbereich starke Veränderungen zeigten; und so wird es wieder werden. Natürlich nicht bei Papieren, die kein Fundament haben. Solche „Werthe“, die der Schwindel produzirt, giebt es an der berliner Börse nicht; die Vorschrift für die Zulassung bürgt dafür, daß sie nicht in das Gebiet des amtlichen Effektenverkehrs eindringen. Damit ist nicht gesagt, daß die Qualität aller in Berlin, Frankfurt, Hamburg und sonstwo notirten Papiere gleich sei. Im Allgemeinen stützt sich das in Werthpapieren angelegte Kapital doch entweder auf den Kredit öffentlich-rechtlicher Faktoren oder auf nachweisbaren Besitz. Die deutschen Reichs- und Staatsanleihen sind von der Existenz des Reiches und der Bundesstaaten abhängig. Ist es nöthig, mit dem Verschwinden dieser Machtgebilde zu rechnen? Selbst wenn das Deutsche Reich von seinen Feinden besiegt werden sollte, wird es nicht aufhören, zu bestehen. Bares Geld ist zwar der am Leichtesten greif- und begreifbare Ausdruck des Vermögens; aber wenn die Katastrophe so groß ist, daß die Staatspapiere in ihren Lebensbedingungen wanken, dann nützt auch das bare Geld nicht mehr. Das Publikum hat, wie bei jeder politischen Störung, die Sparkassen belagert. Alles ist ausgezahlt worden. Aber die Sorge um die Sicherheit des in den feuersichersten Kasematten bewahrten Geldes ist doch ein die Oeffentliche Meinung belastendes Moment. Die 20 Milliarden deutscher Spargelder, die in den öffentlichen Sparkassen liegen, sind keiner Gefahr ausgesetzt. Ihre Decke besteht zum größten Theil aus Hypotheken, zum kleineren aus Staatspapieren. Und für das Sparkassengeld haftet nicht nur das materielle Vermögen, sondern auch noch das Wort und der Besitz von Stadt, Kreis und Staat.

Auch die Milliarden, die im Betrieb der Banken stecken, sind dort besser aufgehoben als in der Matratze. Man darf sich durch die oft gehörten Klagen über nicht genügende Elastizität des Bankenkapitals nicht kopfscheu machen lassen. „Liquidität“: Das ist am Ende nur ein Schlagwort, mit dem der Wagemuth der Finanzwelt gedämpft werden sollte. Und da diese Waffe in den letzten beiden Jahren so oft gebraucht worden ist, hat sich ein günstiges Verhältniß zwischen greifbaren Mitteln und schwerfälligen Engagements herausgebildet. Die Banken haben an der Börse versagt, weil sie sich liquide halten wollten. Das

kann sie entschuldigen. Sie haben den Effektenmarkt sich selbst überlassen, um für die Ansprüche des Publikums gerüstet zu sein. Also ist aus dem Schaden, den die Börse hatte, ein Vortheil für die Depositengläubiger geworden. Die Industrie wird durch die Einengung des Geldstromes nicht in ihren Lebensfunktionen getroffen. Sie kann, im besten Fall, nur mit halber Kraft arbeiten und vermindert dadurch ihre Ausgaben, wenn auch die Löhne steigen. Die Zahl der Arbeiter wird viel kleiner und der Werth der zurückbleibenden steigt. Trotzdem sind die Unkosten mit den Summen, die der normale Betrieb erfordert, nicht zu vergleichen. Die Gesellschaften werden nach dem Friedensschluß wieder rentabel. Eine völlige Vernichtung des industriellen Besitzes ist undenkbar. Kohle und Erz sind Reichthum, den kein Feind uns rauben kann. Die Hochöfen, Walzenstraßen, Maschinen, elektrischen Centralen können zerstört werden. Sie sind aber, durch solide Bilanzirung, so niedrig bewerthet, daß ihre Widerherstellung, mit Hilfe der vorhandenen Fonds, kein allzu schweres Opfer sein wird. Und die Vernichtung dieser Besitzthümer (in den Bergwerken steckt ein Kapital von rund 6000 Millionen) ist so unwahrscheinlich, daß selbst Pessimisten sie nicht in Frage ziehen. Viele Unternehmen haben große Bankguthaben. Die industriellen Schuldverschreibungen, von denen fast 4 Milliarden in Umlauf sind, werden ihre Zinsen wohl weiter zahlen. Tritt eine Stockung ein, so ist sie ja durch den Ausfall der Einnahmen genügend erklärt und braucht nicht etwa als Symptom einer Gefährdung des Kapitals selbst aufgefaßt zu werden. Nur wer annimmt, daß die Entwickelungmöglichkeiten der deutschen Industrie für alle Zeiten vernichtet seien, könnte die Papiere aus dem Maschinenreich für ganz entwerthet halten. Das glauben nur Wenige; denn selbst an den schwärzesten Tagen wurden für eine große Anzahl von Aktien Kurse notirt, die bewiesen, daß es noch Käufer gab.

Wie lange es dauern kann? Vielleicht geht es sehr schnell, vielleicht sieht man viele Monde wechseln, ehe Friede wird. Aber es giebt eine sichere Chance: was der Krieg zerstört hat, muß rasch ersetzt werden. Unsere Technik kann es auch rasch ersetzen. Nur darf das Geld, das als Mittel zur Sanirung nöthig ist, nicht versteckt oder ins Ausland gebracht werden. Viele glauben, daß sie ihre Barmittel im Ausland besser unterbringen können als in der Heimath. Die Bewegung des londoner und pariser Wechselkurses in den ersten Paniktagen ließ vermuthen, daß englische und französische Devisen gekauft worden seien, um deutscher Gelder nach England und Frankreich überzuleiten. Solche Transaktionen sind nicht nur thöricht und wider das nationale Interesse, sondern auch verlustreich. Denn die Zurückleitung des Geldes bringt fast immer eine Einbuße durch die Vertheuerung der einheimischen Devisen. Bei dem doppelten Geldwechsel bleibt jedesmal ein Stück Kapital hängen. Wer vernünftig rechnet, muß sich doch sagen, daß die beste Taktik die einer möglichst erfolgreichen Schwächung des Auslandes ist. Die deutsche Wirthschaftmacht, die nicht nur in der Ein-

bildung lebt, kann sich mit ihren wiedergewonnenen Kräften um so breiter auf dem Weltmarkt dehnen, je schwächer die Konkurrenten sind. Sie muß also selbst über einen möglichst langen Kapitalradius verfügen, damit sie ihre Absatzgebiete im Ausland zurückerobern kann. Mit der Schiffahrt stockt auch der überseeische Handel; der ist, trotz passiver Handelsbilanz, ein wichtiger Vermögensfaktor. Aber seit Jahr und Tag hat der Export sich gesteigert und der Industrie einen guten Theil ihres Schwunges erhalten. Im Krieg hört die Ausfuhr auf, der Import schrumpft zusammen und beschränkt sich am Ende nur noch auf Lebensmittel. Aber auch diese Zufuhr ist nicht unbegrenzt: werden die Küsten blockirt, so ist es mit der Einfuhr zu Ende. Die Blockade muß natürlich durchgeführt sein. Daß die Handelsschiffahrt ruht, versteht sich von selbst. Den Rhedern bleibt der Schiffraum, der in den letzten Jahren weit ausgedehnt worden ist, unverwerthbar und sie haben auch noch mit dem Verlust von Schiffen durch Kaperung zu rechnen. Aber auch diese Schäden sind wieder gutzumachen.

Werden die Amerikaner von dem Krieg Nutzen haben? Ihr Gold hat ihnen, zum großen Theil, Europa abgenommen. Die Ausfuhr, die nach den Ernten ihre eigene Ernte hat, sollte dafür sorgen, daß das Gold wieder ins Land zurückfließt. Durch diese Rechnung würde ein europäischer Krieg einen Strich machen. Die Vereinigten Staaten werden in Südamerika Ersatz suchen und Engländern, Franzosen und Deutschen die Bissen wegschnappen. Das sind aber nicht die letzten.

Ladon.

Eins ist gewiß: wirthschaftlich und finanziell sind wir bereit, wie kein Staat jemals zum Krieg bereit war. Am Anfang der letzten Juliwoche hatte die Reichsbank, bei einem Notenumlauf von 1891 Millionen, einen Metallbestand von 1691, einen Goldbestand von 1357 Millionen Mark. Daß alle Staaten die Thore sperren, durch die das Gold, vielleicht gar ins Land des zum Krieg bereiten Nachbars, auswandern könnte, daß die Staatsbanken also die Diskontsätze hastig erhöht haben, ist nur natürlich. Wer daraus schließt, er müsse sich Goldhaufen ins Haus legen, ist ein Narr. Die Noten der Reichsbank sind eben so gut, so sicher wie Gold. Die Schwierigkeit, die dadurch entstand, daß die Effektenbesitzer auf ihre Papiere, die nur mit Riesenverlust oder gar nicht verkäuflich waren, kein halbwegs ausreichendes Darlehen erhalten konnten, wird, wenn diese Zeilen gelesen werden, wohl zum Theil schon gemindert sein. Auch die unklugen Leute, die ihr Geld aus den Bankkassen holten, werden es bald wieder zurückbringen. Liegts da denn nicht in besserer Hut als in einer Privatwohnung? Jeder Deutsche hat jetzt die Pflicht, verständig zu sein und sich zu sagen, daß er schließlich sich selbst schädigt, wenn er zur Entkräftung des Gemeinwesens beiträgt. Das Deutsche Reich braucht die Sammlung aller Kräfte, auch der unscheinbarsten. Wankt keine davon, dann trotzt es einer Welt in Waffen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. August 1914.

Einer gegen Vier.

Moltke und seine Leute.

Die Leistung des Großen Generalstabes hat, heute schon, ehrfürchtigen Dank jedes im Deutschen Reich Heimischen verdient. Ihr ist gelungen, ihr ganz allein, in jedes Herz Zuversicht einzupflanzen; jedes auf den Ton zu stimmen, der von Scharnhorsts Lippe klang, da er, vor hundert Jahren, zu seiner Tochter Julie sprach: „Mag der Feind noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege über uns erfechten: die Anlage dieses Krieges ist so, daß im Lauf des Feldzuges uns sowohl die Ueberlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann.“ Kein anderes Heer der Erde vermöchte die Mobilmachung, die wir sahen, noch den Aufmarsch, dessen Echo wir hörten. Vorn ficht der Feldherr, der Führer einer Armee, eines Corps. Vor Aller Augen. Sein Name funkelt, auch eines glücklichen Unterführers, nach dem Sieg über die Welt hin. Die Bereiter des Sieges sitzen lange im Dunkel; und wenn der Abglanz der über hellen Schlachtenjubel in Nacht sinkenden Sonne die Stirn des Strategen umleuchtet: niemals reckt die große Schaar der Gehilfen sich aus dem Schatten. Niemals hat sies begehrt. Niemals wird sie begehren, auf ihre Leistung den Blick der Nation zu heften. Was sie Pflicht dünkte, hat sie gethan. Unsere ist, ihr, schon heute, aus Ehrerbietung zu danken. Den Arbeitern der Kriegsministerien, des Militärkabinets und (allen voran) des Großen Generalstabes. Auf die Männer mit den Karmesinstreifen müßte Deutschland stolz sein, in alle Ewigkeit deutschen Lebens stolz bleiben, selbst wenn sein Sieg kleiner würde, als er werden muß. Die wichtigste Meldung der ersten Mobilmachungwoche, die schönste

schien mir der (von der ungeduldig langenden Menge kaum bemerkte) Satz zu bergen, der, in der kurzen, putzlosen Redeweise Hellmuths des Ersten, dem Volk ankündete, „bisher sei an den Generalstab keine Rückfrage gekommen“. Das bedeutet: Alles war in Ordnung. Größtes und Kleinstes genau so, wie es das Hirn des Strategen erdacht, sein Stift es vorgezeichnet hatte. Munition und Proviant, Kleidung und Schuhzeug, Zelte und Schmieden, Telegraph und Telephon. Alles. Kaum irgendwo fehlte beim Aufruf auch nur ein Mann; so sorgsam waren die Listen geführt. Jeder Soldat war gut gekleidet, beschuht, gewaffnet, mit der nöthigsten Nahrung versorgt. Jeder Eisenbahnzug ging pünktlich ab; in jedem war jedem Soldaten sein Platz angewiesen und Raum für die Mannschaft gelassen, die unterwegs zusteigen sollte. Nirgends Wirrniß, Geknäuel, vermeidlicher Lärm. Wo längerer Aufenthalt sein mußte, war (von der Militärbehörde oder von freundlichen Volksgenossen) den Kriegern eine Labung bereitet worden. Von der ersten Minute an fühlte sich der ins Feld Gerufene in sicherer Hut; fühlte, daß die Riesenmaschine, in der er nun ein winziges Rädchen sein sollte, richtig arbeiten werde. Wer ahnt, welchen Werth die Stimmung der in den Krieg ziehenden Truppe hat, wird das Ereigniß dieser Mobilmachung nie vergessen. Ein paar Stichproben aus Feldpostkarten, die Landwehrmänner verschiedenen Dienstgrades mir schrieben: „Nach dem Antreten sagte uns der Bezirksoffizier, auch England habe uns den Krieg erklärt; eine Welt stehe gegen uns in Waffen und der Kampf werde schwer sein. Wir dachten: Macht nichts; auf einen Feind mehr oder weniger kommts nicht an. Wir schaffens.“ „Die Stimmung ist großartig. Und: ohne Alkohol! Wir sind Dreihundert. Keiner kam betrunken und Keiner hat, in zwölf Stunden, einen Tropfen Schnaps oder Bier zu sich genommen. Einmal gabs Kaffee (besseren als sonst auf kleinen Bahnhöfen) und Schmalzstullen. Später anständige Bouillon mit Fleisch. Obs bei den Russen so aussieht?“ „Wundervoll ist die Organisation! Das merkt auch der einfachste Knecht vom Lande. Deshalb sind alle fröhlich. Kein Drückeberger. Dreißig Ueberzählige, die zurückgestellt wurden, waren die Einzigen, die traurig dreinblickten. Wir gehen nach Osten. Als wir mal lange hielten, putzten flinke Kerls den ganzen Zug mit Birkenreisern. Der sah nun aus wie eine Kremserreihe, die im Frühjahr nach Baumgartenbrück oder Chorin trabt. Und die Berliner, immer obenauf, hatten

auch gleich Kreide und schrieben an die Wagons allerlei Ulkiges. ‚Von Berlin über Petersburg nach Zarskoje Selo.‘ ‚Herrenpartie nach Petersburg.‘ So war die Stimmung. Trotzdem nicht für zehn Pfennige Alkoholisches geschluckt wurde. Und weils so ist, rufen wir, alle Mann, aus voller Brust mit Ihnen: Wir müssen siegen!“ Wem ist diese Stimmung, diese Vorbürgschaft ehrenvollen Kampfes zu danken? Nur den Karmesinenen. Den Männern, die Tag vor Tag, Jahr vor Jahr in der „Großen Bude“, im Haus Moltkes, gearbeitet haben. Nie Ueberlastung bemurrten. Nie aus geckiger Selbstgefälligkeit auf ihr Tagwerk schauten. Der Pflicht noch zu **fehlen** meinten, wenn sie nicht jede Nervenfaser im Dienst ver**brauchten**. Die wissen, was Einer wissen kann. In Feindesland kennen sie jedes Gehölz und jeden Sumpf, jede Nebenbahnlinie und Marschmöglichkeit. In ihnen glüht, aus ihnen wirkt Scharnhorsts Geist. Des weisesten Soldaten, der dem nachfritzischen Preußenstaat gelebt hat. Des großen Erziehers zu nationaler Freiheit. Der selbst ihren Morgen nicht mehr leuchten sah, doch, durch seines Lebens Arbeit, zu hindern vermochte, daß je wieder auf deutscher Erde der Fremdling gebot. „Der Dienst darf dem Mann nicht verleidet, zugleich aber auch nichts verabsäumt werden, um in ihm den jeglichem Kriegsheer unentbehrlichen Geist der Disziplin und Kriegszucht tief und unauslöschlich zu begründen. Keine ungesetzliche Handlung soll durchgehen, keine zweckwidrige Ungebundenheit gestattet werden. Dagegen muß ihre Zurechtweisung bei Unwissenheit oder Unbeholfenheit im Dienst auf eine liebevolle und väterliche Art geschehen.“ So dachte der Mann, den in Preußens Heldenlenz der Jubelruf Gneisenaus grüßte: „Scharnhorst leitet uns! Jedes Herz ist hochgestimmt. Als unsere Kavallerie von Breslau abzog, flog in der selben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha, sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das Franzosenblut gut geschmeckt; sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu saufen. Ich bin nie so hoch beglückt gewesen. Die Morgenröthe eines schönen Tages erblickend, lebe ich der beseligenden Ueberzeugung, daß wir nicht wieder unterjocht werden können: denn die gesammte Nation nimmt Theil an dem Kampf. Sie hat einen großen Charakter entwickelt und damit ist man unüberwindlich.“ So wars 1813. So ists 1914. Weil Scharnhorsts Blut in jedem Aederchen des Generalstabes pocht. Eine Wirrung, ein sichtlicher Fehler im Mechanismus: und die Stimmung, für deren Bereitschaft poli-

tisch nichts, nicht das Allernöthigste geschehen war, hätte sich düster getönt. General Hellmuth von Moltke und seine Leute: Hurra! Sie haben gewacht, während die Staatsmannschaft schlief.

Im Morgengrau des sechsten Mobilmachungtages fiel Lüttich (Liége), die von zwölf neuen Forts mit Panzerkuppeln umgürtete Hauptstadt des Wallonenlandes, in die Hand des deutschen Heeres. Wurden viertausend belgische Soldaten entwaffnet, gefangen. Stand eine Reichsarmee als Herrscher auf einem Platz, den von Berlin fast elfhundert, von Paris nur noch dreihundertsechzig Kilometer scheiden. War von der Memel bis an die Maas und die Ourthe die lange Nachschublinie, für Truppen, Waffen, Munition, Nahrung, gesichert. Am Morgen des sechsten Mobilmachungtages. Machts nach! Kein Loblied überschwänge solche Leistung. Und sie wurde ohne arge Belästigung der Bürger möglich, die, seufzend, auf den Eintritt ins Heer verzichten mußten. Noch geht in Deutschlands Hauptstädten das Leben behaglich weiter. Briefe kommen seltener und später, Straßen- und Untergrundbahnen arbeiten nicht mehr mit ganzer Kraft, Schlecker müssen auf manche Gaumenwonne verzichten und Kleingeld ist nur noch mit List zu erjagen. Kaum der Rede werth. Das Wesentliche ist, außen, noch durchaus wie in Friedenszeit. Abertausend Berliner waren am achten Mobilmachungtag im Grunewald. Kamen bequem hinaus und herein. Alle getrosten Herzens. Hundert mit frohem Lied auf der Lippe. Nirgends Bangniß, weder in Thorn und Graudenz noch in Metz und Saarbrücken, vor nahem Eindrang des Feindes. Die Angstmeinung, die deutsche Grenzwacht könne dem Ansturm weichen, würde verlacht. Und doch weiß Niemand, wer die Armeen und deren Theile führt; wann das Große Hauptquartier (zunächst wohl nach Aachen) ausrücken wird; welche Truppe vorgestern, gestern im Feuer war; wer fiel. Nichts. Nur eben: daß Alles in Ordnung ist; Jeder auf seinem Posten; jedes Kriegsgeräth an seinem Platz; jede Möglichkeit vorbedacht. Und doch hat schon in der ersten Woche der Kriegsschauplatz sich über zwei (oder drei?) Kontinente gestreckt. In Westafrika und in Russisch-Polen, an der Maas, an der Weichsel, am Wolta wurde gefochten; Algeriens Küste von kecken deutschen Seekanoniren beschossen; im Ostbecken des Mittelmeeres unsere Flagge gezeigt; an Englands Küste sanken, freien Willens und beneidet von den nicht in sicheren Tod zugelassenen Kameraden, deutsche Helden, die Minen in die Themse

gesät und den Britenwunsch vereitelt hatten, Tommy Atkins von London aus als Landsoldaten für Belgiens Neutralität nach Antwerpen zu verfrachten; in Nord- und Ostsee, am Weißen, Schwarzen, Gelben Meer, bei Sansibar, Swakopmund, Kamerun, Kiautschau regt sichs feindsälig gegen das Deutsche Reich. Und in keines Mannes, keines kräftigen Weibes Brust zittert das Herz. Alle vertrauen den Lenkern der Wehrmachtgeschicke. Alle wissen, daß, und fühlen, warum ihnen vom Einzelnen nicht mehr erzählt werden darf: und freuen sich des Willens zu unbeirrbarem Schweigen im Amt, den der zweite Hellmuth vom großem Oheim ererbt hat. (Noch ist auch das Bürgerhaus des Reiches pilzdicht. Daß, zum Beispiel, zwei Wochen vor der Mobilmachung der Magistrat von Berlin Brotkorn einzuhandeln begann, wußte ein breiter Troß von Beamten nnd Kaufleuten: dennoch drang kein Laut durch die Mauerritzen). Alle empfinden, endlich, wie stark ihr Reich, ihres Sinnens und Mühens Gebild, heute noch ist. Alle erhoffen jeder treulich geschmiedeten, erprobten Waffe raschen, wuchtigen Sieg (auch dem alten, zähen Grafen Zeppelin, nach immer wieder enttäuschender Mißwende, mindestens eine Mandel nützlicher Luftschläge). Und dieses Hoffen kommt nicht aus eitlem Wahn. Schauet um Euch! Was aufs Schlachtfeld gefahren und was für den Hausgebrauch herangeholt wird, ist in vorbildhafter, lückenloser Ordnung; sogar die brave Frachtpostkutsche, die, mit braunen Gäulen, nun wieder das Auto ersetzen muß. Des Heeres Gesundheit viel fester und seine Kopfzahl viel größer, als der Kühnste zu wünschen wagte. Trotzdem durch alle Straßen noch reisige Jugend kribbelt. Der Landsturm, auch der für die Waffe erzogene, ruhig seinem Bürgergeschäft nachgeht und dem Siebenunddreißiger, mag er von Kraft und Kampflust strotzen, auf seine Meldung erwidert wird: „Sie brauchen wir noch nicht“. Nirgends ist Mangel. Empfiehlt sich einer als zweier Sprachen gründlich Kundigen: „Danke; aber hier sind Achtzig vorgemerkt, deren Hälfte vier, fünf Europäersprachen beherrscht“. Machts nach, Briten, Franzosen, gar Russen! Nur Deutschlands Menschheit darf getrost sprechen: Wir sind bereit.

Wir müssen bereit sein. Denket an den Aufsatz zurück, den Alfred Schlieffen im Dezember 1908 schrieb und der Kaiser dann, beim Neujahrsempfang, den Kommandiernden Generalen vorlas. Schlieffen war fünfzehn Jahre lang das Haupt des Großen Generalstabes gewesen. Schüler des Römers aus Parchim. Leh-

rer des Generals Hellmuth von Moltke, der morgen beweisen muß, daß er nicht nur des Erbes gewissenhaftester Hüter, daß er auch Machtmehrer und Ahn eines neuen Strategengeschlechtes zu sein vermag. Die Pläne, die der Imperatorenkopf des greisen Marschalls für den Zweifrontenkrieg ersann, hat Schlieffen, der geistreiche Gelehrte im Waffenrock, moderner Wehrkraft, Wehrmöglichkeit angepaßt. Nach seinem Rücktritt vom Amt hielt er sich still. Sprach erst nach drei Jahren, nur einmal noch, in dem Aufsatz „Der Krieg in der Gegenwart“, zu seinen Landsleuten. Hatte er ihnen, Soldaten und Bürgern, tröstlich Ermuthigendes zu sagen?

Seit in Frankfurt der Friede geschlossen ward, haben die Heere Deutschlands und Frankreichs an Kopfzahl, an Wucht und Leistungfähigkeit der Waffen einander zu überbieten versucht. Dieses rastlose Mühen hat bewirkt, daß die Bewaffnung beider Heere heute fast gleich stark ist und eine wesentliche Verbesserung kaum noch denkbar erscheint. Mußte aber auch den anderen Mächten den Entschluß zu rascher Wehrstärkung aufzwingen. In West und Ost sind deshalb jetzt, bis ans Japanische und Ochotskische Meer, die Waffen von ziemlich gleichem Werth. Leichte, schnell zu ladende und weithin tragende Geschütze; rauchloses Pulver; das Geschoß so klein, daß es die Niederwerfung eines gelben; braunen, schwarzen Menschen (der ja schwerer als ein weißer außer Gefecht zu setzen ist) kaum noch verbürgt, doch in großen Mengen auf dem Heereszug mitgeführt werden kann und die Ausnützung der Feuergeschwindigkeit ermöglicht. Diesen Geschossen darf kein Mann und keine Truppe sich ohne Deckung aussetzen. Schon bei Mars-la-Tour hat ein angreifendes preußisches Regiment in einer halben Stunde 68 Prozent seines Bestandes verloren; im mandschurischen Krieg eine Japanerbrigade in noch kürzerer Zeit 90 Prozent; in Südafrika hat ein gedeckter Schütze vierzehn Angreifer niedergestreckt. Am sicheren Bewußtsein der Ueberlegenheit kann sich Keiner mehr rösten. Und Alle waren zu völliger Aenderung der Taktik genöthigt. Die Infanterie vermag nur noch unter steter Deckung an den Feind heranzukommen und die Hauptsorge der Artillerie, die ihr dazu helfen soll, muß sein, sich gegen das feindliche Feuer zu schützen; gegen Gewehr und Schrapnell versucht sies mit Panzerschilden. Die Gefechtsfront verbreitert sich. Armeen, wie sie 1866 und 1870 ins Feld rückten, würden heute einen viermal größeren Raum einnehmen. Bei Königgraetz fochten

220000, bei Gravelotte 186000 Mann. 1909 hätte Deutschland 4750000, Frankreich gar 5500000 Mann für den Krieg bereit gehabt. Freilich steht diese Bereitschaftziffer nur auf dem Papier. Der Fabrikarbeiter, der nach fünfzehn Jahren in Reihe und Glied zurückkehrt, hat die alte Taktik vergessen, kennt die neue Waffe nicht und könnte unter der Last von Gewehr, Munition und Tornister einen Tagesmarsch von vierzig Kilometern nicht mehr leisten. Eine Million Mann: beträchtlich größer wird das Feldheer auch heute selten sein; auf Sieg darf es, dem weder die Ueberlegenheit der Zahl noch die der Waffe gesichert ist, nur hoffen, wenn die Massen fest zusammengehalten und gegen ein gemeinsames Ziel geführt werden. Auf dem Riesenschlachtfeld ist wenig zu sehen. Das Fußvolk nur, wenn es in hastigem Lauf aus einer Deckung in die andere eilt. Der Feldherr ist unsichtbar: hinter der Front; sitzt am Schreibtisch vor der Schlachtfeldkarte, schickt durch Draht und Funken, Automobile und Motorräder den Führern seine Befehle und empfängt die Meldungen, die aus lenkbaren Luftschiffen und Fesselballons eintreffen. Seine wichtigste Pflicht ist erfüllt, wenn er, ehe ein Zusammenstoß möglich wird, den Corps das Tagesziel und die Straßen angegeben hat, auf denen es zu erreichen ist. Die Schlachten werden länger dauern, aber nicht mehr Blut fordern als die alter Zeit. In den Kriegen Fritzens und Bonapartes betrug der tägliche Schlachtverlust 40 bis 50, im mandschurischen Krieg nur 2 bis 3 Prozent; und der kurze Kampf bei Mars-la-Tour hat mehr Menschenleben hingerafft als die vierzehn Tage bei Mukden. Die Gefahr langer Feldzugsdauer ist nicht zu unterschätzen. Das Wirthschaftleben der Völker heischt schnelle Entscheidung und würde bei einer Strategie, die den Gegner allmählich matt machen will, von schwer heilbarem Siechthum heimgesucht. Deshalb müssen die Gegner trachten, einander auf zwei oder drei Seiten anzugreifen; die Front und mindestens eine Flanke zu packen. Den Kundschafterdienst, der feststellt, wo Front und Flanken zu finden und zu fassen sind, werden die Luftschiffe zu leisten haben; die in der Luft aber nicht ungefährdet sein werden. Denn auch der Feind hat seine Kundschafter himmelan geschickt und in dem unvermeidlichen Kampf wird der Aerostat siegen, der höher als der Gegner steigen, ihn mit einem Sprenggeschoß vernichten und sich rasch der aufwirbelnden Flamme entziehen kann. Luftschiffe werden gegen Luftschiffe, Kanonen gegen Kanonen, Reiter (die, vom Er-

kundungdienst nun befreit, den Rücken des Feindes durch Feuerwirkung zu schwächen suchen) gegen Reiter zu kämpfen haben und danach erst zu wirksamer Unterstützung der Infanterie fähig sein. Noch ein Kampf ist zu bedenken: der zwischen dem Ingenieur und dem Artilleristen entstanden ist. Frankreich hat seine ganze Ostgrenze befestigt, Deutschland sich ein Sprenggeschoß von unwiderstehlicher Durchschlagskraft geschaffen. Neuer Wettstreit; dem auch die anderen Mächte micht müßig zuschauen durften. Belgien, die Niederlande, Italien sorgten für starke Festungwerke, vom Zuidersee bis ans Mittelmeer thürmt sich eine Mauer und sogar die Schweiz hat die Gotthardpässe und alle Zugangspfade bis in die Region ewigen Schnees befestigt und mit Garnison belegt. Rußland schützt der breite, morastige Graben, der die jenseits von der Weichsel liegenden deutschen Provinzen einschließt und die Befestigung der russischen Westgrenze erleichert. Auch gegen Oesterreich schufen die Nachbarn sich Schutzwälle. Dänemark kann die Zugänge in die Ostsee sperren und hat Kopenhagen in einen großen Waffenplatz umgewandelt. England kann, wann es ihm beliebt, seine schwimmende Festung in die Nordsee schicken und hat sich die Möglichkeit gesichert, von einem jütischen Hafen aus in Schleswig einzufallen. Italien und Oesterreich haben sich gegen einander verbarrikadirt. Der Eisenring, der die mitteleuropäischen Kaiserreiche umklammern sollte, ist seit dem Streit um Bosnien geschlossen.

„Damit ist die militärische Lage Europas gegeben. In der Mitte stehen ungeschützt Deutschland und Oesterreich, ringsherum hinter Wall und Graben die übrigen Mächte. Der militärischen Lage entspricht die politische. Zwischen den einschließenden und den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Gegensätze. Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht aufgegeben. Wie die Revanche-Idee ganz Europa unter die Waffen gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunkt der gesammten Politik. Der gewaltige Aufschwung seiner Industrie und seines Handels hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind eingebracht. Der Haß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und herzlicher Sympathie mildern noch durch aufreizende Worte verschärfen. Nicht Gefühlsregungen, sondern das Soll und Haben bestimmen die Höhe des Grolls. Rußland wird eben so durch die ererbte Antipathie des Slawen gegen den Germanen, die über-

lieferte Sympathie mit dem Romanen wie durch sein Anleihebedürfniß an dem alten Verbündeten festgehalten und wirft sich jetzt auch noch derjenigen Macht in die Arme, die ihm am Meisten schaden kann. Italien, an jeder Ausdehnung nach Westen verhindert, hält die Verdrängung der Fremden, die einst über die Alpen in die fruchtbaren Gefilde der Lombardei herabstiegen, noch nicht für vollendet. Es will sie weder an den Südhängen des Gebirges noch an den Küsten des Adriatischen Meeres dulden. Es ist nicht ausgemacht, daß diese Leidenschaften und Begehrlichkeiten sich in gewaltsames Handeln umsetzen werden. Aber das eifrige Bemühen ist doch vorhanden, all diese Mächte zum gemeinschaftlichen Angriff gegen die Mitte zusammenzuführen. Im gegebenen Augenblick sollen die Thore geöffnet, die Zugbrücken herabgelassen werden und die Millionenheere über die Vogesen, die Maas, die Königsau, den Niemen, den Bug und sogar über den Isonzo und die Tiroler Alpen vernichtend hereinströmen. Die Gefahr erscheint riesengroß. Sie verringert sich etwas, wenn man ihr nähertritt.

England kann den deutschen Handel nicht vernichten, ohne den eigenen arg zu schädigen. Sein wohlverstandener Vortheil verlangt, seinen verabscheuten Konkurrenten, der aber gleichzeitig sein bester Kunde ist, am Leben zu lassen. Ehe es die angekündete Landung in einem jütischen Hafen ausführt, wird es Telegramme aus Afrika, Indien, Ostasien und Amerika abwarten. Wenn es die Welt in Brand steckt, hat es Besseres zu thun, als seine Armee (nach dem bismärckischen Rezept) in Schleswig arretiren zu lassen. Rußland hat im Vollbesitz der Kraft und der Macht allen Verlockungen seines Verbündeten zu einem Angriff widerstanden. Ob ihm jetzt, nachdem es das Wesen des modernen Krieges kennen gelernt hat, dieser Angriff verlockender erscheint, muß für zweifelhaft gelten. Frankreich hat sich vorgenommen, den Genuß der kalt gewordenen Rache nur in Gesellschaft guter Freunde vorzunehmen. Alle fühlen Bedenken vor den ungeheuren Kosten, den möglichen großen Verlusten, und vor dem rothen Gespenst, das im Hintergrund auftaucht. Die allgemeine Wehrpflicht, welche Hoch und Niedrig, Reich und Arm als gleichwerthiges Kanonenfutter verwenden will, hat die Kampfeswuth gemildert. Die für uneinnehmbar erachteten Festungen, hinter denen man sich warm und sicher fühlt, lassen es minder verlockend erscheinen, herauszustürmen und die Brust im Gefechte zu lüften. Die Waffenfabriken, Geschütz-

gießereien, die Dampfhämmer, welche die Panzerthürme härten, haben mehr freundliche Gesichter und liebenswürdiges Entgegenkommen hervorgebracht, als alle Friedenskongresse zu schaffen vermochten. Jeder trägt eben so sehr Bedenken, den zahlreichen, wohlbewaffneten Gegner anzugreifen, wie er sich scheut, das eigene, Verderben bringende Werkzeug anzuwenden, das er sich mühsam geschaffen hat, von dem er aber noch nicht recht weiß, ob er es auch zu handhaben verstehen wird. Und wenn nun auch alle Bedenken beseitigt, alle Schwierigkeiten gehoben sind, der Entschluß gereift ist, der gewaltige Vormarsch von allen Seiten angetreten werden soll, muß sich die bange Frage: ‚Werden auch die Anderen kommen, werden sich auch die fernen Verbündeten zur rechten Zeit einstellen, werde ich nicht allein und verlassen dem Keulenschlag des Uebermächtigen ausgesetzt sein?‘ in der Brust jedes Einzelnen vernehmbar machen. Diese Zweifel zwingen, stillzustehen, abzuwarten, die Rache zu verschieben. ‚Die Koalition ist fertig‘, wird von jenseits des Kanals herübergerufen. Daß sie zu kriegerischen Thaten übergehen wird, ist trotzdem durchaus zweifelhaft und auch vorläufig keineswegs nöthig. Die Stellungen, welche die verbündeten Mächte eingenommen haben, sind so günstig, daß sie allein durch ihr Vorhandensein eine beständige Drohung bilden und selbstthätig auf das durch den Wirthschaftkampf und die Geschäftskrisen erschütterte deutsche Nervensystem wirken. Um diesem Druck zu entgehen, muß man versucht sein, nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach dem andern aus den Händen zu lassen. (Hört! Hört!)

Während in dieser Weise gekämpft wird, hat sich das Bild plötzlich verschoben. Durch die jüngsten Ereignisse auf der Balkanhalbinsel sieht sich Oesterreich für geraume Zeit nach jener Seite gebunden. Es verlangt von seinem Verbündeten Unterstützung, kann ihm selbst eine solche nicht gewähren. Der gegnerischen Taktik ist es gelungen, Jedem der Beiden einen gesonderten Kriegsschauplatz anzuweisen, sie zu verhindern, mit vereinter, vernichtender Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner niederzuwerfen. Oesterreich muß die Front nach Süden, Deutschland nach Westen nehmen. Rußland behält sich vor, mit voller Kraft die Entscheidung hier und dort zu geben. Trotz der so viel günstiger gewordenen Lage scheinen die Feinde ringsherum immer noch nicht zu den Waffen greifen zu wollen. Die vielen Bedenken sind

noch nicht beseitigt. Auch nach der Trennung sind Oesterreich wie Deutschland noch immer zu stark." Schlieffen: im Dezember 1908.

Seitdem sind alle Heere gewachsen; wurde die Türkei an den Südostrand von Europa gedrängt; Oesterreich-Ungarns Lage noch viel unbequemer; in Ost Rumänien, in West Belgien dem Deutschland feindlichen Mächtetrust angeködert. (Belgien: durch die verhängnißvolle Thorheit von Agadir, nach der auf unserem Erdtheil nie wieder, nicht für eines Tages Dauer, Ruhe ward und die der Geschichtschreiber einst als den Ausgangspunkt aller in Krieg treibenden Kräfte buchen wird. „Die Deutschen, läßt Grey in Brüssel sagen, ‚fordern von dem französischen Aequatorialgebiet Zipfelchen, die bis an den Kongo reichen. Sie bedrohen den neutralen Staat, der, im Namen des allmächtigen Gottes, zum Heil der Menschheit begründet ward. Nur um den Landbesitz dieses Staates ists ihnen zu thun; die zackigen Fetzen, die Frankreich ihnen jetzt giebt, wären der aufgewandten Mühe ja nicht werth.' Die schlau begründete Rede hat schon gewirkt. Der belgische Bürger sieht in dem Deutschen Reich den Erzfeind, der das vom König Leopold hinterlassene Gut rauben will. England müßte sich des deutsch-französischen Kongovertrages freuen: weil der unverhüllte Vorstoß ins Kongogebiet die Belgier den Deutschen verfeinden, die nachwirkende Erinnerung an die von Bismarck dem Belgierkönig Leopold gewährte Hilfe tilgen und die brüsseler Regirung den beiden großen Westmächten nähern mußte." „Die Zukunft" vom elften November und zweiten Dezember 1911. Der Gedanke, durch rasche Schwichtigung ihrer afrikanischen Sorge die Belgier in den Entschluß zu bringen, nur mit lautem Protest sich gegen den Durchmarsch unserer Truppen zu wehren, scheint, leider, nicht aufgekommen zu sein.) Nach dieser Wandlung des Bildes konnte die Politik, der in Schlieffen ein Vertheidiger erstand, noch stärker als zuvor „versucht sein, nachzugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen". Sie erlag der Versuchung, bis Oesterreichs aufflackernder Wille zum Leben, den Tiszas und Conrads Tollkühnheit der wiener Verzweiflung entband, hastig den gewaffneten Vorstoß erzwang. Nun ward offenbar, daß der ernste, tüchtige Militärtheoretiker, da er den Landsleuten Nachgiebigkeit empfahl, nicht mehr als Wortführer des Großen Generalstabes sprach; und daß ich, ein armsäliger Civilist, dem Generaloberst am sechzehnten Januar 1909 hier erwidern durfte: „Ein Meister de

Kriegswissenschaft mag er sein; ein Politiker ist er nicht. Sonst hätte er gefühlt, daß über diesen großen Gegenstand heute ganz Anderes zu sagen wäre. Deutschland wünscht sich Ruhe; will aber nicht jeden Preis dafür zahlen. Daß seine Waffe unübertroffen bleibe, muß es fordern; darauf geben ihm die Milliardenopfer ein unverjährbares Recht. Einschnüren und demüthigen läßt es sich nicht. Hat noch immer nicht verlernt, unwürdige Zumuthung mit dem Schwert abzuwehren. Deutschlands Volk will nutzlose Händel meiden; jeden nothwendigen Krieg aber, auch gegen die stärkste Schaar, so führen, daß es vor den Ahnen und vor den Enkeln selbst einer Niederlage sich nicht zu schämen braucht." Niemals (Jeder muß es jetzt empfinden) hat, unter dem zweiten Moltke, der Generalstab zag die Einheit des deutschen Wollens bezweifelt. Nie lähmte ihn die Betrachtung der Thatsache, daß die verbündeten Kaiserreiche auf gesonderten Kriegsschauplätzen fechten müssen (manchmal; nicht immer; nicht zwischen Czenstochau und der Polenhauptstadt) und daß Oesterreich uns nicht wuchtige Hilfe gewähren kann (höchstens, vielleicht einmal, mit seinen guten Bergbatterien gegen die auf Pathés Filmen dem Erdkreis gezeigte französische Gebirgsartillerie). Er redet nicht viel (und bedauert gewiß, daß frohe Eile zweimal schon glorreiche Reiterthaten „als in der Kriegsgeschichte einzig dastehend" ankündete); hält sich an den bewährten Japanerbrauch, nur durchaus unschädliche Meldung ins Ohr der Nation zu lassen. Ist, überall, aber zum Handeln bereit. Die Karmesiner: Hurra! Moltke, Waldersee, Kuhl und Gefährten!

Pour Le Mérite?

Dem Kommandirenden General Otto von Emmich, der die Erstürmung der (von Brialmont vor einem Vierteljahrhundert stark befestigten) Stadt Lüttich leitete, hat der Kaiser und König den Orden Pour Le Mérite verliehen. Wie je einer, ist dieser Orden verdient. Nur: muß er in alle Preußenewigkeit den Fremdnamen tragen, den, unter anderem Himmel, Fritz ihm einst gab? Wilde Teutonen toben wider Fremdwörter auf Geschäftsschildern und Speisekarten. Englisches Café, Russische Konfituren, Französische Bonbons, Liqueurs, Robes et Manteaux, Tailor Made, Pavillon Mascotte, Haricots verts, On parle français: wird nicht mehr erlaubt. Mir wurde in Briefen vorgehalten, ich dürfe nicht dulden, daß im Anzeigentheil (mit dem ich gar nichts zu thun habe) eine reim-

ser Firma ihren Champagnerwein empfehle. Von Schildern und Schaufenstern werden, in nächtiger Hast, die gefährlichsten Goldlettern abgeklaubt. Die eifernde Wuth kommt aus löblichem Gefühl, das aber nicht von Vernunft gehemmt ward. Der Tailleur und Konfektionär könnte sich, wenn er nicht Schneider sein, nicht mit jedem Fips auf einer Stufe stehen will, fortan getrost Kleidner heißen. Mäntel und Röcke: wem klingts übel? Unsinnig wird, bis in Winkelgassen, mit hochtrabenden Welschworten gesündigt. Doch schon die Speisenkarte ist ein Theil des Fremdengewerbes und muß auch dem Ausländer verständlich sein. Kalbsrippenstück mit Buttertunke und Drieschlingen: vor solcher Anzeige kann er sich eben so wenig was Greifbares, Schmeckbares vorstellen wie der Lübecker, dem die wiener Speisekarte Matrosenfleisch oder Ungarisches Rebhuhn (eine Mehlspeise) preist. Cotelette mit Champignons, Blusen: wittert nicht Landesverrath! Mir scheint auch nicht edlen Strebens werth, daß ein Hurenmarkt als Palast, nicht mehr als Palais, sich der Kundschaft empfehle. Ausrodung aller Fremdwörter? Kaiser, Krone, Szepter, Prinz, Orden, Armee, Kommando, Corps, General, Offizier, Mobilmachung, Reserve, Rekrut, Adjutant, à la suite, Infanterie, Artillerie, Bataillon, Compagnie, Kirche, Konsistorium, Altar, Kreuz, Bibel, Sakrament, Pastor, Präsident, Direktor, Inspektor, Bank, Kasse, Konto, Kurs, Diskont, Depositen, Quittung, Börse, Industrie, Fabrik, Universität, Rektor, Professor, Dozent, Student, Konditor, Magistrat, Musik, Theater, Oper, Literatur: soll Alles nun Kehricht werden? Auch: Nation, Politik, Diplomatie, Bibliothek, Presse, Religion? Und warum ärgert eine Bar mit englischem Beinamen das Auge heftiger als die Depositenkasse einer Kommerz- und Diskontobank, ein Englischer Garten, eine Russische Kolonie, ein Palais Bellevue oder Sanssouci, die Adjutantur einer Gardekavalleriebrigade? Warum? .. Das deutsche Schwert soll ja nicht den Rückweg in Barbarei bahnen. Auch nach dem Sieg dürfte das Deutsche Reich weder auf Fremdenkundschaft noch auf Waarenabsatz in die Fremde verzichten. Auch dann soll die feinste Frucht ausländischen Geistes und Vermögens uns munden. Frucht von jeglichem Feld: Dostojewskijs, Kiplings, Verlaines, Maeterlincks, Somows, Whistlers, Manets; aber auch von dem für Zunge und Magen bestellten. Nach der Kriegskargheit sind gute Bordeaux und Champagner, Cognac und Chartreuse, Stilton und Natives, Kaviar und Russenleckerei gar köst-

liche Dinge. Nur: für die erste Mannesgroßthat im Franzosenkrieg den Orden Pour Le mérite? Das müßte nicht sein. Ist denkbar, daß den Suchomlinow, Kitchener, Joffre jetzt ein Kriegerorden mit deutscher Schildinschrift verliehen würde? Unserer hieß bis 1740 „De la générosité"; und wurde dann vom jungen Fritz umgetauft. Kann er nicht zum zweiten Mal den Namen ändern? Er hat zwei Klassen: Für fortwirkende Leistung im Krieg und im Frieden. Nur solche Leistung dürfte er krönen; des Kämpfers, des Forschers, des Lichtbringers; nur eine, die den Tag überdauert. Jeder andere Orden, auch der vom Schwarzen Adler und das Eiserne Kreuz, ist durch Geburtrecht vererbbar; muß vielleicht sein; kann Gunst bezeugen, anhängliche Treue und guten Willen löhnen. Dieser eine darfs nicht. Dieser hebe den Heldenmuth und den Schöpfergeist aus der Reihe. Auf den Balken des blauen, von Adlern bewachten Kreuzes sei, unter dem F und der Preußenkrone, in alle Zukunft zu lesen: „Für die That." Wie der kühnste Ahn, Kaiser Wilhelm, ziehst Du wider drei Großmächte und deren Trabanten ins Feld. Deines Dankes höchstes Zeichen heiße fortan: Thatkreuz.

Furchtlos und fecklos ...

Ein Jahr dumpfen und lauten Grames ist gegangen, seit Emile Ollivier starb. Am Mittelmeer wollte er, im Bannkreis der marseiller Heimath, bestattet sein und als Gruftzier wählte er eine Marmortafel, der, über dem Namen des Ruhenden, der Satz eingemeßt werden sollte: „Une grande espérance dans une grande paix." Der große Friede des Grabes ist dem Greis zu gönnen, der einst selbst eine große Hoffnung war. Ein beredter und berühmter Advokat und Sprecher im Corps Législatif. Gründlich gebildet und aus den sichtbarsten Kulturquellen getränkt. Er kennt geistliche und weltliche Rechtssatzung, Buonarotti und Rafael, Racine und Lamartine. Sehr französisch (mehr mediterranisch als gallisch) und dennoch durchaus nicht den Preußen feind; noch im März 1867 hat die Möglichkeit deutscher Einung, die nach Königgraetz nur unter preußischer Spitze denkbar schien, ihn nicht geschreckt. Erfinder und Finder des empire libéral, des dicht von der Verfassung umgitterten Kaiserthumes, von dem Louis Napoleon Bonaparte-Beauharnais (Holländer, nicht Korse, blonder, nicht schwarzer Bonaparte) sein letztes Heil erhoffen lernte. Als Abgeordneter hat Ollivier 1863 aus dem Mund seines Kaisers gehört: „Ich werde stets kon-

sequent bleiben. Da ich für Italiens Unabhängigkeit gekämpft, für Polens Auferstehung gesprochen habe, muß ich auch da, wo sichs um die deutsche Frage handelt, meinem Gefühl und Grundsatz treu sein." Dem, was der Deutsche „Nationaltitätprinzip" nennt. Der verschämte Absolutismus hinkt: schnell also die Probe von dem Gegentheil. Frankreich ist aus Mexiko gewichen, hat für den Papst und die Polen nichts Rechtes zu thun vermocht und muß die Rache für Sadowa auf Eis legen. Eugenie ist verhaßt, Rouher verbraucht. Ollivier soll das neue Ministerium, das volksthümlich liberale, bilden. Am zweiten Januar ists fertig. Der vierundvierzigjährige Marseiller wird Präsident und Justizminister. Sein erster Schreck ist das Duell, in dem Prinz Pierre Bonaparte einen Schimpfgehilfen Rocheforts erschießt. Sein erster Bluff, auch noch im Januar, der Vorschlag allgemeiner Abrüstung, den Bismarck, den Virchow und Genossen zu Graus und Grimm, ohne Säumen von seiner Amtsschwelle weist. Ein Jahr zuvor hat der spanische Staatsrath Salazar in einer Brochure empfohlen, den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern auf Spaniens Thron zu setzen. Im April 1869 ist der Plan an den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern gekommen und von ihm, im Namen seines ältesten Sohnes, höflich abelehnt worden. Nach dem freien, vom Hausgesetz verbürgten Recht der fürstlichen Linie, die mit der königlichen nur einen Stammvater (aus dem dreizehnten Jahrhundert) gemein hat und aus eigenem Willen, ohne erst in Berlin anzufragen, jede Krone annehmen oder ablehnen darf. Graf Benedetti, Frankreichs Gesandter, soll den Bundeskanzler aushorchen: und erfährt, daß König Wilhelm nicht zugestimmt hätte, die Sache aber schon ohne seinen Widerrath abgethan sei. Noch nicht; trotzdem sie älter ist als Salazars Schrift. Daß Leopold in Madrid willkommen sein würde, hat schon im November 1868 die Neue Freie Presse erzählt; und den Erbprinzen, den Eidam des Königs von Portugal, auf Kosten seines Bruders, „des Rumänenfürsten von Bratianus Gnaden", gelobt. Eugenie, die Spanierin, ist für Don Carlos, ihr Louis (heimlich) für den Prinzen von Asturien. Doch beide Großmütter Leopolds waren Basen Napoleons und Fürst Karl Anton ist ihm eng befreundet: vielleicht gehts, trotz lauten und leisen Widerständen, mit Leopold. Im September 1869 führt Werthern, Preußens Vertreter in München, Don Eusebio di Salazar y Mazaredo in Karl Antons Weinburg. Als vom Ministerpräsidenten

Marschall Prim und von den Cortes des Königreichs Bevollmächtigter bietet der Spanier die Krone Iberiens an; zuerst dem Rumänenfürsten, der als Gast in der Weinburg weilt, dann, nach Karls unbedingter Weigerung, dem Erbprinzen. Der zaudert; hängt den Entschluß an drei Forderungen, deren Erfüllung Sybel in der „Zukunft“ einst „unmöglich“ genannt hat: keine Gegenkandidatur, einstimmige Wahl, unerschütterliche Freundschaft mit Portugal. Pause. Ollivier ist schon im Amt, als Bismarck nach Bukarest schreibt: „Der politische Horizont hat, von Berlin aus gesehen, augenblicklich eine so beruhigte Färbung, daß sich nichts von Interesse darüber sagen läßt und ich nur den Wunsch hege, daß kein unerwartetes Ereigniß das neubelebte Vertrauen auf den allgemeinen Frieden in Frage stellen möge.“ Kommt der Wunsch aus dem Herzensschrein? In der letzten Februarwoche pocht Salazar zum dritten Mal. Wilhelm ist schroff gegen die Annahme, die ihn ein Abenteuer dünkt; Kronprinz Friedrich Wilhelm warnt den Vetter Leopold vor Bismarck, der jetzt vorwärts treibe, doch im Nothfall nicht helfen werde. Am vierten März lehnt Leopold noch einmal das Angebot ab. Vielleicht ist Friedrich, des Sigmaringers dritter Sohn, willig? Der zweite liest in einem Brief des Vaters: „Da in Spanien avant tout ein katholischer Hohenzollern gewünscht wird, so habe ich Fritz, im Fall seines Einverständnisses, vorgeschlagen. Ich hoffe, daß er sich dazu bestimmen lassen wird. Doch ist Alles erst im Werden und das Geheimniß muß vorläufig gewahrt bleiben. Deine liebe Mutter wird es einen ungeheuren Kampf kosten; aber sie wird schließlich nicht in den Gang der Weltgeschichte eingreifen wollen. Auch Dies ist ja eine unbegreifliche Fügung der Vorsehung.“ Fritz will auch nicht. („Dein Bruder hat so wenig Ehrgeiz, daß ich nicht mehr an die réussite der Thronkandidatur glaube. Der König will nicht befehlen, Fritz aber ohne Befehl sich nicht dazu entschließen. Man muß die Sache also fallen lassen. Ein großer historischer Moment für das Haus Hohenzollern ist verloren gegangen, ein Moment, wie er noch niemals dagewesen, wohl niemals wiederkehren wird! Die äußerst interessanten Verhandlungen können nun bei den Akten ruhig schlafen, bis in ferner Zukunft einmal ein Historiker die Geschichte unseres Hauses schreiben wird.“ Aus Briefen Karl Antons.) Der alte König selbst, dem die Geschichte längst unheimlich ist, telegraphirt, zweimal, an Prim: Endgiltig abgelehnt. Bismarck hat wunde Nerven und antwortet auf jede Frage, er

könne nichts thun; Prim müsse sich direkt an den Prinzen wenden. Ist aber „mit dem Fehlschlag sehr unzufrieden“: sagt Karl Anton; und tröstet sich, am zweiten Juni, mit neuer Hoffnung: „Die Sache ist noch nicht ganz aufgegeben; sie hängt noch an einigen Fäden, die aber schwach wie Spinngewebe sind.“ Lothar Bucher und Major von Versen haben aus Spanien gute Kunde gebracht; das Spiel liege für Leopold über alles Erwarten günstig. Der wird nun weich und spricht am zwanzigsten Juni zu Salazar, den Prim und Serrano, der Regent, wieder nach Sigmaringen geschickt haben, das entscheidende Wort: Ich komme nach Madrid. Erlangt auch die Zustimmung des Königs (die er nicht braucht). Inzwischen hat Ollivier das Plebiszit erkünstelt, das dem Kaiser erlaubt, sich am Flackerschein einer mächtigen Mehrheit (7 gegen $1^1/_2$ Millionen Stimmen) zu rösten, und den Herzog von Gramont als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten hingenommen. In die Sommerwonne platzt die Meldung: Ein Hohenzollern besteigt den Ibererthron! Gramont denkt schon an Krieg; sagt zu dem Vertreter Rumäniens, Frankreich werde nach der Kriegserklärung schnell den Sturz des Fürsten Karl erwirken, weil er seinem Bruder nicht von dem Wagniß abgerathen und sich damit als einen Feind des Kaisers gezeigt habe. Zwei Stunden nach dieser Drohung reist der Gesandte (Strat) nach Sigmaringen und trifft dort einen Sendling des alten Königs, der den Rücktritt des Erbprinzen empfiehlt. Leopold ist, auf Bayerns Bergen, nicht rasch erreichbar; sein Vater handelt für ihn. Telegraphirt am zwölften Juli nach Madrid an Prim, daß sein Sohn die Kandidatur zurückziehe. Und wird in Paris seitdem als „Père Antoine“ in Schänken und Singspielhallen verspottet. Strat bringt dem Herzog von Gramont die Urschrift der Verzichtserklärung. Dieser dreiste Dandy, den Lug die höchste Diplomatenkunst dünkt, hat am sechsten Juli in der Kammer gesagt: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls des Fünften setze. Wird dieser Versuch gemacht, dann werden wir, ohne schwächliches Zaudern, thun, was die Pflicht uns befiehlt.“ Seit ers las, schläft Bismarck nicht mehr; nach dem erzwungenen Rückzug aus Spanien will er seine Entlassung erbitten: „weil er die Haltung nicht vertreten will, durch die der Friede erkauft worden ist“. Da kommt, am dreizehnten Juliabend, aus Ems eine Depesche des Königs. Benedetti hat, „auf zuletzt sehr zudring-

liche Art“ verlangt, Wilhelm solle sich „für alle Zukunft verpflichten, niemals wieder die Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen.“ Halb Sieben. Moltke und Roon sitzen am Eßtisch. Zwei Fragen; rasch. Können wir schlagen? Getrosten Muthes. Sofort? Morgen lieber als im Herbst. Aus der Chamade wird die Fanfare. Auch Benedetti hat aus Ems telegrapirt; und seine Depesche, nicht die von Bismarck redigirte, wirbelt den Sturm in die pariser Kammer. „Wir sind geohrfeigt worden; das kleine Preußen hat sich erfrecht, dem Reich Bonapartes vor Aller Augen eine Maulschelle zu geben!“ Aus allen Winkeln heults: „Un soufflet!“ Thiers mahnt zu würdiger Ruhe. Gambetta, der sich schon heiser geschrien hat, heischt die Verlesung der Depesche, weil die Opposition dem Ministerium nicht traue. Ollivier erklettert die Tribüne, hebt die Hand, senkt sie in die Brusttasche zieht sie aber leer wieder heraus, da seine Mehrheit ihm brüllend verbietet, die furchtbare Depesche ans Licht zu bringen. „La dépêche!“ „Un soufflet!“ Links gellt, rechts dröhnt der Schlachtruf. Gramont reckt sich. „Ich habe die Depesche gelesen.“ Ein Bürge. Aus solchem Wortbrand wird Krieg, schrillts aus dem Geknäuel der Republikaner; und wer weiß, ob wir gerüstet sind? Ich, spricht der Kriegsminister Leboeuf, Marschall von Frankreich; ich weiß, daß wir bis ins Kleinste fertig und erzbereit (archiprêts) sind. Der zweite Bürge. Der dritte ist Ollivier selbst. „Gewiß: von diesem Tag an beginnt für meine Kollegen und mich eine große Verantwortlichkeit. Wir übernehmen sie leichten Herzens.“ Vierzehn Tage danach ist das bei Weißenburg, Wörth, Spichern geschlagene Franzosenheer auf wirrem Rückzug; Paris von Pöbelaufständen durchtobt; Ollivier gestürzt und durch den General Grafen von Palikao ersetzt; Wilhelms Hauptquartier auf französischer Erde. Und Père Antoine (einer der klügsten, bescheidensten, noch im Dunkel klarsten Hohenzollern, die wir kennen) schreibt an seinen Karl: „Von Deinem Strat erfuhr ich die wahrhafte Stimmung und Absicht in Paris; er trug dazu bei, daß ich die Renunziation Leopolds vielleicht vierundzwanzig Stunden früher bekannt machte, als ohne seinen dringenden Rath geschehen wäre. Dadurch, daß ich im richtigen Augenblick den französischen Kriegsvorwand durch die Veröffentlichung der Entsagung neutralisirt habe, ist vielleicht der preußisch-französische Krieg populär und ein deutscher Krieg geworden. Durch einige Verzögerung hätte er eine dynastische Fär-

dung bekommen und ganz Süddeutschland hätte Preußen im Stich gelassen. Ich bitte daher, Strat nicht zu tadeln, sondern seiner guten Absichten wegen um so mehr zu loben, als ihm bewußt war, daß Deine Gegner in Rumänien den Krieg herbeiwünschten, um Dich zu stürzen. Strat wollte deshalb den Krieg à tout prix vermieden wissen; denn auch er, wie Niemand in Frankreich, hatte nicht die entfernteste Ahnung von der ekrasanten Superiorität unserer Waffen. Napoleon hat die deutsche Einheit in vierundzwanzig Stunden zu Stande gebracht!" Und mit ihm, mit seinem Kaiserhaus hat der Abgrund die drei Bürgen verschlungen, die leichten Herzens die große Verantwortung solchen Krieges auf sich nahmen.

„Nous l'acceptons d'un cœur léger": die sieben Worte haben Olivier Emile Ollivier gewürgt; ihm unstillbareren Haß eingebrandet als, drei Jahrhunderte zuvor, alle Teufeleien dem Ollivier, der Barbier und Berather, Spürhund und Henkersknecht Ludwigs des Elften war. Wo er schlich oder kauerte, da murrte oder gischtete es um ihn: „Dieser ist der Mann mit dem leichten Herzen, der uns tänzelnd ins Verderben gerissen hat!" Staunend hat er gefragt: „Was werft Ihr mir vor? In Littrés Wörterbuch steht: ‚Leicht heißt auch, was nicht mit sittlichem Gewicht niederdrückt'. Ich habe die Nothwendigkeit des Krieges mit reinem, unbelasteten Gewissen hingenommen; nicht leichtsinnig, sondern nur ohne den Druck sittlicher Bedenken. Das wollte ich sagen: und habe es so ausgedrückt, daß ich vor der Grammatik und vor der Moral bestehen kann." Vergebens. Dépêche und soufflet wurden vergessen: das dritte Schlagwort aus der Abendsitzung Tollwüthiger überschrie noch den Jahrhundertwechsel. Wie Schicksal wars über Dem, dessen lächelnder Plaideurmund es sprach. Und funkelt düster nun von dem weißen Marmor der Grufttafel ins zarte Dämmergrau des Mittelmeeres weit hinaus: „D'un coeur léger ..." Von der zweiten Januarnacht bis in den neunten Augustmittag des Jahres 1870 war Ollivier Ministerpräsident; sieben Monate und sieben Tage lang. Dreiundvierzig Jahre hat er dann noch erlebt; in siebenzehn Bänden die Reize des empire libéral, seines verkrüppelten, im Steckkissen gestorbenen Kindes, zu schildern, mit hitzigerem Eifer sich zu entschuldigen oder doch mildernde Umstände zu erschwatzen versucht. Das rastlose Mühen blieb unbelohnt. Von eines langen Lebens Leistung Alles weggeweht bis auf sieben Worte. Alles. Daß der Sohn des marseiller Republikaners ein berühmter Advokat,

ein tüchtiger Präfekt, ein umschwärmter Kammerredner war; einer der Fünf, die im Gesetzgebenden Körper rumorten, bis der erknuteten oder erkauften Mehrheit Zorn von der Lippe schäumte: Fünf wider sechzigmal Fünf. Daß er im Klerikerrecht und im Bürgergesetzbuch heimisch war, sich an mancherlei Literatur und Kunst dilettirte, Liszts Schwiegersohn, Wagners Freund und Patron, endlich, als der große Richard Cosima, die Schwester Blandinens Ollivier, geheirathet hatte, gar des Tristanschöpfers Schwager wurde. Daß er im Sturmschritt, ein schlanker Vierziger, alle Schanzen des Vorurtheils nahm und sich unter sieben Monden auf steiler Zinne hielt, trotzdem Rochefort ihn täglich mit giftigem Sprengstoff beschoß (der Republikaner Graf Victor Henri von Rochefort-Luçay aus den Papierscharten der Zeitung „La Marseillaise" den marseiller Spießerssohn, der vor den Kaiser nun, vor seinen liberalen Kaiser den Schutzschild hält). Alles verhallt. Akademiker ist er: und darf im Haus der Akademie nicht reden; nicht dem Kollegen und Todfeinde Thiers noch ins Grab hinein das Ehrenrecht absprechen. Im Louvre selbst hört er den Groll knirschen. Als sich das Antlitz der Republik schon runzelt. D'un cœur léger ... Versungen. Verthan.

Ollivier durfte behaupten und konnte aus Akten beweisen, daß er nicht für den Dreibund Frankreichs, Italiens und Oesterreichs gegen Preußen war, niemals in Kriegswagniß strebte und daß ungefähr um die selbe Stunde, auch wenn er nie gelebt hätte, der Feldzug gekommen wäre. Den, hieß es nach der Niederlage, hat Keiner gewollt. Kaiserin Eugenie athmet noch; hört noch vom Leid ihrer armen Wahlheimath. „Um einer Frühstückslaune dieser Frau zu gefallen, läßt der Kaiser eines Tages Frankreich in die Luft fliegen": hatte ein französischer Diplomat zu Bismarck gesagt. Ist Eugeniens Geist noch wach genug, um der Lostage ihres Lebens zu denken? 1867. Zar Alexander, der Zweite, ist, mit Gortschakow, nach Paris gereist; nicht, um die Weltausstellung zu sehen, sondern, um ein politisches Geschäft zu machen. Er bietet ein Bündniß und die Bürgschaft für die Rheingrenze an. Louis Napoleon, Träumer und Genüßling, hellsichtiger Zeiterfasser und des Dunkels eulenfroher Verschwörer, weicht entscheidender Antwort aus. Alexander will sie erzwingen; und läßt drum in die Tuilerien melden, er werde vor den anderen Dinergästen kommen. Bleibt er, nach all den Schauspielen, Jagden, Paraden, endlich mit dem Wirth allein? Eugenie wirbelt ins Gemach; strahlend,

prächtig aufgeschirrt, bis an den Kehlenrand voll von lustigem Wortwitz; Augenweide und Ohrenschmaus. Des Zaren Stirn umwölkt sich; und von seiner Lippe fällt, bis er abreist, nie wieder ein das Staatsgeschäft streifendes Wort. 1870. Kronrath in Saint-Cloud. Ollivier, der Ministerpräsident, ist nicht geladen. Leboeuf berserkert, schleudert sein Portefeuille, des Kriegsministers, auf die Zimmerdiele und brüllt, als wäre er wirklich der Stier, den sein Name ankündet, er werde die Mappe nicht aufheben und seinen Marschallsstab zerbrechen, wenn das Kaiserreich diesmal kneife. Eugenie spricht mit leiserer Stimme, doch mit stärkerem Willensausdruck; nur schleuniger Ruf zu den Waffen könne Frankreichs Würde vor Schändung wahren. „La dignité de la France“: ihr Troß umjauchzt das Schlagwort. Nun erdreistet sich Gramont, vom Preußenkönig persönliche Bürgschaft zu heischen; mischt (was stets ein Fehler, meist ein untilgbarer, ist) die Person eines Monarchen ins Diplomatenspiel und ärgert damit alle Gekrönten. Nichts mehr zu machen, seufzt in Petersburg Alexander; „sie haben Wilhelm beleidigt.“ Krieg! Ein Tag holder Täuschung, ein einziger: Saarbrücken. Die ältesten Soldaten, schreibt der Kaiser an Eugenie, waren von der Mannheit unseres Sohnes begeistert. Nach diesem Scharmützel verglimmt die Siegeshoffnung. Der Vater darf nicht länger Generalissimus sein; muß, noch unter der Augustsonne, in Rethel vom Sohn scheiden; die Mutter ist am vierten Septemberabend neun Zehnteln des Volkes „die niederträchtige Spanierin.“ Dreißigster Oktober: Eugenie besucht den Gefangenen auf Wilhelmshöhe. Paris umzingelt, die Rheinarmee entwaffnet, vierzig Generale, alle Marschälle in deutschem Gewahrsam: und diese Frau wagt noch, zu hoffen. Neunzehnter März 1871: Auf dem kölner Bahnhof liest Louis Napoleon, der von Kassel nach Chislehurst fährt, zwischen Laubgewinden die Namen der Unheilsstätten Weißenburg, Wörth, Metz, Sedan. Alles verziehen, verjährt; nur nicht: „D'un cœur léger.“

Allzu grausig war das Erwachen aus trügendem Wahn gewesen. Leset, nach den Berichten über das Gefecht bei Mülhausen, wieder Zolas Epos „La Débâcle“; nur, zunächst, das Erste Kapitel. Ists von gestern? General Douai ist mit dem Siebenten Corps von Belfort nach Mülhausen vormarschirt. Sechster Augustabend. Eine Korporalschaft im Linieninfanterieregiment 106. Preußen, hatten Alle geglaubt, wird im Hui überrumpelt. Der Kaiser wirft

vierhunderttausend Mann über den Rhein und ein Corps nach Dänemark. Süddeutschland wird vom Norden getrennt. Oesterreich holt sich Rache für Königgraetz und die Heere beider Kaiserreiche ziehen am selben Tag in Berlin ein. À Berlin! Hunderttausend Stimmen haben den Ruf über die Boulevards geschickt. Vor dem Rathhaus hat ihn ein märchenschönes Weib wiederholt; auf dem Sitz eines Kutschers dann, halbnackt zwischen den Falten der Dreifarbenfahne, die Volkshymne gesungen. Straßburg-Berlin: ein kurzweiliger Spazirgang. In Belfort regt sich mißtrauischer Zweifel. Dem Corps fehlt die Dritte Division. Eine Kavalleriebrigade blieb in Lyon, weil dort der Pöbel laut murrt. Drei Batterien haben sich verfahren und sind nirgends zu finden. Zelte, Schmieden, Feldapotheken, Heilgehilfen, Lagerarbeiter, Kochtöpfe, Flanelldecken, Halfter: Alles vergessen. Für dreißigtausend Chassepotgewehre sogar alle Ersatzrahmen. Vierhunderttausend Mann? Nicht viel mehr als die Hälfte steht an der Grenze. Und jeder Corpsführer arbeitet nur für sich; neidet dem Nachbar den Marschallsstab. Ueberall Unordnung. Der Kaiser krank und ohne Entschlußkraft. Aber: Saarbrücken! Extrablätter in Paris; die Preußen tragen ihr Hasenpanier über den Rhein zurück. Das Kronprinzchen, unser Lulu, hat die Feuertaufe empfangen und (hört!) vom Schlachtfeld, kalten Blutes, eine Kugel aufgelesen. Weißenburg! Eine Falle. Macht nichts. Mac Mahon treibt sie zu Paaren. Sicher haben sie heute schon ihre mächtige Tracht Prügel. Am Wachtfeuer wird geflüstert. Einem Elsässer hat der in Berlin geborene Vetter, mit der Spreestimme, die wie ein Hackmesser schneidet, gesagt: „Wenn Frankreich uns den Krieg erklärt, wird es verhauen." Ein Volk in Waffen; versteht Ihr? Jung, in zwei Kriegen gestählt, des dritten Sieges gewiß und vom Einheitsehnen aller Deutschen gespornt; Volksschule, Mannszucht, Bewaffnung, Strategie, Führung: weder oben noch unten Rost und Lüdrianswesen. Blödsinn, pfaucht Lieutenant Rochas (der, weil er gar nichts gelernt hat, im achtundzwanzigsten Dienstjahr noch nicht Hauptmann ist). „Quatsch, den kaum ein Rekrut fräße. Ich habe bei Mazagran, Biskra, Maskara, Sebastopol gefochten. Ich sah bei Solferino die Oesterreicher vor unseren Bayonnettes rennen, als brenne ihr Hintern. Und diese Preußenschweine sollen uns schlagen? Fußtritte in die Schinken setzts, wenn sie sich an uns trauen. Das genügt, sie nach Berlin zu jagen. So ists, Donnerwetter; weils so ist! Alle haben von uns Hiebe bekommen, daß ihr Fell dampfte. Preußen

bei Eylau und Jena, Oesterreich bei Marengo, Austerlitz, Wagram, Rußland bei Smolensk; und England; und Spanien! Und heute, ich schwöre drauf, sind die Preußen verprügelt worden, daß nur noch Krümel von ihnen bleiben." Eines Propheten Wort? Durch das Lagerdunkel kriecht, stolpert, läuft, rast eine Freudenpost: Der Kronprinz von Preußen mit fünfundzwanzigtausend Mann gefangen; das ganze Heer des Feindes, ohne Kanonen und Gepäck, in wüster Flucht. Da, schreit Rochas, „habt Ihr Eure Bescherung. Donnerwetter! Fußtritte in den Allerwerthesten, bis die Bande wieder in Berlin ist." Eine Viertelstunde danach tappt Wahrheit heran; die Botschaft von Wörth. Und der Morgen entschleiert die feindliche Vorpostenlinie. Alles fährt jäh auf. Eisiger Schauer rieselt durchs Lager. Hufe stampfen. Schlaftrunkene fluchen. Meldereiter sprengen hin und her. Eine Depesche aus Basel. Sieg? Mac Mahon, Frossard, De Failly geschlagen; Wunder der Tapferkeit, aber: das ganze Heer auf dem Rückzug und Frankreichs Ostflanke schutzlos. Aus braunen Nebeln schält sich ein Trauertag. Was wird nun? Schluchzen würgt die Frage. Weiterkämpfen, natürlich; nur die Dummheit der Federhüte ist schuld; wenn nicht ein Günstling geführt hätte .. Aus verstörten Kinderaugen starrt Rochas. „Was denn? Wie denn? Geschlagen? Wir? Warum denn?"

Zola sah nur, was sein Auge zu sehen vermochte. Allerlei ächzendes, fluchendes, heulendes, rülpsendes Menschengethier. Einen Regimentskommandeur, der alte Kriegerehre verkörpern soll und dessen Pflegerin, weil er selbst dazu im Siechbett nicht mehr die Kraft hat, nach der Kapitulation von Sedan seinen Degen zerbricht. Einen Napoleon, der sich die Backen roth geschminkt hat. (Das hat er am ersten September 1870 nicht gethan. Vicomte d'Harcourt, Mac Mahons Ordonnanzoffizier, fand, als er die Verwundung des Oberbefehlshabers melden wollte, den Kaiser auf dem Bettrand. „Er knüpfte gerade einen Hosenträger an; der andere baumelte ihm noch übers Bein. Er zog sich vor meinen Augen an, um aufs Pferd zu steigen. Seine Blässe fiel mir auf. Und während ich berichtete, rollten zwei dicke Thränen über seine Wangen.") Den Troupier Rochas, der sein Mädel küßt, einer guten Flasche den Hals bricht und zwischen Weib und Wein die Welt durchwüstet. Einen König Wilhelm, der als strammster vor unzähligen strammen kleinen Bleisoldaten im Sattel sitzt. Und diese Bleisoldaten haben Frankreich besiegt? General De Sonis, der eins der von Gambetta zusammengerafften Heere führt, ist ge-

rechter. Bei Loigny ist ihm ein Bein zerschmettert worden; nachts, auf dem verschneiten Schlachtfeld, erfriert ihm das andere. „Mein Trost war: das Siebenzehnte Corps hatte unter meiner Führung nicht einen einzigen Feuermund verloren. Ueber die Schneedecke, unter der wir lagen, marschirten die Preußen. In vorbildlicher Ordnung; noch in dieser Stunde mußte ich die Zucht und die Haltung der Truppen bewundern.“ Ein Preuße gießt dem seit vierundzwanzig Stunden Nahrunglosen ein paar Tropfen Branntwein auf die Lippe; zieht ihm den Mantel höher ans Haupt, das er auf einen Sattel bettet; drückt ihm, ein Gemeiner, sanft die kalte Hand und spricht, fast zärtlich: „Kamerad!“ Bleisoldaten? Zolas Ohr sperrte sich dem frommen Sang, der am Abend von Sedan durchs weite Maasthal schallte. Der Blick des Epikers sah die Feuerlinien; sah nirgends eine Seele. Nicht der Landsleute noch des Feindes. Der hatte gekämpft, wie die Pflicht befahl, wie die Ehre des Stammes, der Volkheit forderte. Mann vor Mann: jeder ein Held, keiner ein strolchender Raufbold. Nach dem Sieg wird nicht geplündert, gesoffen, randalirt, aus Blutlachen Beute geangelt, haschbaren Jungfern das Hemd gelockert. Choräle erklingen. Hunderttausend Stimmen vermählen sich in frommen und fröhlichen Liedern vom Ruhm, von der schlichten Würde, der dämmernden Größe des Vaterlandes. Und auf diese in Zucht gewöhnte und dennoch vor tollkühnem Wagniß nicht zage, im Gefecht unerbittliche, nach dem Kampf andächtig ruhende Schaar ernster Männer schaut vom Hügel der König hernieder, der Kriegsherr, der erste Soldat und Staatsdiener. Die Sieg wirkenden, Sieg verbürgenden Kräfte hat Zola nicht empfunden; kaum, daß zuchtlose, im goethischen Sinn gottlose Wirrniß jedes Reich zerrüttet.

Soll es noch einmal so werden? Wieder wurde dem Vorstoß von Belfort nach Mülhausen die Spitze gestumpft. Ein Corps zurückgeschlagen und von seiner Schutzstätte weggedrückt; schon am zehnten Mobilmachungtag. Am elften eine Brigade zerrieben, zersprengt, einer Fahne und zweier Batterien beraubt, ein General getötet und siebenhundert wehrhaften Männern die Waffe abgenommen. Die Fahne, den Führer, ganze Geschützeinheiten und Mannschaftverbände dem an Zahl noch schwachen Feind überlassen: Das zeugt nicht von Ordnung, Vertrauen, Willen zum Sieg. Soll das Kriegsgeschäft „sabottirt“, nur zum Schein, ohne Inbrunst, das Soldatenhandwerk, das immer auch Seelenwerk sein muß, getrieben werden? Die erste Schlacht wirds erweisen.

Wieder verseucht, im Land feiner und tapferer Geister, die Lügenpest alle Quellen. „Sieben deutsche Regimenter vor Lüttich vernichtet. In dem Riesenheer (Held Emmich wird trotz dem Verband lachen) jeder zehnte Mann tot. Und die Stadt hält sich!" Wars nöthig, einen Thron, eine Krone zu zerschlagen, um abermals in Ohnmacht von Mülhausen westwärts, nordwärts zu taumeln? Auf Olliviers Stuhl saß (und sitzt wohl noch) ein in Regierungfähigkeit und Russendienst geläuterter Sozialdemokrat. Dieser Genosse Viviani nahm die Last der Kriegsverantwortung auf sich; und gürtete sich, ohne Scheu vor dem Schreckbild des leichtherzigen Vorgängers, in Bayards Wappenwort. „Nous sommes sans peur et sans reproche": in diesen Satz mündete die Rede, die den abgeordneten Republikanern die Kriegserklärung anzeigte. „Furchtlos und flecklos sind wir." Das Wort des Ritters, von dem sein König den Ritterschlag begehrte und empfing, auf der Zunge des röthesten Advokaten. Hätte Pierre Bayard, der selbst den Feind nicht tückisch bekämpfen wollte, unschuldige Gäste des Staates, Frauen sogar, tobsüchtiger Pöbelwuth ausgeliefert und vor die Wahl gestellt, als hörige Landarbeiter aufs Feld zu wandern oder durch die Hecke schimpfender, stoßender, speiender Menschenrechtsschützer das nackte Leben zu flüchten? Das that Genosse Viviani, ein Künder des Tausendjährigen Friedensreiches, den in die Heimath der Pascal und Montesquieu, Molière und Balzac zugelassenen Deutschen. Flecklos. Und furchtlos? Der Sieger von Villafranca und Marignano lehnte das zerschmetterte Rückgrat an einen Baumstamm und starb aufrecht, den erstarrenden Blick fest im Auge des Feindes. Deutschland wartet. Darf nach Mülhausen und Lunéville noch nicht urtheilen. Weiß aber: Lug war nie Bayards Gewehr.

Jormungandr.

Loki, der Riesensproß, Asenfeind, Feuergott, dem Odin, ihn zu befreunden, Blutsbrüderschaft anbot und dann zuraunte, Blut sei dicker als Löschwasser, hat dreimal den Schoß der Riesin Angrboda besät und sieht ihm drei Ungethüme entwachsen: den Wolf Fenrir, die Todbringerin Hel und Jormungandr, die Weltschlange. Den Vater knebeln und vergiften die Asen; von seines Leibes Zuckung bebt der Boden; bis Loki frei wird und sich dem Morgenkünder Heimdall zum Endkampf stellt, der Beide tötet. Die in Schuppen gepanzerte Tochter wird ins Weltmeer geworfen. Da wird sie so groß, daß ihr Körperring das Rund der Erde einklemmt.

Schlürft sie Meerwasser, wird Ebbe, und spritzt sie es wieder aus, Fluth. Ihr grimmster Feind ist der jungstämmige, rothbärtige Thor. Dessen Rumpf schmückt der Machtgürtel; und den Donnerhammer, der nie das Ziel fehlt und dem Schleuderer stets zurückkehrt, schwingt eine in Eisen geschiente Hand. Er erschlägt, da den Göttern der Abend dämmert, die Erdumspinnerin, Meerbedräuerin; stirbt selbst aber von ihrem Giftspeichel. Eine alte Geschichte. Den Machtgürtel und den Eisenhandschuh hat Deutschland und sein Heer ward manchmal dem unfehlbaren Hammer Thors verglichen. Im kolberger Kasino der Grenadiere, deren Chef er war, sah Marschall Moltke das Bild Gneisenaus, der dieses Regiment schuf; sah es lange und sprach dann: „Zwischen ihm und mir ist ein großer Unterschied. Wir siegten immer. Er hat das Heer aus einer Niederlage in Sieg geführt. Diese schwerste Probe haben wir noch nie bestanden." Drei Kriege lenkte sein Wille. Um Schleswig-Holstein, um die Vormacht Preußens, die Einung Deutschlands. Düppel, Königgraetz, Sedan: auf steiler Straße nicht ein Fehltritt. Auf drei Schauplätzen nicht eine Schlappe. Thors Hammer. Nicht Einer entgeht ihm. Wird es wieder so werden?

Schnell entschüchterte Hoffnung sagt heute schon aus Zuversicht: Ja. Trotzdem Europa von Waffen dröhnt und manches Schicksal an Entschlüssen hängt, die in Armenien und am Persergolf, in Tokio und Montreal zu fassen wären. Tief und mit festen Strängen ist das Vertrauen eingewurzelt. Auch Solcher, deren Witz, wie auf den Türkenkopf in der Schießbude, auf den deutschen Offizier zu zielen pflegte und ihn gar nicht oft genug als Junker mit Pferdezähnen, als eitlen Laffen oder schnauzbärtigen Leuteschinder, im Stahlmieder verblödeten Schürzenjäger oder wulstigen Säufer im Wochenblatt erblicken konnten. Sieht er in unserer Wirklichkeit nun so aus? Der Jüngste ist seiner Mannschaft ein Bruder, ein Vater; über und unter dem Jünglingsjubel, der das Abenteuer grüßt, feierlicher Ernst. Ein bald Siebenzigjähriger rast im Auto durch die stark befestigte Stadt eines skrupellos grausamen Feindes, durch Flintenkugeln und Granaten, um die Gelegenheit zu unaufhaltsamem Einbruch zu erkunden. Der Schenkel blutet? Einerlei. Aufs Pferd; und blaset Sturm! Ein Massenführer wird auf den Bahnhof befohlen und erfährt erst im Zug, wohin die Reise geht. Schadet nicht: er findet sich zurecht und kommandirt morgen, als sei er in diesem Gelände erwachsen. Mädel, Schulden, wilde Kasernenschnurren, Trunkenheitstreiche: Alles versinkt, wenn Ernst

wird. Jeder ist dann, nach dem Appell, in Ordnung. Schleppt nichts Schmieriges, Lästiges mit. Kennt seine Pflichten und Rechte, die Waffe und allen Lagerkram. Und wie der Führer, so, auf ihre Art, Fußvolk und Reiter, Bombenwerfer und Pioniere. Aus jedem Auge funkelt froher Eifer und das Bewußtsein: Innen und außen ists sauber. Wo haust der duftende Geck, der übernächtig glotzende Spieler, der welke Lüdrian? Nicht in Deutschlands Kriegsheer. Alle haben, mindestens, gelernt, was sie lernen mußten. Alle sind in die Zuchtklammer gezwängt, sträuben sich niemals dawider: und wahren im Tiefsten doch ihre persönliche Freiheit. Kräftig, ohne den bleichenden Anhauch der Angst, nicht ohne ein Bleibsel urwüchsiger Roheit, das im Dienst der feinsten Technik dem Heer Wunder wirkt. Jeder besinnt den Auftrag wie Herzenswunsch und ist selig, wenn er den Befehlsgedanken weiter zu denken glaubt. Dieser Gemeinschaft leiblicher, seelischer und geistiger Kräfte ist, zwischen Genf und Grodno, ein Aufmarsch gelungen, wie ihn nie irgendein Himmelslicht sah. Schlimmer kanns werden. Aber nicht ein Beben germanischer Erde, das öden Strand hinter sich läßt. Aus Thors Hammer wich noch nicht die Kraft.

Noch kann er die Midgardschlange erschlagen, deren Laune den Meeren Fluth und Ebbe bestimmt. Nur hüte der Donnerer sich vor Jormungandrs Speichel. Der fräße ihm unter dem Harnisch die Haut, daß des Rothbartes bloßes Fleisch schlottern lernte wie Deutschlands Seele in der Pein versäumter, verknirschter Jahre. Scharmützel, die unsere Ostgrenze sichern und Polenstädtchen vom Feind säubern; Lüttich und Mülhausen; das Siebente und ein Bröckchen des Fünfzehnten Armeecorps; ein kleiner Britenkreuzer vom Adoptivsäugling unserer Marine auf Kanalgrund bestattet; und: noch nirgends ein Fehlschlag, „nicht eine einzige Rückfrage“. Der Machtgürtel spiegelt wieder die Sonne, den Mond. Des Hämmerers Hand scheint aus Eisen. In solcher Rüstung darf der Kühne Alles wagen. Wer aber münzt des ungeheuren Wagnisses ungeheuren Ertrag? 1871: Kaiserreich aller nicht Habsburg verlobten Deutschen; Elsaß-Lothringen; und in der Thronrede der Satz: „Hat Deutschland Vergewaltigungen seines Rechtes und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so geschah es nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war.“ Das wird morgen wieder geglaubt. Auch der Krieg ist ein Mittelstaatsmännischen Willens zu nationaler Macht.

Soldatenlieder.*)

Bei Sedan wohl auf der Höhe,
Da stand nach blutiger Schlacht
Und in später Abendstunde
Ein Bayer wohl auf der Wacht.

Schwarze Wolken ziehn nach Osten
Und die Dörfer stehn in Brand,
Sie beleuchten Wald und Fluren
Und den schwarzen Wiesenrand.

Und der Bayer geht auf und nieder
Und betrachtet die Totenschaar,
Die gestern noch um diese Stunde
So vergnügt und munter war.

Horch! Was jammert in dem Busche
Und was klagt so bittere Noth?
„Ach, Du lieber Gott im Himmel,
Schick mir einen sanften Tod!"

Und der Bayer schleicht sich näher;
Sieh: Da lag ein Reitersmann
Mit so tiefer, blutiger Wunde
An dem Busche von Sedan.

„Reich mir Wasser, deutscher Kamerad!
Denn die Kugel traf mich gut;
Dort, an jenem Wiesenrande,
Floß zuerst mein rothes Blut.

Noch eine Bitte, deutscher Kamerad!
Grüße mir mein Weib und Kind
Und ich heiß Andreas Förster,
Chevauleger aus Saargemünd!"

Dort, in jenem Wiesengrunde,
Grub der Bayer ihm ein Grab
Und er ließ in stiller Trauer
Dann den Reitersmann hinab.

Setzt ein Kreuz ihm aus zwei Zweiglein
Und darauf geschrieben stand:
Allhier ruht Andreas Förster
Und er starb fürs Vaterland.

---

*) Aus dem hübschen, im Haupttheil von derber Fröhlichkeit zusammengestellten, von feinem Künstlersinn mit bunten Bildern ausgestatteten Bändchen „Wenns die Soldaten durch die Stadt marschiren", das im Verlag von Erich Reiß erschienen ist.

Bei Sedan war die große Schlacht,
Die hat Napoleon mitgemacht.
Da standen vielhunderttausend Mann,
Die fingen auf einmal zu schießen an
Auf die Franzosen,
Auf die Franzosen,
Auf die Franzosen
Mit Hurra.

Am Morgen, als der Tag erwacht
Und als man auf das Schlachtfeld sah,
Da waren alle Berge roth
Von lauter jungem Franzosenblut.
Sie mußten sterben,
Sie mußten sterben,
Sie mußten sterben
Mit Hurra.

Napoleon ist jetzt nicht mehr stolz,
Er handelt jetzt mit Schwefelholz,
Er läuft die Straßen auf und ab,
Ruft: „Weiber, kauft mir Zündholz ab!"
Er mußte weichen,
Er mußte weichen,
Er mußte weichen
Mit Hurra.

Ihr Mädchen, nehmt Euch fein in Acht,
Daß man Euch nicht zum Tambour macht.
Dann hängt man Euch die Trommel an
Und Ihr bekommt zuletzt keinen Mann.
Sie müssen schweigen,
Sie müssen schweigen,
Sie müssen schweigen
Mit Hurra.

Geldkrieg.

Der Diskontsatz der Bank von England wurde in wenigen Tagen von 3 auf 10 Prozent erhöht. Das gab eine Sensation, die das Britenreich selbst in seinen schlimmsten Stunden noch nicht erlebt hatte. Man drehte die Ablaufhähne des Goldbeckens mit heftiger Geberde ab. Die Bank von England durfte sich, ihres Alters und ihrer Ueberlieferung wegen, als Aufsichtamt des Geldverkehrs für den ganzen Erdball fühlen; und Niemand zweifelte, daß die Antwort auf alle Geld- und Goldfragen von London kommen und man dort in der Gefahr ruhig bleiben werde. Aber 10 Prozent Bankdiskont: Das zeigt die Unzulänglichkeit der Bankverfassung. Die berühmte Peel-Akte, die Grundmauer der Bank, wird nur noch genannt, wenn sich ihre Nachtheile zeigen und sie aufgehoben werden muß. Weil ihr jede Elastizität fehlt, ist ihr Geist mit den Lebensbedingungen eines gesunden Wirthschaftkörpers nicht vereinbar. Jedes Geldsystem unserer Zeit hat den Fundamentalfehler der mangelnden Anpassungfähigkeit ausgemerzt; zuletzt das amerikanische durch die Reform der Notenausgabe. Nur England hat in seinem ehrwürdigen Institut die Entwickelung der letzten Jahrzehnte geleugnet. So lange die Peel-Akte in Kraft bleibt, dürfen nur für 18,45 Millionen £ metallisch nicht gedeckter Noten ausgegeben werden. Für unsere Reichsbank gilt das Gesetz der Dritteldeckung. Wenn sie 3000 Millionen Mark Banknoten ausgegeben hat, braucht sie, im schlimmsten Fall, nur 1000 Millionen Mark Metall. Das heißt: 2000 Millionen sind frei und auf die Wechseldecke angewiesen. In England steht die Summe von 18,45 Millionen £ (370 Millionen Mark) wie ein rocher de bronze. Damit ist natürlich bei Runs auf Baarmittel nicht auszukommen: und so muß die Fessel des Gesetzes abgestreift werden, wenn das Volk nach Gold schreit. In den Depositeninstituten, den Joint Stock Banken, lagert eine Goldmenge von 50 Millionen £. Die ist natürlich dem Sturm preisgegeben, wenn die Banken die Auszahlung von Metall nicht einfach sperren. Aber es ist kein unwichtiges Symptom für die Finanzbereitschaft der Länder, daß die ganze britische Bankenarmee in ihrem Arsenal 70 Millionen £ Gold hatte, während die Deutsche Reichsbank allein, nach dem Ausweis vom letzten Julitag, noch über einen Goldschatz von 1253 Millionen verfügte. Nach dem ersten Ansturm.

Unsere Reichsbank blieb ruhig. Der Wechselzinsfuß wurde von 4 auf 6 Prozent erhöht; und die Kluft zwischen 6 und 10 Prozent wird dem Betrachter noch durch den Umstand vertieft, daß der deutsche Bankdiskont stets höher war als der englische. Die deutsche Wirthschaft hat ein ganzes Jahr lang eine Rate von 6 Prozent getragen, ohne ihr zu erliegen. Was ihr der Kriegsanfang brachte, war also nur eine Wiederherstellung des Zustandes, der noch vor neun Monaten galt. Nicht einmal das Beispiel eines deutschen Noteninstitutes, das einen Zinsfuß von 8 Prozent beschloß, konnte die Reichsbank zur Nachahmung bewegen. Dieses Institut, die Sächsische Bank, steht im Mittel-

punkt eines der industriereichsten Bezirke Deutschlands. Daß dort der Bedarf an Baarmitteln sich rascher und heftiger regt als an Stellen, die nicht so dicht mit Fabriken bevölkert sind, ist leicht zu erklären. Deshalb mußte die Sächsische Bank kräftigere Abwehrmittel anwenden als die Reichsbank. Nach deren letztem Juliausweis hatte der Notenumlauf sich auf 2900 Millionen gedehnt. Zugleich stiegen die Giroguthaben auf 1258 Millionen. Ein Theil der Gelder, die anderswo abgehoben wurden, ist also der Reichsbank zugeflossen. Der Metallbestand ist durch die Nothgesetze, die der Reichstag angenommen hat, gegen neue Minderung durch privaten Bedarf geschützt worden. Nur für den Kriegskredit sollen noch 300 Millionen den Gold- und Silbervorräthen des Reiches entnommen werden. Doch vermehren sich die Metallschätze des Centralinstitutes um die 120 Millionen Gold aus dem Juliusthurm in Spandau; und es hat obendrein die zweite Kriegsreserve von 120 Millionen. Die dritte, die aus Silber besteht, soll durch beschleunigte Ausprägung von Silbermünzen aufgefüllt werden. Aber es ist natürlich keine ganze kleine Arbeit, Millionen von Silbergeld herzustellen. Daß den Noten der Reichsbank und den Reichskassenscheinen Zwangskurs zuerkannt wurde, ist eine nothwendige Gegenwehr für unstillbaren Goldhunger und eine Maßregel der Vorsicht. Denn nach Kriegsschluß muß die Bank ihre Scheine wieder in Gold einlösen; und sie darf sich die wichtigste Voraussetzung dieses Umtausches nicht nehmen lassen. Deshalb hört die Verpflichtung, Gold für Noten zu geben, während des Krieges auf.

Die Reichskassenscheine sind, im Gegensatz zu den Banknoten, in Friedenszeit kein gesetzliches Zahlungmittel; Privatleute brauchen sie nicht, öffentliche Kassen des Reiches und der Bundesstaaten müssen sie immer nehmen. Dieser Unterschied zwischen den beiden Sorten des deutschen Papiergeldes ist durch die Kriegsgesetze aufgehoben worden und man wird sich schnell an die Kassenscheine gewöhnen. Da der Verkehr viel Scheidemünze braucht, muß der Vorrath an Silber-, Nickel- und Kupfermünzen stets früh genug ergänzt werden. Das Münzgesetz schreibt vor, daß einzelne Hauptstellen der Reichsbank gegen Einzahlung von Silbermünzen (in Beträgen von mindestens 200 Mark) oder von Nickel- und Kupfermünzen (in Beträgen von wenigstens 50 Mark) auf Verlangen Gold auszahlen müssen. Jetzt ist alles Papiergeld im Rang erhöht worden; und besteht der deutsche Geldzettel die schwere Belastungprobe, so ist er für lange Zeit dem Mißtrauen entrückt. Nicht nur der kleine Mann schätzte bisher eigentlich nur das Metallgeld: auch Großkapitalisten, die, wenns nicht blitzt und donnert, im Vortrab der Kämpfer für wirthschaftliche Aufklärung stehen, haben sich einen güldenen Nibelungenhort angelegt.

Im Hinblick auf die Begrenzung des Waarenumsatzes und deren Einfluß auf das Wechseldiskontgeschäft wurde den kurzfristigen Schatzwechseln des Reiches die Eigenschaft der Notengarantie zugesprochen. Da die Wechsel, die den Banknoten als Stütze dienen, nicht auf lange Sicht ausgestellt sein können und die Schatzscheine nach spätestens

drei Monaten fällig werden, sind sie aller Vorrechte der privaten Tratte würdig. Die Accepte des Reiches sind nicht in dem Sinn als Staatspapiere aufzufassen wie die Bonds der Vereinigten Staaten. Deren Aufgabe ist in Deutschland den „Diskonten" zugewiesen. Das neue amerikanische Bankgesetz hat die Schuldverschreibungen der Bundesregirung durch Kommerzwechsel ersetzt; und dieser Austausch ist als Fortschritt gepriesen worden. Trotzdem darf man nicht glauben, daß die Kriegsverordnung für die deutschen Banknoten eine reaktionäre Maßregel sei. Die amerikanischen Bonds sind keine Wechsel, sondern reguläre Anleihen mit langer Geltungdauer. Unsere Schatzanweisungen aber sind kurzfristige Papiere, die sich nur in der Umrechnung von einem gewöhnlichen Handelswechsel unterscheiden.

Daß die Vorschriften über die Notensteuer aufgehoben wurden, ist die natürliche Folge der Erweiterung des Notenumlaufes. Man darf die im Interesse der deutschen Wirthschaft gebotene Grenzfreiheit der Notenausgabe nicht mit einem Strafzoll belegen. Alle Kriegsgesetze der Reichsbank wären auch in friedlichen Tagen denkbar und vielleicht schon eingeführt worden, wenn man des Verständnisses der Reichsbankkundschaft sicher gewesen wäre. Nur, weil dem Publikum die Einsicht fehlt, ist es nöthig, Stacheldraht zu ziehen. Der Krieg begründet und erklärt diesen Zwang natürlich erst recht. Das Reich wird übrigens seinen Kredit nicht nur in Schatzanweisungen finanziren. Auch reguläre Wechsel sollen ausgegeben werden, für die als Besonderheit eine eigene Vorschrift über die Zahl der Unterschriften eingefügt ist. Amerika wird sich für die deutschen Reichswechsel interessiren; und da es die einzige nicht vom Krieg berührte Großmacht ist, kann als aktive Instanz des internationalen Geldmarktes nur New York angesehen werden. Wie oft haben wir gehört, die Schwere der wirthschaftlichen Verantwortung werde den Weltkrieg verhindern! Nun wird sich zeigen, wie lange dieses Moment unwirksam bleiben kann.

Zunächst: das Gefühl des Darbens darf nicht aufkommen. Die Reichsbank hat die Führung übernommen. Alles harrt ihrer Winke. Die alten strengen Bestimmungen für den Lombardverkehr mußten fallen. Um den Kapitalbesitz fruchtbar zu erhalten, hat man Darlehnskassen eingerichtet, welche die Verpfändung von Waaren und Werthpapieren ermöglichen, und zwar in weiterem Maße als nach den alten Vorschriften des Bankgesetzes. Solche Darlehnskassen gab es schon 1870 und sie haben sich damals sehr gut bewährt. Heute sind sie in Verbindung mit der Reichsbank und geben eigene Geldzeichen aus, die nur von den öffentlichen Kassen, nicht auch im Privatverkehr in Zahlung genommen werden müssen. Die Gesammtsumme der Darlehnskassenscheine beträgt 1500 Millionen Mark. In Pfand gegeben werden Effekten und Waaren. Das Darlehen muß mindestens 150 Mark betragen und spätestens nach sechs Monaten getilgt werden.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. August 1914.

Weder Rausch noch Furcht.

Gestern und Heute.

„Unsere Leute sind zum Küssen." Der gar nicht sentimentale, jeder Neigung in Gefühlsüberschwang längst ferne Otto Bismarck schriebs an seine Johanna, als er die Preußen zum ersten Mal in der Schlacht gesehen hatte. „Zum Küssen. Jeder todesmuthig, folgsam, ruhig, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen; freundlich gegen Alle; kein Plündern und Sengen; bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot." Das äßen sie, ohne zu murren, morgen wieder, wenns sein müßte. Ist aber dafür gesorgt, daß so Ekles ihnen lange erspart bleibe. Länger als jedem Feind. Sie wissen, Mann vor Mann: Was für uns, Starke und Sieche, Kämpfer und Verwundete, geschehen kann, geschieht; auch für die liebe Schaar, die wir im Nest ließen. Diese Gewißheit schient nicht ihren Leib nur in Erz. Nirgendwo ist was verhudelt, verkrümelt, verlüdert worden. Einer hat in den ersten Mobilmachungstunden wohl, ein Bischen unsicher, den Anderen umschielt: ob Der auch so gut ausgestattet, bis ins Kleinste in so behaglicher Ordnung sei oder ob, wie in Irdischem unvermeidlich schien, Zufall mitgewaltet habe. Nein. Jeder Rock und jede Hose ist aus haltbarem, dem Körper freundlichem Stoff; ist genäht, als hätte der beste Schneider ohne Hast drüber gesessen. Hemden und Halsbinden, Stiefel und Helm: der Verwöhnteste noch staunt über die Bequemlichkeit. Blicket sie an, die Preußen und Bayern, Sachsen

und Schwaben, die Männer von der Wasserkante und aus dem Schwarzwald, aus dem Lipperland und von der Bergstraße: Jeder schreitet stattlich einher. Keiner ist begünstigt, Keiner verwahrlost. Jeder ein stolzer Deutscher. Ehe die schwerste Pflichtschuld eingefordert wird, ward Jedem sein volles Recht. Der „gemeine" Mann sieht aus wie in Friedenszeit der Einjährig-Freiwillige, dem Vater Wohlhäbig gern den Beutel mit Goldkrönchen spickte. Wie ein strammes Dorfprinzlein oder ein von der Wickelkommode an sauber und reichlich gehaltener Sohn breit lebender Stadtmenschheit. Was er hat und noch erhält, ist so gut, wie es irgend sein konnte. Waffen und Mantel, Decke und Brot, Konserven und Trank. Und noch sind die Monturkammern, die Proviantlager, nach dem Ausmarsch der vier, dem Aufmarsch der sechs Millionen, voll wie die Gutsscheune nach einer Ernte von kaum erträumter Fülle. Die tüchtigsten Handwerker sind, selbst ein ganzer Heerhaufe, aus allen Zunftbezirken mit ins Feld gezogen; haben das feinste Werkzeug, funkelnagelneues, bereit und tilgen schnell großen und kleinen Schaden. So ists vorn. Und hinter der Front, von Lyck bis Mörchingen, durchs weite Reich fädeln und klappern die Nadeln fleißiger Frauen, Mädchen, Schulkinder. Pflegerröcke und Krankenkittel, Leibschützer und Verbandzeug, Socken und Handschuhe: bis auf Eures Eiffelthurmes eitle Höhe, Franzen, der Stapel gehäuft ist, ruhen die flinken Finger nicht. Schon ist in den leistungfähigsten Stätten, für Hunderttausende, Linoleum bestellt: damit den Feldlazareten die nothwendige Reinlichkeit, die rasche und doch gründliche Reinigung gesichert sei. Schon wird nach allem erlangbaren Pelzwerk gefahndet: damit der härteste Winterfeldzug den deutschen Mann nicht mit Eisschauern überrumple. Trommler ohne Trommelstock, Kürassier im Weiberrock, Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flinten ohne Hahn, Fähnrich ohne Fahn, Speicher ohne Brot, Kranke ohne Wagen: so (wie das Lied des deutschen Schülers Friedrich August 1812 die Flucht des bonapartischen Heeres beschrieb) wird es bei uns nicht, liebe Freunde in West und Ost; wer darauf noch rechnet, mag sein Gezettel schleunig zerreißen. Wir brauchen noch nicht, wie die Preußen von 1813, Ringe und Ketten, Silberschüsseln und Becher, Denkmünzen und Edelgeräth hinzugeben; nicht die Kirchen zu blößen, den Spargroschen einer Knappschaft (Waldenburg), einer Ka-

dettenklasse, alter Unteroffiziere und junger Dienstmädchen zu nehmen; nicht herumzuhorchen, ob wieder wackere Schuster, wie weiland der ehrsame Meister Valentin, dem Staat „drei Paar neue Stiefel und zehn Thaler“ steuern wollen. Nicht die Schüler (zweihundert gingen, von 13 bis 15, aus einem Gymnasium, Berlins Grauem Kloster) ins Feld zu schicken noch zu wünschen, daß Mädel sich in Soldatenröcke mummen, wie Lore Prochaska, die, unter Lützows wilden, verwegenen Jägern, an der lüneburgischen Göhrde fiel. (Ich verkaufte mein Zeug, schrieb die kühne Unteroffizierstochter an ihren Bruder, „um mir erst eine anständige Mannskleidung zu kaufen, bis ich Montirung erhielt; dann kaufte ich mir eine Büchse für acht Thaler, Hirschfänger und Tschako und ging unter die Schwarzen Jäger.“ Als August Renz; erst die von einer französischen Kanonenkugel tötlich Verwundete, die sich die Litewka aufreißen mußte, bekannte sich ihrem Lieutenant als ein Mädchen.) Auch die Fünfziger sollten noch nicht, weils zu Haus unerträglich ist oder just die Gelegenheit, den werthen Namen in die Weltesche zu kerben, ins Feuerlicht vordrängen. Das fördert draußen nur die wonniglich kitzelnde Vorstellung, Deutschland sei schon in Noth. Ist nicht. Hat rüstige Männer genug; und Geld, sie zu löhnen, zu kleiden, zu nähren, zu waffnen und ihre Familien vor Hunger zu wahren. Reich, Staat, Provinz, Kreis, Gemeinde, Verbände und Einzelne: Alle geben, sammeln, harken zusammen und geben abermals; fragt, Franzosen, Russen, Briten, Eure Späher, ob irgendwo geknickert, ob nicht alles Handeln, überall, von der Meinung geleitet wird, dem Volk in Waffen und dessen Nestlingen zieme nur das Beste. Wenn die Häupter des Heeres die Aelteren, die Alten brauchen, werden sie nicht säumen: und nicht ein Aufrechter wird dem Rufe fehlen. Nicht Einer wird plärren, weil harte Zeit ihm den Segen karger Lebenshaltung aufzwingt und er lernen muß, daß aus Entbehrung seligeres Gefühl keimen kann als aus Genuß. Denn aus jeder deutschen Wesenswurzel stieg in diesem Sommer bis an den Wipfel endlich wieder Saft vom Saft Arndts, des stämmigen Gewissendrillers, der vor dem Sturm schon die Landsmannschaft mit dem Zornruf aufpeitschte: „Wer mit seinem Volk nicht Glück und Unglück, Noth und Tod theilen will, ist nicht werth, daß er unter ihm lebe, und muß als ein Bube oder Weichling aus ihm vertilgt oder ausgestoßen werden.“

Herrschaft der Weichlinge: da dräute den Deutschen eine Gefahr. Unser Leben war, nicht nur der Reichsten, allzu üppig geworden; sauste auf Gummireifen (vier, als Ersatz, hinten angehakt) über Sumpfland und Klinkern, Wurzelstümpfe und spitze Steine. Wie einfach scheint, wie ärmlich dem verzärtelten Auge jede Daseinsbedingung der Männer, die uns das Reich erfochten! In Böhmen fehlten dem König die Hüter, den wichtigsten Männern des Großen Hauptquartiers die zu raschem Nachrichtendienst unentbehrlichen Pferde. Der Ministerpräsident muß froh sein, daß der große Fuchs ihn dreizehn Stunden lang trägt („er fraß Aehren und Pflaumenblätter mit Vorliebe in den schwierigsten Momenten und scheute weder vor Schützen noch vor Leichen"); muß dankbar sein, als, in Horic, der Großherzog von Mecklenburg ihn vom Straßenpflaster in ein Zimmer holt, das schon vier Männer für die Nacht herbergt. Bei Königgraetz hatte sein Gewissen ihn in Adjutantendienst verpflichtet; mit harter Anrede mußte er den König aus dem Granatenfeuer weglocken. („Er kann mir noch nicht verzeihen, daß ich ihm das Vergnügen, getroffen zu werden, verkümmerte. ‚An der Stelle, wo ich auf Allerhöchsten Befehl wegreiten mußte', sagte er mit gereiztem Fingerzeig auf mich. Die Generale hatten den Aberglauben, sie, als Soldaten, düften dem König von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, jedesmal an ihn ab. Niemand kannte die Gegend, Keiner führte den König, bis ich mich zum Wegweiser aufwarf. Es ist mir aber lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmirt über seine Truppen, mit Recht, so exaltirt, daß er das Sausen und Einschlagen gar nicht zu merken schien, ruhig und behaglich, wie am Kreuzberg, und fand immer wieder Bataillons, denen er danken und ‚Guten Abend, Grenadiere' sagen mußte, bis wir dann richtig wieder ins Feuer hineingetändelt waren.") Noch 1870 führt Schmalhans die Wirthschaft. Der Bundeskanzler will Generalsuniform tragen, damit er nicht „alle zwei Tage eine neue weiße Mütze braucht". Die Lebensmittel werden schon in Homburg knapp und Bismarcks Söhne, Beide von der „blauen Couleur" (Dragoner), freuen sich der halben Wurst, die Vaters Kanzleidiener ihnen zusteckt. In Herny ißt Johannens Ottochen so viel rohen und gebratenen Speck mit Knoblauch, daß sein Athem ihm „wie ein Salpeterkeller zu riechen scheint". Kaninchenfleisch ist ein Lecker-

bissen; ein erhaschtes Huhn so zäh, daß „seiner Leiche meine guten Zähne nichts anzuhaben vermochten“. Der erste Beamte des Norddeutschen Bundes schickt seine Taschenuhr nach Haus, weil sie nicht mehr geht und der Schlüssel nicht handlich ist, und meldet, daß er sich für zehn Francs eine silberne gekauft habe. Während er lächelnd auf die alten Weiber niederschaut, die, wenn sie seinen Namen hören, auf die Knie fallen und um ihr Leben bitten („Attila war ein Lamm gegen mich“), wird sein Aeltester verwundet. „Wenn er nicht das Kreuz bekommt, will ich nie wieder Orden tragen. Bill ist dick und lustig; sah sehr schmierig aus. Er hat ansteckende Heiterkeit. Jeder Dragoner von der Dritten Schwadron lacht zunächst, wenn er von mir nach Bill examinirt wird.“ Lacht nicht nur mit dem Mund. Der junge Graf hat in den Sattel seines Pferdes einen verwundeten Dragoner gesetzt und Mann und Gaul aus dem Kugelregen geführt. Als er in Versailles den Vater überrascht und bei Tisch aus Rothschilds Keller gekauften Sekt getrunken hat, „bis seine Nase einen rothen Sattel trug“, nimmt er Cognac, Cigaretten, etliche Goldstücke und zwei Paar Handschuhe mit. Und jauchzt dann, in jedem Quartier, himmelhoch, wenn Mutter dem Briefbummelanten etwas Geräuchertes schickt. („Spickgans: dann schreibt er.“) Jedem der blauen Jungen will der Vater zum Christfest einen Säbel spendiren; seinem Herbert obendrein ein Gewehr, das hundert Thaler kosten darf. Er selbst wünscht sich Schinken und Weißsauer von einer reinfelder Gans. Der Bundeskanzler, der seinem König nach Düppel, nach Königgraetz, ins Schloß Ludwigs des Sechzehnten den Weg gebahnt hat. Dem die Vorposten im Franzosenfeuer Feldblumen pflücken. Wie knapp es unten zuging, ahnen die Nachgeborenen nicht. Die sind bei Elektrischem Licht aufgewachsen. Der Dreikäsehoch hat sichs in der Nacht aufgeknipst oder die Leuchtlettern der Tischuhr angeblinzelt. Hat, wenn er der Klassenaufgabe nicht sicher, der Lösung nicht mächtig war, in die Runde telephonirt. Weiße, gelbe, braune, schwarze Schuhe getragen; zu jedem den im Farbenton passenden Strumpf. Die theuersten Grammophonplatten, Schauspiel- und Opernvorstellungen durchgekostet und die schönsten Plätze Europas bereist. Auf blankem Fahrrad oder in Papas Auto gesessen. Eine Pferdedroschke? Brr! Schneckenpost. Vor 70 wars die ersehnte Freude der höchsten Feiertage. Gabs, im Hofjäger oder in den Zelten, ein

belegtes Brot, Rührei, gar Gansklein, dann war Prahlstoff für die Schulpause. Eine Taschenuhr? Zur Einsegnung eine aus dünnem Silber. Schlittschuhe aus Holz, mit vielen Riemen und einem Eisendorn, der in den Stiefelabsatz getrieben wurde. Unter dem Christbaum lagen, zwischen zwei Päckchen berliner Pfefferkuchen, sechs Bosdorfern und sechs Rothen Hähnchen, Taschentücher, Federhalter, Bleistifte, Bilderbogen zum Auspinseln, eine Mütze, ein billiges Buch, ein Häuflein aus Marzipan, Rosinen und Mandeln. Alltagslecкerei: Backpflaumen und Johannisbrot. Der Erwachsenen: Sahnenbaiser und Windbeutel (wenn das Geschäft flott ging). An Gas, Kachelofen, Petroleumlampe wurde geknausert. Eine versunkene Welt. Und an manchem Herzen nagte nun die Sorge, ob das verwöhnte Geschlecht nicht knurren, nicht früh über Gliederwundheit stöhnen werde, wenn sichs auf die Pritsche rauher Kriegspflicht strecken müsse; ob das Fleisch noch stracks, bis in Massengemetzel, dem Willen gehorchen könne.

Dieses Alben, eines, sind wir ledig. Deutschlands Heer äße, wenn Noth dazu zwänge, in nassen Kleidern wieder verschimmeltes Brot; und würde danach fechten, als käme es von eines Königs Mahl. Offiziere und Mannschaft. Aus der Fülle holder Lebensgüter, aus den weichsten Kissen sprangen Tausende, Abertausende auf ihren Wehrmannsposten. Wer ganz vorn sein darf, jubelt. Wer noch hinten bleiben muß, hofft: Morgen gehts an die Front. Entbehrung? Sie lechzen danach. Beamte und Bankregenten, Stadt- und Justizräthe ziehen den Rock des Unteroffiziers, des Gemeinen an und harren in Glücksfiebern, wie einst der Weihnachtbescherung, des ersten Gewitters, das aus dem Eifer des jungen Vorgesetzten aufflammt. Jeder schreibt an die Eltern, die Frau oder Braut: „Wir leben hier herrlich, haben, was der Magen begehrt, und wünschen uns nur noch dichteren Schwarm zum Dreinschlagen.“ Keiner macht uns dieses Heer nach. Das schießt besser, denkt schneller, ist zu Handlung und Gehorsam williger als jedes andere. Heute noch, wie 70 nach Bismarcks Wort, „nicht nur besser mit Schuhzeug versehen als die Gegner, sondern hat auch bessere Beine drin stecken.“ Bis der Russe sich in die Feinmechanik der jetzt nothwendigen Kriegführung findet, ist der Säugling von heute vielleicht Großvater. Welcher Slawenkenner sieht zwei Dutzend russischer Generale, die fähig sind, zwölf Stunden lang mit nüchtern wach-

samer Hirnkraft am Feldtelephon zu sitzen, blitzschnell den Werth jeder Meldung zu wägen, dem Centrum, den Flügeln ihrer Truppenmacht, der Artillerie, den Pionieren und Fliegern die richtige Weisung zu geben, das Ganze und jeden Theil gegen Umgehung zu sichern, an jedem Ruhepunkt für Munition und Proviant vorzusorgen? Kuropatkin, der bei Mukden den Erfolg seiner eigenen Truppen nicht merkte und den Rückzug befahl, als die erschöpften Japaner kaum noch auf Sieg, auf Wahrung der im Landkrieg errungenen Vortheile hoffen konnten: dieser Führertypus ist nicht ausgestorben. Auch nicht der Wirrkopf, der sein (von Fabrikschlossern bedientes) Torpedoboot aus der Schlacht heil in den neutralen Hafen bringt und auf die Frage, weshalb er nicht einen Angriff versucht habe, antwortet: „Ich komme mit dem Teufelsapparat nicht zurecht.“ Der Franzos ist pfiffig und beweglich; aber an Ausdauer, Gewicht, vertrauender Unterordnung unseren Leuten nicht gleich. Nach der ersten Schlappe schimpft er auf die Federbüsche (les grands chefs), nach der ersten großen Niederlage wittert er Verrath und wünscht der pariser Regirung den röthesten Schrecken an den Hals. Warum ließ die Advokatenbande ihn in Bazarstiefeln, in durchschwitztem Rock und rothen Hosen vors rauchlose Pulver der deutschen Musterschützen? Wahrscheinlich wollte ein Klüngel verdienen oder einem anderen die Schachermachei mit der Tuchlieferung sperren. Oder ein mächtiges Frauenzimmer schwor, nicht ein Häkchen zu lösen, wenn ihr Liebling in Graugelb komme. „Wir sind verkauft! Von Gaunern! Vive la Sociale!“ Lieb Vaterland ...

Des Heeres darfst Du sicher sein. Das leistet, was Menschen möglich ist. Das haben die zween Nikolai und ihr Freund aus Elysion nicht. Das stürmt und steht als himmlisch, höllisch lebendiger Beweis deutscher Mannheit. Wo? Mühsam nur sondert das schärfste Augenglas es vom Boden, von Baum und Flur. Nirgends ein blinkendes Ziel. Wie eine Erdgeisterschaar rückt es heran. Und Erdgeist wirkt aus ihm. Von seinem Athem bebt der Luftstrom. Ein Weichlingen unterthanes, von Ueppigkeit träg gewordenes Land konnte nicht diese Männer reifen. Jeder ein frommer Held oder wilder Berserker. Jeder froh bereit, mit seinem Kopf den Rachen des Teufels, das Rohr der Haubitze zu stopfen, mit seines Herzens Blut die Mauer zu mörteln, die das Vaterland schützt. Seid ruhig, Bürger, getrost, Eltern, Frauen, Kinder, Bräute,

Geschwister! Nie war ein Volk in stärkerer Hut. Nie war für ein Heer so wirksam in alle Wege vorgesorgt. Für Deinen Mann, Milchschänkin, nicht schlechter als für den Grafen, der ihm befiehlt. Er empfindets, lacht und ist zum Küssen; nicht wahr?

Totenappell.

Es freut mich, hier sagen zu können, daß der König jetzt auch mit einem ihm eigenen Gedanken hervortrat, der vielfach und günstig in die Stimmung der Zeit eingriff. Das war die Stiftung des Eisernen Kreuzes; ich habe den eigenhändigen ersten Entwurf des Königs und die von ihm mit Bleistift entworfene Zeichnung selbst in Händen gehabt. Es war in jeder Hinsicht ein glücklicher Gedanke: die Eigenthümlichkeit des gewählten Zeichens, welches von allen bisherigen Dekorationen abwich, das Metall, aus dem es bestand und das zugleich als Symbol der Zeit dienen konnte, die Form, die an die Deutschen Ritter in Preußen erinnerte, vor Allem aber das gleiche Anrecht des Soldaten wie des Generals gaben diesem Schmuck einen großen Werth und erzeugten bei dem allgemeinen Wunsch, ihn zu erwerben, mehr als eine kühne That.
(Boyen.)

Ich will von den stillen Gefahren sprechen, die da leise kommen wie Wasser, welche lange verborgen unter Bergen dahinfließen und ihre Festen aushöhlen, bis endlich die stolzen Gipfel in die nassen Tiefen nachstürzen; von den Gefahren, die Das herbeiführen, was durch Waffen nimmer geheilt noch abgewandt werden kann, die das Glück auf immer verjagen, die Tapferkeit erschlaffen und alle Keime ausroden, woraus germanische Helden, Retter der Zukunft, geboren werden können. Diese leisen Gefahren sind keine anderen als die allmähliche Auslöschung und Ausrodung deutscher Art und Eigenthümlichkeit. Wir waren immer mehr verweichlicht; die Geschichte unserer ehrwürdigen Altvorderen war keine lebendige und begeisternde Erinnerung mehr für uns; deutsches Land, deutsches Volk, deutsche Freiheit, deutsche Ehre waren kaum noch Klänge. Wir waren nicht mehr den früheren Menschen vergleichlich, wir waren schlechter geworden als unsere Väter; aber wir waren noch deutsche Menschen, wir hatten noch viel übrig, woraus wieder stattliche und feste deutsche Männer, woraus wieder ein großes und gefürchtetes deutsches Volk hervorgehen konnte,

wenn ein belebender Odem des Geistes über die Welt wehete und die starre und faule Masse anblies. (Arndt.)

Der Krieg ist die stärkende Eisenkur der Menschheit, und zwar mehr des Theiles, der ihn erleidet, als dessen, der ihn führt. Ein Kriegsstoß weckt die Kräfte auf, die das lange Nagen der täglichen Sorgen durchfrißt. Im Frieden kriecht der Bürger so leicht mit weicher Schlaffheit durch und deckt sich gegen die Gefahren, wie gegen die Bomben, nur durch Wegheben des Steinpflasters und des hohen Daches und durch Ausbreiten des weichen Düngers; aber der Krieg fordert den waffenlosen Bürger zum Zweikampf mit der Uebermacht und Gesetzlosigkeit heraus; er verlangt in jeder Minute ein Männerherz und ein Männerauge und verpanzert mit den größeren Gefahren gegen kleinere. Ist aber Dies, so muß der Krieg den nächsten Zeiten mehr wahre Männer zubilden und zurücklassen und dem Vesuv gleichen, nach dessen Aschenwürfen der anfangs durch sie erstickte Pflanzenwuchs üppig emporschießt. (Jean Paul.)

Unsere ältesten Vorfahren und Alle in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte; und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über Den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüthes ist es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel sich setzt seiner Aufopferungen und sich nicht weiter wagen mag als bis zu einem gewissen Punkt, Der giebt den Widerstand auf, sobald die Gefahr ihm an diesen durchaus nicht aufzugebenden noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel sich gesetzt hat, sondern Alles, auch das Höchste, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daransetzt, gibt den Widerstand nie auf und siegt, so der Gegner ein begrenztes Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt, Selbständigkeit, fest ins Auge zu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsere ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zum Werkzeug fremder Herrschsucht und zu Unterjochung selbständiger Völker gebraucht wird. Alle Zeitalter, alle Weisen und Guten, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höheren umringen Euch und heben flehende

Hände zu Euch auf; selbst, wenn man so sagen darf, die Vorsehung und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschengeschlechtes, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht und durch Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret Euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten. Die alte Welt, mit ihrer Herrlichkeit und Größe, mit ihren Mängeln, ist versunken, durch die eigene Unwürde und durch die Gewalt Eurer Väter. Unter allen neueren Völkern seid Ihr, Deutsche, es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am Sichtbarsten liegt und denen der Vorschritt in der Entwickelung aufgetragen ist.

(Fichte.)

Wider alle Erfahrung mußte das wandelbare Kriegsglück zur Unwandelbarkeit gezwungen werden und Kranz auf Kranz um unsere Fahnen winden, wenn dies bestverleumdete und bestverhöhnte aller Völker wieder die rechte Stelle in der Staatenwelt erringen sollte. Wir waren die Jahrhunderte entlang durch die weltbürgerliche Macht unseres römischen Kaiserthums, wie die Italiener durch ihr Papstthum, in der einfachen Arbeit nationaler Politik gehemmt und geschädigt worden; wir mußten dann in unserem Staatenbund mehrere ausländische Mächte mitthaten lassen und sahen uns zugleich angekettet an eine halbdeutsche Macht, an eine verhüllte Fremdherrschaft, deren Unwahrheit ein großer Theil der Nation, befangen in alten theueren Erinnerungen, niemals erkennen wollte. Der Ruhm der Unbesiegbarkeit, den einst Niemand den Fahnen Friedrichs zu bestreiten gewagt, war durch alle die herrlichen Schlachten der Befreiungskriege nicht wiederhergestellt; denn immerdar höhnten die Fremden: Als die Preußen bei Jena allein standen, wurden sie geschlagen, nur im Bunde mit anderen Mächten siegten sie wieder! Und dabei wuchs und wuchs in der Nation das Bewußtsein einer unermeßlichen Kraft, einer lebendigen, unzerstörbaren Gemeinschaft des gesammten geistigen und wirthschaftlichen Lebens. Ein Volk in so beispiellos schwieriger Lage, so stark in seinem berechtigten Selbstgefühl und so schwach durch seine jämmerliche Bundesverfassung, mußte nothwendig in verworrene, ziellose Parteikämpfe, in alle Kinderkrankheiten des politischen Lebens verfallen. Im Ausland aber war unter Millionen nur Einer, unser treuer Freund Thomas Carlyle, der in dem Wirrwarr unserer Parteiung den Adel der deutschen

Volksseele liebevoll erkannte. Sonst stimmten Alle überein in dem Gedanken, daß aus uns nichts werden dürfe, daß diese Mitte des Welttheils, auf deren Schwäche die alte Staatengesellschaft so lange beruht hatte, niemals erstarken solle. Wir waren den Fremden nur die lächerlichen festlustigen Sanges- und Schützenbrüder; und der deutsche Name Vaterland galt in England schlechthin als Schimpfwort. Als Preußen dann die alten Siegesbahnen des Großen Kurfürsten und des Großen Königs wieder eingeschlagen, unsere Nordmark befreit und im Schlachtendonner von Königgraetz die Fremdherrschaft des Hauses Oesterreich zertrümmert hatte, da blieb Europa noch weit davon entfernt, die neue Ordnung der deutschen Dinge anzuerkennen. Wir hatten vor Zeiten nach der Weltherrschaft des Römischen Reiches getrachtet und waren dann durch die grausame Gerechtigkeit der Geschichte lange zu einem leidenden Weltbürgerthum verurtheilt worden, so daß unser Boden den Tummelplatz abgab für die Heere und das diplomatische Ränkespiel aller Völker. Sollte Das also bleiben?

Was wir brauchten, war ein ganzer, unbestreitbarer, allein durch deutsche Kraft errungener Sieg, der die Nachbarn zwang, die freie Mündigkeit dieser Nation endlich zu achten. Wir waren längst nicht mehr das arme mißhandelte Volk von 1813, das seine Fahnen geschändet, seine Felder verwüstet, seine Städte geplündert sah, das in heiligem Zorn betete: Rettung vor dem Joch der Knechte! Und dann, auf das Aergste still gefaßt, den ungleichen Kampf wagte. Und nun fügte es ein gnädiges Geschick, daß gleich beim Beginn des Krieges das Schuldbuch deutschen Bruderstreites zerrissen, alle Sünden alten Haders für immer abgethan wurden. Die Bayern, die schon dreimal der Freundschaft Preußens die Rettung ihres Staates verdankten, neuerdings aber, durch die Verblendung des Hofes, sich ihrem alten natürlichen Bundesgenossen ganz entfremdet hatten, halfen jetzt, von Preußens Kronprinzen geführt, die ersten Siege des Feldzuges bei Weißenburg und Wörth mit erfechten. Unser Fritz mit seinem gütigen, strahlenden Lächeln ward ihrer Aller Liebling, er schlug die Brücke zwischen den Herzen von Süd und Nord: und nicht lange, so nannte der Bayer den Preußen seinen treusten Bruder. Einst hatte Moritz von Sachsen das Bollwerk Lothringens den Franzosen verrathen. Jetzt führten kursächsische Regimenter, die Schuld der Väter edel sühnend, bei Saint-

Privat die letzten Schläge in den Schlachten um Metz; und ihr Kronprinz Albert, der vor vier Jahren noch bei Königgraetz den Rückzug des geschlagenen Heeres ritterlich gedeckt hatte, erwies sich nunmehr als der Besten Einen unter den Führern des preußisch-deutschen Heeres. Der Neid und die Scheelsucht der deutschen Stämme verschwanden vor dem leidenschaftlichen Wetteifer guter Kameraden und Blutsfreunde. Nun gar an die ängstliche Schonung der preußischen Garden, die noch im Jahr 1814 so viel Mißmuth erregt hatte, mochte Niemand auch nur denken. Die Garde blutete und kämpfte, schwerer als viele andere Corps, und wenn Einer klagte, so geschah es nur, weil er fand, daß seine Truppe nicht oft genug ins Feuer gekommen sei.

Mit einem solchen Heer ließ sich Alles wagen; jeder General trachtete nach dem stolzen Vorrecht der Initiative, das König Friedrich seinen Preußen zuerkannte. Ungewollt, ohne Plan, und doch nothwendig geboten durch den Charakter unseres Heeres, entbrannte die furchtbare Schlacht um die Höhen von Spichern, weil jeder Corpsführer dem Donner der Kanonen entgegenging. Einen Tag früher, als ihnen befohlen war, zogen die Brandenburger auf das linke Ufer der Mosel und versperrten dann den langen Sommertag hindurch, allein, erst spät unterstützt, dem gesammten feindlichen Heer den rettenden Rückzug, bei Mars la Tour, in der heldenhaftesten Schlacht des ganzen Krieges, also daß zwei Tage nachher jener verwegene, ungeheure Kampf mit verkehrter Front möglich wurde, der unsere Schaaren, wenn sie nicht siegten, mitten ins feindliche Land hinausgeschleudert hätte. Als das eine Heer in den Wällen von Metz eingeschlossen war, begann alsbald (so sagten die Musketiere) das große Kesseltreiben gegen das zweite. Bei Sedan überboten die Enkel Alles, was ihre Vorfahren einst von der Paviaschlacht der frommen Landsknechte gesungen hatten: der Kaiser und sein letztes Heer streckten die Waffen.

Bis dahin hatten die Unseren in zerschmetternden Angriffen, wie es der stolzen preußischen Ueberlieferung entsprach, ein wohlgeschultes Heer bekämpft, das zum guten Theil aus alten sieggewohnten Berufssoldaten bestand, aber der Kopfzahl des Gegners nachstand. Jetzt erwuchs ihnen plötzlich eine ganz andere, mühevollere, dem preußischen Wesen weniger zusagende Aufgabe. Es begann die in aller Geschichte beispiellose Belagerung einer

mit fanatischem Muth vertheidigten Millionenstadt. Derweil die Deutschen die beständigen Ausfälle des weit überlegenen pariser Volksheeres zurückschlugen, drängten von allen Seiten her zum Entsatz der Hauptstadt neue Heere heran, unzählbare Massen, die Blüthe der französischen Jugend, Trümmer der alten Armee und wüstes, zuchtloses Gesindel in krausem Gemenge. Gegen sie mußte der Belagerer selber große Ausfallskämpfe führen, durch kühne Vorstöße weithin bis zum Kanal und zur Loire. Wir Deutschen dürfen Gambetta wahrlich nicht, wie manche seiner Landsleute in der Hitze des Parteikampfes, den Namen des wüthenden Narren geben. Für die Rettung des Vaterlandes das Unmögliche versuchen, bleibt immer groß. Und schlechthin unmöglich waren die Pläne des Diktators nicht, der mit seinem revolutionären Ungestüm immer neue Armeen aus dem Boden stampfte und die heiße Vaterlandliebe seines Volkes bis zur Wuth des Rassenkrieges erhitzte. Die reichen, in langer Kulturarbeit angesammelten wirthschaftlichen Kräfte des vom Krieg noch nicht berührten südlichen Frankreichs schienen unerschöpflich; aber die sittlichen Kräfte sind es nicht, bei den Völkern so wenig wie bei dem Einzelnen. Den Heeren Frankreichs fehlten von vorn herein die Treue, das Vertrauen, der Rechtssinn, die allein dem Geschlagenen einen Rückhalt gewähren, und als nun aller flammende Muth, alle Wucht erdrückender Massen, alle Ueberlegenheit der Feuerwaffen des Fußvolks in zwanzig Schlachten das Kriegsglück nimmer wenden konnte, als die Deutschen hinter dem Schleier ihrer weit dahinfegenden Reitergeschwader immer wieder unverhofft hervorbrachen, da packte auch tapfere Herzen der preußische Alb, le cauchemar prussien.

Frankreich hatte die führende Stellung in Europa schon seit dem Sturz des Ersten Kaiserreiches verloren und sie dann für einige Jahre scheinbar zurückgewonnen durch die diplomatische Kunst des Dritten Napoleon. Sobald Preußens böhmische Siege ein gerechtes Gleichgewicht der Mächte wiederherzustellen drohten, da bemächtigte sich jener lärmenden pariser Kreise, welche von je her die willenlose Provinz beherrschten, ein phantastischer Rausch nationalen Hochmuthes; der alte Wahn kam wieder auf, daß Frankreichs Größe auf der Schwäche seiner Nachbarn beruhe. Die Oeffentliche Meinung der Unberufenen nöthigte den kranken Kaiser

wider seinen Willen zur Kriegserklärung, sie meisterte und störte vorlaut jede Bewegung der Heere, sie erzwang den verhängnißvollen Zug nach Sedan. Nach den ersten Niederlagen fiel der Kaiserthron, der keine andere Stütze besaß als das Glück, und die Parteiherrschaft der neuen revolutionären Regirung konnte weder Gerechtigkeit üben noch allgemeines Ansehen erlangen. Daß der Befehlende befiehlt und der Gehorchende gehorcht, ward in dem allgemeinen unheimlichen Mißtrauen fast vergessen.

Selten hat sich so klar gezeigt, daß es der Wille ist, der in den Daseinskämpfen der Völker entscheidet; und in dem Einmuth des Wollens waren wir die Stärkeren. Dies Frankreich, das so oft unseren inneren Zwist genährt und mißbraucht hatte, stand mit einem Mal der lebendigen Einheit der Deutschen gegenüber; denn ein gerechter Krieg entfesselt alle natürlichen Kräfte des Gemüths, neben dem Haß auch die Macht der Liebe. Unverbrüchliches Vertrauen verband die deutsche Mannschaft mit ihren Offizieren und Alle mit der obersten Heeresleitung. Die Schwaben, Badener und Bayern, die uns bisher doch nur als Feinde gekannt hatten und erst durch das lose Band völkerrechtlicher Verträge mit uns verbunden waren, sagten ganz eben so zuversichtlich wie die Preußen: Der König und sein Moltke wird es schon machen. Welch ein Hort und Halt war dies unbedingte Vertrauen für die Masse der gemeinen Mannschaften, als sie nach dem Siegesjubel des Sommers nun im Winter die ganze entsetzliche Prosa des Krieges kennen lernten: Hunger, Frost, Ermattung und die nothgedrungene Unbarmherzigkeit gegen das feindliche Volk, als sie nach kurzer Nachtrast in den schneeigen Ackerfurchen immer wieder durch den Klang der Trommeln und der Querpfeifen zu neuen Gefechten geweckt wurden, zu endlosen Märschen, deren Sinn und Zweck sie nicht begriffen. Manche lernten selbst den Werth ihrer eigenen Siege erst nachträglich, wie durch Hörensagen, kennen, so die tapferen Sechsundfünfziger, die in blutigem Nachtgefecht die Mobilgarden der Bretagne aus dem Hofe La Tuilerie hinausschlugen, ohne zu ahnen, daß sie damit der dreitägigen Schlacht von Le Mans die entscheidende Wendung gaben. „Guter Wille, Ausdauer und Mannszucht überwanden alle Schwierigkeiten“: so urtheilt Moltke einfach.

(Treitschke.)

Die Lebenden brauchen den Spruch der Toten nicht zu scheuen.

Sturmwarnung.
(Nur aus den Tagen nach Agadir.)

Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunklen Sinn!
Nimmer sang ich freudige Lieder,
Seit ich Deine Stimme bin.
Zukunft hast Du mir gegeben,
Doch Du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm Dein falsch Geschenk zurück!

Deutschland hat das Recht, seine Herrschaftfläche nach dem Bedürfniß zu dehnen, und die Macht, dieses Recht gegen jeden Widerspruch zu ertrutzen. Was Briten und Franzosen, Oesterreichern und Spaniern erlaubt war, darf dem Reich nicht verboten sein, dessen Wehr in einem Jahr fünf Viertelmilliarden Mark kostet. Warum muß dieses Reich, von allen Großmächten nur diese eine, stets Rüffel und Schimpf mit Lammesgeduld hinnehmen? Warum verkehrt es mit den solcher Schmähung Schuldigen höflich, in Demuth freundlich gar weiter und lächelt, wenn ihm der Schild bespien ward, fromm, als sei vom heiß umdunsteten Himmelszelt endlich ein Tropfen gefallen? Der englische Schatzkanzler Lloyd George hat angedeutet, Britanien habe dem Preußenstaat das Leben gerettet und für so edles Thun nur Undank eingeheimst. Wer solche Worte spricht, fälscht, leichtfertig oder wider besseres Wissen, die Geschichte. Derselbe Minister Seiner Huldvollen Majestät hat uns mit Drohung zu schrecken versucht. Des Reichskanzlers Pflicht wäre, als des Wahrers deutscher Würde und deutscher Zukunft, gewesen, durch den Mund des Botschafters fragen zu lassen, ob die Regirung des Vereinigten Königreiches die Verantwortung für die Rede des Schatzkanzlers übernehme. Er hats nicht gethan. Hat geduldet, daß auf seinem Einfluß zugänglichen Blättern die internationale Unverschämtheit als eine harmlose, nicht gegen Deutschland gerichtete Plauderei dargestellt wurde. Daß andere Blätter dieser Sorte den Premierminister Asquith priesen, der, in ruhigerem Ton als der Schatzkanzler, gesagt hat: „Wir werden eine deutsche Erwerbung marokkanischen Gebietes nicht dulden, in Westafrika aber jede Verständigung zulassen, die unsere Interessen nicht schädigt.“ Diese Anmaßung censorischer Gewalt ist unerträglich; die Nation, die sich

vor ihr duckt, wird von dem Briten verachtet. Der Reichskanzler haftet dafür, daß der Verkehr mit einer Regirung, die sich so ungebührlich ins deutsche Geschäft zu drängen versucht hat, auf das Nothwendigste beschränkt und deutschen Prinzen, Hofwürdenträgern, Beamten streng untersagt werde, neue Werbung um Vetternliebe über den Kanal zu tragen.

Herr Asquith, der seine Worte zu wägen und zu entfärben weiß, hat ferner gesagt, Englands Vetodrohung sei nicht sofort, sondern erst nach einer Weile verstanden worden. „Der Gegenstand der franko-deutschen Verhandlung kann ein britisches Interesse nicht berühren.“ Die Andeutung, der von Berlin aus nicht widersprochen ward, nöthigt uns in den Glauben an eine leise britische Intervention, vor der Deutschland zurückgewichen sei. Keine „Kompensation“ könnte die Erinnerung an diese Schmach auslöschen. Die Männer, die als Reichsvertreter handeln durften, mußten wissen, was sie wollten, und ohne Wank auf dem festen Grund ihres Wollens stehen. („Die Zukunft vom fünften August 1911.)

Jeder Tag pfercht den Politiker in die Pflicht, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Was ist uns nothwendig? Was, nach zwanzig Jahren trostloser Wirrniß, unentbehrlich? Die Anerkennung des Rechtes, das mit dem Reich geboren ist (nicht eines aus den Windeiern kalkloser Verträge erbrüteten), und die stets freie Wahl der Stunde, in der wir für dieses Recht fechten wollen. Fechten müssen: an den lieblichen Knabenrumpf des Friedens dürfen wir uns nicht klammern; die Gegner, über deren wunde Leiber wir auf die Höhe kletterten, leben noch, sind wieder erstarkt und haben kräftige Helfer gefunden. Sieh vorwärts, Deutschland, und nicht hinter Dich! Seit Frankreich im ersten Jahr des Marokkohaders erfuhr, daß dem Alltagsbedarf seines Heeres eine Viertelmilliarde entzogen worden war, die zur Sicherung rascher Mobilisation und zuverlässiger Fortifikation, ausreichender Kleidung und Nährung der Truppen nöthig gewesen wäre, und seit es im selben Jahr 1905 die nach Clemenceaus und Tardieus Urtheil „schlimmste Erniedrigung seines Lebens“ (die Abschlachtung eines Ministers auf deutschen Befehl) dulden mußte, mißtraut es der Wehrkraft der Jakobinerrepublik und will ohne Flankenbeistand die große Probe nicht wagen. Will aber, die Jugend noch viel ungestümer als die aus dem Kriegsjahr Ueber-

lebenden, die Rache für Sedan. Die Republik hat im Volksempfinden nur noch dünne Wurzeln; und wir (horcht auf, ehrsame Herren der Zunft) sind allzu emsig am Werk, sie der Scholle zu entheben. Neue Demüthigung ohne Schwächung: und das Land Ludwigs und Bonapartes durchheult der Ruf: Nur ein König, Kaiser, Diktator kann uns retten! Wir wollen, wir müssen die zur Abrechnung uns günstige Stunde wählen, weil Frankreich nicht uns, sondern jedem Feinde Deutschlands sich befreunden will und den Glauben an unseren Willen, dieses Zustandes Last nicht länger zu tragen, verlernt hat. Wers aufstört, ihm den Sinn verbittert, aber nicht Blutströme abzapft, mehrt uns die Gefahr. Da die Westmächte uns das Lebensrecht kürzen, müssen wir uns eine von ihnen verbünden oder mit Gewalt vom Hals schaffen. Jaget die Lausknicker weg; sorget, Jeder auf seinem Fleckchen, dafür, daß Deutschland sich nie ohne großen Gegenstand, nie unwürdig regt und niemals dann, vor keiner Drohung, keinem Feilscherkniff, um eines Nagels Breite vom vorbedachten Anspruch mehr weicht.

(„Die Zukunft“ vom zwölften August 1911.)

In Frankreichs Seele wird die Gegenrevolution. Der gebildeten Jugend ist die Jakobinerrepublik, die sich allein als internationale Macht nicht durchsetzen kann, zum Gräuel geworden. Diese Republik der Schwätzer und Schacherer hat weder die verlorenen Provinzen zurückerobert noch die Hoffnung der Aermsten gesättigt: erzwungene Vasallenschaft und Anarchie ist das Ergebniß ihres vierzigjährigen Lebens. Schuld der Nation? Die hat sich, nicht ohne eitles Wohlgefallen, eine Weile für unrettbar décadente gehalten; für ein gerade in seinem Verfall ungemein interessantes Volk. Das ist vorbei, seit Frankreichs Flieger auf allen Feldern Europens gesiegt haben. Vom Aeroplan hat der Glaube an Frankreichs Wiedergeburt sich in die Seelen gesenkt. „Wir haben vor allen Anderen Schnellfeuergeschütze und Gewehre kleinen Kalibers gehabt und haben jetzt die besten Flugmaschinen und die tapfersten Luftpiloten; geschickte, oft genialisch findige Techniker und einen Schwarm kühner, tollkühner Männer, die an einen Wettflug ihr Leben wagen. Sieht so ein Volk aus, dem morgen die Sterbeglocke läuten wird?“ Was Sport war, ist zur nationalen Sache geworden. Nach jedem Flug der Blériot, Beaumont, Védrines wird öffentlich errechnet, wie rasch sie über dem

Rheinufer sein und welche Sprengstoffmenge sie auf diesen Luftweg mitnehmen könnten. Nur die Leitung fehlt dem Lande, die Organisation, die eine wirksame Ausnützung aller Kräfte verbürgt. Noch ist der Mann nicht gefunden, der in das Maß des Staatsretters paßt. Aber das Volkssehnen sucht ihn; und wird ihn desto hastiger suchen, je näher die Gefahr neuer Demüthigung dem Vaterland rückt. Vielleicht bringt erst der Krieg ihn ins Licht. Diesen Krieg will der wichtigste und morgen wohl auch mächtigste Theil des Volkes führen, sobald die Gunst der Stunde es irgend erlaubt; einen Krieg, der dem Reich die Rheingrenze zurückgiebt und die Nöthigung abnimmt, von Russen und Briten sich die Willensrichtung vorschreiben zu lassen. Deutschland? „Sicher ists sehr stark; aber zu reich geworden und mit dem Gepäck seiner Exportindustrie zu schwerfällig, um sich in Abenteuer zu wagen. Wie viele Püffe und Stöße hat es, welche Schwaden von Hohn und Schimpf in zwei Jahrzehnten hingenommen; wie emsig Frankreich zu versöhnen gestrebt; wie oft unter jedem Mond sich laut der Friedenswacht verlobt. Deutschland ist froh, wenn es, unter Spott und Speichelregen, noch mit heiler Haut der Kriegsgefahr ausbiegen kann: sonst hätte es 1905 losgeschlagen, als dem Heer der Republik das Unentbehrliche fehlte.“ So ist die Stimmung in Frankreich. Was ist uns nothwendig? In die Völkerhirne endlich wieder die Gewißheit zu wurzeln, daß Deutschland fortan keinen Unglimpf dulden, daß es, ganz allein gegen Verbündete, in froher Zuversicht auch unter dick umwölktem Himmel, für die Ehre, das Lebensrecht, die Enkel fechten wird. Frankreich demüthigen, ohne es zu schwächen: unverzeihliche Thorheit. Am Rande des Aermelkanals morgens und abends die Faust ballen: unwürdige Schwächlingskurzweil. Auf Paris muß, wie vor hundert Jahren, wieder der Blick gerichtet sein; dort fängt Europens Geschwür zu eitern an. Die blinde Geschäftigkeit deutscher Politik hat Unahnbares erwirkt: daß Britanien und Frankreich, Britanien und Rußland im Haß einig wurden. („Die Zukunft“ vom dreißigsten Dezember 1911.)

Die Briten sind froh. „Uns leuchtet der glorreichste Sommer. Alle Kolonien sind willig, dem British Empire Dreadnoughts und Invincibles zu bauen. Im Mittelmeer stehen zwei starke Geschäftspartner für uns auf der Wacht; und einem dritten kann unsere Gunst morgen Einlaß gewähren. Dem uns sicheren Reussen-

reich öffnen sich die Meerengen: statt uns zu gefährden, entlastet es uns ja im aigaischen Pelagos, auf der Straße von Gallipoli nach Alexandria. (Deshalb mußten wir den franko-russischen Marinevertrag wünschen und freudig begrüßen; nicht nur, weil er das vor Baltisch-Port gethürmte Luftschloß mit lautem Knall sprengt.) Und wir selbst sind entschlossen, gegen jeden neuen deutschen Kiel zwei aus Britenholz auf die Hellinge zu legen. Uns bleibt keine Wahl. Ueberwächst uns der Vetter, so kann er uns Indien oder Egypten aus der Pranke reißen. Daß er zu anderem Zweck sich eine Flotte schaffe, die, ohne genügenden Kohlenraum und zuverlässige Kohlenstation westlich vom Aermelkanal, seinen Handel nicht zu schützen vermag, lernen wir niemals glauben. Der beredte Botschafter, der uns ein Jährchen oder gar zwei mit Bieten und Fordern hinhalten könnte (bis die Seewehr noch fester gefügt ist), lockt uns nicht auf den süßen Leim seiner Aktenpapierdüten. Wir waffnen den Erdkreis wider Euch; ziehen, von den Parry- bis zu den Fidshi-Inseln, alles Eurer Herrschaft noch nicht Unterthane in unser Geschäftsinteresse und gittern Euch ins Stahlgehäus der Frage, ob Ihr gegen solche Trustgewalt, nie erschaute, den Kampf wagen oder mit billiger Verständigung Euch bescheiden wollt."

Das ist die Absicht. Diese Furcht soll uns schrecken. Wir stehen auf schwankem Grund, wenn wir eine Nation schelten, die zur Wahrung ihrer Weltmacht aus Himmel und Hölle Helfer wirbt und nicht ängstlich prüft, ob ihre Munition im haager Friedenstempel gesegnet wurde. Wir schienen entschlossen, Englands Geltung auf dem Ozean und im Islam zu mindern, die Briten vom Quell ihrer Lebenskraft wegzudrängen: und dürfen nicht über Ungebühr stöhnen, wenn der Bedrohte sich zur stärksten Wehrleistung anstrengt und den nicht mühelos errungenen Besitz mit Gewalt und List, mit Schwert und Gift vertheidigt. Großbritanien handle, wie es kann; das Deutsche Reich, wie es muß. Erste Pflicht: jeden Zweifel auszujäten, der den Glauben an deutschen Muth benagt. Der Millionenmenschheit, die deutsche Mütter gebaren, bleicht Furcht nicht die Blutfarbe; und der Fürst, der sich vom schrillen Ruf der Angst stimmen ließe, trüge die Krone nur noch als ein dem Schicksal verpfändetes Festnachtgeschmeide, das der Athem des Morgens ihm vom Feiglingshaupt weht. Zweite Pflicht: dem irrlichtelirenden Willen der Nation das lohnende Ziel zu finden. Dritte:

zu erwägen, ob dieses Ziel, um welchen Preis, nach welchen Opfern, erreichbar ist. Vierte: auf dem bedachtsam gewählten Weg auszuharren; bei jedem Wetter; noch im Drang nächster Lebensgefahr. Fünfte: einem Untüchtigen, mag sein ererbter Name, sein ersessener Titel wie Edelstein glitzern, nicht des schmalsten Spaltes Raum da zu gönnen, wo er das Trachten der Nation hemmen, ihren Willen zur Zukunft, furchtsam oder thöricht, beugen kann.

Was will Deutschland? Drinnen und draußen fragt man. Da es die Kolonien aller anderen Mächte ohne deren Kolonialsorgen hat, im finstersten Winkel sich Kunden fängt und als Händlerland üppig gedeiht, braucht es nicht eigenem Besitz nachzujagen, der seinem Leib solches Gewicht aufladen müßte, daß die Beweglichkeit der Glieder darunter bald litte. Bläht sichs in Eitelkeit und will, ohne Bedarfszwang, nur aus Ehrsucht hastig ertrotzen, was Anderen das Recht der Erstgeburt gab? Duldet sein Dünkel keines älteren Anspruches Geltung und soll nun, da es gestern erst Riesenstrecken afrikanischer Erde errafft hat, seinem rauhen Ruf jeder in ehrwürdigem Besitzrecht Wohnende stumm weichen? Weil ein paar Banken in Vorderasien und auf dem Balkan engagirt sind, fordert dieses Reich die Richtergewalt über die muslimische Welt. Weil England, auf dunkler Menschenwoge ein weißes Gischtflöckchen, im Inselhaus und in fremder Weite nicht von Landheeren geschützt, auf dem Meer übermächtig oder ohnmächtig sein muß, will der stärkste Militärstaat sich eine Flotte rüsten, die das Bollwerk dieser Uebermacht brechen kann. Von allen Großen Europas wurde Deutschland zuletzt; soll der müde Erdtheil bereuen lernen, daß ers nicht im Becken zerquetscht hat? Das allzu rasch Aufgeschossene läßt dem erschöpften Mutterleib keine Rast. Säße es still, dann brauchten ringsum sich nicht friedliche Leute in Erz zu panzern. Was will dieses Deutsche Reich? Die nie wieder anfechtbare Gewißheit heller Zukunft; nichts Anderes. Nicht die Zerstörung des Britenimperiums, die es mit Slawen und Lateinern, Asiaten und Amerikanern allein ließe, vor neuer Gefahr, und seinem Spektrum die ergänzende Geschwisterfarbe ausgelöscht hätte. Nur die Verbürgung gleichen Rechtes auf ungehindertes Wachsthum. Volksgenossen und Fremden muß dieses Ziel entschleiert werden. Britanien hat auf Erde und Meer noch genug zu wirken: kann sich aber frei erst wieder regen, wenn es, in Glimpf oder Unglimpf, mit

Deutschland fertig ist. Dessen Freundschaft sichert ihm den Besitzstand und, da der Bund unüberwindlich wäre, die Vorherrschaft germanischen Geistes. Diese Freundschaft hat, wie hienieden alles nicht ins Martyrologium Gebuchte, ihren Preis. Erschwinglichen, festen Preis, den kein Schreckversuch herabdrücken wird. England hat ihn gelben Mongolen gewährt. Europens Auge, Europens Geschick hängt an der Frage, ob er dem Europäer versagt werden soll.

(„Die Zukunft“ vom zehnten August 1912.)

Handlung wird, nicht Rede, von uns verlangt; That, nicht Anekdote. Im zwanzigsten Jahrhundert hat jeder Feldzug (Transvaal, Mandschurei, Hereroland, Libyen) ehrwürdige Prophetie genarrt. Auch nach Kirkkilisses Fall weiß Keiner, wie der Balkankrieg enden werde. Rußland, das in unfertiger Rüstung und mit brandigen Geschwüren am Riesenleib noch nicht selbst schlagen kann, führt ihn gegen Oesterreich, das seinem Kaiser gern das Altersleid ersparen möchte, lebend, im Lehnstuhl, vom Heerführerruhm des Herrn Neffen überstrahlt zu werden. Unter englischem Patronat wird er geführt und von zwei Zielen winkt der dem Blick verborgenen Schutzmacht der Siegespreis. Wie dieser Krieg entstand? Nicht im Hirn der vier Balkankartenkönige. Seit 1898 (Wilhelms Reise ins Heilige Land, seine Werberarbeit für die Bagdadbahn, seine Verherrlichung Saladins und Hamids) mußte England fürchten, die stärkste Landmacht wolle ihm nicht nur die Seeherrschaft, sondern auch den Vorrang im Islam entwinden. Die Verständigung über die Flottenrelation blieb, von Bannermann bis zu Haldane, unerlangbar. Die andere Gefahr zu beschwören, schien drum kein Opfer zu schwer. Von 1904 bis 1907 wird Deutschland, das kein Hilfeversprechen einlöst, in Algesiras, Casablanca, Tabah um seinen Orientkredit gebracht. Im Juli 1908 Abd ul Hamid, den Wilhelm Freund genannt hat, entmachtet; sechs Wochen nach Eduards Besuch in Reval, dessen Frucht das anglo-russische Reformprogramm für Makedonien, dessen (gewollte) Folge die türkische Militärrebellion ist. Im Oktober 1909 läßt Italien den von Frankreich und England schon gewährten Besitzanspruch auf Libyen in Racconigi von Rußland acceptiren; und erficht ihm Rechtskraft, als die Fabeldummheit von Agadir die Triple Entente zum Dreibund gefestet hat. Im Oktober 1912 nützen die vier Reguli die Verlegenheit der Türkei. (Noch ein-

mal seis hier betont: Ohne Agadir kein lybischer, ohne den lybischen Krieg keiner im Balkan.) Der Khalif ist in Afrika landlos. Italien an Englands Seewehr gekettet. Der Todeskampf des europäischen Türkenstaates hat begonnen. Daß er nicht kürzer sei als einst im Reich des Basileus von Byzanz, ist Englands Wunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, am Nil und in Indien nur halten, so lange der Islam die Stoßkraft nicht, von Europa weg, ostwärts wendet. Mag der Südost unseres Erdtheiles immerhin slawisch werden, der Schemel zu Rußlands Aufstieg in Uebermacht (der in Ostasien sich unbrechbare Wälle entgegenthürmen). Sputet Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg ins Aigaiermeer sichert. An Eurem Willen zur That hängt das Schicksal Europens und die vielleicht letzte Bürgschaft germanischer Herrenzukunft.

(„Die Zukunft“ vom zweiten November 1912.)

Warum gabst Du mir, zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

Des Anfangs Ende.

Wir sind eben so rasch berauscht wie verzagt, grollte Bismarck; und war, jedesmal, tief verstimmt, wenn schon beim Auszug, beim Aufmarsch zu einem Krieg laut gejubelt wurde. Die zu Haus Bleibenden, meinte er, sollten warten, bis Entscheidendes geschehen sei. Auch diese Mahnung ist noch nicht veraltet. Das Ergebniß der ersten achtzehn Mobilmachungtage war nicht gering. Noch hallte tausendstimmige Drohung unserer Feinde durchs Ohrgehäus: aber wir hörten nichts von der Sprengung einer Brücke, eines Tunnels, von der Zerstörung eines Bahnkörpers oder wichtigen Bauwerkes. Alldeutschland steht auf der Wacht und ist entschlossen, tückischen Anschlag grausam zu strafen. Die Zeit verherender Makakenstreiche, die Frankreich von seinen Fliegern erwartete, ist nun wohl vorbei und könnte erst wiederkehren, wenn die Soldaten der Republik in starker Schaar über unsere Grenze drängen. Daß sie Mülhausen genommen und Altkirch besetzt hatten, zeugte von keckerer Offensivkraft, als ihnen an mancher Stelle zugetraut worden war. Doch unser Heer hat sie überall zurückgedrängt, aus deutschen Städten und Dörfern gejagt, in Scharmützeln und größeren Ge-

fechten besiegt und ihnen Batterien, Gewehr aller Art und Mannschaft abgefangen. Auch aus Ost wurden ansehnliche Erfolge gemeldet; und wir hoffen, daß sie nicht zu viel edles Blut gekostet haben. Die Vorsprünge nach Schirmeck und Stallupönen lehren immerhin, daß die Einbruchsgefahr noch nicht völlig abgewehrt ist (wohl, nach dem späten Entschluß zur Mobilmachung, auch nicht abgewehrt sein konnte). Der kräftigste Schlag war die Eroberung von Lüttich. In dem vom Generallieutenant von Alten herausgegebenen Handbuch für Heer und Flotte wird gesagt, Lüttich und Namur seien, mit ihren modernen Forts, geeignet, der Feind zu hemmen. „Die Städte selbst sind nicht befestigt, also einer Belagerung nicht gewachsen; sogar eine Ueberrumpelung und Besetzung ist in dem bergigen Gelände, bei der weiten Entfernung zwischen den Forts, um so weniger ausgeschlossen, als die Gesammtbesatzung auf ein Minimum bemessen werden muß." Lüttich hat den Durchmarsch deutscher Truppen nicht lange verzögert (trotzdem könnte auch der deutsche Kommandant, im Namen der Stadt, Herrn Poincaré für die Verleihung der Tapferkeitmedaille danken) und wir dürfen zufrieden sein, wenn unsere Nordwestarmee mit Antwerpen und Namur eben so schnell fertig wird. Selbst dann freilich nicht vergessen, daß der Marsch durch Belgien nur Mittel, nicht Zweck sein sollte. Die Russen rufen aus hundert Dörfern, in deren Nähe weder Eisenstrang noch Kupferdraht dringt, durch Landreiter die Mushiks unter die Fahne, werden also kaum vor dem Anfang der zweiten Septemberwoche in Bereitschaft sein; und haben oft ausgeplaudert, daß nicht Engels Lockreiz noch Satans List sie je zwingen werde, in Westpolen die ersten Schläge zu wagen. Einstweilen haben sie Schlappen mit, der Ziffer nach, beträchtlichem, ihnen leicht erträglichem Menschenabgang. Auch Oesterreich-Ungarn verzeichnete dort Grenzerfolge. Gewichtigere, nach sehr langwieriger Vorbereitung, gegen Serbien, das einer ihm an Bevölkerungzahl ums Vierzehnfache überlegenen Großmacht in offenem Feld nicht widerstehen, in seinen Bergen aber manche Mühsal und Enttäuschung bereiten kann. England hielt sich auf allen Meeren ganz still. Politische Strategie, die noch nicht jede Möglichkeit früher Friedensgunst geschwunden glaubt? Oder der Wunsch, vor irgendeinem Wagniß, das die Hauptmacht der Marine schwächen könnte, Lebensmittel und Rohstoffe einzuführen und sich Deutschlands ver-

waister Kundschaft an zwei Ozeanen als Zukunftlieferanten zu empfehlen? Auch andere Gründe wären erdenkbar. Abwarten! Noch ist nirgends Entscheidendes, zu Entscheidung Mitwirkendes geschehen. Wenn nicht jedes Zeichen trügt, stehen wir am Ende des Anfangs. Mit der felsfesten Ueberzeugung, daß in Ost und West, zu Land und zu See alles Nothwendige, alles Feuer athmendem Menschenwillen und Eisen malmenden Menschenkräften Erlangbare zu Schutz und Trutz gethan werden wird. Lasset Euch nicht von Fettlettern blenden, nicht von Rückschlägern in Zagheit schleudern! Wir dürfen ruhig sein. Wie der zum letzten Opfer Bereite, der die Ehrenfahne der Volkheit nicht um eines Blickes Dauer überleben will.

Den Krieg aber, der nun begonnen hat (und den weder die Selbstanzeige frommer Rechtlichkeit noch das Schwächlingspiel mit Verrufserklärungen uns ins Heilsame fördert), diesen Krieg, der nie war und nie wieder sein wird, kann nicht der Soldat allein führen. Und nisteten unter dem Helm des Feldherrn in Eintracht die Kriegergenien der Leonidas und Friedrich, Caesar und Moltke, Bonaparte und Gneisenau: Untragbares würde ihm aufgebürdet. Alle Schanzen unserer internationalen Politik, alle, sind eingestürzt. Das weiß heute Jeder. Darüber Worte zu machen, ist jetzt nicht Muße. Am achtzehnten Augusttag hat Japan vom Deutschen Reich die Räumung der Kolonie Kiautschau und die Entwaffnung aller in ostasiatischen Gewässern weilenden Kriegsschiffe geheischt. Das war zu erwarten; genau so sicher wie die britische Kriegserklärung. Die deutsche Antwort darf das kahle, starre Nein nicht in die Flickwörter schlissiger Höflichkeit mänteln. Wir fürchten Europens gelbe Nachäffer nicht; möchten um keinen Preis mit ihnen in einer Schlachtreihe kämpfen. Und wissen, daß über den Umfang deutschen Kolonialbesitzes erst der Friedensschluß bestimmen wird. Darf aber auch der Politiker schon vom Ende des Anfangs reden? Noch nicht. Mißtrauet dem Schwatz! Noch nicht. Die Staaten, die uns befehden, herbergen mindestens siebenhundert Millionen Menschen. In solchem Drang ist nicht nur Militärisches zu besinnen. Ungestört walte in seinem Bereich der Feldherr; wer ihn, um mit Erfolgskunde die Nation aufzuheitern, in Hast triebe, würde des Frevels am Vaterland schuldig. Doch das Ziel weise, in Ost und West, zu Land und See, der Staatsmann. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht.

Deutsche Lieder.

Mein Vaterland.

Deutschland! Das klingt wie Eichenrauschen hell.
Deutschland! Das klingt, wie wenn ein Felsenquell
Mit jähem Strahl aus großen Tiefen bricht . . .
Das dröhnt gewitternd wie Posaunenruf,
Wie Schildgeklirr, wie starker Rosseshuf.
Deutschland! Das klingt wie Kraft und Lust und Licht!

Mein Deutschland! Tiefes Brausen wie vom Meer
Fährt aus dem Urgrund Deiner Wälder her
Und Deiner Ströme Gang ist froher Tanz.
Und was im Wurzelgrund der Seelen lebt
Und was vom Quellengrund der Dinge strebt:
Es zeugt von unerschöpfter Tiefe Glanz.

Doch weil Du stark bist, wächst Dir Feind um Feind,
Die Neid und Ueberstolz und Ungunst eint.
Sie lästern: „Schaut, der Michel schläft und träumt . . .
Sein Käpplein hängt ihm lässig übers Ohr —
Er singt nicht mit im großen Völkerchor,
Weil er im Grübeln Tag und That versäumt."

So murren sie. Wir Andern lächeln still,
Die Flamme, die da immer leuchten will
Und funkenspielend glüht, verzehrt sich bald.
Wir Deutschen halten unsre Gluth in Haft;
Geschlossen liegt in uns die Leidenschaft —
Emporgerührt, wächst sie zur Hochgewalt.

Habt Acht! Der Michel ist ein Michael
Von Erzesengelkraft, — ein Treugesell,
Und sein gerechtes Schwert schlägt tief und gut . . .
Heia: wie fliegt zu Fetzen Euer Spott!
Ein einzig Richtwort spricht der starke Gott:
Da schäumt und drängt das alte Heldenblut!

Mein Volk! Du bist wie hohe Eichen stark.
Vom feinen Blüthenblatt zum Wurzelmark,
So giftlos ist Dein junger Lebenssaft.
Gewiß, ich weiß: es birgt der stärkste Wald
Dicht neben Edlem manche Mißgestalt
Und wurmzerfasert ist manch Baumesschaft . . .

Jedoch, Du bist im Kern machtvoll und echt;
In Deiner Vielheit bist Du ein Geschlecht

Von Helden, nur die Wenigen sind schwach.
Gelind von Wort, gewaltig mit der That,
Im Denken tief und still auf Deinem Pfad,
Bist Du, begeistert, doch zum Höchsten wach.

Deutschland! Das klingt wie Eichenrauschen hell!
Deutschland! Das klingt, wie wenn ein Felsenquell
Mit jähem Strahl aus großen Tiefen bricht.
Das droht gewitternd wie Posaunenruf,
Wie Schildgeklirr, wie starker Rosseshuf —
Deutschland! Das klingt wie Kraft und Lust und Licht!

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

(Aus dem Band: „Mit vollem Saitenspiel.")

Der jüngste Lieutenant.

Die Herrn Offiziere sitzen beim Punsch.
Der Tabak ist stark, das Getränk nach Wunsch.
Sturmfeste Gesellen mit steifen Zöpfen,
Rauhen Kehlen und rothen Köpfen.
Sie haben erst heut in famoser Bataille
Aus dem Dorf gejagt die Kroaten-Canaille;
Und nur Einer von uns hat dran glauben müssen:
Der lange Quast hat ins Gras gebissen,
Als er vor der Front seiner Compagnie,
Der Erste im Dorf, Viktoria schrie.
Die Kerle schossen aus Häusern und Hecken,
Mitten im Worte blieb er stecken;
Dann schlug er zu Boden, kerzengerade
Wie eine Tanne, — auf Ehre, schade;
Er war ein Kerl voll Schneid und Bravour,
Proper das Herz wie die Montur.

Wie sie, um das Gespräch zu würzen,
Eimer voll Punsch hinunterstürzen,
Werden die Köpfe immer röther.
Was raisonniren die Schwerenöther?
„Der König? Na ja, hat seine Meriten.
Aber Prinz Heinrich? Und gar der Zieten!
So ein neugebacknes Husarengenie,
Den Dreck versteht Der von Infanterie.
Das Ja und Amen jedes Gefechts
Bleibt doch: Gewehr zur Attacke rechts!
Nur so gewinnt man seine Schlacht.
Punktum! Streusand! Abgemacht!"

Und immer so fort im gleichen Ton.
Zweimal krähten die Hähne schon.
Manchem ward zu stark das Gemisch;
Nun schnarcht er friedlich unter dem Tisch.
Die Andern aber, just wie immer,
Gerathen endlich aufs Frauenzimmer.
Ein Jeder muß aus seinem Leben
Eine saftige Zote zum Besten geben.
Pah! In den langen Winterquartieren,
Was bleibt Einem übrig als poussiren?
Und die Weiber sind alle verliebte Dinger;
Zehne hat man an jedem Finger.
Am Aergsten lügt der riesige Pfuhl.
Jetzt steht er auf, hält sich am Stuhl;
Ein Bischen wacklig, doch es geht.
Und wie er so ziemlich gerade steht,
Räuspert er sich und lallt: „Ihr Herren,
Die Weiber, wie sie sich zieren und sperren,
Alle sind Dirnen. In Schwaben und Meißen,
Ob sie auch zehnmal Jungfern heißen.
Ich kenne sie alle, im Reich wie in Polen, —
Alle soll sie der Deubel holen.
Hier säuft ein Edelmann und Soldat
Allen Weibern ein Pereat."

Ganz unten am Tisch vor seinem Glas
Schweigend der jüngste Lieutenant aß.
Ein halbes Kind noch, knapp neunzehn Jahr,
Aber Soldat schon mit Haut und Haar.
Erst gestern kam er zum Bataillon;
Heut stand er in der Bataille schon
Und sein Arm in der Binde könnt Euch sagen,
Daß sich das Kind wie ein Mann geschlagen.
Der hört voll Grimm das trunkne Lästern;
Er denkt an die Mutter, an seine Schwestern,
An den Schatz daheim, seine blonde Base;
Auf springt er vom Stuhl, greift nach dem Glase
Und wirft es dem Pfuhl, dem trunknen Tropf,
Richtig gezielt, gerad an den Kopf.
„Die Kameradschaft in allen Ehren.
Aber ich will ihn Mores lehren!"
Alles springt auf, die Hand am Degen;
Ruhig tritt er dem Schwarm entgegen:
„Messieurs, ein preußischer Offizier,
Und beschimpft die Frauen? Das dulden wir?
Ein Hundsfott, wer den Schimpf gewagt!

Doppelt ein Hundsfott, wems behagt,
Wenn ein Trunkenbold lästert mit rohen Scherzen
Die Mutter, die ihn gebar mit Schmerzen.
Wers anders meint, Der mags nur sagen:
Ich kann mich auch mit der Linken schlagen."
Da tritt der Oberst zu ihm heran
Und küßt ihn herzhaft: „Du bist mein Mann.
Vivant die Frauen! Thut uns Bescheid,
Die Ihr Söhne und Brüder und Bräutigam seid."

Ein Rochow wars; so stehts im Bericht.
Auch zuckte er mit der Wimper nicht,
Als sie am Morgen auf grünem Plan
Sich auf Hieb und Stich in die Augen sahn.
Der dicke Pfuhl, der beste Fechter
Im Regiment, der Frauenverächter,
Bald hat er, blutend aus sieben Wunden,
Im Jungen seinen Meister gefunden,
Der, ob er den Arm in der Binde trug,
Für die Frauen sich wie für den König schlug.

Die Gardedragoner bei Mars-la-Tour.

(Sechzehnter August 1870.)

Tagüber tobte der heiße Kampf.
Kanonendonner und Hufgestampf;
Geknickt die Ernte, zerstampft die Flur
Um die weißen Mauern von Mars-la-Tour;
Wunde und Tote in Lachen von Blut,
Alles umhüllt von Qualm und Gluth.

Die Märker, das heiße Gewehr in der Hand,
Acht tötliche Stunden hielten sie Stand;
Doch lichter und lichter wurden die Reihn.
Glückauf, Franzose, der Sieg ist Dein!
En avant, en avant! Zum letzten Stoß
Aus Gräben und Hecken brechen sie los;
Die Kugeln prasseln wie Hagel dicht;
Und Abend wird es noch immer nicht.

Doch der Retter naht. „Dragoner, greift an!"
Graf Brandenburg ruft es; und Mann vor Mann
Rückt schweigend im Sattel sich zurecht.
Den Stahl in die Faust! Los zum Gefecht!
Mit verhängtem Zaum, mit geschwungner Wehr,
Wie die Windsbraut rasselt das Reiterheer

Ueber Hecke und Wall, über Graben und Zaun;
Schon sind sie am Feind: und eingehaun.
Die Klingen blitzen, es pfeift das Blei;
Hier Todesröcheln, dort Siegsgeschrei.
Mann ringt an Mann in grimmem Kampf,
Mitleidig senkt sich der Pulverdampf
Auf Freund und Feind. Der Qualm verzieht:
Hurra, Dragoner, der Feind entflieht!
Ein letzter Haufe, der Stand noch hält;
Wir sprengen ihn nieder! Unser das Feld!

Doch die Rosse sind müd und die Arme sind matt,
Ausruht der Tod, vom Würgen satt.

Horch: die Trompete! Wie ruft sie hell
Die blauen Reiter zum Siegesappell.
Zweihundert folgen dem Ruf nicht mehr,
Zweihundert Sättel, die wurden leer.
Der Rest, der den Kugeln des Feinds entrann,
Sacht trabt er, zu Zweien und Dreien, heran;
Ein winziges Häuflein. „Schwadronen, Halt!"
Vor ihnen hält Oberst von Auerswald.
Er, der sie zum Kampf und zum Sieg geführt,
Weit Allen voraus, wies dem Führer gebührt;
Ob Shrapnell und Granate Verderben spein,
Auf schnaubendem Roß in den Tod hinein.
Was Wunden, was Tod! In das Kampfgebraus
Als der Erste hinein, als der Letzte heraus,
Treu bis zum Tod der Soldatenpflicht, —
In der Seite die Kugel, sie kümmert ihn nicht.
Strack sitzt er im Sattel; es scharrt der Rapp,
Roth sickert des Reiters Blut herab.
Der Oberst mustert die tapfre Schaar,
Sein Auge umwölkt sich: wie klein sie war!
Doch ein Jeder ein Held und Keiner ein Schelm;
Und grüßend legt er die Hand an den Helm:
„Dragoner! Ihr rittet brav hinein.
Eine Freude wars, Euer Führer zu sein.
Ich reit Euch nicht wieder zum Sieg voran,
Dragoner, Euch grüßt ein sterbender Mann.
Es lebe der König! Und Ihr, habt Dank."
Sterbend der Oberst vom Sattel sank.

Erich Sello.

(Aus dem Band: „Ein später Strauß.")

Moratorium.

Schlagwörter nisten sich schnell in die Oeffentliche Meinung und nehmen der Vernunft den zum Leben nöthigen Raum. So ists mit dem Begriff „Moratorium“ gegangen. Während der Balkankämpfe sprach man, mitleidig und überlegen, von den Moratorien der vier Königreiche und lobte die Türkei, die diesen Ausweg verschmäht hatte. Was Serbien, Griechenland, Bulgarien thaten, wurde mit einem wegwerfenden Urtheil über die Armsäligkeit dieser Länder erledigt. Heute aber wird darüber gejammert, daß deutsche Behörden dem Verlangen nach einer allgemeinen Einstellung der Zahlungen das Ohr verschließen. Das Deutsche Reich, eine der stärksten Wirthschaftmächte auf dem Erdenrund, soll also zum Balkanstaat degradirt werden. Was man sich von Deutschlands Vermögen und Kapitalkraft, im Frieden, erzählte, ist weggewischt; enge Herzen fragen nur, wie sie die Augenblicksverlegenheit rasch überwinden können. Aber nach solchen Grundsätzen läßt sich nicht mehr leben. Wenn die Zeit großen Schicksals, durch die wir schreiten, nicht die Nothwendigkeit des Solidaritätgefühles erkennen lehrt, muß es den Geistern aufgezwungen werden.

Das Bequemste wäre natürlich, sich auf seinen Gold- und Silberschätzen schlafen zu legen und keine Schulden mehr zu zahlen. Die Pforten des Goldparadieses wurden zu spät geschlossen. Deshalb muß jetzt an jedem zweiten Tage die Bitte, Gold und Silber herauszugeben, wiederholt werden. Ist es denn so schwer, einzusehen, daß 20 Mark in Gold, die im Lederbeutel auf der Brust getragen werden, nur 20 Mark sind, während sie, im Besitz der Reichsbank, 60 Mark bedeuten? Die metallische Drittelbeckung ist nicht aufgehoben. Die Bank kann ums Dreifache mehr Notengeld, als sie Metall hat, in Umlauf bringen. Jeder müßte also der Reichsbank so viel Metallgeld zuführen, wie er zusammenkratzen kann. Noch aber fehlen mindestens 1500, vielleicht sogar 2000 Millionen Gold auf den Sammelplätzen. Die Reichsbank hatte, nach ihrem Ausweis vom siebenten August, 1477 Millionen Mark Gold; 224 Millionen mehr als in der Vorwoche. Davon sind 205 Millionen aus dem Juliusthurm und der neuen Kriegsreserve gekommen; der „Verkehr“ hat höchstens 20 Millionen zurückgeliefert. Bis zum Vormittag des ersten August hat die Reichsbank ihre Noten in Gold eingelöst. Was ihr bis dahin die Angst an Gold entzog, war aus dem letzten Juliausweis zu ersehen: 104 Millionen. Dazu kommt, was noch am ersten August weggeholt wurde. Und von diesem Goldraub war bis zum siebenten August nicht einmal der fünfte Theil zurückerstattet. Da Niemand in Gold zahlt, ist das Metall, das der Bank genommen wurde, und der Riesenbetrag, der darüber hinausgeht, Sammelgut, das im sicheren Versteck gehalten wird. Wie groß der Goldschatz der gesammten Bankwelt ist, weiß man nicht. Die Taxen liegen zwischen 1000 und 1500 Millionen. Nimmt man die kleinere Zahl, so würden in allen Bankbehältern, staatlichen und privaten, 2500 Millionen Gold liegen.

Nach der neusten Münzstatistik waren, bis Ende Juli 1914, 5130 Millionen Mark in Gold ausgeprägt. Möglich, daß weniger in Deutschland ist; der Gesammtbesitz an Gold nebst Barren und ausländischen Münzen kann aber auch größer sein, als die genannte Ziffer angiebt. Die Schätzung auf 4000 Millionen in deutschen Kronen und Doppelkronen ist gewiß nicht übertrieben. Da der deutsche Goldimport die Ausfuhr übersteigt (noch im ersten Halbjahr 1914 um 89 Millionen), spricht Alles für einen beträchtlichen Goldvorrath. Zieht man die 2500 Millionen der Banken von den 4000 ab, so bleiben 1500 versteckte Millionen. Die könnten von der Reichsbank in 4500 Millionen Papiergeld umgewandelt werden. Solcher Riesenbetrag wird dem deutschen Wirthschaftkörper entzogen. Der Notenumlauf betrug am siebenten August 3897 Millionen. Nach dem Gesetz der Drittelbeckung konnten es 5076 sein. Und die Ueberschätzer des Metallgeldes beschränken sich nicht auf das Gold. Sie halten sich auch ans Silber. Die Reichsbank hat in der ersten Kriegswoche 152 Millionen Mark Silbergeld verloren. In der Woche zuvor waren ihr schon 60 Millionen entzogen worden. Dabei fehlts aber noch nicht an Silber; die Gesammtsumme deutscher Silbermünzen von 1175 Millionen hat im normalen Verkehr genügt. Nach dem Münzgesetz ist ein Höchstbetrag von 20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung zulässig. Bei 65 Millionen Menschen 1300 Millionen. Das Reich dürfte also noch 125 Millionen ausprägen. Die Kriegsreserve in Silber (120 Millionen) hat damit nichts zu thun; sie wird nach dem Friedensschluß von der Reichsbank wieder eingezogen und als gesonderter Fonds aufbewahrt, bis wieder einmal außergewöhnlicher Bedarf ist. Sich eine Silbersammlung anzulegen, ist thöricht. Das Silbergeld ist bekanntlich eine „unterwerthige" Größe. Setzt man es außer Verbindung mit dem Geldverkehr, so bleibt ihm nur der Metallwerth, der halb so groß ist wie der Geldwerth. In London, dem Mittelpunkt der Silberspekulation, gab es schon während der Balkankämpfe arge Krisen. Der europäische Krieg hat natürlich einen Preissturz bewirkt. Die letzte londoner Notiz, die bekannt wurde, betrug 23¾ Pence für die Unze (28¾ Gramm), während Ende 1913 26½ Pence gefordert wurden. Wer Silbergeld aufspeichert, kann sich, wenns dem Metall, an dessen Schicksal er gekettet ist, schlecht geht, selbst schädigen und sich zu seinem Sorgentornister noch einen Sandsack aufladen.

Die Leute, die nach dem „allgemeinen Moratorium" schreien, möchten ihren Tornister vom Nebenmann tragen lassen. Dieses Moratorium wäre eine Zahlungeinstellung; nicht eine „Erleichterung", sondern das Schlimmste, was dem deutschen Geschäftsleben geschehen könnte. Denn der Güterumsatz würde seine den Wirthschaftkörper belebende Kraft verlieren, wenn die Zahlungen aufhörten. Da ein großer Theil der Märkte gesperrt ist, muß der Inlandmarkt bis zur äußersten Grenze seiner Aufnahmefähigkeit ausgenützt werden. Nur Thoren glauben, daß die Kaufkraft der Bevölkerung zunimmt, wenn man die Zahlungverpflichtungen aufhebt. Diese „Wohlthat" nützt nicht etwa

nur den Schwachen. Die breite Masse braucht kein Moratorium, weil ihre Zahlungverpflichtungen gering sind und ihre Gläubiger wissen, wann sie warten müssen und können. Viele Kaufleute sind in Bedrängniß; ihre Noth rechtfertigt aber noch nicht den Entschluß zum Moratorium. Die Regirung hat alles Mögliche gethan, um den Kredit vor der Gefahr des Versandens und das solide Geschäft vor gewaltsamem Tod zu schützen. Das Gericht kann einen Aufschub der Zahlungen verfügen; die Strenge der Fristen im Wechselrecht ist gemildert worden; das Ausland kann innerhalb der nächsten drei Monate keine vermögensrechtlichen Forderungen in Deutschland geltend machen (auch Wechsel dürfen in dieser Zeit nicht mit Protest versehen oder eingeklagt werden); zur Verhütung von Konkursen ist die Möglichkeit einer amtlich zu bestimmenden Geschäftsaufsicht geboten, die den Weiterbetrieb des Unternehmens sichert und beide Parteien, Schuldner und Gläubiger, vor den schlimmsten Folgen bewahrt. Das Beste hat freilich die private Hilfe zu leisten. In Hamburg war sie zuerst auf dem Plan. Mehr als 21 Milliarden Mark sind im letzten Jahr durch die Kanäle des deutschen Außenhandels geflossen; und von diesem Riesenumsatz wird nur ein kleiner Bruchtheil bleiben. Der Exporteur hat Waaren im Ausland und weiß nicht, ob er sie je wiedersehen oder Geld dafür bekommen wird. Die Zahlungen bleiben aus und die Rimessen, die er schon in der Hand hat, lassen sich nicht zu Geld machen. Wie lange Zeit kann vergehen, bis auf dem Ozean wieder die Flaggen friedlicher Handelsschiffe wehen! Bis zu diesem elysischen Tag ist der Exporteur von seinen Lebensquellen abgesperrt. Um ihn nicht verdursten zu lassen, wurde in Hamburg eine Exportbank (die besten Namen sind betheiligt) begründet, die gegen Accept Kredit giebt. Die Wechsel, die sie von ihren Kunden nimmt, werden von der Reichsbank diskontirt. Ohne eine Verbindung mit dem Centralinstitut wäre wirksame Arbeit unmöglich, weil das neue Kreditinstitut seinen Zweck nur erfüllt, wenn es über große Mittel gebieten kann. Hamburg hat auch sofort das zweite Problem angepackt: die Beleihung von Hypotheken. Die neu eingerichteten Darlehenskassen nehmen allerlei Werthobjekte in Pfand, nur nicht Hypotheken. Wahrscheinlich aus rein technischen Gründen: weil die Annahme eines Hypothekeninstruments zum Lombard nicht so einfach ist wie die Beleihung eines Werthpapiers. Die Besitzer von Hypotheken können aber, wie jeder andere Kapitalist, genöthigt sein, sich Geld zu schaffen. Der Rentner, der von seinen Hypothekenzinsen lebt, kann auskommen und zum Vergnügen zahlt kein Mensch hohe Zinsen. Aber die Hypothekengläubiger, die einen Geschäftsbetrieb haben oder denen andere Normalerträge fehlen, müssen jetzt ihr Kapital mobilisiren. Dazu hilft in Hamburg ein Darlehensinstitut, das mit Staatsmitteln ausgestattet ist. In Berlin könnte die Lombardstelle für Hypotheken den Reichsdarlehenskassen angeschlossen werden. Dem bedürftigen Gewerbe will die Berlin-Potsdamer Handels- und Industriebank helfen. Was für die Schwachen irgend geschehen konnte, geschieht. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. August 1914.

Wir sind Barbaren.

Sonnenaufgang im Westen.

Das Reichsland ist zum zweiten Mal von einem deutschen Heer erobert worden. In dieser Gewißheit heilte das Leid banger Wochen. Nicht von Furcht bewirktes. Daß Frankreich unterliegen werde, galt als sicher. Doch der Vorkampf konnte lange währen; länger, als das auf zwei Landfronten bedrohte Reich wünschen durfte. Seit Jahrzehnten hatten alle nicht in Blindheit seligen Franzosen gestöhnt: „Wir werden geschlagen sein, ehe die Russen sich rühren.“ Deshalb wurde, vor der letzten Anleihegewährung, der Freund in die Bedingung gekettet, Militärbahnen zu bauen, die in sechzehn Tagen die Mobilmachung des ganzen Russenheeres ermöglichen. Noch war die Gleisstrecke nicht vorgezeichnet: da kam der Krieg. Was thun, um die Wucht des deutschen Anpralles zu dämmen und der westasiatischen Langsamkeit des Genossen, der für die Beförderung eines Armeecorps fast fünf Tage braucht, Zeit zum Aufmarsch zu schaffen? Nur der verwegenste Angriff konnte ans Ziel helfen. Wenn das Reichsland überrannt, das deutsche Heer gezwungen wurde, auf Heimatherde zu kämpfen, kam es, selbst wenn das Glück mit ihm war, nicht mehr ganz frisch, nicht in ungeschmälerter Gliederstärke an den Eisengurt der Vogesengrenze; und inzwischen konnten die Russen in Preußen einbrechen, mit den ruchbaren Mitteln ihrer Hordentaktik Schrecken verbreiten, Königsberg, vielleicht gar Graudenz und Thorn belagern und dem deutschen Norden die helle Stimmung trüben.

Frankreich aber sähe nach dem winzigsten Sieg im Elsaß oder in Lothringen den Himmel offen und wäre fürs Erste dann gegen den Umsturz der Staatsordnung gefeit. Blaset, Trompeter! Bald hören wir, daß die deutsche Flotte vernichtet, in Pola, Castelnuovo, Spizza kein Steinchen mehr fest vermörtelt ist, bei Dünkirchen oder Antwerpen das Dreivölkerheer, Briten, Franzosen, Belgier, schon zu tötlichem Streich ausholt und Italiens Vordrang nach Südtirol und Istrien Habsburgs Heer aus Polen wegsplittert. Ein holder Traum. Der Erlebniß zu werden schien. Wochen lang sahen Oberelsasser und Lothringer die Fahne der Republik flattern. (Lernten sie endlich nun begreifen, warum wir, auch ihre klügsten Freunde, noch immer ihr Land als das Glacis gegen Frankreich betrachten mußten? Oder ist wahr, was ich in Feldbriefen ernster Männer lese: daß Elsasser und Lothringer, nicht einzelne nur, aus hundert Winkeln den Franzosen heimlich geholfen und hinterrücks auf Deutsche geschossen haben? Nie würde solche Tücke ihnen, niemals, verziehen.) Wochen lang sahen sie wohl Theilerfolge französischer Truppen und hielten drum die erlogenen Siege für glaublich. Mülhausen, Altkirch, Schirmeck, Schlettstadt sogar: morgen säumt das Gekribbel der Rothhosen den grünen Rhein. „Wir hatten ihn einst. Wir werden ihn wieder haben. Der alte Galliergeist stieg aus der Gruft. Müden Völkern, schriet Ihr, verlebten fehle die Kraft zu Offensive? Dann sind wir Franzosen blutjung; sind, die uns welk schalten, arme Tröpfe. Unsere Offensive ist mindestens so kühn wie Bonapartes. Wir sprangen vor, führen auf Eurem Boden, auf dem uns geraubten, den Krieg und Ihr müsset Euch in Vertheidigung schränken. Das hattet Ihr nicht erwartet. Stehet entsetzt vor Eurem Kriegsplan, der nur noch ein werthloser Papierfetzen ist, und zittert vor der nächsten Ueberraschung!" In welchen Taumel mag die Grenzkunde das Herz, das Hirn der pariser Lothringer vom Schlag der Poincaré und Barrès gerissen haben! Auf die Wolkenburg solcher Hoffnung waren selbst sie nicht geklettert. Wer in den letzten Jahren mit redlichen Franzosen sprach, weiß, daß sie nur auf Ehrenwahrung rechneten; hinter den Festungen und Sperrforts, dachten sie, halten unsere Leute sich wohl, bis Rußlands und Englands Eingriff uns Athemraum schafft. Nun blies die Trompete, der Eisengurt sei unangetastet und vorn werde, auf deutschem Grund, gefochten, ge-

siegt. Unser Ohr ahnt das Jubelgebrüll der Boulevardmenschheit. Brach es jäh ab und wich bänglichem Schweigen? Wir hatten nicht gezagt. Auch die aller Vorgänge Kundigen nicht eine Stunde lang. Aber (heute dürfen sies sagen) der Gedanke, daß auch in West unser Heer auf Heimatherde fechten müsse, fraß manches Zweiglein der Freude an der urkräftigen, urgesunden Erhebung deutscher Volkheit. Woche um Woche. Deutsche Kugeln zerstörten das Werk deutscher Hände. Die Neutralen konnten in den Wahn gleiten, Deutschland ächze schon in unsicherer Defensive und könne seinen Genossen nicht aus neuem Drang lösen. Die Vorstellung, daß über Mülhausen Frankreichs Fahne wehe und der Eindringling den Mauern der metzer Festung nahe, kroch auf Spinnenbeinen übers Gemüth. Jetzt erst ists wieder frei. Fortan kämpft in West unser Heer auf der vom Feind bestellten Scholle. Und das Reichsland ist uns zum zweiten Mal erobert worden.

Den Plan schürzte der Wunsch, in unsere Aufmarschlinie ein breites Loch zu reißen und den Westarmeen dadurch die Möglichkeit gemeinsamen Handelns zu nehmen. Hält Herr Joffre, trotz der Warnung des Kameraden Pau, den Großen Generalstab des deutschen Heeres für einen Klub wirrköpfiger Müßiggänger? In dem Gelände, das seit Jahrzehnten die Stätte gewissenhafter Arbeit, ernstesten Kriegsspieles war, wollte der Franzos deutsche Krieger foppen? Weh dem Reich, dessen Schicksal der eitlen Wahnsucht solches Feldherrn anvertraut ist! An drei Stellen brach, in der vierten Augustwoche, die Fluth des Germanenwillens die von kecker List bereiteten Deiche: bei Longwy, zwischen Metz und den Vogesen, bei Neufchateau. Die Armeen Ruprechts von Bayern und Albrechts von Württemberg drückten die Franzosencorps auf die Linie Lunéville-Blamont und der Armee des Kronprinzen Wilhelm gelang der Stoß, der des weichenden Feindes Flanke aufriß. (Grollen die Philister diesem Wilhelm nun noch, weil er geschrieben hat, jeder Soldat sehne den Tag herbei, der zum Kampf fürs Vaterland ruft?) Tage lang, Nächte lang hatten die Haubitzen gedonnert, daß die Freiburger, die Stuttgarter den Widerhall hörten. Paris aber, das gestern noch mit der Wundermär vom Berg Donon, mit langen Epopöen über die in Lothringen erstrittenen Siege gefüttert worden war, vernahm nun, Klugheit empfehle schleunigen Rückzug. Auch, daß der Sieger Tausende ge-

fangen und hundertfünfzig Geschütze erbeutet habe? Die Meldung hätte erwiesen, daß der Rückzug Flucht geworden, im dritten Theil des Heeres schon jetzt das Zuchtband gelockert ist. Wir jauchzen noch nicht. Doch unser Herz ist getrost. Was dieser Ernting beschert hat, ist mehr als ein Sieg in offener Feldschlacht. Zwei Pläne haben sich an einander gemessen, zwei Erzreifen sich an einander gewetzt. Der deutsche Leitgedanke war richtig und ist ausführbar; der französische war falsch und rostet wie eine vom Sumpf eingeschluckte Klinge. Von der Nordsee bis dicht an die Alpen wölbt sich ein stählerner Schild. Er bewegt sich. Er lebt. Freudig trägt ihn die Erde; wie eines Menschenweibes Mutterschoß die aus Liebe empfangene Frucht, die noch in Wehen beglückt. Lasset Eure Trompeter blasen, Eure Einschläferer vom Augusthimmel das Blau weglügen: der Stahlschild wandelt. Wird morgen zur Klammer, die den Athem abschnürt, in der Hirnzelle den Willen drosselt. Bis das Wort Wahrheit geworden ist, das Gneisenau vor hundert Jahren sprach: „Die Franzosen ahnen nicht nur, sondern wissen jetzt, daß wir ihnen überlegen sind.“ Nach Belle Alliance konnten, nach Sedan mußten sie es wissen. Sie wollten nicht. Sie wurden der Todsünde schuldig, der einzigen, die nie einem Volk verziehen ward: frevler Ueberschätzung des nationalen Vermögens.

Nach den deutschen Siegen bei Wörth und Vionville, während vor Metz schon die Entscheidung nahte und König Wilhelm die Erste und die Zweite Armee bei Gravelotte gegen Bazaine ins Feld führte, wurde in der (noch in Cottas augsburger Verlag erscheinenden) Allgemeinen Zeitung ein Brief veröffentlicht, den David Friedrich Strauß an Ernst Renan geschrieben hatte. Ein Liberaler, ein philosophisch und historisch geschulter Kopf an den weisesten und gelehrtesten Mann, der im Gallierland lebte. „Wir hielten den Krieg gegen Frankreich, als Folge der Ereignisse des Jahres 1866, für unvermeidlich. Wir haben den Krieg nicht gewollt; aber wir kannten die Franzosen genug, um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem Siebenjährigen Krieg als Folge der beiden schlesischen Kriege. Friedrich der Große hat diesen Krieg auch nicht gewollt; aber er hat gewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis sie Bundesgenossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht verzichtet ein Herrscher, ein Volk nicht leicht. Frankreich ist seit den

Zeiten Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und durch Napoleon den Ersten ist es in diesem Anspruch bestärkt worden. Die nächste Bedingung dieser Herrscherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutschlands, das seiner Einheit getheilt, seiner Einigkeit zwiespältig, seiner Beweglichkeit schwerfällig gegenüberstand. Doch jede Nation hat ihre Zeit; und, wenn sie rechter Art ist, nicht blos eine. Deutschland ließ Dichter und Denker aus sich hervorgehen, die den französischen Klassikern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig an die Seite traten. Deutschland hatte die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampf mit England, noch immer fortführte. Die Zeiten erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, daß sich unter dem Nachwuchs Persönlichkeiten vom rechten Zeug an der rechten Stelle finden. Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeug und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Frankreich hatte die Ereignisse des Jahres 1866 geschehen lassen, in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für seine Uebermacht zu ziehen; als es sich in dieser Rechnung getäuscht sah, konnte es seinen Verdruß nicht verhehlen. Frankreich hat seit dem Sturz Napoleons dreimal seine Verfassung geändert: Deutschland hat nie daran gedacht, ihm dreinzureden; es hat stets das Recht des Nachbars anerkannt, sein Haus im Inneren nach Bedürfniß und Bequemlichkeit oder auch nach Laune umzubauen. Ist denn nun, was wir Deutschen 1866 und seitdem gethan haben, etwas Anderes? Brachte, was wir in unserem bis dahin notorisch unwohnlichen Hause von Wänden einschlugen, von Balken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus Erschütterung? Drohte es, ihm Licht und Luft zu schmälern? Stellte es ihm Feuersgefahr in Aussicht? Nichts von Alledem; unser Haus schien ihm nur zu stattlich zu werden. Dieser Nachbar wollte in der ganzen Straße das schönste und höchste Haus besitzen. Und hauptsächlich durfte unseres nicht zu fest werden: wir sollten es niemals verschließen können und dem Nachbar sollte stets unbenommen bleiben, wie er früher schon mehrfach gethan, nach Belieben einige Zimmer davon in Besitz zu nehmen. Frankreich will

seinen europäischen Primat nicht aufgeben. Der Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß nicht mehr ein unruhiger Nachbar uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben."

Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der erste Herr der Dritten Republik geworden war, erschien, am sechzehnten September, im Journal des Débats Renans Antwort. „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutschland Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich spreche im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit aufrichtiger Freude gesehen, daß Deutschland sich als eine Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie wahrscheinlich auch Sie, das geeinte Deutschland werde Preußen, dem es diese Einheit zu danken hatte, in sich auflösen; nach einem allgemein giltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaßenden und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen manchmal mißfällt, wird, so dachten wir, allmählich und für die Dauer der deutsche Geist treten und mit seiner wundervollen Weite, seiner philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch unserem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß man die Fehler unserer Regirung darstellen möge: auch das Verfahren der preußischen Regirung muß getadelt werden. Bismarcks Pläne sind 1865 dem Kaiser Napoleon mitgetheilt worden, der ihnen im Allgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben an die historische Nothwendigkeit deutscher Einigung entstammte, dem Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Einverständniß mit Frankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tausendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von 1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon an Preußens Sieg; wünschte ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen, Unheil gebracht. Der Sieg von Königgraetz kam: und nichts war vereinbart. Unfaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem die Großsprecherei der Kriegspartei und die Vorwürfe der Opposition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das

er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg betrachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind so naiv, zu glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Vereinbarung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen haben wird. Glauben Sie mir! Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich hörbar. ‚Lasset uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothringen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tötlicher Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, ders haben will, schrankenlose Erfüllung aller russischen Wünsche; als einziges Ziel und allein treibende Kraft des nationalen Lebens: Vernichtungskrieg gegen die germanische Rasse!' So spricht eine Partei. Die andere sagt: ‚Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere Verfassung bessern, unsere Fehler ablegen und, statt von Rache für einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu träumen, mit Deutschland und England einen Bund schließen, der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu führen vermag.' Welche Politik Frankreich wählen wird: Das hängt von Deutschlands Verhalten ab; und damit wird zugleich auch über die Zukunft der Civilisation entschieden werden. Der Friede kann nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein Glied ihrer Familie allzu sehr geschwächt werde. Mit gutem Recht fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor. Wir brauchen die Centralmacht vereinigter Staaten." (So alt ist der holde Traum.)

Strauß antwortete am zweiten Oktober. „Wenn von einem Dank geredet werden soll, so gehörte für eine blos negative Unterstützung (im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wenn Napoleon einmal Luft empfand, etwas Aehnliches auszuführen, durfte Preußen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen

Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten durch die Abtretung Luxemburgs der französischen Regirung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer des Reiches debutiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an Frankreich kommen ließ? ... Liebenswürdig ist auch uns, den preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifisch preußische Wesen nicht. Aber als ‚politisches Thier' ist der Preuße dem Süddeutschen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung, der sie sich anschließen konnten, würden die Süddeutschen mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung versöhnen könnten. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Die Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern, um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Kongreß, sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten."

Am einundzwanzigsten März 1871, als in den versailler Präliminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen gesichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser

Wilhelm zum Deutschen Reichstag: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung. Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!“ Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß. Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr zu erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton des Briefes. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehaßten brauchen kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elsaß ist, nach Rasse und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindrangen. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht müsse Metz und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäologie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt, daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen: er treibt auch zu ‚zoologischen‘ Kriegen, zu Vernichtungskämpfen, wie die verschiedenen Gattungen der Nager und Fleischfresser sie manchmal gegen einander führen. Im Glanz seines Kriegerruhmes kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Handeln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frankreich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Unsere Lage zwingt uns, den Deutschenhaß der Slawen zu schüren, den Panslawismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen.“

So war, auf beiden Seiten, vor dreiundvierzig Jahren die Stimmung. Die Biographen des Christenheilands sprachen besser, fühlten aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir haben, hieß es in Deutschland, unser Reichshaus verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde aus Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns gehört; wisset Ihr, die auf Eure Naturforscherleistung so stolz seid, nicht, daß Wesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt nicht, wie Lateiner, Slawen, Germanen selbst, ein ihm angethanes Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer einem Tapferen erlegen zu sein. Und Gallier ist, trotz aller Infusion römischen und germanischen Blutes, der Franzose geblieben; seit das Fallbeil die Häupter des besten Adels, der fremden Stammes war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Tagen des großen Juliercaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgewetzt, seiner Kleinodienkrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt uns verkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Euer blinder Bismarck (einen Tollhäusler nannte ihn, im Gespräch mit dem feinen Poeten Prosper Mérimée, am biarritzer Strand Louis Napoleon) uns in Versailles behandelt hätte, wie Oesterreich in Nikolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffenglück besiegter Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen wollte und durfte ... Das hätte der Kanzler gern gethan; gern, nach freiem Willensermessen, über alle Felder des Schachbrettes verfügt. Als die potsdamer Kamarilla ihn des Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Legitimität, verdächtigte, schrieb Bismarck an Gerlach: „Frankreich zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe vertheidigen.“ Zehn Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal sah, sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu

ihm: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht dulden, daß ein anderer Hahn lauter als er kräht; und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht.“ Der Angeredete hat, mit artigem Lächeln, versprochen, pünktlich beim Rendezvous zu sein; und das Wort des alten bataillleur nicht vergessen. Daß es mehr war als die weindunstige Zufallsrede eines Draufgängers, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ob Frankreich nur den Elsaß oder, nach dem Wunsch der Hofgenerale, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1815 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von Landau und Saarlouis sonnen durfte: der Verlust des Primates würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, das Rache für die in dem gegen Ludwigs und Richelieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß.

Ist seitdem nicht, mindestens sieben Lustren lang, alles Erdenkliche geschehen, um das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich in würdige Ordnung zu bringen? Wir liebten das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit (am Seidenbändchen flatternder) Phantasie, Anmuth mit witziger Flinkheit paart. Wir gönnten ihm jeden Ruhm, jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermochte) und hätten seinem Thatendrang, wenn er nicht unser enges Haus bedrohte, nie uns entgegengestemmt. Jedem Franzosen öffnete sich in Deutschland jede Thür. Pariser Parfums und Possen, Korsets und Romane waren uns, sammt den edleren Gütern des Nachbarlandes, immer willkommen. Noch vor den Ruinen seiner Künste beugte sich Andacht. Alles vergebens. Stets das selbe Gerassel. „Eines Tages . . . !“ Irgendein General oder Oberst stimmte das Lied an, wurde versetzt, doch von seinem Minister ans Manneshherz gedrückt. Wozu heute noch schildern, was wir, lächelnd oder mit gefurchter Stirn, erlebten? Die berliner Mißgriffe, große und kleine, sind hier nicht verschwiegen worden. Vor dem plumpsten aber, vor Agadir, mußte ich sagen, daß Frankreichs Bereitschaft, jeder uns feindlichen Macht dienstbar zu werden, nicht länger zu dulden sei und die Noth der Stunde uns zwinge, einen unerträglichen Zustand mit rauher Gewalt zu enden.

„Unerträglich ist er geworden. Mit täppischer Werbung haben wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und,

blinzelnd zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte, haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so weitergehen? Die Franzosen müssen erfahren, endlich, was Deutschland will. Nicht eine sanftere, versöhnliche Stimmung. Die nützt uns nicht; lüde dem Reich nur eine Schonungpflicht auf, die an dunklen Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß Frankreich für die erste Stunde deutscher Noth Bundesgenossen zusammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und könnens nur, wenn wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinterhaltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste bedarf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. Herr Grand-Carteret hat in einer Artikelreihe, die sich mehr mit dem Kaiser als mit der deutschen Nation beschäftigt, gesagt, unter seinen Landsleuten sei die Furcht verbreitet, nach dem Ausbruch eines europäischen Krieges werde durch den Vogesenspalt der Ruf schallen: Wer nicht für mich ist, Der ist wider mich. Sicher; Germanien braucht nicht milder zu sein als der von Pharisäern bedrängte Heiland des Matthaeus-Evangeliums. Gelingt eine anglo-deutsche Verständigung, dann schwindet den Franzosen die Aussicht auf Machtzuwachs und der Einfluß ihrer Politik versickert; kommts zum Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Wir geben in jedem Jahr jetzt mindestens dreizehnhundert Millionen Mark für unsere Reichswehr aus, können mindestens fünf Millionen Mann, felddienstfähige Leute, auf den Kriegsschauplatz stellen und haben auch in Strategen und Technikern, Industriellen und Kaufleuten unübertroffene Kämpfer. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; weder die Bourbonenlilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen könnte helfen. Obs ein Degen der Republik vermag, muß Frankreich ermessen. Nach vier Jahrzehnten, als die Heimath mündiger Menschen von feinstem Geistesschliff, wissen, ob es noch eine Waffenprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutschland verbürgt sehen will, das ihm mehr geben, mehr nehmen kann als irgend ein anderer Staat. Vereint sind wir unüberwindlich; zu Land und zu Wasser, als reichlich mit Gold gedüngtes Wirthschaftgebiet und als Hüter des Kulturhortes. Wer nicht mit mir sam-

melt, Der zerstreut. Zwischen den Nachbarn kanns nicht so bleiben, wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme. Die kann beiden Völkern zu friedlichem Sieg voranleuchten. Die müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn unserer Feinde hitzen soll. Morgen. Denn das vor vierzig Jahren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel würde die Folgen spüren, wenn die Ahnen die zur Dehnung des nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem, applaussüchtigem Spiel schmählich vertrödelt hätten. Frankreich braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Uebel; Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum einig zu werden. Die Hilfeleistung Rußlands, dessen große Städte nur die Kerntruppenmacht vor neuen Putschen schützt, wöge fürs nächste Lustrum nicht schwer. Edward ist tot und der Marinekönig zu stockbritischer Puritaner, um die Franzosen lieben zu können; sein Weltreich auch mit Hausarbeit bebürdet, die keinen Aufschub duldet. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die Republik kann einen Freund haben, der ihr allen Glanz der Sonnentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens eine neue Blüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen Feind, der, seit sie ihn kennen lernte, nicht entmannt worden ist."

Das Bewußtsein, weder in diesem drei Jahre alten Urtheil noch später je die Fehler unserer Aemter und Schreiber verschwiegen zu haben, giebt mir heute das Recht zu schroffer Rede. Die Politik der Französischen Republik war oft von geschmeidiger Klugheit bedient: und dennoch im tiefsten Grunde stets dumm. Wie jede, die sich in den Aberglauben ankerte, das Deutsche Reich habe die Entschlußkraft zum Krieg verloren und weiche vor einem Papierwall zurück. Diese Politik war, Messieurs, auch der Würde bar. Wenn Einer findet, ihm sei Unrecht gethan worden, mag ers rächen; aber nicht herumwinseln, quengeln, zetteln, bis dem Unschuldigten die Geduld reißt, und dann die verfolgte Unschuld mimen. Als Deutschlands Bundesgenosse wäre Frankreich geborgen. Sein Recht wäre nicht geringer als unseres. Wir würden seine Waaren nicht schlechter bezahlen, sein Geld besser verzinsen als irgendein anderer Staat. In Europa, Afrika, Asien wäre sein Landbesitz ihm verbürgt und ein großes Heer nicht mehr

nöthig. Wir hätten Manches von den Republikanern, sie von uns den Nutzen straffer Organisation und vernünftiger Kreditgewährung erlernt und sich den Aerger darüber erspart, daß ihre Erfinder, alle, von unserer Industrie überholt wurden. (Beispiele: Geschütz, Automobil, Aeroplan.) Wollten sie durchaus andere Gefährten, dann mußten sie für deren Kraft und Bereitschaft zum Kampfe vorsorgen. Reich genug waren sie ja. Aber sie meinten, mit Trinksprüchen und Papierpakten sei Alles zu machen. Keiner wollte sich schinden. Jeder behaglich leben. Vorn England, hinten Rußland: dawider wagt Deutschland keinen Sturmlauf. Wie es bei den Genossen und Freunden aussieht? Weltmächte; die stärksten, die je eine Sonne sah. Die würden eklig, wenn wir ihnen Aufsicht und Nachprüfung zumutheten. So lange sie mit uns sind, kann uns nichts Arges geschehen. Trotzdem Deutschlands Volkszahl unsere um fast dreißig Millionen übersteigt. Thut nichts. Jeder Franzos ist ein Hirn, eine Persönlichkeit, jeder bis an den Wesensrand mit den Menschenrechten des Heilsjahres 1789 gefüllt; der deutsche Soldat nur ein fürs Paradefeld gedrillter Stallknecht. Und die Hauptsache: gegen uns Drei wagt Deutschland keinen Krieg. Jetzt, Betrogene, Betrüger, habt Ihr ihn. Noch währt er nicht einen Monat: und schon ist Lüttich, Brüssel, Namur in deutschem Besitz, ein Franzosenheer, das für den Angriff auserwählte, geschlagen, Alldeutschland in Waffen auf dem Weg nach Paris. Nistet in den Köpfen der Republikaner noch nüchterne Vernunft, dann warten sie nicht, bis Syndikalisten und Monarchisten einander metzeln, des Bauers Sense die Schwätzer, Trüger, Diebe mäht und in der belagerten Hauptstadt die Wuth der Höhlenmenschheit in die Prachtstraßen brandet. Dann werfen sie den Plunder der Verträge, die ihr Land nur mit Phrasen geschützt haben, auf den Kehricht und erstrebten anständigen Frieden, der jetzt wohl noch zu haben wäre. Die Ehre ist durch die Tapferkeit der Kerntruppe gerettet. Sühnung aber unabwendbares Verhängniß. Alle Sünde kann einem Volk verziehen werden; nur eine ist unverzeihlich: prunksüchtige Ueberschätzung der eigenen Kraft.

Die Mahnung eines neuen Renan, der Kampf eines neuen Gambetta müßte fruchtlos bleiben. Der Krieg würde, der fünfte seit 1806, so geführt werden, daß noch unsere Enkel nicht zu einem sechsten aufzustehen brauchten. Fraget die Leute aus Lüttich

und Namur nach der Wirkung deutscher Geschütze. Und wähnet nicht, der Belagerer werde auch diesmal, wie 1870, zaudern. Keine mitleidige Prinzessin oder Königin wird für die Pariser bitten. Keine fände Gehör. Sobald die Kanonen gerichtet sind, wird geschossen. Das Heer bleibt in Frankreich, wird von Frankreich ernährt, bis Friede ist. Fehlt die haltbare Regirung, mit der er geschlossen, von der er verbürgt werden kann, dann dauert die Millioneneinquartirung eben länger. Und will Rußland sich der Zahlungpflicht entziehen, dann haftet Frankreich auch für den Kumpan. Nicht Uebermuth redet so. Wir sind im Nothstandsrecht. Gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn kämpfen England, Frankreich, Rußland, Japan, Belgien, Serbien. Sechs gegen Zwei. Wir wollen leben. Nur in Freiheit können wirs; nicht für eines Mondes Dauer als fremder Herrschaft Unterthane. Wir hatten Frankreich, wie Frankreich zuvor uns, besiegt und zwei Provinzen genommen, ohne die unser Grenzschutz nicht zu sichern war. Die Republik hat unsere Freundschaft verschmäht und sich rastlos bemüht, eine Uebermacht gegen uns zu waffnen. Das schien gelungen. Sechs gegen Zwei. Wir halten uns an den Nächsten. Er hats gewollt. Sein Klagerecht ist verwirkt. Unseres Morgens Sonne hebt sich aus West.

Das neue Waterloo.

Lüttich, Brüssel, Namur: Vetternfreundlichkeit hat uns diese Bissen gegönnt. Damit unsere Jungmannschaft was zu knabbern habe, sich ein Weilchen in Belgien umsehe und den rechten Trennungschmerz empfinde, wenn sie von dem reichen Land scheiden muß. Ihr zweifelt? Ungefähr so könnt Ihrs auf hundert Blättern lesen. Die Märchenhexe hat ja auch die Knirpse erst aufgefüttert, ehe sie sich ein Mahl daraus machte. Lasset also die deutschen Hungerleider von dem Mastvieh, den saftigen Birnen und Riesentrauben naschen, die ihr armsäliges fatherland nicht kennt. Wenn sie hübsch dicklich sind, purzeln die Schmatzenden in den Kessel. Bei Antwerpen, bei Dünkirchen oder anderswo. Da stehen die drei verbündeten Heere. Die hatten keine Eile. Sind unüberwindlich. Was Ereigniß schien, war nur Spaß. Jetzt kommt der große Schlag. Ein neues Waterloo wird angekündet. Eins, das Deutschland in Scherben schlägt ... Wie war denn das alte?

Am zwanzigsten März 1815 tost Bonaparte in die Tuilerien

zurück. Er hat die dünnen Gitterstäbe des Käfigs von Elba zerbrochen und will wieder Kaiser sein. In Tricots, in der Toga des Caesar Augustus kann ers auf dem Maifeld scheinen. Um noch einmal der allmächtige Imperator zu werden, müßte er den Siegerruhm erneuen. Auf Steins Antrag wird er geächtet. England, Preußen, Oesterreich, Rußland vereinen sich zum Kampf gegen den Weltfriedensstörer. Dreien ist dieser Bund eine Last; nur den Preußen ein Glückszufall. Auf dem Wiener Kongreß sind sie um ihr Recht geprellt worden. Jetzt können sie sichs selbst holen: den Elsaß und Lothringen der deutschen Nation zurückerobern. Wir haben Glück, jubelt Blücher; was die Diplomatiker verdarben, macht unser Schwert wieder gut. Nur nicht lange zaudern, mahnt Gneisenau; geschwind sechshunderttausend Mann nach Frankreich hinüber. Schwarzenberg will erst im Juli schlagen. Doch schon im Mai marschirt Blücher in Belgien ein. Aus Lüttich schreibt er: „Die Franzosen habe ich vor mich, den Ruhm hinter mich, balde wird es knallen.“ Aus Namur: „Die große Macht, so sich die Sicherheitkommissarien von Napoleon träumen, ist ein Hirngespinnst. Die Nation ist bei Weitem nicht so von ihm portirt, wie die französischen Blätter ausposaunen. Es fehlt ihm an Allem und besonders hat er das Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Anhang verloren. Aber der niederländische König ist der ungefälligste, heimlichste, interessirteste Mensch.“ Denn er hat Hilfe erfleht und will das Heer, das ihn schützen soll, nun nicht verpflegen. Der wiener Hofkriegsrath zögert noch immer vor dem Entschluß zur Kriegseröffnung? „Wenn der Befehl zum Vorwärts ausbleibt und die Unruhen in Frankreich zunehmen, mache ichs wie in Schlesien und schlage los. Wellington accompagnirt mich sicher.“ Der verspricht, als Napoleon die Schlacht erzwungen hat, am sechzehnten Juni, nachmittags um vier Uhr, mit seinen vierundneunzigtausend Mann oder mindestens mit einem ausreichenden Theil bei den Preußen in Quatrebras sein. Kommt aber nicht, weil er selbst angegriffen wird und erst abends dreißigtausend Mann zusammen hat. Die Preußen verlieren zwölftausend und müssen vor der Uebermacht von Ligny nach Wavre weichen. Der alte Blücher hat Stunden lang unter seinem erschossenen Pferd gelegen; ist aber am Achtzehnten wieder zum Kampf bereit und ruft seiner Schaar zu: „Vergesset nicht, daß Ihr Preußen seid und Sieg oder Tod unsere Lo-

sung ist.“ Der Kaiser stellt sein Heer bei dem Pachthof La Belle Alliance auf; siebenzigtausend Mann und zweihundertvierzig Kanonen. Wellingtons Mannschaft ist fast eben so groß (dreißigtausend Deutsche und dreizehntausend Niederländer fechten unter dem Briten), hat aber nur hundertfünfzig Geschütze. Fünf Stunden hält sie sich. Noch länger? Dem Feldherrn wird bang. Kommt Blücher? Er hats versprochen. Und steht auf seinem Wort. Er kommt. Schickt Bülows Corps zum Sturm auf die im Dorf Plancenoit verschanzte Kaisergarde vor. Der erste Sturm wird abgeschlagen. Auch der zweite. Das Corps hat ein Fünftel seines Bestandes verloren. Gneisenau führt es zum dritten Mal ins Feuer. Und nun flieht die Garde und Napoleon, der mit einem Blick diesen Zusammenbruch und Wellingtons Sieg über Ney umfaßt, brüllt auf: „Das ist das Ende!“ Nur Zehntausend gelangen bis nach Paris. „Mit stolzen Worten“ (erzählt Treitschke) „dankte Blücher dem unübertrefflichen Heer, das ermöglicht habe, was alle großen Feldherren bisher für unmöglich gehalten hatten. ‚So lange es Geschichte giebt, wird sie Euer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!‘ Er befahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollen Namen des Hofes La Belle Alliance, wo die beiden Sieger, ‚durch eine anmuthige Gunst des Zufalls‘ zusammengetroffen waren, ‚zum Andenken des zwischen der britischen und der preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren.‘ Wellington ging auf den schönen Gedanken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen: darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde; denn dort hatte er am siebenzehnten Juni übernachtet und von Spanien her war er gewohnt, die Stätten seiner Siege mit dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang, so weit er schon bekannt war, erzählte, stellte der Herzog in seinem Bericht die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine

immerhin dankenswerthe Hilfe geleistet hätten." Das war Waterloo. Und vor diesem Wort, vor dieses Sommertages Gedächtniß, das jede Britenstirn, das auch Kitcheners Wange von Scham röthen müßte, soll Deutschlands Reichsheer nun zittern lernen?

Das ist nicht müde noch schlaff. Kommt auch nicht aus einem armen, ausgesogenen Land. Das würde noch gut genährt, wenn die Belgier ihre Heimath verwüstet hätten. In den Hauptstädten des Reiches werden Massenautomobile von flinken Händen in Fleischspeicher und Schlächterläden umgewandelt, die dem Heer an jeden Rastort vorausfahren können. Diesem Heer kann Kleidung und Nahrung, Geschütz und Munition niemals fehlen. Sogar dichte Schwärme seiner Maschinengewehre rollen auf Gummireifen und können die behendesten Flüchtlinge einholen. Vielleicht hat es seine stärksten Bombardirkünste für Antwerpen und Paris aufgespart. Dieses Heer ist der von weiser Kraft geleitete Wille eines Volkes, das, wieder, diesmal in stärkerer Rüstung, aufgestanden ist, um gut zu machen, was die Diplomatiker verdarben. Der Millionär ficht neben dem Taglöhner, der Prinz neben dem Bäckergesellen. Jeder will vorn sein. Und die Ungeübten, Kranken, Alten, die zu Haus bleiben mußten, neiden den Kämpfern den Platz an der Front und sind, Mann vor Mann, des Winkes gewärtig, der auch sie noch ins Feld ruft. Käme Satanas selbst, in höllenfürstlicher Majestät, mit seinen beelzebübischen Legionen: er sähe die Deutschen nicht schlottern. Waterloo? Das Heer von Lüttich und Namur wird dem Feinde die Brust, nicht den Rücken zeigen.

Kulturträger.

Als Blücher eine Belgierbrigade wanken sah, rief er lächelnd: „Das sind keine reißenden Thiere!" Ob er heute so urtheilen würde? Nie wurden Vlamen und Wallonen der Feigheit geziehen. „Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menschen. Die selben Bedingungen bringen die selben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Belgen, mit ihrem römischen gerungen. Eben so wie Jene, einem hochmüthigen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von habsüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotz ihre Ketten ab und versuchen das

Glück in eben so ungleichem Kampf. Im Heiligen Hain fragt Claudius Civilis seine Mitbürger: ‚Wird uns von diesen Römern noch als Bundesgenossen und Freunden, wird uns nicht vielmehr als Knechten begegnet? Jetzt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie lag Rom darnieder wie jetzt. Lasset Euch die Namen von Legionen nicht in Schrecken jagen; in ihren Lagern fändet Ihr nur Beute und alte Männer. Unter uns ist noch Mancher, der geboren ward, ehe wir den Römern Tribut zahlen mußten. Die Götter halten es mit den Tapfersten.‘ In ähnlichere Bedrängniß rettet Civilis seine Insel, wie fünfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Leiden, durch eine künstliche Wasserfluth.“ Das sind Sätze aus Schillers „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regirung.“ Posa führt vor Philipps, Egmont vor Albas Ohr die Sache Brabants und Flanderns. Unser reichster und unser populärster Dichter: zwei Anwälte belgischer Freiheit. Ward sie von Deutschen je angetastet? Nach der pariser Julirevolution trennten die Katholiken sich von den Ketzern der Niederlande. Am fünfundzwanzigsten August (der uns der Tag von Namur ist) lodert, nach einer Aufführung der französischen Oper „Die Stumme von Portici“, die Flamme der Volkswuth auf. Die Holländer mußten aus Brüssel weichen. Die Bomben, die sie aus der antwerpener Citadelle warfen, zerstörten die Scheldestadt. Frankreich forderte die belgischen Departements für sich. Die Republik und das Kaiserreich wollten den Staat der Oranier aufessen. Deutschland blieb ihm uneigennützig befreundet. Gab ihm einen König. Gab ihm, wider den Willen anderer Großmächte, das Kongobecken. Deutschland. Ists heute vergessen?

Französischen Missionaren und Händlern, die schon im achtzehnten Jahrhundert die Kongobezirke durchstreift hatten, war 1838 Hauptmann Bouet-Willaumez gefolgt, der seinen Landsleuten eine Proviantstation sicherte und von den Häuptlingen das Recht zur Landung und Siedlung einhandelte. Offiziere und Forscher erklärten, aus diesem heißen, verseuchten Boden sei nichts zu holen. Herr de Brazza, ein blutjunger Schiffsfähnrich, den 1872 ein Zufall in das Neuland brachte, wurde bald anderer Meinung. Das erste Ziel seiner Wünsche, einen von der Küste an den schiffbaren Kongo führenden Weg, erreicht er noch nicht; glaubt aber an die Zukunft des Landes, trotzdem es ihn mit Fiebern gepeinigt und für Monde entkräftet hat, und trägt, mit dem Ergebniß seiner

Forscherarbeit am unteren Kongobecken, diesen Glauben 1878 nach Frankreich heim. Da hört er, daß auch der Nachbar sich mit dem Kongo beschäftige. König Leopold von Belgien hat die civilisirten Völker zweier Erdtheile zum Kreuzzug gegen die Sklavenschmach Mittelafrikas aufgerufen. „Europas Ehre fordert die Civilisirung dieser Riesengebiete“: so spricht er im September 1876 zu Gelehrten und Politikern, die er nach Brüssel geladen hat, und bittet sie, in diesem „Kreuzzug der Wissenschaft, der Menschlichkeit und des Fortschrittes“ die Führer zu werden. Sein Wille gründet die Association Internationale Africaine, der er präsidirt und in der Quatrefages Frankreich, Gustav Nachtigal Deutschland vertritt. Stanley, der im Hochsommer 1877 an der Kongomündung aufgetaucht ist, wird von Leopolds Legaten in Marseille abgefangen und mit Goldfädchen an die „große Sache der Humanität“ geknüpft. Um die Aufmerksamkeit abzulenken und ein für das schwierige Werk brauchbares Personal zu werben, fährt er zunächst, in den ersten Wochen des Jahres 1879, nach Sansibar; ist aber schon im August wieder an der Kongomündung und bahnt sich, durch Sumpf, Urwald und Fels, mit unermüdlicher Zähigkeit einen Weg bis an den See, den er Stanley-Pool tauft. Wird der Journalist Reichsgründer? Schon will er die belgische Flagge hissen da erblicken seine Leute Frankreichs Trikolore am Nordufer des Sees. Brazza ist ihm zuvorgekommen. Der hat sich den Lockrufen Leopolds versagt, die pariser Regirung vor Stanleys Plänen gewarnt, schon im September 1880 den Pool erreicht, dem König Makoko eine Konzession entschmeichelt und eine Station geschaffen (aus der dann Brazzaville, die Hauptstadt des Congo Français, entstand). Als Stanley mit seinen fünf Dampfern, seinem Heer und Geschütz anlangt und das rechte Seeufer unter das Zeichen belgischer Oberhoheit stellen will, begrüßt ihn Sergent Malamine im Namen Frankreichs. Der franko-britische Kampf um den Kongo beginnt. Noch ist Stanley zwar in belgischem Dienst; hat aber rasch erkannt, daß der Werbekraft eines neutralen Staates nicht zu trauen ist, und verpflichtet sich im Herbst 1883 den Briten. Die haben im Kongobecken kein beträchtliches Handelsinteresse; doch sie dürfen nicht dulden, daß die Herrschaft über einen schiffbaren, in den Atlantischen Ozean mündenden Strom einer anderen Großmacht zufalle. Hat Portugal nicht ein historisches, ein Vierteljahrtausend altes Recht auf dieses Stromgebiet? So ehrwürdige Rechte zu

wahren, ist, immer und überall, Englands heiligste Pflicht. Der anglo-portugiesische Vertrag vom sechsundzwanzigsten Februar 1884 bestätigt den lissaboner Anspruch, giebt einer aus Engländern und Portugiesen zusammengesetzten Kommission die Strompolizei und die Rechte der Zollbehörde und sichert den Briten freie Schiffahrt und Meistbegünstigung. Die Nachricht schlägt wie eine Bombe in Brüssel ein. Was nützt der Fluß, wenn Albion über die Mündung gebietet? Der erschreckte Leopold bittet den Kanzler des Deutschen Reiches um Hilfe. Die wird ihm gewährt. Bismarck läßt in London und Lissabon gegen den Februarvertrag Beschwerde einlegen, erklärt, daß der belgische Plan ihm vernünftig und billig scheine, und ladet die Mächte zu einer Kongo-Konferenz nach Berlin. Frankreich (die Republik Ferrys) folgt dem deutschen Beispiel und tauscht für die Anerkennung der von der Association erworbenen Besitzrechte die Verpflichtung ein, der Republik das Vorkaufsrecht zu sichern, „si par des circonstances imprévues l'Association Internationale Africaine était amenée un jour à réaliser ses possessions.“ Deutschland und Frankreich vereint? Die Vorstellung stimmt Britenherzen nicht froh. Am sechsundzwanzigsten Juni sagt Bismarck im Reichstag: „Zwischen uns und der französischen Regierung herrscht volles Vertrauen auf die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit der gegenseitigen Beziehungen und auf das Wohlwollen, mit dem wir jede französische Bestrebung betrachten, die nicht gerade auf die Wiederherstellung der früheren unnatürlichen Einrichtung, die von Ludwig dem Vierzehnten her datirte, gerichtet wäre.“ Noch am selben Tag kommt aus London die Erklärung, das Ministerium habe beschlossen, den anglo-portugiesischen Vertrag der Königin nicht zur Ratifikation vorzulegen. Belgien hat gesiegt; und wird zehn Jahre lang nun von den Briten gehätschelt. Erst nach dem Abschluß des franko-belgischen Vertrages, der am fünften Februar 1895 Frankreichs Vorkaufsrecht auf den Kongostaat bestätigt, bläst aus der Foreign-Office wieder ein rauher Wind.

Warum hassen die Belgier uns? Warum wurden sie vor Deutschen, vor wehrlosen Gästen ihres Landes, reißende Thiere? Kiderlens Kongovertrag war ein Fehler; hat ihnen aber bis heute nicht geschadet. Die Verletzung der Neutralität durften sie abwehren. Durch barschen Widerspruch; wenns ihnen klug schien, auch durch den Beweis des Willens zur Waffengewalt. Die Hetzjagd auf deutsche Männer, Frauen, Kinder war das Werk er-

bärmlicher Niedertracht. Wir haben ihre Geschichte, ihren Drang in Freiheit, ihre Kunst, ihr Gewerbe, ihren Kaufmannsgeist geehrt. Immer. Deutsche haben ihr Geld in die belgischen Städte und Badeorte getragen. Waren sie Rüpel? Nein: höfliche, ruhige Leute, die sich nicht über den Vlamen oder Wallonen erhaben dünkelten. Für Maeterlinck und Verhaeren haben Deutsche mehr gethan als die gesammte Landsmannschaft sammt den Franzosen. Warum wagten die Belgier gestern gegen Deutsche, was sie niemals gegen Russen, Amerikaner, Italiener gewagt hätten? Weil sie uns für Barbaren hielten? Nein: weil sie gewiß waren, daß wir den schnödesten Unglimpf in Geduld hinnehmen würden.

Diese Gewißheit war über den Kanal zu ihnen gekommen. Da lebte sie seit Jahrhunderten. Nur deutsche Unschuld staunt in frommem Schauder, da sie unsere Feinde unter Englands Banner vereint sieht. Wann war es anders? Im Rastatter Frieden hätte das Deutsche Reich Straßburg und einen Wall gegen Frankreich erhalten. Das paßte den Engländern nicht. Die hatten mit Ludwig dem Vierzehnten ein Kolonialgeschäft abzuwickeln und wollten deshalb den Sonnenkönig nicht ärgern. Deutschland mochte warten. Ob altdeutscher Boden verwelscht wurde, kümmert die Briten nicht. Aber sie halfen dem Preußenkönig Fritz? Der kannte sie. Der hat an den Braunschweiger Karl geschrieben: „Die englischen Diplomaten wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht angeht; sie wollen mich gröblich betrügen oder sind lächerlich eitle Narren.“ Sie bleiben sich selbst getreu. Nach Belle Alliance schließt Castlereagh mit Frankreich und Oesterreich einen Geheimbund, in den alle Feinde Preußens gelockt werden sollen. Warum? Weil die Berliner sich nicht gegen Rußland wenden wollen. Das wäre doch ihre heiligste Pflicht. Sachsen fordern sie? Castlereagh fand die Forderung gerecht, als er noch hoffen durfte, Friedrich Wilhelm werde sein Landsoldat gegen die Moskowiter sein. Jetzt? „Die rühmlichen Dienste, die Preußen im letzten Kriege geleistet hat, verpflichten uns ihm zu Dankbarkeit. Auch ist die Wiederkehr einer Krisis nicht unmöglich, in der Englands und Preußens Heer gemeinsam handeln müssen. Der preußische Staat muß also stark sein und auf fester Grundlage ruhen; so stark, daß er überall Vertrauen erwerben und Achtung erzwingen kann. Ist dazu die Einverleibung Sachsens nöthig: in mir ist kein politisches oder sittli-

ches Bedenken gegen diesen Plan. Nur dürfte der Zweck der Einverleibung nicht sein, Preußen von Verlusten zu entschädigen, die es durch Rußland erlitten hat oder erleiden könnte. Will es sich Rußland zuwenden, dann wird Großbritanien vor dem Ohr Europas laut gegen die Absicht auf Gebietszuwachs sprechen." Friedrich Wilhelm der Vierte stöhnt, sein Wort sei in London „wie das Gebell eines Hündchens" überhört worden. Palmerston will nicht, daß die Elbherzogthümer aus dänischem in deutschen Besitz übergehen. 1870 hilft das neutrale England heimlich den Franzosen und gestattet, daß in seinem Hoheitbereich, unter der Küstenwache von Beechy Head, ein französischer Kreuzer einen deutschen Kauffahrer aufbringt. Genug. Wir waren zu lange geduldig. In Europa und in unseren Kolonien. Deshalb glaubt jeder Lümmel, der englischen Unverschämtheit nachstreben zu müssen. Diesen Glauben werden wir mit stählerner Hacke ausroden. Unser Körper ist nicht unsauberer als der eines Angelsachsen. Wir haben härter gearbeitet als er und uns dennoch nicht seltener gewaschen. Er kennt seine Insel, vielleicht noch zwei Kolonien und heischt, daß Jeder seine Sprache verstehe, Jeder ihm den besten Platz einräume. Fällt uns nicht ein. Wir kennen, wissen, leisten mehr; prahlen nicht, lassen uns aber auch nicht ducken. Noch ein Zornwort Blüchers: „Preußen und Deutschland stehen, trotz allen Anstrengungen, immer wieder als die Betrogenen vor der ganzen Welt." Das war. Das wird nie wieder. Deutschland weiß heute, daß es stark ist, und braucht nicht um Rechte zu betteln, die ihm gebühren.

England ist gelben Stinkaffen verbündet und freut sich der Kunde, daß deutsche Männer gemeuchelt, deutsche Frauen von trunkenen Kosaken geschändet werden. Engländer, Belgier, Franzosen, Nord- und Südslawen, Japaner preisen einander als die Träger und Hüter der feinsten Menschheitkultur und schimpfen uns Barbaren. Wir wären Laffen, wenn wir widersprächen. Barbaren hießen dem totkranken Rom die Germanen, die ihm das Grab schaufelten. Eure Kultur, Gevattern, duftet nicht lieblich. Gewöhnet Euch rasch in die Erkenntniß, daß auf deutscher Erde Barbaren und Krieger leben. Die haben zu Tratsch und small talk jetzt nicht Zeit. Müssen Eure Heere schlagen, Eure Generalstäbe abfangen, Eure Polypenarme ins Weltmeer streuen. Wenn ihrer Barbarenmacht Tanger und Toulon, Antwerpen und Calais unterthan ist, werden sie gern manchmal nett mit Euch plaudern.

Deutscher Sang.

Vaterlandlied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten.
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heiliges Vaterland!
O deutsche Lieb und Treue!
Du hohes Land! Du schönes Land!
Dir schwören wir aufs Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der füttre Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann vor Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände
Und rufet alle, Mann vor Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute, Mann vor Mann,
Mit Blut das Eisen röthen.

Mit Henkersblut, Franzosenblut, —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns, Mann vor Mann,
Zum Heldentode mahnen.
Auf, fliege, stolzes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Ernst Moritz Arndt.

Der Fahnenschwur.

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache,
Schwört den heiligen Schwur der Rache!
Schwöret auf das Vaterland!
Schwöret auf den Ruhm der Ahnen,
Auf die Freiheit der Germanen,
Auf das Höchste schwöret heut!

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Erd und Himmel soll ihn hören,
Unsern hohen Schwur der Ehren,
Unsern Schwur fürs Vaterland.
Glorreich schwebe, stolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner soll von hinnen weichen,
Wo sich dies Panier erhöht!

Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Wehe muthig, edle Fahne!
Daß sich jede Brust ermahne
Für das heilige Vaterland!
Mache, stolzes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfest,
Daß sie tausendmal erbleichen,
Eh' nur Einer Dich verläßt!

Ernst Moritz Arndt.

Siegesbotschaft.

Tanz
Ist heut im Krug zu Oehlefanz.

Oben, auf rothgestrichener Empore,
Sitzt die Musik in vollem Chore:
Klarinette, Geigen, Contrabaß;
Und vor Jedem ein Pult und ein Weißbierglas.
Und unten drehn sich, in Schottischem und Walzer,
Die Paare, dazwischen ein Juchzen, ein Schnalzer;
Und Zug und Hitze und blakende Lichter,
Am Fenster neugierige Kindergesichter,
Ein Rempeln und Rennen, ein Stoßen und Stemmen.
Und mit Eins: „Da kommt ja der Neumann aus Cremmen ...
Der Laatsche-Neumann! Was will denn Der?
Laatsche-Neumann, hierher, hierher!
Er bringt was. Stillgestanden, stramm!
Ich wett', er bringt ein Telegramm."
Und Neumann, plötzlich steht er oben,
Sie haben ihn auf den Tisch erhoben.

„Lesen!"

„Muß erst zu Puste kommen ..."

„Lesen!"

„Düppel ist genommen!
Wir Schanze fünf, Garde Schanze sieben,
Feldw bei Probst beim Sturm geblieben.
Verluste wenig, Danske viel ..."
Alles sich in die Arme fiel;
Und zu wissen, wies eigentlich gewesen,
Muß Neumann es immer wieder lesen.

Dem aber will es nicht mehr zu Sinn.
„Oehlefanzer, wo denkt Ihr hin?
Habe noch andere gute Bekannte."

„Welche denn, welche?"

„Muß noch nach Schwante."

„Schwante? Die lumpigen tausend Schritt?
Hurra, Neumann: Da kommen wir mit!"

Und hinein in die laue Frühlingsnacht
Ganz Oehlefanz hat sich aufgemacht.

Neumann laatscht nach.

Schwante lag schon im Schlaf.
Als aber die Siegesbotschaft es traf,
Wards wach.

Der Mond am Himmel stand
Und in Jubel stand das Havelland.

Theodor Fontane.

Schlachtgebet des alten Dessauers.

Oestreicherschwadronen schimmern entlang den morgenrothen Horizont.
Durch die blinkende Ebene weit
Stehn Preußendragoner und -grenadiere gereiht;
Der Dessauer hält vor der Front.

Langsam, als schlügen rings Thurmuhren die Stunde,
Dröhnen Kanonen da und dort in die Runde;
Eine Kugel weht;
Er zieht den Degen: „Helm ab zum Gebet!
Herrgott! Ich kann nicht jeden Tag vor Dein Angesicht treten;
Nur mit Schüssen kann ich zu Dir beten.
Wenn ich jetzt Sturm trommeln lasse
Und den Feind fasse,
Säbel an Säbel, Mann an Mann, —
Herrgott von Preußen, nimm es an!"

Ernst Lissauer
(Aus dem Band „Der Strom.")

Kleine Ballade.

Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte Euch die Mannessehne.

Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne.

Detlev von Liliencron.

Die Attacke.

Platz da und Zieten aus dem Busch!
Mit Hurra drauf in Flusch und Husch
Und vorgebeugten Leibes rasen,
In einem Strich die Pferdenasen,
Wir Zwei weit voran den Husaren.
So sind wir in den Feind gefahren.
Die rothen Jungen hinterher
In todesbringender Carrière,
Daß wild die Spitzen der Schabracken
Den Grashalm fegen wie der Wind.
Und, hussa, hopp, die bunten Jacken,
Sind wir am Waldesrand geschwind.
Geknatter, dann ein tolles Laufen,
Wir konnten kaum mit ihnen raufen,
So rissen die Gascogner aus
Vor unserm Säbelschnittgesaus.
Doch hinter einer schmalen Erle
Stand einer dieser kleinen Kerle
Und macht auf mich recht schlechte Witze
Und schoß mir ab die Helmthurmspitze.
Ei, Du verfluchter gelber Lümmel,
Ich treffe gleich Dich im Getümmel!
Und „Hieb zur Erde tief": saß ihm
Im Schädel eine forsche Prim.
Kolonnen rückten nun heran,
Der Auftrag war erfüllt, gethan.
Der Lieutenant sammelte den Zug;
Und als er durch die Säbel fragte,
Ob Keiner wegblieb, Keiner fehle,
Da schnürt es ihm die junge Kehle.
Denn der Trompeterschimmel bäumte,
Den Sattel frei, und schnob und schäumte.
Wir fanden seinen Reiter bald
An Brombeersträuchchen, tot, im Wald.
Ein blauroth Fleckchen zeigte nur
Den Schuß ins Herz, der Kugel Spur.
Bei meinem Freund zum ersten Mal
Sah ich das Einglas niederschnippen

Und Thränen fielen ohne Zahl,
Dem Toten auf die bleichen Lippen.

O schäm Dich nicht, wenn Dies Du liest,
Daß Dir so leicht die Thräne fließt.
Im Sterben trägst Du noch die Scherbe;
Ich sei, stirbst früher Du, der Erbe;
Dann denk ich an den treusten Freund
Den je die Sonne hat gebräunt.

Detlev von Liliencron.

Kein schönrer Tod . . .

Kein schönrer Tod ist auf der Welt,
Als wer, vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen.
Im engen Bett nur Einer allein
Muß an den Todesreihen;
Hier findet er Gesellschaft fein,
Fallen wie die Kräuter im Maien.

Manch frommer Held mit Freudigkeit
Hat zugesetzt Leib und Blute,
Starb seligen Tod auf grüner Haid
Dem Vaterland zu Gute.
Kein schönrer Tod ist auf der Welt,
Als wer, vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen.

Mit Trommelklang und Pfeifengetön
Manch frommer Held ward begraben.
Auf grüner Haid gefallen schön,
Unsterblichen Ruhm thut er haben.
Kein schönrer Tod ist auf der Welt,
Als wer, vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen.

Kriegszustand.

Nach den neuen Verordnungen für die Reichsbank und der Errichtung von Darlehnskassen kam die Gründung von Kriegskreditbanken. Die „Kriegskreditbank für Groß-Berlin“, die ein Aktienkapital von 15 Millionen haben wird, soll in den Bezirken der Handelskammern von Berlin und Potsdam für gewerbliche Betriebsmittel sorgen, Vorschüsse in barem Geld oder in Wechseln gewähren; und die Reichsbank wird den vier- oder fünffachen Betrag des von dem neuen Institut aufzubringenden Garantiefonds (25 bis 30 Millionen) in Wechseln diskontiren. Alle diese Kreditbrücken führen in die Reichsbank. Die steht jetzt vor ihrer Feuerprobe. Was wir bis heute sahen, verdient volles Vertrauen. Während die Banque de France ihre Notengrenze von 6800 Millionen bis auf 12 Milliarden erweitert und einer Assignatenwirthschaft zusteuert (die kleinste französische Banknote lautete vor dem Krieg auf 50 Francs; dann kamen Scheine zu 20 und 5, schließlich zu 1 Franc), legte die Reichsbank am neunzehnten August einen Ausweis vor, der eine Minderung des Notenumlaufs (um 15) auf 3882 und eine Steigerung des Goldbestandes (um 31) auf 1508 Millionen ergab. Schon nach der zweiten Kriegswoche konnte also ein gebesserter Status gezeigt werden. Das bedeutet noch nicht viel. Aber draußen stehts schlechter. Von Ost, Nord und West hört man Laute der Schwäche. Die Bank von Frankreich berichtet nicht mehr über den eigenen Stand; die Reichsbank kündet an, daß sie sich bemühen werde, ihre Zahlen noch rascher zu veröffentlichen als sonst. Frankreichs Goldflitter fällt ab. Die metallische Decke der Reichsbanknoten hatte sich am Ende der zweiten Woche im August von 43,4 auf 44,2 Prozent gestreckt. Sie entfernte sich also von der Grenze der Dritteldeckung, statt sich ihr zu nähern. Aber die Hauptsache war: eine starke Zunahme der Girogelder. Die würde in Friedenstagen anzeigen, daß die Geschäfte kein Geld brauchen, also träger geworden sind. Wenn in Kriegszeit die Summe der fremden Gelder in der Reichsbank steigt, so ist damit bewiesen, daß die Umlaufmittel mehr Bewegungfreiheit erlangt haben und daß die größte Gefahr, die dem Wirthschaftkörper drohen kann, eine Kreditkrisis als Folge der Einsperrung des Geldes, fürs Erste beseitigt ist.

Das Verhältniß zwischen Gold und Zettelgeld hat sich nicht nur in Europa geändert. Auch die Vereinigten Staaten sind in die Umwälzung, die der Krieg bewirkt hat, hineingezogen worden; sie sind in das Netz einer Verschuldung gerathen, aus dem sie sich nicht leicht lösen werden. Die Ausfuhr wichtiger Güter, besonders Baumwolle, Getreide, Kolonialwaaren, sollte neue Guthaben in Europa schaffen. Riesenposten amerikanischer Papiere sind seit Jahr und Tag in die Neue Welt zurückgeströmt. Wesentliche Bestimmungen des neuen Bankgesetzes können nicht in Kraft treten; denn die wichtigste Aufgabe ist jetzt die Vermehrung des Papiergeldes. Wie in den Tagen der Finanzkata-

strophe von 1907 wurden Clearinghouse-Certifikate ausgegeben, die als Geldzeichen dienen. Die Nationalbanken dürfen mehr Noten ausgeben, als ihnen je erlaubt war, und brauchen sie nicht so fest zu fundamentiren, wie ihnen sonst zur Pflicht gemacht ist. Statt der Schuldverschreibungen der Vereinigten Staaten dürfen andere „geeignete“ Werthpapiere als Notendecke dienen. Das Gesetz schreibt vor, daß 25 Prozent der Depositengelder durch Gold oder Bundesnoten verbürgt sein müssen. Um dieses Geld ersten Ranges für Zahlungen an das Ausland frei zu bekommen, sind die Noten der Nationalbanken in den Sicherheitbezirk zugelassen worden. Die amerikanische Regirung, die so großen Werth auf eine solide Geldverfassung legt, hat gewiß nicht leichten Herzens auf diese Grundsätze verzichtet. Hätte sie eine Centralbank, so könnte man die Belebung des Geldumlaufs mit den selben Mitteln versuchen, die in Deutschland angewendet worden sind. Präsident Wilson hat die Bankreform durchgesetzt; der Krieg lähmt sie und an Centralisirung des Notenbankwesens ist in absehbarer Zeit noch nicht zu denken

Ueberall steigt die papierene Fluth; wann wird sie fallen? Für Deutschland sind die Möglichkeiten schon deshalb günstig, weil der Reichsbank gelingen wird, sich die Drittelsdeckung zu erhalten. Die Darlehnskassenscheine sind nur für die Dauer des Krieges bestimmt. Ueber das Schicksal der Banknoten und Reichskassenscheine aber entscheidet Bedürfniß und Neigung. Hat sich der Deutsche an das Zettelgeld gewöhnt, so wird es im Umlauf bleiben. Nach dem Kriegsschluß würden ja die Mißtrauischsten die Banknote wieder als vollwerthiges Geld ansehen. Wenn der Güterumsatz sich wieder belebt, was noch während des Krieges, nach entscheidenden Siegen, möglich ist, können die Produzenten sich aus dem Verkauf der Waaren neues Betriebskapital schaffen und das Kreditbedürfniß wird geringer. Deshalb kann Niemand ermessen, mit welchem Notenbestand am Tag des Friedensschlusses zu rechnen sein wird. Wir dürfen hoffen, daß die Fluth bald weicht.

Aengstliche Leute fürchteten das Entstehen eines Goldagios in Deutschland. Das kann im inländischen Verkehr so lange nicht vorkommen, wie die Reichsbank ihre Gesetze zu wahren vermag. Wer Papiergeld nicht mehr zum vollen Werth annähme, müßte die Golddecke der Reichsbank für zu kurz halten. Aber die Reichsbank zahlte Gold im vollen Betrag der ihr eingereichten Noten bis zu dem Tag aus, da die Nothverordnungen in Kraft traten. Heute ist Gold natürlich schwer zu haben. Im öffentlichen Zahlungverkehr überhaupt nicht. Läßt sich Einer für den Umtausch einer Banknote in Gold eine Prämie bezahlen, so verstößt er gegen das Gesetz. Aber es kommt natürlich vor; und der Dumme ist der Andere, der seinen Hundertmarkschein für 80 oder 90 Mark hingiebt. Nur im internationalen Verkehr bleibt das Gold das einzige Zahlungmittel; und keine wirthschaftliche Großmacht kann heute mit ihrem Goldschatz gegen die andere auftrumpfen, weil alle gezwungen sind, das eigene Gold als nicht vorhanden zu betrachten.

Die Börsen sind noch geschlossen. In der Burgstraße wurde die

Fahne erst eingezogen, als Wien, London und Paris kapitulirt hatten. Berlin mußte noch den Ansturm der fremden Spekulanten aushalten. Was am Schottenring nicht mehr anzubringen war, wurde im Hitzighaus verkauft. Am ersten August hörte das Geschäft auf. Die letzte amtliche Kursliste ist vom dreißigsten Juli. Und die Tage des Fastens liegen manchem Börsenmann schwer im Magen. Täglich treffen die Herren einander auf dem bekannten quietschenden Parquet; aber „Schlüsse“ werden nur auf erbeutete Maschinengewehre gemacht. An die Leckerbissen wagt man sich noch nicht heran. Nur zum Spaß werden mal Kurse genannt, um zu sehen, wie es hinter dem Kurszettel aussieht. Als neulich Jemand sechs Phoenix-Aktien kaufte, stockte der Pulsschlag von der Erregung. Anfangen möchte man ganz gern wieder. Die Lust am Spekuliren ist nicht erstorben. Sie bedarf nur eines Anlasses, auf den sie sich berufen kann. Von Paris werden, via Schweiz und Holland, Börsenkurse gemeldet. Die paar Daten sind wie ein Gruß aus einer anderen Welt. Man interessirte sich weniger für die Thatsache, daß die dreiprozentige französische Rente 75 kostete, als für die Nennung des Kurses überhaupt; und fragte sich, ob, was in Frankreich möglich ist, nicht auch in Berlin versucht werden könnte. Hat es einen Sinn, das Börsenkaufhaus im Zustand der „billigen Woche“ zu zeigen? Dem Publikum die dreiprozentige Reichsanleihe zum Preis von 69 vorzuführen? Die Leute mit starken Nerven fürchten solche Eindrücke nicht. 1870 sei es auch nicht anders gewesen. Die 4½ prozentige preußische Anleihe stürzte von 93 auf 77 und kletterte nach Weißenburg und Wörth wieder auf den Normalkurs. Kreditaktien rutschten von 149 auf 90; Rumänen von 69 auf 39; Darmstädter Bank von 133 auf 96. Nach den ersten Siegen kam die neue Hausse. Die erwarten die Börsenmatadore von 1914 auch und meinen, man dürfe das Geschäft nicht einrosten lassen. Ob heute die Rennissance so bequem wäre wie vor vierundvierzig Jahren, ist fraglich. Berlin allein könnte die Kosten des Umsatzes nicht tragen. Die großen Auslandmärkte müßten zugleich in Aktion treten; sonst käme es so, wie es in den letzten Tagen des berliner Börsenverkehrs war. Die Regulirung der Ultimoverpflichtungen ist von Ende August auf Ende September verschoben worden. Daraus ist nicht zu folgern, daß im September die Börse wieder aufgemacht wird. Möglich ist es, aber nicht sicher. Nach der Besetzung von Brüssel und den Siegen bei Metz blühte die Hoffnung natürlich auf. „Gehts so weiter, dann bringt vielleicht noch der August neue und gute Kurse.“ So schnell, liebe Herren, schießen selbst die Preußen nicht. Immerhin ists möglich, daß der große Papierladen früher aufgemacht werden kann, als mancher Mann glaubte. Die Zahl der Leute, die endlich wieder eine Kurs-, also eine Berechnungmöglichkeit haben möchten, ist doch wohl größer als die der Trostbedürftigen, die der Börsenwitz seufzen läßt: „Ein Glück, daß wir nicht wissen, ob wir pleite sind.“

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. September 1914.

Parole: Calais.

Am Schandpfahl.

Die berliner Regirung muß, noch im September, einen billigen Band veröffentlichen, der Alles in den ersten Mobilmachungwochen über deutsche Zustände von den Hauptzeitungen der Erde Berichtete zusammenfaßt. In einer Uebersetzung, deren Treue der daneben stehende fremdsprachige Wortlaut verbürgt. Ohne irgendwelchen Tadelszusatz. Nur die Regirung kann, mit dem Beistand ihrer Vertreter in den neutralen Ländern, den Stoff sammeln. Der nicht beamtete Politiker ist seit dem ersten Augusttag von der Gunst des Zufalls abhängig, der ihm ein Blatt aus London, Paris, Petersburg, Brüssel vors Auge wirft; sogar aus Rom, Mailand, Genf, Madrid ist Brauchbares schwer zu erlangen. Immerhin habe ich genug gelesen, um zu wissen, daß dieses Bändchen eine Beweismittelsammlung bieten würde, wie keine je war. Daß es das Werk deutscher Waffen vollenden und dem Erdkreis zeigen könnte, welche Afterbrut uns würgen wollte. „Die Mobilmachung stößt auf die größten Schwierigkeiten. Ueberall ist die Stimmung der Massen gegen den Krieg. Mit blanker Waffe werden die Ausgehobenen zur Einkleidung in die Kaserne getrieben. Der Kaiser, der sich Tage lang gegen die Kriegserklärung gesträubt hat, ist heute machtlos; nicht viel besser dran als der in ein Prunkgefängniß Eingekerkerte. Die Militärpartei hat den Kronprinzen auf ihren Schild gehoben und eine Schreckensherrschaft eingerichtet. Schon ist ein sozialdemokratischer Abgeordneter, sind die bekann-

testen Agitatoren nach hastigem Standrechtsspruch erschossen worden. Natürlich breitet die Empörung sich von Tag zu Tag weiter aus." So war der Anfang. Dann kamen stärkere Künste. „Der Kronprinz ist von der Hand eines Deutschen getötet worden. Aus den Grenzprovinzen in West und Ost fliehen die Einwohner in Schaaren und belasten die Mittelprovinzen, denen ohnehin Hungersnoth droht und die für die Flüchtlinge weder Obdach noch Nahrung haben. Mählich sickert auch die Kunde von den deutschen Niederlagen durch, die dem Volk um jeden Preis verheimlicht werden sollten. Elsasser und Lothringer haben das französische Heer mit Ausbrüchen stürmischer Begeisterung begrüßt und die Stellungen, die diese Vorkämpfer der Menschlichkeit und Gesittung in kurzen Stunden erobert haben, sind so fest, daß der deutsche Generalstab an der Möglichkeit, sie zurückzugewinnen, verzweifelt. Die ganze Nordseeküste, in deren Hauptorten, Hamburg und Bremen, die Kaufmannschaft alle Zahlungen eingestellt hat, steht unter dem Eindruck der englischen Marinesiege, deren erste Opfer drei deutsche Dreadnoughts und ein Dutzend der neusten Torpedoboote waren. Im Osten sind sämmtliche Befestigungen unfertig und das Entsetzen über den raschen Einmarsch der russischen Kerntruppen, deren Ueberlegenheit selbst der dümmste Bauer erkennt, ist unbeschreiblich. Die Wenigen, die noch auf das verbündete Oesterreich-Ungarn gehofft hatten, wissen jetzt, daß die Böhmen, Mähren, Slovenen, Kroaten, Dalmatiner, Serben, Südtiroler den Wehrdienst geweigert haben und daß Polen, Ruthenen, Ukrainer in hellen Haufen der Fahne Rußlands zuströmen. Französische Flieger haben in Deutschland die wichtigsten Brücken, Bahnübergänge, Tunnels zerstört. Die Eisenfaust des Militarismus kann den Volkszorn nicht länger mehr bändigen. Berlin hat sich zuerst wider die Kamarilla erhoben. Das Kaiserschloß an der Spree steht in Flammen. Der Kaiser selbst soll gestern in Frauenkleidern entflohen sein." Diese Auslese giebt nicht das Aergste. Viel tollere Berichte und Stimmungangaben sind in alle Winde verbreitet worden. Nicht von Winkelblättern. Die kümmern uns nicht. Deren Lebenszweck ist die Schachermachei. Denen muß jedes Weltereigniß Geld schwitzen. In die Beweismittelsammlung gehört nur, was in großen Zeitungen der fünf Erdtheile stand. Was die Reuter, Havas und ihr Sippengelichter gekündet haben. Das wird den Lebenden, wird

ihren Enkeln noch die ruchlose Erbärmlichkeit unserer Feinde erweisen. Des Klüngels, der dem Deutschen Reich das Kabel zerschnitt, an allen Küsten schmutzige Lüge aushökerte und dem im Land sauberer Menschheit drum der Platz am Schandpfahl gebührt.

In Kriegszeit sinkt auch die Geltung mancher sittlichen Werthe. Der Wille zum Sieg, zur Wahrung, zur Mehrung des Volkheitbesitzes knebelt zage Bedenken; und heilig dünkt selbst feine Seelen jedes Mittel, das, nur um Fußes Breite, den Schritt des Volksschicksals dem großen Willensziel nähert. Kein Staubkorn, kein Knötchen furchtsamer Vorstellung darf die Straffung des nationalen Thatvermögens hemmen. Das Auge erregter Massen ähnelt dem vergrößernden Glas; ihm schwillt zu fortwirkendem Geschehniß, was der Blick des Kundigen als unbeträchtlichen Vorgang erkennt. Deshalb wägt in solcher Zeit das Gewissen die Pflicht zur Wahrhaftigkeit nicht immer so genau wie in den stillen Stunden des Einzellebens. Nicht über jede Gefahr darf eine Bogenlampe gehißt, nicht jede Schlappe, deren Folgen die nächste Sonne wegsengen wird, sofort gemeldet werden. Klugheit befiehlt, die unerfreuliche zwischen günstigere Meldungen zu verpacken. Die Klemme, in die der Feind gerathen ist, heller zu bestrahlen, als seine Möglichkeit, aus dem Drang wieder ins Freie zu finden. Nach banger Harrpause einen Erfolg ein Bischen dicker zu bauschen, als unter wolkenlosem Himmel nothwendig wäre. Die Kraft des Volkes darf nicht splittern, sein Vertrauen nicht wanken. Jeder Wache begreifts; und nimmt, wie Unvermeidliches, hin, daß ein Gebild der Hoffnung ihm als Erlebniß dargestellt wird. Ein Staat, der lange gezaudert hat, wird sich morgen unserer Front anreihen. Aufruhr, der dem Lande des Feindes dräut, zückt seit gestern das Racheschwert. Rechts senkt Noth die Häupter; links schlottert bleiches Entsetzen. So wars immer, seit ein Schreiberheer mitficht. Hier ist Anderes: die Vergiftung aller Quellen, aus deren Abflüssen Kenntniß, Erkenntniß geschöpft werden konnte. Wir sind nicht sündenlos. Manche Fettletternlinie konnte wegfallen. Manche Scheltrede wäre entbehrlich. Der Starke, in Siegerglanz Schreitende braucht nicht zu schimpfen; schadet nur sich, nur dem durch kräftige That erworbenen Ansehen, wenn er sich in rohe Kränkung des schwächeren Feindes erniedert. Gerade die Leute, die noch im Juni jeden General als großspurig knurrenden Schnauzbart, jeden Lieutenant im Witz-

blattlicht sahen, alles Heerwesen als „mittelalterlich“ verwarfen und die Schultern, die Brauen hoben, wenn Unsereins die ungemeine Hirnarbeit deutscher Truppenführer, gar die nahe Nothwendigkeit eines Krieges erwähnte, sie gerade überbieten einander jetzt gern an Derbheit des Ausdruckes. Sind wilde Teutonen, prasseln von Kriegersgluth und haben völlig vergessen, daß vor ein paar Wochen Jeder ihnen „reaktionär“ (also: niederträchtig) schien, der meinte, die Pflicht, zum Kampf gegen ein Staatengebündel in Bereitschaft zu bleiben, hindere das Deutsche Reich, sich im Inneren so behaglich einzurichten, wie die Mode des Erdwestens empfiehlt. Muß das gewandelte Wollen sich aber in verächtlichem Wort offenbaren? „Unsere Feinde kriegen die Jacke voll, Hiebe, Prügel, Dresche, Senge, Wichse“: auch Unverzärtelten mißfällt solche Rede, die Männer ins Knabenmaß duckt. Blecherner Schnodderton; dem Erzklang dieser Sonnenzeit vermähle sich das Gelöbniß, den Feind zu schlagen und zu jagen, sein freches Trachten zu richten und zu vernichten, die Schößlinge seines geilen Begehrens abzuhacken und es, wenn das Vaterland befiehlt, mit Stiel und Wurzelstumpf auszuroden. Abertausende fallen, verschmachten, verröcheln; zahlen die Fehler des Wahns, dem sie nicht wehren konnten, männlich mit Leben und Freiheit. Hart sei, trutzig die Rede, nicht schnöd; von Zorn soll sie schnauben, nicht von Speichel triefen. Noch der Hohn hebe sich himmelwärts und lasse die von ihm Gezausten fühlen, daß Grimm ihn einem andächtigen Gemüth entband. Wir sind der Sünde bloß; und der Wunsch, daß die Feder den Krieg so nobel führe wie das deutsche Schwert, ward noch nicht erfüllt. Haben wir je aber das im Land der Feinde Geschehene, unserer Wahrnehmung Erreichbare schamlos umgelogen? Erzählt, King George habe sich entbartet, in Weiberröcke gemummt und sei der Volkswuth südwärts entflohen? Churchill baumele an dem Laternenpfahl, an den, nach Beresfords Prophetie, die von seiner zuversichtlich protzenden Marinerechnung betrogene Masse ihn henken werde? Die Trümmer der Invincibles, der Supradreadnoughts faulten im Aermelkanal? Herrn Poincaré sei das Bäuchlein geschlitzt und der Goldkäfig im Elysion nun dem räudigen Tiger Clemenceau geöffnet worden? Niemals. Nirgends. Am hellen Mittag dürfen wir uns Unbefangenen zum Urtheil stellen.

„Hilft Caesar sich mit Lügen? Streckt' ich erobernd meinen

Arm so weit, Graubärten scheu die Wahrheit zu verschweigen?“ So spricht der Dichter, den Britanien der Menschheit geschenkt hat. Spricht Shakespeare, der mit einem Leuchtspahn der Wahrheit aller Teufel spotten, des Satans Majestät selbst meistern wollte. Nur in einer von Irrsinn geknechteten Welt, stöhnt aus Kents Mund seine Stimme, kann Wahrheit, die treue Dogge, in den Kotter geprügelt werden und die Möpsin Lüge fett und eitel das Kaminfeuer überstinken. Aus so stolzem Wort glaubten wir Englands Gewissen zu hören. Hatten nicht Locke und Mill, Byron und Draper, Carlyle und Ruskin die sittigende Macht der Wahrheit gerühmt und die Lüge als Knechtslist verdammt? Burke mahnt, gehorsam dem Wink der Wahrheit zu folgen und niemals erst ängstlich zu fragen, wohin ihr Weg führe. Der Sieg der Lüge, ruft Macaulay, kann nie mehr sein als Eintagstriumph. Mit solcher Empfindung schien uns der Brite, wie mit Beef und Ale, Hammel und Porter genährt. Bequem, fanden wir, ist er nicht; dem Fremden nirgends ein angenehmer Gefährte. Zuerst, dünkelt ihn, schuf Gott den Briten; vor dem Gehudel den Herrn der Erde. Die kennt er zwar nicht (oder nur aus dem rothen Reisebuch des Globetrotter), wähnt sie sich aber in alle Ewigkeit unterthan und staunt den auf ihrem Rund Raum Suchenden wie einen unverschämten Rüpel an, der nie Ehrfurcht vor dem Inselleun lernte. „Was will denn der Kerl?“ Ob er der Menschenerkenntniß neue Pfade geebnet, dem Menschengesicht seine Vision aufgezwungen, ob er in seiner Arbeitzelle einen Stoff erfunden hat, der auf der Erdwage die Wirthschaftgewichte verschiebt: er kann nicht Golf spielen, stampft nach Acht abends, mit geschlossenem Rock, in Schnürstiefeln einher und gilt dem Briten drum nicht als Gentleman. Das wußten wir. Auch, daß der Kanalvetter ernsthafte Bücher meidet, den Körper zärtlicher als den Geist pflegt, mit dünnem Wissensgepäck auskommt, unseren Drang in musische Stimmung und übersinnliche Lebensdeutung als „kontinental“ bespöttelt und sogar sein Geschäft, den trade, der alles Sinnens und Wollens Inhalt ist, längst schon als ein vom Reichthum träg Gewordener treibt. Daß jedes Gespräch mit einem Dutzendbriten der sichtbarsten Gesellschaftschicht zur Marter wird, wenn es nicht an Handel, Sport, äußerer Lebensform haftet. Unsere Waschschüsseln, Badewannen, Trinkgelder sind nicht mehr kleiner, Wissen, Fleiß, Leistung Deutsch-

lands sind größer als der Engländer. Doch wir achteten in ihnen die Gewöhnung in steife Redlichkeit. Hochmüthiges Volk; aber nicht krummbuckelige Schwindler. Kalte Rechner; doch nicht willig zu bewußtem Trug. Und in den ernstesten Stunden des Reichslebens gewiß auf der Zinne männlicher Pflicht. So sahen wir sie. Nicht als die Enkel Richards des Dritten, der mit innigem Blick der Gesundheit zweier (auf seinen Befehl gemordeten) Neffen nachforscht, noch der Elisabeth, der die Kunde vom Tod Mariens Stuart den Thränenborn aufschleußt. Wir dachten kaum noch an Wellington, der die Lorberblüthe aus Blüchers Feldherrnkranz zupfen wollte, an Wolseleys Geprahl, die Britenflotte habe nicht einen untüchtigen Offizier, an Salisburys dreiste Behauptung, nie habe ein an Zahl eben so kleines Heer den Ruhm des englischen überstrahlt. Derbys rüde Schmähung der Festlandsdiplomaten, Granvilles hinterlistiges Gezettel gegen unsere Absicht auf bescheidenen Erwerb herrenloser Kolonialkrümel: Alles vergessen. Vor unserem Blick standen nicht die Pfleger des Conventional Cant, deren Tugendheuchelei, nach dem Wort Carlyles, ganze Lawinen menschlicher Dummheit über die Wieseninsel geschüttet hatte, sondern die Welteroberer, deren stämmiger Genius nur vom Athem rauher Wahrhaftigkeit zu leben schien. Dieses Vorurtheil ist für immer eingeurnt. Daß Britanien den Sieg Deutschlands über Franzosen und Russen (den es stets für wahrscheinlich hielt) zu hindern, mindestens zu schmälern sucht, ist begreiflich. Daß es in der Hauptstadt öffentliche Reden gegen den Krieg, gegen die Regirung, die ihn gewollt hat, erlaubt, zwingt auch dem Feind Achtung ab. Höhere, daß britische Seeleute aus deutschen Schiffen, die ihr Feuer zerstört hat, die Mannschaft zu retten trachten. Sind wir nicht gerecht? Nicht bereit, am Feind noch jede helle Wesensseite zu loben? Eine Gewerbeausstellung soll, in London, der Weltkundschaft zeigen, daß sie jede Waare aus England einhandeln könne. An jeder Ecke wird dem Ueberseehändler Rath angeboten; werden die Fragen beantwortet, wo und wie lohnende Geschäfte einzufädeln, mit welchen Kniffen die deutschen Wettbewerber niederzuringen oder zu überlisten seien. Auch darüber wundern wir uns nicht; höchstens über die Kurzsicht, die von solchen Künsten haltbaren Vortheil hofft. Aber das Kabel zerschneiden und dem in Stummheit gezwungenen Reich dann Hungersnoth und Aufruhr, Geschwüre

und Pest, demüthigende Niederlage zu Land und zu Wasser anlügen, jedes Schiff, jeden Koffer durchstöbern, damit nicht ein Zeitungblatt ein Flöckchen unbequemer Wahrheit ins Weite trage: den Menschenfresser ekelt die Vorstellung solchen Handelns. Weist es nicht, Deutsche, in den Bereich einer „Krämermoral“. Schändet nicht den Ruf eines Standes, der aus dem Engsten in Seelensauberkeit strebt. Ein Krämer riegelt den anderen ein, schneidet ihm alle Drähte und Klingelschnuren ab und erzählt dann ringsum, der Unsichtbare sei zusammengebrochen und habe sich aufgehenkt, um nicht als Urkundenfälscher vors Schwurgericht zu kommen. Wäre, im dunkelsten Höhlenbezirk, dieser Krämer noch eine Stunde lang möglich? Und er stünde doch nur als ein armes Lümpchen neben der großen Britania. Die alte Metze hat im Umgang mit derb tätschelnden Matrosen das Schämen verlernt.

„Der Engländer hat wenig Neigung zu kleinen Gefälligkeiten, dagegen wird er, sobald er ein Freund ist, zu großen Dienstleistungen auferlegt. Er ist ein schlechter Nachahmer, fragt nicht viel danach, was Andere aushalten, und folgt lediglich seinem eigenen Geschmack. Er ist standhaft, bisweilen bis zur Hartnäckigkeit, kühn und entschlossen, oft bis zur Vermessenheit, und handelt nach Grundsätzen, gemeiniglich bis zum Eigensinn. Er wird selten so sehr geliebt wie der Franzose, aber wenn er gekannt ist, höher geachtet. Der Charakter des Engländers dürfte nichts Anderes bedeuten als den durch frühe Lehre und Beispiel erlernten Grundsatz, er müsse sich einen Charakter machen (Das heißt: einen zu haben affektiren); indem ein steifer Sinn, auf einem freiwillig angenommenen Prinzip zu verharren und von einer gewissen Regel nicht abzuweichen, einem Manne die Wichtigkeit giebt, daß man sicher weiß, wessen man sich von ihm und er sich von Anderen zu gewärtigen hat. Für sich und seine Landesgenossen errichtet der Engländer große und von allen anderen Völkern unerhörte wohlthätige Stiftungen. Der Fremde aber, der durchs Schicksal auf englischen Boden verschlagen und in große Noth gerathen ist, kann immer auf dem Misthaufen umkommen, weil er kein Engländer, also kein Mensch ist.“ Aus dem Hirn des weisen Immanuel, der so behutsam urtheilte, kamen die Fragen: „Hat nicht jeder auch nur mittelmäßig ehrliche Mann bisweilen gefunden, daß er eine sonst unschädliche Lüge, dadurch er sich entweder selbst aus einem verdrießlichen Handel ziehen oder

wohl gar einem geliebten und verdienstvollen Freund Nutzen schaffen konnte, blos darum unterließ, um sich im Geheim in seinen eigenen Augen nicht verachten zu dürfen? Hält nicht einen rechtschaffenen Mann im größten Unglück des Lebens, das er vermeiden konnte, wenn er sich nur über die Pflicht hätte wegsetzen können, noch das Bewußtsein aufrecht, daß er in seiner Person doch die Menschheit in ihrer Würde erhalten und geehrt habe, daß er sich nicht vor sich selbst zu schämen und den inneren Anblick der Selbstprüfung zu scheuen Ursache habe?" Der Brite, der gegen uns kämpft, müßte diese Fragen verneinen. Ihm weist Cant, uns Kant den Pflichtweg. Fortan aber wollen wir nicht nur den Sohn deutscher Erde verachten, der sich eitel spreizt, weil ihn, den langen, schmalen Fußballspieler, in Monrovia der Nigger für einen Engländer hielt, sondern auch jeden, dem mehr als der blanke Manneshanisch die fleckige Schärpe des Gentleman gilt.

Spinnengewebe.

Wer hat im Schwarm der Gegner den Krieg gewollt? „Keiner." Auch diese Antwort dünkt Manchen einer Lüge berstende Hülse. Ists aber nicht. Keiner wollte den Krieg. In England ersehnte ein unfroh alterndes Ministerium die Möglichkeit, durch rasche Verringerung der Wehrkosten das für die Reichsmöblirung nöthige Geld auf die Sparkante zu legen. In Rußland brauchte ein von der Schuldenlast gelähmter, von hemmungloser Eitelkeit immer wieder gefoppter Diplomat frischen Firniß für das Bild, das ihn als einen Staatsmann und Schicksalsschöpfer dem Auge der Gläubigen (und Gläubiger) eingeschmeichelt hatte. Und die Französische Republik, deren Präsident unsicher und ruhmsüchtig auf seinem Würdenstuhl saß, ließ sich von den Gefährten, langend und bangend, mitschleppen. Was ich vor drei Vierteljahren über den Plan der Konsorten schrieb, dürfte ich heute, nachdem er zum Wrack geworden ist, in keinem beträchtlichen Zug ändern.

Um die Inseln der Engländer, Schotten, Iren, am Horizont des Weltreiches, das der zähe Wille dieser Inselmenschheit schuf, dämmerte mit dem Jahr 1914 die Hoffnung, den letzten Traum Eduards des Siebenten in den Bodengrund lebendiger Wirklichkeit zu rammen. Oft genug wurde, da dieser König-Kaufmann noch, wie Faustens Helena einst bewundert viel und viel geschol-

ten, in niemals unmännlicher Anmuth unter uns wandelte, das von dichten, mit Blümchen durchstickten Schleiern eingehüllte Ziel seines Wunsches hier gezeigt: nach der Sicherung des (nicht ins Ungeheure, nur ins Nothwendige abzurundenden) Britenbesitzes die Wehrkräfte der europäischen Großstaaten in unverrückbare Grenzen zu zwingen oder zu schmeicheln, zu überreden oder zu pferchen. Immer wieder wurde auf die Stunde hingewiesen, aus deren Nebeln der Ruf zur Wehrmachtbegrenzung über den Aermelkanal tönen müsse; immer wieder, Manchem allzu oft, gewarnt, ohne den Kompaß eines nicht von Wetterlaune beirrbaren Wollens, ohne den zur Speisung einer Riesenmaschine gestapelten Heizstoff in unsichtige Luftschicht hinauszudampfen. Schlug nun die Stunde und wirkte Eduards gar nicht titanischer, nur flink aus Erfahrung belehrter Geist noch aus dem Grab? Herr Lloyd George, Britaniens Schatzkanzler und stärkster Agitator, glaubte, die Umwandlung der Oligarchie, des von nobility und gentry, als den Landeigenthümern, beherrschten Staates anglo-normannischer Eroberer, in eine friedliche, der Masse dienstwillige, von der Massenempfindung bestimmte Gemeinschaft dürfe nicht länger verzaudert werden; bereitete drum, mit schrofferem Zugriff, als, im London der verblühenden Victoria, der Romantiker Karl Marx zu ahnen wagte, die „Expropriation der Expropriateurs“ vor; lugte nach den Milliarden aus, mit denen des selbstbewußt erwachenden Volkes Frühhunger zu sättigen wäre; und rief die Vorkämpfer der Demokratie, deren Alltagsstimmung stets friedlich, von heroischer Lebensauffassung abgeneigt ist, zum Kampf wider „den organisirten Wahnsinn übertriebener Rüstung“. Die durch Herkunft und Gewohnheit so derben Mitteln fernen Kollegen, die sich eher noch im Ministerium Seiner Huldvollen Majestät als des grilligen Demos fühlen, blinzelten und schwichtigten mit der Wimper: Nehmet seine Rede, des Walisers, nicht gar so feierlich ernst; er plant a new departure (nach dem Wort seines Vorbildes Gladstone, der freilich weniger munter, mehr Presbyter als Marktschreier war) und späht nach dem Pfahl, an den er seinen Kahn, bis die Mannschaft geheuert, die Ladung gespeichert ist, ketten könnte. Auch sie aber duldeten gern, daß Sendboten Britaniens das Festland abtasteten und (ohne irgendwelche Vollmacht, versteht sich) in den Hauptstädten der vom Wehraufwand wundgedrückten Staaten leis fragten: Hättet Ihr

Lust zu einem für's Erste unverbindlichen Geplauder über die Möglichkeit, die Rüstunglast zu erleichtern? Nur aus Britanien konnte die Frage kommen; erst nach dem ohne Blutverlust in Südosteuropa erfochtenen Sieg, der das auf einer Halbinsel (Liautung) begonnene Werk auf einer Halbinsel (Balkan) endete. Auf dem Wappenschild des Geeinten Königreiches blinkt, unter dem gekrönten Goldlöwen, in sanfterem Glanz Davids Harfe. Deren Silbersaiten rührt nun der sonst so Wilde, der in der Taufe den Namen David empfing (und vor dem die Goliaths so zittern, daß sie, um nicht in die Zange seines Enteignerwillens geklemmt zu werden, ihren Landbesitz, den uralten der Bedford sogar, zu leidlichem Preis losschlagen), und läßt sie tönen, wie Jubals einst sang. „Noch vor einem Jahr durften wir einen so kühnen Schritt nicht wagen; jeder Versuch zur Wehrmachtbegrenzung hätte damals einen gefährlichen Rückschlag gebracht. Jetzt erst schlug die günstige Stunde; und die heiligsten Interessen der Menschlichkeit und Gesittung mahnen uns, diese Stunde nicht zu versäumen." Honny soit qui mal y pense: auf blauem Band schlingt der Spruch sich um Britaniens Raubthierschild. Weh dem Zweifler, der keusche Tugend mit loser Verdächtigung kränkt! Nur lehrt jedes Buch der Geschichte, daß Englands Weltgeschäft immer am Besten rentirte, wenn Menschlichkeit, Gesittung und anderes heilige Gut als seines Trachtens höchstes Ziel den Gläubigen gezeigt worden war.

Die Zeit, jubelt David, ward nun erfüllt. Ein Jahr lang hat, mit Greys Zunge, England als Weltenrichter gesprochen. Offenbar ward der Christenheit, dem Islam, den Hindu, Buddhisten, Shintoisten, daß die gewaltigste Westmacht die Geschicke des Erdballes lenkt; daß ihrer Office, wie einem Delphoi, die Rathsucher zuströmen; daß sie Mohammeds Reich vernichten und in neues Leben retten konnte, heute noch aushungern und ernähren kann. Offenbar, daß sie ihre Freunde reichlich (kostenlos: Mongolei) zu belohnen, die ihr Verfeindeten in Sanftmuth zu bändigen und die gezähmten mit Zuckerstückchen (kostenlos: Angola) zu beglücken vermag. Ihr Wille gebietet, wie weit in Südost der Slawenwall sich strecken, nach welchem Beutetheil Hellas greifen, was vom Albanerland ohne Fremdherrn bleiben darf. Und den Richterstuhl umjauchzt die Dankbarkeit der Mächte, die in Geduld, Demuth, Opferbereitschaft der weisen Leitung Britaniens gefolgt sind

und das mit dem Glück der Menschheit befrachtete Schiff vom londoner Lotsen durch Klippen, über Untiefen hinweg steuern ließen. Der Blödeste mußte nun, endlich, merken, was geschehen ist; welches Geschehen von den unthätig scheinenden Häuptern Europas abgewartet wurde. England glaubte, den Bilanzgewinn des Jahres 1913 an dem Tag, der ihm ein neues Häuflein internationaler Verträge schichtet, in seine Münzstätte schleppen und in Umlauf durch das weiträumige Imperium bringen zu können, das nach stärkender Nahrung lechzt. Wozu noch säumen? Die Spesen thürmen sich in Firnhöhe. Und keine Nothwendigkeit befiehlt noch, den zu Britaniens Gunsten gebuchten Saldo dem Blick Europens zu verhängen. Jetzt darf jedes Auge merken, daß aus dem Zeitabschnitt, der Millionen ein Unheilsjahr (ein alten, vor der Zahl Dreizehn scheuen Aberglauben bestätigendes) dünkte, der Löwe des in dunkler Stille erlisteten Nutzens Löwentheil heimtrug. Auch das Auge des Gefährten, der im Gewölb dieses Jahres seiner eigenen Sache, der ihm heiligsten, den Sieg zu erstreiten wähnte. Irrthum, laß los der Augen Band! Das freie Gesichtsfeld erlaubt, klar zu erkennen, wer Sieger ward, wer ohne Mühensertrag oder mit blankem Scheingewinn nach Haus schleicht, wer sich mit kleinem Profit begnügen muß. Wird Rußland, wenn auch aus seiner Schneenacht der Morgen des Abrechnungtages graut, mit dem Senior-Partner zufrieden sein und den Minister, der es in solche Partnership drängte und, wenn er auch nicht mehr für die Firma zeichnet, doch für die Lustralbilanz verantwortlich bleibt, aus freudigem Gemüthswillen in den Rang großer Staatsmänner heben?

Wenn Alexander Petrowitsch Iswolskij, der den Gossudar aller Reussen in Paris, am Zahlschalter des Zarenreiches, vertritt, morgen aus dem Amtsbezirk schiede, wäre die Namensdauer, die erst den an der Wirkensmöglichkeit verzweifelnden Magister Faust Trug dünkt, im Erinnern ihm für eine lange Wegstrecke gewiß. Dem Mann, der zwei Jahre nach dem Frieden von Portsmouth (der einen von England mit Japans Waffen gegen Rußland geführten Krieg endet) über Persien, Afghanistan, Tibet sich mit Britanien verständigt und damit der Triple-Entente aus Traumgebilden in greifbare Wirklichkeit hilft. Der Oesterreich-Ungarn demüthigen will und nicht nur auf des Trachtens Ausführung verzichten, sondern auch vor Europens Ohr gestehen muß,

daß es niemals in einen Rechtsgrund verankert war. Dann mit Japan den Vertrag schließt, der als ein Schutz- und Trutzbündniß gegen das sich sacht regende China gedacht ist. Er schürt, noch vielleicht nicht mit ganz wachem Bewußtsein, das Feuer, in dessen Gluth das morsche Gebälk der alten Türkei verbrennt. Nach heimlich geschäftigem Weben schwenkt er das Flaggentuch italo-russischer Freundschaft, deren Ziel kurzsichtigen Augen allzu lange unerkennbar bleibt. Im Südostwinkel unseres Erdtheils hobelt sein Arm hastig die scharfen Kanten weg, die den Juchtengurt eines Balkanbundes zerschrammen oder durchscheuern könnten. Hic et ubique. Zu jedem Film, den unser inneres Auge seit 1906 sah, hat er die Gruppen gestellt; oft auch die Kurbel gedreht. Der Walfisch streichelt mit der Schwanzflosse zärtlich den Bären, den die Wasserkunst der Spritzlöcher zu ergötzen scheint. Ehe die Wunden von Mukden und Tsushima verharscht sind, ist Rußland den Briten, sogar den Japanern verbündet. Trotz den schmerzhaften Enttäuschungen eines Jahrhunderts wieder dicht von dem frommen Wahn umnebelt, die Dankbarkeit der befreiten Balkanvölker werde sich vor dem Zaren als dem willkommenen Nachfolger des Khalifen-Sultans in jauchzender Andacht beugen. Zwischen Serben, Griechen, Bulgaren scheint das Unkraut uralten Haders, wie von einer Maschinenhacke, über Nacht ausgejätet; und der Wladika von Cetinje, der einst der Connetable des Osmanenheeres werden wollte, zückt wider den Großherrn das Schwert. Zu all diesem Geschehen hat Alexander Petrowitsch Iswolskij Beträchtliches mitgewirkt. Er hat nichts allein „gemacht“; ohne ihn aber ward nichts. Dem Erdboden haben die Zacken seines Wesens sich tief eingefurcht. Und er hat, von Amtes wegen, doch kaum vier Jahre lang das internationale Geschäft Rußlands geleitet. Die Behauptung, daß er von der petersburger Sängerbrücke die Macht, nur nicht deren Blinkschein, ins pariser Botschafterviertel mitgenommen und unterwegs kein Fädchen von seiner Kunkel verloren habe, wurde von Offiziellen und Offiziösen mit eifernder Biederkeit bestritten. Sasonow, heißts, gebietet hier, nicht Iswolskij. Natürlich. Verrieth das Garn je die Spindel, von der es kam?

Iswolskij hat, weil ihm Wuth allzu lange des Denkens Fäden verwirrte, das zwiefache Hemmniß russischer Politik nicht erkannt, nicht den Doppelriegel gesehen, der sich vor den Entschluß zu star-

kem Handeln schob. Er wußte, wie man in Rom, Tokio, Kopenhagen die Worte setzen, die Dinge drehen müsse. Das Werden, die Entwicklung seiner Heimat sah er nicht. Vielleicht noch das alte Rußland des üppig tosenden Hof- und fromm schatzenden Landadels, der ungeheuren Bauernschaar, die still ist wie ein sangloser Wintermorgen, der Gildenkaufleute, die ihr Geld mißtrauisch in Eisentruhen verschließen, des ungeberdigen, doch von einer grob zupackenden Hand lenksamen Großstadtgewimmels. Dieses Rußland nahm jeden von seinem Batjushka, dem Papst-Kaiser, gewollten Krieg stumm, wie Himmelsschickung, auf sich. Das ist nicht mehr. Rußland wird reich, verbürgerlicht sich und seine Bourgeoisie, die so rasch aufschoß wie auf seinen Wiesen aus schmelzendem Schnee das bunte Gepräng, läßt das Erworbene nach pfiffiger Europäer Art „arbeiten“. Die Machtbezirke sind umgepflügt und die Willensrichtung wird nicht mehr von dem Mythos, dem Gefühlstrieb eines Bauernstaates bestimmt. Weil Europa nur aufhorcht, wenn von Ost ein elender Putschlärm oder albern wüster Ritualmordprozeß widerhallt, wird dieser Wandel noch nicht gemerkt; er müßte aus jeder Rechnung europäischer Politik einen alten Zähler streichen, in jede einen neuen einstellen. Die Bereicherungsucht junger Bourgeoisien, ihre Angst vor jähem Eingriff in ihr profitliches Gewerbe, gar vor Waffengeklirr ist die festeste Stütze der Friedenswahrer. „Der Krieg würde Alles zerstören, was wir in mühsäliger Hast aufgebaut haben.“ Bankiers, Industrielle, Kaufleute rangen die Hände. Damit hatte Iswolskij nicht gerechnet. Auch nicht früh genug mit der Unfertigkeit der Rüstung. Der russische Generalstab rühmte sich gestern einer Friedenspräsenz von fast anderthalb Millionen Mann und der Möglichkeit, nach der Mobilmachung 5600000 Mann an die Grenzen zu schicken; er behauptete, das Netz der strategischen Bahnstränge beträchtlich gefördert, alle Waffengattungen, besonders die Artillerie, auf den Gipfelpunkt der erreichbaren Leistung gebracht und für Technik und Intendantur, Nachrichtendienst und Ernährung so gewissenhaft vorgesorgt zu haben wie irgendeine Macht.

Im Herbst 1911 ist Sasonow (mit Iswolskijs Erlaubniß) in Potsdam und in Berlin. Potsdam: Das wird uns zum Begriff; klingt wie Belle Alliance oder Sedan. „Auf keinem Gebiet eine Meinungverschiedenheit. Beide Regirungen sind entschlossen, sich

in keinerlei Kombination einzulassen, die eine agressive Spitze gegen den anderen Theil haben könnte." Der Kanzler sagts. Und was entbindet sich, nach neun langen, bangen Monaten, den kreißenden Bergen? Zuerst ein putziges Mäuslein: der Perservertrag, der immerhin sein Papier werth ist; dann, unter dem Agadirmond, Sasonows Verkündung, jede Fährniß werde Rußland an Frankreichs Seite finden. Freuet Euch, Deutsche, dennoch des Lebens! In Baltijskij-Port wird der neue Bund noch fester als in Potsdam geknüpft. Der Herbst bringt den Balkankrieg. Der erste helle Wintertag entschleiert die dünn überfrorene Kluft zwischen Rußland und den mitteleuropäischen Kaiserreichen. Kommt Krieg? Aus Wien eilt der Generalstabschef Schemua zur Berathung nach Berlin. Galizien und das Gubernium Wilna gleichen Heerlagern vor der Schlacht. In Schlesien und Westpreußen werden die Brücken militärisch bewacht, Schlösser und Schulhäuser für die Verwundeten ausgesucht. Von den ostpreußischen Sperrforts sieht der Wachthabende die Scheinwerfer vorrückender Kosakensotnjen. Doch Rußland ist nicht fertig; die Mobilisirung des Heeres, dem Schwere Artillerie und strategisch wichtige Eisenbahnen fehlen, würde zu lange währen; und Frankreich hat noch kein zuverlässiges Pulver. Jedem Versuch, ihn vorwärts zu drängen, antwortet Nikolai Alexandrowitsch, immer wieder: „Nicht, ehe wir in Bereitschaft sind; den Fehler, den wir in Ostasien, mit eingleisiger Verbindungbahn, gemacht haben, dürfen wir in Europa, wo sichs um Rußlands Großmachtstellung handelt, nicht wiederholen." Also in drei Jahren, heißts in den Kasinos; und nicht mehr ganz nüchterne Diplomaten stammeln: „Um Sebastopol zu rächen, sind wir nach Plewna marschirt. Daß ein Amban oder Chutuchtu der Mongolei vor unserem Gossudar das Knie beugt, tröstet uns nicht über die Erinnerung an Mukden und Tsushima hinweg. Weil wir 1904 in der Mandschurei, 1908 in Bosnien geschlagen wurden, werden wir 1916 fechten. Zunächst gegen Oesterreich, dem wir Galizien entreißen müssen (und, glaubts, ohne großen Kraftaufwand können)."

Rußland rüstet sich; so rasch, wie es irgend vermag. Ahndet grausam jede unbequeme Mittheilung aus den Dunkelkammern der Militärpolitik; schiebt seine Truppen leise westwärts vor, läßt Schwergeschütz gießen, wo es zu haben ist, hat seinen Präsenz- und Cadrestand beträchtlich erhöht (um die Ziffer, die den Nachschub der deutschen Jungmannschaft ausgleichen kann) und steht treu

zu dem von Delcassé erwirkten Versprechen, den Löwentheil der neuen Anleihe für den Bau der strategisch wichtigsten Bahnen zu brauchen. Die von Potsdam, Baltijskij-Port, Berlin her noch in allerlei Plaudergelöbniß verhäkelten Minister werden barsch weggeschickt. Rußland will die Polen versöhnen, die Rumänen in ihre historische Pflicht zur Vermittelung zwischen Slawen, Lateinern, Hellenen zurückschmeicheln; und rechnet darauf, daß von Oesterreich-Ungarn Italiener und Griechen, Serben und Walachen, Kroaten und Dalmato-Slovenen, von Deutschland Franzosen und Briten Allerlei zu begehren haben. Wir sind nicht furchtsam. Wissen, daß auch der Reussenwelt die Bereicherungsucht der jungen Bourgeoisie nun schon ein Hemmniß ist; haben (Die wach und erwachsen sind) niemals geglaubt, daß die heute Europas Erde stampfenden Riesenheere lange nutzlos zu löhnen sein werden; und fordern nur, daß die Lügenpest endlich aus Deutschland weiche. Daß die Heimath stiller Tüchtigkeit erkenne, was ist. Ihrem Volk soll das Schwert entwunden oder dessen Schärfe zerschartet werden. Der Wunsch ist den Dreien gemein. Wehrmachtbegrenzung: wer so holdem Flötenton sein Ohr verstopft, wird als Feind der Menschheit und ihrer Kultur gevehmt. Ein gelinderes, doch nicht unwirksames Mittel wäre die franko-deutsche „Versöhnung“, die dem Reich Wilhelms die Gelegenheit nähme, von russischer oder britischer Ungebühr sich auf nahem Festland schadlos zu halten. Auch nicht erlangbar? Dann mag Rußland sich rüsten. Ruhig, Kaufmannschaft; Deiner Kontorwonne droht nicht Krieg. Das Geld bleibt im Land und 1916 sind wir Drei so stark, daß Deutschland sich unserem Geheiß fügen, kühl sich von Oesterreich-Ungarn abwenden muß. Hat es nicht den Balkanrichter Grey als einen Aristeides gepriesen, sich der albanischen Fistel gefreut und der Entmachtung seiner stambuler Militärmission zugestimmt? Noch zwei ganze Jahre haben wir. Da läßt sich Mancherlei machen. Und ists nicht genug, dann rücken wir, mit der inzwischen geworbenen Trabantenschaar, in eine Eisenfresserfront. Krieg? Unsinn. Die Berliner weichen. Fraget Iswolskij und Paul Cambon, Bertie und Tittoni. Dieses Geschäftes Ertrag kann nicht enttäuschen. Wir handeln mit Humanität und Jeder scheffelt Goldstücke. Denket an Tanger, Casablanca, Algesiras, Agadir, den Balkanbrand. Ihr habt keinen Anlaß zu Vorsorge. Deutschland schlägt nicht.

Da war der Fehler. Jetzt schilt jeder Tropf die Rechner Esel.

Doch sie hätten Schätze eingespeichert, wenn nicht Krieg geworden wäre. In drei Ländern heulen mit ihnen nun alle Lohgerber. Nur wir dürfen getrost ins Leben schauen. Ein Weilchen noch im alten Trab: und jedes Thor war verrammelt. Wo ist das Schrecknis, das uns ängsten sollte? Morgen schon sind wohl die Namen der Männlein vergessen, die es emsig bereiteten. Aus abertausend Spinnenfäden wob sich ein Netz. Kann es die Glieder eines Riesen fesseln? Nur eines, dem das Bewußtsein der Urkraft schwand. Ahnt er sie erst, dann fetzt sein Rumpf, der sich aufreckt, den Netzplunder. Unsere Arbeit ist wieder Kampf; unser Friede muß Sieg sein. Der Kanzler im Küraß wollte sein Deutsches Reich von den Schutzgeistern Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten befreien. Unser Heer ficht gegen den feisten Schatten Eduards des Siebenten und dessen kribbelnde Brut. In West und Ost dröhnen deutsche Mörser. Auch ihr Eisengewitter soll Wehrmachtbegrenzung sichern. Daß wir nicht bis ins Jahr 1916 warteten, zeigt nur, wie lüstern das Herz nach so trauter Aussprache war. Diesmal sprengt nicht, hinter dem Husaren mit dem Weißen Verhändlerfähnchen, ein General Reille auf seinem Rappen den Marféehügel hinan; schreibt nicht ein Kaiser an Preußens König: „Je suis de Votre Majesté le bon Frère Napoléon.“ Und Zolas Brigadier, der dem Schlachtfeld von Sedan nach Belgien entfliehen will, dürfte nicht fluchen: „Dieses verdammte Dreckland! Wenn mans sucht, findet mans nicht; und zuvor wars höllisch schwer, seinem Boden auszubiegen.“ Ueber Belgiens Festungen weht Deutschlands Fahne; in Belgiens Hauptstadt gebietet Feldmarschall Goltz als Statthalter des Deutschen Kaisers. Das Spinnennetz war allzu dünn. Den Franzosen aber tönt von der Höhe her Trost: „Mit festem Tritt marschiren die Russen nach Berlin.“ À Berlin! Das Heer des Zweiten Kaiserreiches hatte sich selbst noch die Kraft zu diesem Marsch zugetraut.

Reuige Sünder?

Der Firma Friedrich Krupp müßte manche Zunge Oeffentlicher Meinung jetzt allerlei böse Worte abbitten. Im vorigen Herbst hörten wir, das alte Haus sei ein Heim unreinlicher Sitte geworden und schände den Ruf des Reiches, dem es die Rüstung schmieden darf. Arme Schächer standen am Pranger, weil sie geglaubt hatten, den Vertretern Krupps brauche der Militärbeamte

nichts zu verbergen. Irrten sie gar so arg? Korruption, Panama: wer mag noch dran denken? Unsere Feinde nahmen die Mär gierig auf; und just in den Ländern, wo jede Haubitze und Panzerplatte einem Heerhäuflein Zins tragen muß, war für eine Weile nun Herr Schneider vornan (den unsere Truppen, damit Frankreich nicht zu viel Geld verschieße, mal im Creuzot besuchen könnten). Krupp war ja von seinen Landsleuten plumper und listiger Bestechung verdächtigt worden; wer ihn noch empfiehlt, darf nie mit fleckigen Fingern ertappt worden sein. Ein Jahr ists her. Heute wissen wir, daß Krupp besseres Geschütz geliefert hat, als je ein Heer ins Feld führte. Daß seine Technik den Mörser ersann und vollendete, dem keine Festung widersteht und ohne dessen Wirkung auf die Forts von Lüttich und Namur die Hauptmacht unserer Westarmee noch nicht auf Frankreichs Boden gelangt wäre. Kein Fremder, kein nicht ins Vertrauen Zugelassener hat gewußt, welches grause Wunder da aus Tiegelgußstahl ward. Der Große Generalstab wird in seiner Kriegsgeschichte den Werth der neuen Waffe und die Möglichkeiten, die sie einer nahen Zukunft verheißt, wägen. Gewiß ist, daß nur Krupp sie pünktlich liefern und das Geheimniß so völlig wahren konnte. Wahrscheinlich, daß sie das Reich vor ungeheurem Menschenverlust und vor der Gefahr langen Westkrieges (der einzigen, die uns schrecken konnte) bewahrt hat. Wird dem Gedächtniß der Lärm vom vorigen Herbst nicht zur Reichsschmach? Das Kriegserlebniß lehrt auch blöde Augen von Großem Winziges sondern. Wir wollen auf Krupp stolz sein. Wir dürfen. Den hat kein anderes Land. Den läßt Deutschlands Volk nie wieder verschreien.

Schlimmere Sünde bleibt abzubüßen. Gedenket, wie auf unserem Boden den Japanern geschmeichelt wurde; wie oft in ihren Affenarm deutsche Mädchen eingehakt waren, deren Auge sich brünstig in den schiefen Schädelschlitz des gelben Männchens bohrte; wie zärtlich, noch im Juli, blinder Eifer den Makaken zuredete, mit uns gegen Rußland zu fechten. Dieses im ernstesten Sinn gottlose Gesindel hat uns im Kleinen, wo es vermochte, bestohlen und nützt nun unsere Bedrängniß zu tückischem Raub. Die Pachtung von Kiautschau galt dem Politiker stets als ein Fehler (ehe der Vertrag unterzeichnet war, habe ich hier gesagt, die Kolonie werde am ersten Tag deutscher Noth das Schießziel japanischer Panzerschiffe werden). Der ist verschmerzt. Nicht das

traurige Gewedel vor den Wichten, die in der Fabrik heimlich Modelle nachzeichneten und am Herd der Wirthin nach Jungfernschaft birschten. Wie wird dieser Frevel gesühnt? Nur durch das Gelöbniß, nie mehr fortan auf deutscher Erde Japaner zu dulden. Alle Feinde werden, früh oder spät, als Gäste in unser Land kommen. Diesen bleibe es gesperrt. Auch ihrem Botschafter. Dessen Geschäft mag Britanien besorgen, das ihm den Hort der weißen Menschheit verschachert hat. Ruft Britenohnmacht ihn auf unsere Küste, dann enthüpft er der Züchtigung nicht noch einmal. Sonst zahle England für ihn. Und auch die Hoffnung, England nicht nur in seinen schwimmenden Burgen zu packen, sondern uns breit, an zwei Meeren, an Frankreichs, Belgiens, Marokkos Küste, vor sein neidig verzerrtes Antlitz zu lagern, hat Krupp uns beschert.

Der gute Krieg.

„Ihr saget, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage Euch: Der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt. Also sprach Zarathustra." Spielt so auf Verblüffung bedachte Weisheit nicht mit dem Wort, wie der indische Gaukler mit anderer Münze, mit Kugeln und Flaschen? Wer einem Volk das Schicksal heitert, dient der besten Sache. Haager Doktoren mögen ergrübeln, aus welchem Schloß der frühste Befehl zur Mobilmachung kam. Mich kümmerts nicht. Nothstand achtet weder Pergamente noch Ehrenpfänder; darf sie nicht achten. Wir sollten in Enge schmachten: und sind stark genug, uns ins Weite zu strecken. Wir sollten Spott und Nadelstich übermüthiger Schwächlinge dulden: und haben die Kraft, ihr Hirndach zu zerschmettern. Unsere Geberde schreckte nicht mehr; vor dem Entschluß zur That, hieß es, verkrüppelt der Wille. Wir mußten schlagen. Deutschlands Sonne röthet den Himmelssaum. Durften wir ihren Aufstieg verschlafen? Dann weiter schwatzen und zanken? Bis Habebald und Haltefest unsere Bescheidenheit lobten und Eilebeute uns den Gnadentitel des friedlichen Volkes um den Wulsthals hing? Friedlich ist ein Volk, dem das Behagen höher gilt als die Macht, das lieber erbt als erobert und das, wenn es satt wird und Kurzweil hat, gern auch fremdem Willen sein Leben anpaßt. Daß sie nicht ins Gewimmel friedlicher Völker taugen, ist der Deutschen edelste Wesenszier. Ihre Mannheit verweibt nicht in langem Frieden. Immer war Krieg

ihr größtes Geschäft. Keiner trieb es ringsum wie sie. Durch Krieg wurde aus Brandenburg Preußen, schuf Preußen das Reich. Und nun ists aus? Nach Jahrhunderten romanischer, englischer Herrschaft öffnet Deutschland artig den Slawen das Thor, weil sichs vor deren Aushältern und Pfannenleckern fürchtet? Nein. Deutschland will wachsen; die Leistung seiner Menschen und seiner Staaten in Hoheitzeichen ausprägen, denen kein Haupt ehrfürchtigen Gruß weigern darf. Deutschland schlägt. Wer hats ihm erlaubt? In seiner Macht ist sein Recht. Drum führt es einen guten Krieg.

Nie sah Menschenblick einen besseren; keinen je besser geführt. Betrachtet die Erdkarte. Auf schmalem Raum haust der Deutsche. Britanien und Rußland, Frankreich und Belgien sind gegen ihn. Erlahmt er, dann ist all seine Siedlermühe verthan, fressen auch in Europa Räuber seines Fleißes Frucht. Das weiß er: und schlägt; weil er gewiß ist, nicht zu erlahmen. Wo sind die Prahler, die ihn zu drosseln schworen? Sieben deutsche Armeen wenden sich nach West. Mit Sturmes Urgewalt bezwingen sie Belgien. Zerdrücken Frankreichs vorderste Heersäule. Stoßen auf ein Gemengsel aus Briten und Schotten, Franzosen, Vlamen, Walonen. Ein neues Waterloo wird angekündet. Doch nicht Ereigniß. Der Feind kämpft tapfer, wird aber aus seinen Stellungen geworfen, mit Eisen und Feuer überschüttet, überglüht, von der Wucht unermüdeter Mannschaft verfolgt. Tausende sinken. Tausende werden gefangen. Wieder wird aus Erz eine wandelnde Mauer. Von Saint Quentin rückt sie nach Paris vor. Inzwischen ist die Russenhorde in Ostpreußen eingebrochen. Moltke denkt wohl wie Fritz: „Der russische Soldat ist eben so unfähig wie wild und verdient nicht, genannt zu werden." Mit ihm abzurechnen, ist später noch Zeit. Der König bereute sein verächtliches Wort bald und gestand die Ungeduld, „von den Russen befreit zu werden; nicht meinetwegen, sondern des Landes wegen, wo sie sengen und brennen". So ists jetzt wieder. Und Ostpreußen, das so schwere Sorgenbündel getragen hat, darf nicht schwächer geschützt sein als die reichste Provinz. General von Hindenburg, der vor drei Jahren den Abschied erbat und erhielt, sprengt, aus der Sommerruhe des Inaktiven, auf den Kampfplatz vor und zermalmt mit einem Streich drei Russencorps. Siebenzigtausend Gefangene und fast sechshundert Geschütze fallen in seine Hand. Dieser Sieg, der nothwendigste und

der herrlichste von allen, begräbt das Gerücht von der Stoßkraft und Ausdauer des reorganisirten russischen Heeres und von der weisen Kühnheit seiner Strategen. Die Führung einer Armee, die in den ersten Schlachten beinahe hunderttausend Mann und ihre ganze Artillerie verliert, muß zum Erbarmen kläglich gewesen sein. Deutschlands Herz jauchzt auf: Hoch Hindenburg! Wer, außer den Zünftigen, kannte ihn gestern? Wer die Kameraden, die im Westen den Sieg bereiteten? In einer Woche Franzosen, Russen, Briten geschlagen. Drei Großmachtheere zu hastigem Rückzug gezwungen. Triple Entente? Triple Retirade. Und nicht Glückszufall hat entschieden. Fleißigste Organisatorenarbeit wurde von heldischem Willen zum Sieg bedient. Nirgends kann, darf, möchte Einer glänzen, dem Sieger von gestern den Kranz von der Schläfe reißen. Nicht einen Tag lang schirmt Gunst einen Untüchtigen. Ein Mißgriff? Rasch einen neuen Mann hin. Der kanns. Trotzdem ihn ein Wirbel in das fremde Gelände riß und er nur gerade zu gründlicher Durchforschung der Aufstellungpläne und Umfassungmöglichkeiten Muße hatte. Er soll den Feind schlagen: und schlägt ihn. Er kennt sein Fach und zaudert nicht vor dem Entschluß. Er mußte siegen.

Während er die Russen über die Grenze jagte, lasen die Pariser, das russische Heer marschire festen Trittes nach Berlin, dessen Bürgerschaft schon von Angst geschüttelt werde. Hörten in Westminster die Lords eine Rede, in der Kriegsminister Kitchener erzählte, alle deutschen Männer seien vom Kaiser ins Heer gerufen worden. An der Seine: „Der endgiltige Sieg ist uns sicher." An der Themse: „Wir brauchen die deutschen Heere nur festzuhalten, um ihrer Vernichtung gewiß zu sein." Hilft Caesar sich mit Lügen? Können diese Minister, nach der Erfahrung des ersten Kriegsmonats, immer noch hoffen, Fälscherkunst werde Schwachheit in Allgewalt wandeln, aus Wortschwulst Geschichte machen?

Wenn der Heros des Sudan nach Deutschland käme (ehe er nicht den General French im Kommando abgelöst hat, ist darauf nicht zu hoffen), würde er staunen. Ueberall rüstige, in Schwärmen sogar junge Männer, die noch den Bürgerrock tragen. Deren Meldung noch abgewiesen wird. Zwei Millionen hatte freier Wille ins Meldeamt getrieben. Unzählige müssen warten. Jede Lücke im Feldheer schließt sich sofort. Und im Land ist kaum merklich, daß acht (oder neun) Armeen ausgerückt sind. So reich sprotzt Deutsch-

lands Mannheit. Die Ernte ist eingebracht (zum großen Theil von russischen Taglöhnern) und des Lebens Nothdurft nicht theurer als vor dem Krieg. Das ist erweisliche Wahrheit. Frankreichs buntgesprenkelte Staatsmannschaft kündet den Mitbürgern, Berlin sei in Angst. Das ist alberne Lüge. Nicht einen Tag lang, auch nicht vor Hindenburgs Sieg bei Tannenberg, waren die Berliner verängstet. Niemals haben sie geglaubt, das Russenheer könne durch Westpreußen, gar bis in die Brandenburgermark vordringen. Will Einer sie tadeln, dann rüge er die allzu laute Fröhlichkeit der sichtbarsten Volksschicht. Das putzt sich und tändelt und lacht; meint, jeder Abend müsse eine Siegesbotschaft bringen, und hockt, sie schnell aufzuhaschen, bis nach Mitternacht um die Straßenschänke. Ueberall Fahnen und Fähnchen, Gesang und Gekreisch. Zu viel Volksfeststimmung, zu wenig Andacht. Wer aus dem Geräusch in stillere Straßen einbiegt, freut sich bald aber der Empfindung, die ihm, gelassen oder schüchtern, ins Auge schaut. Endlich ist aus einander Fremden, oft Feindsäligen wieder ein Volk geworden. Der Deutsche grüßt, und wärs nur mit der Wimper, den Deutschen. Hast auch Einen draußen? Härmst Dich, weil Du nicht mitringen, mitbluten darfst? Mit Euch Männern ist zu Haus ja nichts Rechtes anzufangen. Wir stricken, nähen, pflegen, kochen; sind des Kriegers Wirthin, Schwester, Dienerin. Euch wirds schwerer. Mußt dennoch freudig dreinblicken, Mann. Unsere Soldaten sind Helden und bleiben Menschen. Das Vaterland wird größer. Alle lernen es achten. Und den Engländern gehts auch noch schlimm. Selbst wenn ihre Flotte versteckt bleibt. Von Calais ist nach Dower nicht weit. Du zweifelst, ob wir sie fassen können? Mit solchem Heer ist Alles zu machen. Und bevor sie nicht ihre Strafe haben, wird eben nicht Friede... Kein Wort ward gesprochen. Durch den Sommerabend ruft Glockenton. Von alter an neue Pflicht. Ein junges Weib harkt und begießt die Beete, mit denen sie, dem Liebsten zur Freude, im Frühling das Laubenplätzchen geschmückt hat. Wird er noch in Grünes heimkehren? Der Lärm ist verhallt. Jedes Herz fühlt hier, auf seine Weise, den großen Ernst des Erlebens und die zum Gehorsam freier Menschheit gebändigte Kraft der Volksgemeinschaft, in deren Pulstakt es pocht. Wie Zunder zerfällt alles Lügengespinnst. Niemals war Deutschland so schön.

Deutscher Sang.

Deutscher Trost.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu, was Dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts;
Thue Recht und fürchte nichts.

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist Dir zu fein,
Schlecht geräth Dir List und Kunst,
Feinheit wird Dir eitel Dunst.

Doch die Treue, ehrenfest,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit,
Stehn Dir wohl, o Sohn vom Teut.

Wohl steht Dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Welschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei;
Laß den Welschen Sklavenzier,
Schlichte Treue sei mit Dir.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu, was Dein Gewissen spricht,
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält es seinen Schwur.

Ernst Moritz Arndt.

An das Vaterland.

Dir möcht' ich meine Lieder weihen,
Geliebtes deutsches Vaterland!
Denn Dir, dem neuerstandenen, freien,
Ist all mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist Dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier:
Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gelten diese Lieder Dir?

Ludwig Uhland.

Weihelied.

Stimmt an mit hellem, hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgesang!
Das Waldthal hall' ihn wider!

Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgesungenes Land,
Dir weihn wir uns auf Neue.

Zur Ahnentugend wir uns weihn,
Zum Schutze Deiner Hütten;
Wir lieben deutsches Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten.

Die Barden sollen Lieb und Wein,
Doch öfter Tugend preisen
Und sollen biedre Männer sein
In Thaten und in Weisen.

Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen
Und jeder echte deutsche Mann
Soll Freund und Bruder heißen.

Mathias Claudius.

Deutschland.

Mondschein und Giebeldächer
In einer deutschen Stadt:
Ich weiß nicht, warum der Anblick
Mich stets ergriffen hat.

Da drüben beim Lampenscheine,
Da starrt ein Jüngling ins Licht
Und schwärmt und schluchzt und empfindet
Sein erstes und bestes Gedicht.

Dort sitzt eine junge Mutter,
Die wiegt ihr Kind zur Ruh,
Sie lächelt und sinnt und betet
Und singt ein Lied dazu.

Es blickt auf die mondhellen Giebel
Tief sinnend ein Greis hinaus;
Er hält in der Hand eine Bibel,
Drin liegt ein welker Strauß.

Die Bäume rauschen, es funkeln
Die Sterne ab und zu;
Dort unten liegen die dunkeln
Häuser in tiefer Ruh.

Es plätschert in alter Weise
Am Simonsplatze der Born,
Von Weitem tutet leise
Der Wächter in sein Horn.

O Deutschland, mir hats gefallen
In manchem fremden Land:
Dir aber hat Gott vor allen
Das beste Theil erkannt.

Du lebst und schwärmst und dämmerst
In tiefster Seelenruh,
Indeß Du Eisen hämmerst,
Singst Du ein Lied dazu.

O lasse Dir niemals rauben
Die alte Schwärmerei
Für Frauen, für Freiheit und Glauben, —
Bleib unentwegt dabei.

Und schöpfe aus Sang und Sage
Gemüth und Frömmigkeit
Und Kraft zu wuchtigem Schlage
In alle Ewigkeit.

Emil Prinz zu Schönaich-Carolath.

Blücher.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Von Feinden los.

Goethe.

Seydlitz.

Herr Seydlitz auf dem Falben
Sprengt an die Front heran,
Sein Aug ist allenthalben,
Er mustert Roß und Mann;
Er reitet auf und nieder
Und blickt so lustig drein,
Da wissens alle Glieder:
Heut wird ein Tanzen sein.

Noch weit sind die Franzosen;
Doch Seydlitz will zu Ball,
Die gelben Reiterhosen,
Sie sitzen drum so prall;
Schwarz glänzen Hut und Krempe,
Im Sonnenschein zumal,
Und gar die blanke Plempe
Blitzt selbst wie Sonnenstrahl.

Sie brachen auf von Halle,
Die Tänzer allbereit.
Bis Gotha hin zu Balle
Ist freilich etwas weit;
Doch Seydlitz, vorwärtstrabend,
Spricht: „Kinder, wohlgemuth!
Ich denk', ein lustiger Abend
Macht Alles wieder gut."

Die Nacht ist eingebrochen
Zu Gotha auf dem Schloß;
Welch Tanzen da und Kochen
In Saal und Erdgeschoß!
Die Tafel trägt das Beste
An Wein und Wild und Fisch, —
Da: ungebetene Gäste
Führt Seydlitz an den Tisch.

Die Witz- und Wortspielpräger
Sind fort mit einem Satz,
Die Schwert- und Stulpenträger,
Sie nehmen hurtig Platz;
Herr Seydlitz bricht beim Zechen
Den Flaschen all den Hals;
Man weiß, das Hälsebrechen
Verstund er allenfalls.

Getrunken und gegessen
Hat Jeder, was ihm scheint,
Dann heißt es: „Aufgesessen
Und wieder nach dem Feind!"
Der möchte sich verschnaufen
Und hält bei Roßbach an,
Doch nur, um fortzulaufen
Mit neuen Kräften dann.

Das waren Seydlitz' Späße;
Bei Zorndorf galt es Zorn,
Als obs im Namen säße,
Nah'm man sich da aufs Korn.
Das slawische Gelichter,
Herr Seydlitz hoffte traun,
Noch menschliche Gesichter
Aus ihnen zuzuhaun.

Des Krieges Blutvergeuden,
Die Fürsten kriegtens satt;
Nur Seydlitz wenig Freuden
An ihrem Frieden hat.
Oft jagt er drum vom Morgen
Bis in die Nacht hinein,
Es können dann die Sorgen
So schnell nicht hinterdrein.

Er kam nicht hoch zu Jahren,
Früh trat herein der Tod;
Könnt' er zu Rosse fahren,
Da hätts noch keine Noth;
Doch auf dem Lager balde
Hat ihn der Tod besiegt,
Der draußen auf der Halde
Noch lang ihn nicht gekriegt.

Theodor Fontane.

Der Feind.

Einen kenne ich,
Wir lieben ihn nicht;
Einen nenne ich,
Der die Schwerter zerbricht.
Weh! Sein Haupt steht in der Mitternacht,
Sein Fuß in dem Staub,
Vor ihm weht das Laub
Zur dunklen Erde hernieder.
Ohne Erbarmen
In den Armen
Trägt er die kindlich taumelnde Welt;
Tod: so heißt er
Und die Geister
Beben vor ihm, dem schrecklichen Held.

Klemens Brentano.

Lied der Frauen, wenn die Männer im Krieg sind.

Wenn es stürmet auf den Wogen,
Strickt die Schifferin zu Haus,
Doch ihr Herz ist hingezogen
Auf die wilde See hinaus.
Bei jeder Welle, die brandet,
Schäumend an Ufers Rand,
Denkt sie: Er strandet, er strandet, er strandet,
Er kehrt mir nimmer zum Land!

Bei des Donners wildem Toben
Spinnt die Schäferin zu Haus,
Doch ihr Herz, das schwebet oben
In des Wetters wildem Saus.
Bei jedem Strahle, der klirrte
Schmetternd durch Donners Groll,
Denkt sie: Mein Hirte, mein Hirte, mein Hirte
Mir nimmermehr kehren soll!

Wenn es in dem Abgrund bebet,
Sitzt des Bergmanns Weib zu Haus,
Doch ihr treues Herz, das schwebet
In des Schachtes dunklem Graus.
Bei jedem Stoße, der rüttet
Hallend im wankenden Schacht,
Denkt sie: Verschüttet, verschüttet verschüttet
Ist mein Knapp in der Erde Nacht!

Wenn die Feldschlacht tost und klirret,
Sitzt des Kriegers Weib zu Haus,
Doch ihr banges Herz, das irret
Durch der Feldschlacht wild Gebraus.
Bei jedem Schlag, jedem Hallen
Der Stücke an Berges Wand,
Denkt sie: Gefallen, gefallen, gefallen
Ist mein Held nun fürs Vaterland!

Aber fern schon über die Berge
Ziehen die Wetter, der Donner verhallt.
Hör, wie der trunkenen, jubelnden Lerche
Tireli, Tireli siegreich erschallt.
Raben, zieht weiter! Himmel wird heiter,
Dringe nur, dringe nur, Sonne, hervor!
Ueber die Berge, jubelnde Lerche,
Singe mir, singe mir Wonne ins Ohr!

Mit Cypresse und Lorber kränzet
Sieg das freudig ernste Haupt.
Herr! Wenn er mir niederglänzet
Mit dem Trauergrün umlaubt!
Dann, sternlose Nacht, sei willkommen!
Der Herr hat gegeben den Stern,
Der Herr hat genommen, genommen, genommen,
Gelobt sei der Wille des Herrn!

Klemens Brentano.

Geharnischte Sonette.

Fraun Preußens, nehmt für Eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich Euch bringe;
Ihr, die Ihr gabt vom Finger Eure Ringe
So, wie Ihr gabt vom Busen Eure Knaben

Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Euer Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge!
Des Ruhms, den Eurer Männer blutige Klinge
Erfechten wird, sollt Ihr die Hälfte haben.

Denn wenn sie selbst, im Sturm des Feindes, Wunden
Erbeuteten, so habt Ihr mit dem Kleide
Von Euren Schultern sie verbunden;

Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu steigt durch sie, so solls die Welt erkunden,
Daß, ihn zu schmücken, Ihr gabt Euer Geschmeide.

Der Alte Fritz saß drunten in den Nächten
Auf einem Thron, aus Thatenglanz gewoben,
Und dachte, weil den Busen Seufzer hoben,
An sein einst freies Volk, das ward zu Knechten.

Da kam, so lange von des Schicksals Mächten
Im irdischen Stand des Lebens aufgehoben,
Sein alter Bruder kam jetzt her von droben;
Den sah er und hub an: „Will Preußen fechten?“

Der aber sprach, mit Siegesglanz im Blicke:
„Ich komme Dir als Bote, daß erschienen
Nun ist die Stunde, wo es bricht die Stricke.“

Da sprang der alte König auf mit Mienen,
Als ob er selbst zu neuem Kampf sich schicke,
Und sprach: „Jetzt will ich wieder sein mit ihnen!“

Wir schlingen unsre Hände in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir die Blicke und schwören;
Ihr Alle, die Ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn Ihr wollt, so hört auch Ihrs, Ihr Toten.

Wir schwören: Stehn zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren;
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eher zu senken als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne

Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blutigen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte.

Friedrich Rückert.

Englands Traum.

Das englische Moratorium ist bis zum vierten Oktober verlängert worden. Diese Nachricht beleuchtet die wirthschaftliche Lage Großbritaniens hell. Wenn, trotz dem Eingriff der Regirung und der Bank von England, erste londoner Häuser keine Wechsel mehr acceptiren, so kommt in diesem Entschluß das Mißtrauen gegen die Zahlungfähigkeit der englischen Geschäftswelt zum Ausdruck. Was Sir Edward Holden, der Präsident der London City & Midland Bank, im Februar 1914 gesagt hat, ist als richtig erwiesen worden. Holden, der die wirthschaftliche Kraft Deutschlands stets anerkannt und das System der Reichsbank den Citykönigen als Muster empfohlen hat, tadelte das System der englischen Banken, deren Zahlungverkehr auf eine zu schmale metallische Grundlage gebaut sei, und rieth den Banken, sich im Lauf der nächsten Jahre große Goldreserven zu schaffen, da die Bank von England allein nicht den guten Zustand des Geldmarktes verbürgen könne. Die Maschine hat so schlecht gearbeitet, daß die ganze Abwehr sich nur gegen den verhaßten Mitbewerber um den Weltmarkt richtet. Der deutsche Kaufmann soll ruinirt werden. Und wie viele angesehene englische Häuser sind deutschen Ursprungs! Die Schroeder, Speyer, Cassel haben in der City keine geringe Bedeutung. Ihre Chefs sind freilich englische Staatsbürger; und der Zorn der echten Briten wendet sich nur gegen die nicht naturalisirten deutschen Kaufleute. Man hat ihnen sofort alle Geldzufuhr und Nachrichtenquellen gesperrt und den englischen Banken, unter Androhung von Strafe, verboten, geschäftlich mit den Boykottirten zu verkehren. Englische Wechsel und Checks, die im Besitz der feindlichen Geschäftswelt sind, werden nicht einkassirt; auch nicht, wenn sie das Giro der Bank eines neutralen Staates tragen. Haben dänische oder schwedische Häuser solche Anweisungen in Zahlung bekommen und präsentiren sie in London, so wird ihnen die Auszahlung verweigert. Ob die vernünftigen englischen Geschäftsleute, die den Nutzen des Geschäftes mit Deutschland richtig berechnen, diese Taktik lange dulden werden? Deutschland ist der beste Kunde der Briten. Das leugnet die anständige londoner Handelspresse auch heute nicht. Der „Economist“, das angesehenste Finanzblatt englischer Sprache, tadelte neulich das Ministerium, weil es das kunstvolle Räderwerk des englischen Wirthschaftgetriebes zerstört habe. Seine Rechnung sei falsch gewesen, weil sie lückenhaft war. Kanada, Australien, Südafrika, Britisch-Indien leben von englischem Geld. Ihr Handel, ihre Landwirthschaft, ihre Bahnen sind britische Kapitalsanlagen. Wird sich ein Ersatz für diese Geldzufuhr finden, wenn das Heimathland gezwungen ist, seine Mittel in Kriegsanleihen anzulegen? 300 Millionen Mark waren schon jetzt allein für Belgien aufzubringen; England hat nicht nur für sich, sondern auch für seine Verbündeten und Schützlinge zu sorgen. Und bitter ist es, wenn das schöne Geld in die Tasche des Feindes fließt. Die Kolonien leben vom Export; hört der auf, dann stockt das ganze Geschäftsleben. Und mindestens

fraglich ist, ob England ohne deutsches Kapital den Handel mit Südamerika an sich zu reißen vermag. Die City konnte den Zusammenbruch in den Staaten am Rio Grande, La Plata, Amazonenstrom nicht hindern. Nicht einmal in Mexiko konnten sich die Pearson & Co. gegen den Dollar durchsetzen. Das wird nach dem Krieg noch viel schwerer sein.

Und wie wird es in Ostasien werden? Japan ist nah am Bankerot. Seine Schuldenlast hat sich, unter Englands bereitwilliger Mitwirkung, immer höher gethürmt. Die Staatsschuld ist seit dem Kriege gegen Rußland von 1 auf 5 Milliarden gestiegen. Rund 2800 Millionen entfallen auf Auslandanleihen, zu denen England und Frankreich die Hauptbeiträge geleistet haben. Die deutsche Finanz hat nur zwei japanische Anleihen (zu 4½ und 4 Prozent) übernommen, von denen kaum noch sehr große Beträge in deutschem Besitz sein werden. Im Handelsverkehr steht Deutschland hinter Großbritanien. Während England im Jahr 1912 für 222 Millionen Mark nach Japan exportirte, bewerthete sich die deutsche Ausfuhr auf 122 Millionen und die japanische Einfuhr nach Deutschland betrug 27 Millionen, so daß der gesammte deutsch-japanische Außenhandel 149 Millionen Mark umfaßte. Der Verlust dieses Umsatzes ist zu verschmerzen. Jedenfalls leichter als für England der Handel mit dem Deutschen Reich. Wie werden die Baumwollspinner in Lancashire, die Tuchfabrikanten in Manchester, die Stahlschmiede und Messerfabrikanten in Sheffield, die Bergarbeiter in Northumberland sich mit dem Programm der Lloyd George und Genossen abfinden? Die englische Kohle war in Deutschland sehr weit verbreitet und die Oberschlesier klagten stets über diese Konkurrenz. Im Jahr 1913 hat Deutschland für 180 Millionen Mark englische Kohle bezogen. Mehr als zwanzig Prozent der Gesammteinfuhr wurden von diesem Brennstoff mit Beschlag belegt. Wird sich die ewig gährende Belegschaft der Zechen in Northumberland und Wales mit der Sperre des deutschen Marktes befreunden? Britanien ist das Land der Arbeitlosen. An keiner anderen Stelle der industrialisirten Erdgebiete giebt es solche Massen von unthätig Darbenden. Wenn diese Heere durch Tausende feiernder Bergknappen vergrößert werden, steht England vor der Gefahr des Bürgerkrieges. Die englische Textilindustrie ist vom deutschen Konsumenten abhängig. Für 140 Millionen Mark englischer Garne wurden, 1912, in deutschen Webereien verarbeitet. Dafür giebt es keinen Ersatz. Auch, sicher, nicht in Amerika.

Wir wissen seit dem Geburtstag des neuen amerikanischen Zolltarifs, daß die Textilindustriellen drüben die Zunahme der deutschen Einfuhr beseufzen. Warum hat England die Konjunktur nicht eben so geschickt ausgenützt, wie es die deutschen Geschäftsleute thaten? Weil es mit deren Erzeugnissen nicht konkurriren konnte. Die englischen Fabrikanten haben oft gesagt, daß ihnen bei den hohen Arbeitlöhnen nicht möglich sei, so billig zu produziren wie die deutsche Industrie. Und die Amerikaner haben den Versuch, es den Deutschen nachzumachen, früh aufgegeben. Alle diese Schwierigkeiten müßte Britanien überwinden, um den deutschen Platz einzunehmen. Mit dem Diebstahl von

Gebrauchsmustern, Waarenzeichen und Patenten ist es nicht gethan. Wer die Pariser Konvention zum Schutz des gewerblichen Eigenthums nicht achtet, muß darauf gefaßt sein, daß Andere rufen: „Gleiches Unrecht für Alle“; und daß mancher Schade kompensirt wird. Die englische Industrie hat versucht, die deutschen Produkte, die England kaufen mußte, weil sie anderswoher nicht zu beziehen waren, in gleich guter Qualität herzustellen. Das gelang aber nicht. Im vorigen Jahr wurden Schnellzuglokomotiven für englische Eisenbahnen bei der Firma Borsig in Tegel bestellt. Der nationale Stolz war tief gekränkt. Die Besteller sagten aber ganz offen, nur die Unpünktlichkeit der englischen Fabriken und der viel höhere Preis, den sie forderten, sei schuld an dem Sieg der deutschen Industrie gewesen. Als die londoner Hafenbehörde von der Gutehoffnunghütte in Oberhausen Schleußenthore bezog, rühmte sie die Vortrefflichkeit der deutschen Arbeit. Ob die englische Regirung sich dieser Vorgänge nicht mehr erinnert?

Was England sich erst aneignen soll, besitzt Deutschland schon; und die britische Leistung ist nicht mehr auf der Bahn stürmischen Dranges, sondern im Hafen gesättigter Ruhe. Die deutsche Industrie und der Exporthandel brauchen nicht auf den Weltmarkt zu verzichten. Daß während des Krieges der Ueberseehandel stocken werde, ist oft genug vorausgesagt worden. Aber nach dem Krieg tritt der friedliche Wettkampf wieder in seine Rechte und keine Macht kann ein großes Land hindern, seine Waaren der ganzen Welt anzubieten. Wollen die Engländer mit uns keine Geschäfte mehr machen: sehr gut; dann wird Deutschland mit doppelter Energie überall den Wettkampf mit Britanien aufnehmen. Die Entscheidung hängt vom Käufer ab. Der bestimmt, welche Waare ihm am Besten zusagt, und er wird sich dabei nicht von Gefühlen leiten lassen. England kann später einen Zollkrieg gegen den deutschen Import führen; es kann den Freihandel aufgeben und die Artillerie des Schutzzolles auffahren. Damit würde es aber nur die eigenen Leute schädigen, die für unentbehrliche deutsche Produkte, wie Zucker (der deutsche Zuckerexport nach England stieg 1913 auf 195 Millionen Mark), hohe Preise bezahlen müßten. Ganz so einfach ists nicht, einen geschäftlichen Rivalen zu töten. Polizeiverbote nützen nicht. Wie es möglich sein soll, englischen Firmen den Verkehr mit Deutschen und Oesterreichern abzuschneiden, die „in Feindesland“ wohnen, wissen wohl nur die Ersinner dieses Gedankens. Im Uebrigen: England ist nicht die Welt; aber die Welt entscheidet über das Schicksal eines Wirthschaftstaates. Und vor dieser Entscheidung brauchen Deutschlands Industrie und Handel nicht zu bangen. So lange ihre Leistung auf der Höhe bleibt, die sie heute erreicht hat, sind sie durch Chicane nicht für die Dauer zu schädigen. Unsere Gegner und Neider mögen sich eine Weile sträuben: schließlich wird die Pflicht, sich selbst leistungsfähig zu erhalten, sie zwingen, da zu kaufen, wo die beste Waare zu haben ist. Auch diesen Kampf kann Deutschland furchtlos auf sich nehmen. Sein Schicksal hängt nicht an Englands Gunst. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. September 1914.

Krieg und Friede.

Zwischen den Schlachten.

Vor der schnaubenden Lokomotive hängt eine Puppe. Die ausgestopfte Uniform eines Feindes. Das Kerlchen ist nun kopflos. Wo mag von seinem Rumpf das Fleisch welken? In welche Erde seine erkaltende Stirn sich eingewühlt haben? Ein Mensch. Der nie zuvor einen deutschen Soldaten sah, nie einen hassen lernte: und an einem Hochsommermorgen, unfertig, untüchtig, vor dichten Reihen guter Schützen stand. Im Herbst wollte er heirathen; hatte in der Glasfabrik sein leidliches Auskommen und konnte das Mädel mit dem Kind und der Mutter zu sich nehmen. Eng, aber nett. Das Gelauf und die Nothlügen hörten dann auf. Die Alte verstöhnte, verweinte nicht mehr jeden Abend, den er mit Agnes lebte. Gewiß wurde ein behaglicher Winter .. Eine Puppe. Noch umqualmt sie, wie Pulverdampf, der Rauch der Maschine. Ehe die Keuchende steht, springt ein dicker, derbschrötiger Landwehrmann aus einem Wagon, hebt einen Knaben auf seine Arme und zeigt ihn den Kameraden. „Da is er!“ Fünfzig Mann, hundert müssen das Kleinod beschauen. Frau und Kind haben ihres Kriegers geharrt und dürfen nun bis zum nächsten Bahnhofshalt auf der Lafette mitfahren. Selig strampelt der Junge; und stopft das breite Stück Napfkuchen, das Vater ihm gab, ins Naschmaul. Ob er die Puppe beguckt habe; so sahen sie aus. Schlappes, aber boshaftes und tückisches Gesindel, das uns meist nur die Hinterfront zeigte. Noch schlimmer ihre Sippe. Die schoß aus Fenstern, Luken, Kellerthüren; auch auf Aerzte und Wunde; ein blutjunges

Mädel zerstach einem Verwundeten die Augen. Wir haben aufgeräumt. Blieb nicht viel übrig. Brandzünder schleudern, Verurtheilte niederknallen, ganze Dörfer rasiren: für einen ehrlichen Deutschen keine schöne Arbeit. Ging aber nicht anders. Sonst wäre ein knappes Viertel von uns heimgekehrt. Und zu Haus? Eure Feldpostkarten kommen uns wohl auf den neuen Kriegsschauplatz nach. Nur nicht bang sein, wenn Ihr nichts hört. Träfe jede Kugel ihren Mann, woher nähme der Kaiser Soldaten dann? Und die Brüder schießen, fast alle, schlecht. Besonders die Russen. Da heißts nicht, wie bei uns, nach der Felddienstordnung: „Schußfeld geht stets vor Deckung." Nee. Da wird nur auf Deckung geachtet. Das kauert sich in den Graben, preßt das Gewehr an die Hüfte und knallt ins Blaue los. Ein mächtiges Gepfeif; doch kein Schuß sitzt. Und wenn unsere Leute mit Bayonnettes draufgehen, sind die Russen flink auf den Beinen und ergeben sich. Neunzigtausend Gefangene auf offenem Feld: vor der Frage, ob so was bei uns möglich wäre, lacht der letzte Trainkutscher sich einen Ast von der Linde. Die Artillerie soll ihre Sache besser machen. Nur: ihre Geschosse platzen nicht; wenn mal ein Mantel sprang, wars schon ein kleines Wunder; gewöhnlich wurde nur mit Ackererde bombardirt. Also nicht flennen. Wir schaffens schon; in Ost wie in West. Noch Kuchen für den Bengel? Nee. Danke. Is ja für die Kämpfer. Und hinter uns kommen genug. Der Kleine möchte die Baumelpuppe ganz nah besehen. Nachher; wenn Ihr 'runter müßt. Ja, der Kujon hat ins Gras gebissen. Viele Schock von der Sorte. Wir wollen doch leben. Herrje, Frau, ich will rasch noch den Löhnungrest abliefern; sonst miethet sich morgen Schmalhans bei Euch ein und Du meinst, ich sei lüderlich geworden.

In kurzen Abständen folgen einander die Züge. (Wenn den Bonaparte und Blücher, noch dem alten Moltke und Blumenthal erzählt werden könnte, mit welcher Geschwindheit, in welcher Ordnung Hunderttausende heute, mit allem Kriegsgeräth und Lazaretzubehör, von einer Ecke Europas in die andere geworfen werden: sie würden glauben, eine Mär von der Insel Utopia zu hören. Wir erlebens; und dürften nie vergessen, daß die beträchtlichsten Civilleistungen der Kriegszeit dem preußischen Eisenbahnminister Von Breitenbach und dem Reichsbankpräsidenten Havenstein zu danken sind.) Jeder Zug läuft pünktlich ein. Jeder ist mit grünen

Zweigen geschmückt. Eilt er in Festlust? Auf neuen Kampfes Feld. Doch der deutsche Soldat ist fröhlich; offenbart jetzt erst, nach vier Wochen härtester Arbeit, die Stärke seines Leibes und die Fülle der in ihm wirkenden Gemüthskraft. Von freundlichem, fraulichem Eifer wird er, wie sichs ziemt, gelabt. Ein Frauenschwarm und ein Fähnlein geschäftiger Männer harrt, bei Tag und bei Nacht, der Züge. Die reichsten Damen sind mit Riesenpacketen und übervollen Körben gekommen, Kleinbürgerinnen haben alles Erlangbare zusammengerafft, Dienstmädchen von ihrem Spargeld Semmel und Kuchen gekauft. In bedachtsamer Hast tummelt sichs. Hier ist nicht die Baronin und ihre Zofe, nicht Madame und Magd: ist nur deutsches Geschwister. „Bier gefällig?“ Das hört auf diesem Bahnhof heute kein Ohr. Alkoholisches wird nicht verschänkt. Kaffee, Thee, Milch, Kakao, Limonade. Keine Nahrungscheide für Offiziere und Mannschaft. Brot mit Fleisch, warme und kalte Wurst, Eier, Obst, Kuchen, Cake, Chokolade: Alles reichlich und gut. Und nicht nur für den Magen ist vorgesorgt. Seife, Kämme, Streichhölzer, Schwämme, Wollhemden, Pulswärmer, Strümpfe, Fußlappen, Salbe, Wundpuder, wollene Kappen, die unter dem Helm den Schädel schützen, werden angeboten. Die Leute sind auch während der langen Fahrt gut genährt worden; man merkt, daß ihr Magen nicht geknurrt hat. Nirgends eine Spur von Schlundgier. Fünfzig, sechzig Stunden lang haben sie auf den Bretterbänken der Güter- und Viehwagen gesessen oder neben den Pferden im Stroh gelegen: und sind satt und frisch, als kämen sie aus einer nahen, fetten Garnison. Rock, Hose, Stiefel nicht mehr so bauernprinzlich wie beim Ausmarsch, aber, nach einem Monat ungeheurer Marsch- und Kampfleistung, noch in merkwürdig gutem Stand. Kein zerrissener, geflickter, ekel fleckiger Anzug. Sauberes Volk. Wer etwa noch zweifelt, siehts: da haben kluge Kaufleute die Waare bestellt und mit kundigem Auge geprüft; ist kein Nickelstückchen vergeudet worden oder in die unrechte Tasche geschlüpft. Wir brauchen keine hochnothpeinliche Durchleuchtung des Militärlieferungwesens. Jeder lobt seine Ausstattung, Waffe, Verpflegung, Behandlung. Mancher berichtet von Thaten heldischer Nächstenliebe. Ein Dragonerlieutenant ist von acht Patrouillenritten heil zurückgekehrt. Bei der neunten Streife wird ihm aufgelauert. Mit zwei Mann schlägt er sich durch. Beide sinken hinter ihm vom Pferd.

Auch er ist verwundet; Lanzenstiche in den Oberschenkel, die Schulter, den Hals; und zwei Kugeln. Schleppt sich aber noch eine Strecke weit. Als er gefunden wird, sagt er zu dem Wagenbesitzer, der ihn aufladen will: „Nur, wenn Sie auch meine zwei Kerls noch suchen, die irgendwo an der Straße liegen; ich wills nicht besser haben als sie.“ Die Suche dauert anderthalb Stunden. Schadet nicht. Die drei Verwundeten werden gerettet (und der Offizier kann jetzt schon wieder, nicht in Schlückchen nur, Mosel schlürfen). Macht eine Ballade draus, Dichter, denen bisher kaum was Kräftiges gelang; dichtet aus dieser einen Seelenthat, die höheren Ruhm verdient als der Raufstriumph vieler Ritterschwerter, den Duft deutschen Kriegerwesens. Den rochen die Lebenden noch nicht. Vor ihrem Blick stand der Soldat der Kaserne, des Exerzirplatzes, der Parade. Der feine Lieutenant mit Monocle und Armbanduhr. Der gedrillte Bursch, der aufspringen und strammstehen mußte, wenn ein Vorgesetzter seinem Tisch im Biergarten nahte, und der abends dann, mit heißen Backen, auf einer dem Lichtschein fernen Bank seine Hulda an die blanken Knöpfe drückte. Der Krieger athmet erst, seit der alte General von Emmich und der junge Prinz Friedrich Karl sich in Lüttichs Mauern wagten. Zeigt ihn! Er darf sich sehen lassen.

Fußvolk und Reiter, Kanoniere und Train. In Blockabständen folgen einander die Züge. Kein trübes, kein mißmuthiges Gesicht. Jeder ist der Gelegenheit zu völliger Hingabe ans Vaterland froh. Nicht nur, zu kurzer Rast auf Heimatherde zu sein und, statt des Gehäuses von Leichen, Thierkadavern und Trümmern, das friedliche Leben der Landsmannschaft zu schauen. Auch draußen wird diese Kriegerschaar mit hellem Antlitz ihren Dienst thun. Weils sein muß. Weils Glück ist, rüstig unter den Rüstigen zu wirken. Jeder ist bescheiden, tüchtig, ein Mann. Kein Geprahl, kein vordrängendes Loblied auf die eigene Leistung. Sehet, wie sie, sobald der Zug steht, für ihre Pferde sorgen, wie aus dem Nebenwagon Einer kommt, um gewiß zu sein, daß der Gaul, den er lieb hat, nicht dürstend weiter muß. Höret, wie hübsch, wie schlicht ihr Mund jede Freundlichkeit löhnt. „Noch mal Kaffee? Danke. Denen hinter uns wirds auch schmecken.“ „Das Wollhemd kannst Du, Krause, mit Deinem Reißen noch besser brauchen.“ Preußen, Sachsen, Badener: Alle artig. Weil sie den Bart wachsen lassen mußten, sehen sie älter aus, als sie sind; doch ihr Jünglingsüber-

muth ist nicht herbstlich gegilbt. Und anständiger Spaß nicht verboten. Mancher hat sich ulkig vermummt. Einer trägt eine Schottenmütze. Ein Hagerer, mit bartlos verbrannten Backen, hat eine ziegelrothe Wolldecke um den Rumpf gelegt und ähnelt einem Araber. Zehn Züge, zwölf: und noch keine breite Bresche im Wall der Nährmittel. Der regste Begehr ist nach Cigarren und Cigaretten. Alle Hände aber strecken sich, alle, aus, wenn Blumen angeboten werden. Wie liebt diese deutsche Mannheit ihres Bodens buntes Gewächs! Tage lang sind die Leute nicht aus den Kleidern, seit Wochen wohl nicht in ein Bett gekommen. Dennoch war ihnen die Mühe nicht zu arg, Zweige abzuschneiden und jeden Wagen, außen und innen, mit deutschem Laub zu putzen. Sie haben Feldblumen gepflückt und Brust, Mütze, Achselklappen damit besteckt. Und die Rose, den Asternstrauß, die Nelken, die sie von gütigen Frauen erhielten, würden sie nicht für das Eßwaarenköfferchen oder Kölnerwasser hingeben, das eben ihrem Lieutenant gespendet wird. Diese Menschen sollen wie Panther und Schakal in West gewüthet, wie Tataren den Boden geschändet haben? Das sind die Hunnen, gegen die Mr. Kipling die Menschheitgarde auf Britaniens Schanze ruft? Denen nach vierwöchiger Blutarbeit, des Henkers öfter noch als des Kriegers, eine Blume lieber ist als ein Leckerbissen? Die wuchsen in dürftigen, doch sauber gescheuerten Stuben. Unter treuer Haushut. Die entmenscht uns kein Krieg.

Der Trompeter bläst. Abfahrt. Hundert Arme winken. Kein Wort hat die Gefallenen erwähnt. Wozu? Mancher fehlt. Jeder starb einen guten Tod. Wenn man umständlich drüber redet, wird Erzählern und Hörern das Herz gar zu schwer. Das soll nicht sein. Wir sind noch im Anfang. Unser Proviant an Muth, Kraft, Entbehrungfreude muß lange währen. Erhaltet Euch, Jungmannschaft, Landwehr, Landsturm, die ernste Gemüthsfroheit, die Ihr als schönsten Schmuck heimbrachtet. Dann darf das Vaterland ruhig bleiben. Dann wird es in Ehre gegen das dickste Gebündel der Feinde bestehen. Die hoffen auf Zauberkünste und sind des einen Wunders, das wir erleben, doch nicht gewärtig. Ein Wald rückt wider sie vor, wie einst er der Burg Macbeths nahte. Bekränzte Krieger. Nicht ein Rudel, das sich vom Werber anködern ließ und, wenn die Fahne sinkt, nur um den Sold bangt. In Wehrkleid und Waffen das deutsche Volk, das inbrünstig empfindet: Dies-

mal gehts um das Leben. Jeder kennt, bis ins Kleinste, die Arbeit, für die er bestellt ist; liebt sie, als habe sein Freierwille sie errungen, und jauchzt, da er endlich sich ihr vermählen kann. Keiner murrt, stöhnt, mäkelt, mißtraut den Führern, Pflegern, Gefährten. Keiner trachtet, sich zu schonen. Jeder lechzt, ins Feuer zu kommen; im Krankenhaus Jeder, bald wieder felddienstfähig zu werden. Und in Jedes Blick ist ein Lächeln, wenn er auf der Mütze ein Zweiglein, auf dem Rock eine Blume schaut. Saftiges Gewächs aus deutscher Scholle. Niemals war, nirgends noch solches Heer.

Vor dem Herbst.

Nie, freilich, ward auch für ein Heer so umsichtig vorgesorgt. Höret, was 1871 Freytag aus dem Hauptquartier des Kronprinzen berichtete. „Die Masse des französischen Volkes verhielt sich zornig, hochfahrend, ungestüm. Dergleichen haben unsere Soldaten zuerst mit musterhafter Geduld getragen; sie haben vor Weißenburg ihr Brot an die Turkos vertheilt, die auf der Erde kauerten und ein Halsabschneiden erwarteten; sie haben Wochen lang sich redliche Mühe gegeben, durch freundliche ‚Oui' und ‚Mutterchen' mit den Französinnen in behagliches Verhältniß zu kommen, welche in der Küche wüthend mit den Löffeln warfen. Endlich wurden unsere Leute auch hart. Seit vollends der Savoyarde Gambetta Prämien auf den Bruch des Ehrenwortes setzte, das Landvolk zu heimtückischer Austilgung ihrer feindlichen Einquartirung aufforderte, verständiges Fügen der Bürger in das Unvermeidliche der Quartirunglast für Verrath am Vaterland erklärte, seit ein grausamer und höchst barbarischer Volkskrieg als das republikanische Rettungmittel Frankreichs gefeiert wurde, seitdem ist auch der Deutsche genöthigt, den Krieg so zu führen, wie ihn die unselige, politisch hilflose Nation sich begehrt hat. Er erschlägt die Bauern und verbrennt die Dörfer, in denen seine verwundeten Kameraden erschossen oder verstümmelt wurden; aber er flucht den verruchten und gewissenlosen Volksführern Frankreichs, welche solchen barbarischen Rachekrieg befohlen und als tugendhaft gepriesen haben. Rastlos und unverdrossen zieht der Soldat, mit geborstenen Stiefeln, durch den Schlamm oder den Schnee der verwüsteten Landstraße, er schlägt oder widersteht mit dem Selbstgefühl eines erprobten Kriegers jeder Uebermacht der Feinde; aber

seine Tapferkeit ist nicht mehr das frische Kriegsfeuer des Monats August, sondern der strenge, feste Griff eines Arbeiters, der ein Ende machen will. Er kommt am Abend, nach langem Marsch, totmüde und hungrig in das Quartier und fordert sein Essen; er findet ungefügige Wirthe, die nichts zu essen haben oder Dies vorgeben. Er sucht also selbst nach; schlägt grimmig Thüren und Kasten auf. Das ist nicht in der Ordnung. Aber der Soldat hilft sich selbst, so gut er kann. Bei den Sachen findet er ein Hemd des Bauers. Das eigene, das der Soldat seit vierzehn Tagen auf dem Leibe trägt, ist so unsäuberlich, daß ihm davor graut. Er nimmt also das Hemd des Franzosen. Er weiß, daß er Unrecht thut; könnte er sich mit den Wirthen verständigen, so würde er gute Worte darum geben, ja, vielleicht Etwas aus seinem Beutel dafür zahlen. So aber verhärtet er sich in Zorn. Seine Stiefel sind zerrissen; er hat den ganzen Tag den Schlamm der Landstraße an den Füßen gefühlt. Sein Wirth aber trägt gute Stiefel. Der Soldat zwingt ihm einen unwillkommenen Tausch auf oder, noch lieber, er nimmt die Stiefel still fort, wenn er kann. Ein neues Unrecht. Sein Offizier soll die Lieferung befehlen. Aber der Soldat setzt voraus, daß der Offizier über die neuen Stiefel wegsehen wird, weil ihr Erscheinen ihm eine Mühe spart. Monate lang hausten Offiziere und Mannschaften zwischen den Bronzeuhren, Marmortischen, Damastbehängen, kunstvollen Möbeln, goldenen Spiegeln, Oelgemälden und Kupferstichen der pariser Industrie. Die Musketiere aus Posen und Schlesien zerschlugen die Sammetsofas, um sich weiche Lagerstätten zu schaffen; sie behingen auf Vorposten ihren Unterschlupf mit Damast und Brokat, sie zertrümmerten die zierlich ausgelegten Tische und holten die Bücher aus den Bibliothekzimmern, um damit an den kalten Winterabenden zu heizen. Wenn der kostbarste Diwan zerbrochen wird, um ein paar armen deutschen Musketieren durch einige Stunden sanfte Ruhe zu geben, so ist es für das französische Möbel immer noch viel Ehre; wenn ein Füsilier Lederschwärze oder Putzpulver in der kostbarsten Sèvresschale bewahrt, so dürfen wir Das lächelnd ansehen; wenn er den Kamin mit einem prachtvollen Froissart in Renaissanceeinband heizt, so werden wir die Zerstörung bedauern, ihn aber, wenn ihm nichts Anderes zur Hand ist und er aus Mangel an Einsicht handelt, nicht einmal schelten dürfen. Das ist das Schicksal des Krie-

ges, der schonunglos nimmt, was seinen Zwecken dient. Unseren Lieben aber, Offizieren und Mannschaften unseres Heeres, rufen wir innig zu: Wir sind stolz und glücklich über Eure Kriegsthaten; erhaltet Euch als Menschen der Nation werth und ehrwürdig. Kehret, o kehret aus diesem furchtbaren Krieg mit lauterem Gewissen und mit reinen Händen zu uns zurück!" Diese Mahnung dünkte, nach halbjähriger Kriegsdauer, den feinsten Philister nöthig. Das wird sie nicht wieder. Vielleicht ersteht ein neuer Gambetta (die Briand und Sembat, Barrès und Tardieu wird die Glanzrolle des Volksretters reizen) und findet einen neuen Trochu. Vielleicht wiederholt sich, mit verhundertfachter Wucht, der Massenaufstand. Unser Heer wird in Bereitschaft sein. Der deutsche Soldat wird nicht in zerrissenen Stiefeln marschiren noch hungern und frieren. Wir sind gewiß, daß er sein Quartier nicht zu plündern braucht, um satt und warm zu werden. Generalstab und Kriegsministerium bürgen dafür. Die haben der Welt gezeigt, was unermüdliche, unter jedem Mond gewissenhaft nachgeprüfte Organisatorenarbeit vermag. Deren Pflichtgefühl wird auch auf dem Siegerfeld nicht lahm. Und wenn der Krieg so lange währt, wie Kitchener & Co. wünschen: für das Heer ist vorgesorgt.

Nur: meidet eitle Rede wie höllischen Schwefelstank. Lullet Euch selbst nicht noch gar unsere Krieger in den Wahn, der Sieg sei schon gesichert und des Feldzuges Ende absehbar. Großes geschah, Unvergängliches. Nicht eine verlorene Hauptschlacht. Russen, Franzosen, Briten, Belgier überrannt. Noch aber nicht in Ohnmacht. Auch Belgien nicht, so lange es Antwerpen (breite Vorstadtviertel wohl unter Scheldewasser) und Ostende hält. Und Drei von den Vieren wissen, daß dieser Krieg über ihr Leben das Los wirft; Zwei, daß ein von Deutschland diktirter Friede sie, selbst wenn er glimpflich bliebe, aus dem Rang der Großmächte schleudern müßte. Um solchem Verhängniß zu entgehen, werden sie sich ohne Zaudern der Heerschaar Belzebubs verbünden. Davor beben wir nicht. Nothwendig ist aber, in das Hirn der Volkheit die Erkenntniß zu rammen, daß der schwerste Theil der Arbeit hinter den Herbstnebeln lauert. Paris mag schnell, wenn der Außengürtel gesprengt und der Schein tapferer Ehrenwehr gewahrt ist, die Thore öffnen, das Russenheer über Tilsit, über Lemberg hinaus getrieben, Warschau erobert werden: diese Schläge könnten den

Friedensschluß noch nicht erzwingen. Wer Aberglauben auffüttert, schwächt uns. Wir müssen uns, Alle, nicht nur die Truppen, fürs Ueberwintern der Zuversicht bereiten. Sonst fehlt sie in der ernstesten Stunde; und sie dem Bewußtsein anzuschminken, gelänge dem nüchternen Deutschen nicht so leicht wie manchem Nachbar. Als Goethe 1792 den Fürstenkrieg gegen das jakobinische Frankreich mitmachte, schrieb er, in Verdun, die Sätze: „Zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immerhin; und Dies mag es wohl sein, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben. Hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besonderen Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet." Lasset die Trügerin nicht ins Gehäus der deutschen Seele kriechen. Weder Kühnheit noch Sanftmuth wollen wir spielen; und die Herrschaft der Phrase ins Unvermeidliche schränken. Jedem und Allen befiehlt es die Pflicht. Auch den Berlinern. Die arbeiten, als hätten sie hundert Hände, und knickern den Darbenden nicht. (Daß ihre Stirn sich runzelt, wenn im Straßenbahnwagen jetzt ein kleines Mädchen, dann ein Knabe, gleich danach eine zierige Jungfrau die offene Sammelbüchse entgegenstreckt, soll nicht gerügt werden. Sie gaben gestern, geben heute; wollen nicht hinter jeder Haltestelle aufgescheucht sein und vor Spähblicken die Tasche nach Nickel durchstöbern.) Doch sie bedenken nicht, wie ihr Gekribbel wirkt. Witwen, Waisen, Eltern, denen die blühende Hoffnung ins Massengrab sank, Verwundete, über Nacht arm Gewordene schauen auf das alltägliche Gewimpel, die üppige Kleidung, die sacht schon wieder belebten Tennisplätze, den Zulauf in Kaffeehäuser und Bierschänken. Ist hier ein Volksfest? Die Feier endgiltigen Sieges, dem auf schnellen Füßen, vom murmelnden Bach her, der Friede folgen muß? Abertausend Jünglinge, abertausend unverbrauchte Männer starben auf rothem Feld; auch für Euch. Hunderttausend Heimstätten umschleicht die Noth. Während Ihr schmatzet, löffelt, grinset, witzelt und die späteste Zeitung erlungert, winden sich draußen deutsche Menschen in Qual. Euch verwandte vielleicht;

sicher Söhne des Bodens, den Ihr Heimath nennt. Ist Würde in die Vorstadt geflohen? Fröhlich dürft Ihr sein; nicht lustig. Niemals, in so gewaltigem Erlebniß, ohne Andacht. Des Sieges, großen und kleinen, Euch ernsthaft freuen. Doch den Glückshort nicht vergeuden. Wie fände Euch sonst die Weihnacht? Wie der Ostermorgen? Speichert die Kraft. Ihr werdet sie brauchen.

Ein unholder Gestus wäre jetzt langer Rede nicht werth; Selbsttäuschung aber im Keim schon gefährlich. „Fünfzigtausend Mann, die am Euphrat ständen, brächten England in Todesangst und zwängen es vor dem Kontinent auf die Knie. Ich bin in Dalmatien, Sie sind an der Donau bereit. Vier Wochen nach unserer Uebereinkunft wäre das Heer am Bosporus, sein Tritt würde in Indien hörbar und England müßte sich uns unterwerfen. Am ersten Mai können unsere Truppen in Asien sein. Die Engländer wären aus der Levante gejagt, in Indien bedroht. Sie sind die Feinde der Menschheit. Sie gönnen uns nicht die süße Ruhe des Friedens und die stille Freude an der Verwaltung und Pflege unserer Reiche. Das Gewimmel der Zwerge merkt noch immer nicht, daß die Zeit von Ereignissen trächtig ist, denen nur in der Weltgeschichte, nicht in den Zeitungen des vorigen Jahrhunderts, Vergleichsmöglichkeiten zu finden sind; bald aber müssen sie es merken und unserer Weisung folgen.“ So sprach, am zweiten Februar 1808, Bonaparte zu dem ersten Zaren Alexander. Er will das Mittelmeer rasch aus Albions Umklammerung lösen; Sizilien und Egypten erobern; bis an den Euphrat vordringen. „Dann giebts kein Hinderniß mehr auf dem Weg nach Indien. Daß dem makedonischen Alexander und Tamerlan das Unternehmen mißglückte, beweist nichts gegen seine Ausführbarkeit; man muß es eben klüger anfangen als die Alten“. Was das Heer für den Marsch nach Indien braucht, ist auf Korfu versteckt. Ein Weltwirbel muß die Säulen britischer Macht brechen. Kleine, geschwinde Kreuzer werden die fernsten Häfen des Räuberreiches überfallen. Behende Leute müssen den Zorn der Iren schüren. Ein Jahr danach sieht der Plan anders aus. Von Vlissingen, Brest, Boulogne aus wäre die Landung an Englands Küste nicht undenkbar. „Meine Flotte ist kleiner als die englische; doch nicht zu verachten.“ Er bleibt von dem Gedanken besessen. Kann ihn aber nicht ausführen. Gneisenau und Stein erlangen

Englands Beistand. In Reichenbach verpflichtet sich Georg, den Russen und Preußen (die dafür dem Kurfürsten von Hannover Landzuwachs gewähren) zunächst mit Geld zu helfen. Später ruft er Wellington aus Spanien. Und Napoleon stürzt in die Gruft seines Wahnes. Ists Frevel, daß wir versuchen, was ihm nicht gelang? Nein. In der Geschichte der Völker, rief Gneisenau seinem zagen König zu, sind Stunden, wo nur die höchste Verwegenheit Rettung verheißt. „Kein einziger Eroberer, kein Volk, das dem Ziel der Weltherrschaft entgegenging, vermochte Dies, ohne viel zu wagen, ohne die Gefahr, Alles zu verlieren. Um zur Höhe des Ruhmes hinanzuklimmen, muß man Alles dransetzen. Nur in der Entschlossenheit können wir unser Heil finden." Auch heute. Doch nicht für eines Blickes Dauer dürfen wir vergessen, daß wir ungeheures Wagniß auf uns nahmen. Daß die Schlagkraft und Zucht unseres Heeres, die weise Kühnheit seiner Führer noch nicht die Ausnützung der Siege sichert. Daß wir in Bereitschaft bleiben müssen. Dem Trübsinn so fern wie dem Dünkel. Ums Vierfache des Zeitmaßes, sprach Herr Asquith, kann der Krieg gegen Deutschland den gegen Napoleon geführten überdauern. Mag er. Wir werden nicht morsch. Wenn wir die Kraft nicht verzetteln.

Suum Cuique.

Albert Honorius Karl Fürst von Monaco, Herzog von Valentinois, Marquis des Baux, Graf von Carlades, Baron von Buis, Sire de Saint-Remy et de Matignon, Graf von Thorigny, Baron von Saint-Lô und La Luthumière, Herzog von Estouteville, La Meillerave und Mayenne, Fürst von Château-Porcien, Graf von Ferrette, Belfort, Thann und Rosemont, Baron von Altkirch, Herr von Issenheim, Marquis von Guiscard, Stipendiat der Spielbank und der Lupanarien von Monte Carlo, herrscht über ein Gebiet von einundzwanzig Quadratkilometern und befiehlt einem Kriegsheer von siebenzig Mann. Als Chef des Regirenden Hauses Goyon de Matignon-Grimaldi ward er oft im Schloß des Kaisers geduldet; trägt er seit Jahren den rothen Sammetmantel, das Orangeband, das hellblaue Kreuz und den Silberstern der Ritter vom Schwarzen Adler. Als Tiefseeforscher und Segler kam er zur Wettfahrt nach Kiel und thronte auf Ehrenplätzen. So sichtbare Auszeichnung verpflichtet? Nur Einen, dem der Pflichtbe-

griff je mehr als Wortschall war. Nicht die Hoheit, die der Zins des Spiel- und Weiberhauses an der Riviera nährt. Im „Temps“ stand neulich, der Fürst habe ein ins Feld marschirendes französisches Jägerregiment mit einer Ansprache geehrt, die an die Thatsache erinnerte, daß der Selbstherrscher aller Monegassen 1870 für Frankreich focht, und mit dem Satz schloß: „Der Kampf, in den mein Herzenswunsch die Söhne der Republik geleitet, ist der Krieg civilisirter, vorwärts schreitender Menschheit gegen die Barbarei.“ Nun wissen wirs. King George, Nikolai Alexandrowitsch, der Tenno von Nippon, Raymond der Letzte und die Alberts von Belgien und Monaco: Germania müßte endlich das Fürchten lernen. Vielleicht macht auch der Sechste morgen sein Heer mobil und ficht, noch einmal, wider Barbaren. Einstweilen werden die Zimmer, die er bewohnt hat, mit Seife und Soda gescheuert.

Staatsmannschaft.

Der letzte berliner Bericht des Herrn Goschen, der bis zum vierten Augustabend als Großbritaniens Botschafter am deutschen Kaiserhof beglaubigt war, ist veröffentlicht worden. Sir Edward Grey hatte, in zwei Depeschen gleichen Wortlautes, seine Vertreter angewiesen, in Paris und in Berlin zu fragen, ob die Regirungen entschlossen seien, die Neutralität Belgiens zu achten. Aus Paris kam die Antwort: „Die französische Regirung ist entschlossen, die Neutralität Belgiens zu achten, und würde von diesem Entschluß nur weichen, wenn eine andere Macht die Neutralität verletzen und dadurch der Republik ein anderes Handeln aufzwingen würde.“ Aus Berlin: „Der Staatssekretär im Auswärtigen Amt kann erst antworten, wenn er die Meinung des Kaisers und des Reichskanzlers gehört hat.“ Herr von Jagow glaubte aber, daß eine Antwort auch dann nicht möglich sein werde, weil sie einen Theil des deutschen Kriegsplanes enthüllen müßte. Trotzdem Herrn Goschen diese Auskunft, die keinen Schleier mehr ließ, genügen konnte, kam er wieder; und hörte nun aus dem Munde des Staatssekretärs: „Das deutsche Heer hat die belgische Grenze schon überschritten. Für uns ists eine Lebensfrage, rasch durchzukommen und Frankreich niederzuwerfen, ehe Rußland seine Truppen an unsere Grenze bringen kann.“ Das telegraphirt der Botschafter nach London. Wo Deutschlands Absicht jetzt also bis

ins Kleinste erkennbar ist. Abends erbittet Herr Goschen im Auswärtigen Amt für sich und seine Gehilfen die Pässe. Krieg! Der Staatssekretär sagt, das Ziel seiner Politik sei ein herzliches Einvernehmen mit England und, durch Englands Vermittelung, mit Frankreich gewesen; mit bitterem Schmerz sehe er das ganze Gebäude seiner Hoffnung zusammenbrechen. Auch der Botschafter bedauert, daß seine Thätigkeit in Berlin so jäh beendet sei; doch müsse der Staatssekretär zugeben, daß die englische Regirung nicht anders handeln konnte. Dann sucht er den Kanzler auf.

„Ich fand Herrn von Bethmann in höchster Erregung. Er begann sofort, zu reden, und sprach ungefähr zwanzig Minuten lang. Der Entschluß des britischen Ministeriums sei geradezu entsetzlich. Um des Neutralitätrechtes willen, dessen Werth in Kriegszeit so oft mißachtet worden ist, eines Papierfetzens wegen habe England sich zum Kampf gegen ein ihm verwandtes Volk entschlossen, dem nichts lieber wäre als eine innige Freundschaft mit Britanien. Um dieses Verhältniß zu erreichen, habe er sich Jahre lang gemüht: und jetzt falle seine ganze Politik, wie ein Kartenhaus, in sich zusammen. Was England gethan habe, sei gar nicht auszudenken. Er könne es nur dem Handeln eines Mannes vergleichen, der einen gegen zwei Angreifer um sein Leben Ringenden von hinten zu Boden schlägt. Für die furchtbaren Folgen bleibe nur England verantwortlich. Ich widersprach nachdrücklich. Unser Handeln sei durch moralische, Deutschlands durch strategische Erwägungen bestimmt; die vom Staatssekretär angedeuteten seien nicht gewichtiger als unsere. Wer sollte noch unserem Wort vertrauen, wenn wir Belgien schutzlos gelassen hätten? Seine Excellenz war aber so aufgeregt und allen Vernunftgründen so unzugänglich, daß die Fortsetzung des Gespräches nutzlos gewesen wäre. Als ich Abschied nahm, sagte der Kanzler noch, unser Uebergang ins feindliche Lager sei ein Schlag, der Deutschland mit doppelter Härte treffe, weil die in Berlin und in London regirenden Männer bis in die letzte Stunde das Bemühen vereint habe, mit aller Kraft den Frieden zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland zu erhalten. Nach der Rückkehr von der Stätte dieser peinlichen Auseinandersetzung schrieb ich einen Bericht an die Foreign Office; er wurde um neun Uhr aufs Haupttelegraphenamt gebracht, ist aber nicht nach London gelangt. Später kam noch Unterstaats-

sekretär Zimmermann, um mir sein aufrichtiges Bedauern über den Abbruch unserer so ungemein freundlichen Beziehungen auszudrücken und mich, nebenbei, zu fragen, ob, nach meiner Auffassung, in der Forderung der Diplomatenpässe auch schon die Kriegserklärung liege. Ich erwiderte, mir seien zwar Vorgänge bekannt, die nach der Paßforderung nicht den Krieg brachten; in unserem Fall könne aber über die Folge des von mir ausgesprochenen Wunsches wohl nirgends ein Zweifel entstehen.

Als Herr Zimmermann gegangen war, wurde auf der Straße eine Sonderausgabe des Berliner Tageblattes ausgeboten, die Englands Kriegserklärung meldete. Bald danach schaarte sich vor dem Botschafterhaus eine wüthende Menge, drängte die wenigen Schutzleute zurück und tobte laut. Die Fensterscheiben des Zimmers, in dem wir saßen, wurden zertrümmert. Die Behauptung, vom Personal der Botschaft sei die Menge mit Steinchen oder anderen Gegenständen beworfen worden, ist aus der Luft gegriffen. Ich telephonirte an das Auswärtige Amt und, persönlich, an den Staatssekretär. Bald danach sorgte die verstärkte Schutzmannschaft für Ordnung und Ruhe. Der Staatssekretär kam auch selbst und bat mich, ihn zu entschuldigen; in tiefster Seele schäme er sich der Ausschreitungen des Pöbels. Die Absicht der Regirung sei gewesen, die Kriegserklärung erst am nächsten Morgen zu veröffentlichen; aber das ekelhafte Tageblatt („the pestilential Tageblatt") habe die Tatsache irgendwie erfahren und sofort ins Publikum gebracht. Nun stürmte der Pöbel vor die Botschaft, die Zahl der Schutzleute war unzulänglich und das Gelärm wurde durch die Angabe verschlimmert, die Menge sei von Botschaftinsassen durch höhnische Geberden gekränkt und aus den Fenstern mit Steinen oder Aehnlichem beworfen worden. Diese Angabe habe ich noch einmal mit der schroffsten Entschiedenheit als unwahr zurückgewiesen.

Morgens kam ein Adjutant des Kaisers und sagte: ‚Seine Majestät haben mir befohlen, Eurer Excellenz das Allerhöchste Bedauern über das in der Nacht Geschehene auszusprechen, aber zugleich darauf hinzuweisen, daß dieser Vorgang die Stimmung erkennen lasse, in der das deutsche Volk Englands Entschluß betrachte, in Gemeinschaft mit anderen Nationen gegen den alten Alliirten von Waterloo vorzugehen. Seine Majestät ersuchen Eure Excellenz, dem König zu melden, daß der Kaiser bisher stolz auf

Rang und Titel des britischen Feldmarschalls und Großadmirals gewesen sei, nun aber, vor Englands veränderter Haltung, diese Ehrentitel ohne Verzug ablegen müsse.' Der Ton, in dem diese Mittheilung vorgetragen wurde, milderte ihre Herbheit durchaus nicht. Gerade deshalb muß ich erwähnen, daß ich von dem Staatssekretär und den anderen Herren des Auswärtigen Amtes mit vollkommener Höflichkeit behandelt wurde. Auch bei der Abreise hatte ich nicht, wie die Kollegen aus Frankreich und Rußland, unter der Wuth des Pöbels zu leiden. Die hat Herr Gerard, der Botschafter der Vereinigten Staaten, ausgekostet, sobald er unser Haus betrat oder verließ. Diese Injurien haben ihn nicht gehindert, mich mehrmals zu besuchen. Dadurch hat er mich zu Dank verpflichtet und in mir die Ueberzeugung gefestigt, daß die Vertretung britischer Interessen niemals und nirgends einer zuverlässigeren Persönlichkeit anvertraut worden ist noch werden konnte."

Der Bericht ist im August ans Licht gekommen. Noch wurde ihm von Berlin aus nicht widersprochen. Das Handeln des Kaisers war, wie es sein mußte; hart und doch höflich; im Großen soldatisch und bis ins Kleinste korrekt. Die Rednerei der Anderen mag, fürs Erste, Jeder selbst wägen, wenn er sie zweimal, dreimal mit dem Hirnfühler abgetastet hat. Dann wird ihm, freilich, die bange Frage auftauchen, wer wohl für die staatsmännische Vorbereitung des Friedensschlusses auserwählt worden sei. Die ist nicht eilig? Nur das Schwert hat jetzt zu sprechen? Wenn die Feinde geschlagen, vernichtet sind, kommt Alles leicht in die schönste Ordnung? Ich glaube nicht, daß der bedachtsame Chef des Großen Generalstabes im Bereich solcher Meinung lebt; das Haftgebiet seiner Verantwortlichkeit noch weiter dehnen möchte. Nein: diesen Krieg, den gewaltigsten und drum schwierigsten, den die Erde je sah, kann nicht der Soldat allein führen. Auch nicht bis in den ersten Tag der Vorverhandlung über den Frieden (den die drei Hauptfeinde nur gemeinsam annehmen wollen). Das Ziel muß der Staatsmann weisen. Für die Sicherung des nationalen Gedeihens vorsorgen, wie der Walter des Heeres unter heißer Sonne schon für den Winterbedarf seiner Truppen. Sonst wird es zu spät. Sonst ist der herrlichste Friedensvertrag, den das sieghafte Schwert erstritt, am Mittag der Waffenruhe unausführbar. Diesen Krieg muß der Kopf eines muthigen, aus Majestät ins Weite schauen=

den Politikers besinnen. Dessen Zunge nicht, im Zorn, strauchelt (wenn ers ihr nicht, wie Bismarck im Gespräch mit Favre, befiehlt). Der nicht fragt, was gefällt, noch, ob ihn die Watte des Nachtsnestes streichelnd wärme. Der will, was er wollen muß.

Ein Wort noch. Wenn England dem Kanzler des Deutschen Reiches geglaubt hätte, es könne uns, während wir gegen zwei Andere ums Leben kämpfen, „von hinten zu Boden schlagen", wäre sein Handeln roh, aber klug gewesen. (Und, schließlich, nicht roher als manches, dessen Gelingen von Frau Klio gekrönt ward.) Das hats aber nicht geglaubt und braucht drum schlimmen Irrthum nicht schlimm zu büßen. England entschloß sich, schwer, zum Krieg, weil es des deutschen Sieges über Frankreich und Rußland fast sicher war (sonst wäre es neutral geblieben und hätte sich, gegen das erstarkte Moskowiterreich, uns angebündelt) und weil es trachten mußte, den Triumph zu schmälern, durch Kolonienraub, Kundenkaperei, ihm zinsende Kontinentalsperre den Sieger zu kirren; damit er nach, der Erholungpause, sich nicht dräuend zu dem Britenleun umwende und frage, ob das räudige Königsvieh auch sofort seine Hiebe wünsche. Zu Boden schlagen? Wir sind stark. Weder trübsinnig noch, wie ein Häuflein Lärmsüchtiger, in Dünkel verklettert. Wir fechten diese Sache durch. Aufrecht. Ohne Entsetzen, ohne grasse Angst vor furchtbaren Folgen, ohne Schreckensschauder vor dem Spukbild Bonapartes. Der war ein wilder, unersättlicher Riese, ein nordwärts verschlagener Bergromane, der seine Ehrenleiter in den Sonnenrand haken wollte. Hier ist, auf seinem alten, vom Schweiß jeden Geschlechtes in neue Triebkraft gedüngten Boden, ein Volk. Das hat Forscher und Feldherren, Künstler und Kaufmänner, Erkenner und Erfinder geboren. Das grübelt, singt, lehrt, lernt, arbeitet, träumt, ficht, fliegt, rechnet, betet. Ist an Einbildnervermögen reicher und zu Einordnung in ein edles All doch williger als manches feiner geschniegelte. Hat festere Knochen, schärferen Blick, besseres Geschütz. Das dauert ohne Wank. Aufrecht. Zehn Jahre lang; länger. Bis der Jugend, die fromm lächelnd heute, mit Blumen auf Wams und Mütze, vom nächsten Schlachtgefild auf das fernste eilt, das Haar ergreist. Bis der Friede wird, für den Deutschland geschluchzt und geblutet hat.

Er und ich.*)

Am Abend kam Bonaparte durch das Dorf Marengo geritten. Lächelnd und lässig saß er auf einem außerordentlich edlen Eisenschimmel, aus dessen Maul der weiße Schaum in den Koth der Straße tropfte. Es regnete in feinen Strichen; aber gegen Westen hellte den Horizont, obwohl man sie nicht sah, die untergehende Sonne. Hinter Bonaparte ritten ein paar Generale; hinter ihnen ein halb Dutzend Lieutenants in bespritzten Uniformen. Bonaparte sah immer gradaus: die zerschossenen und verbrannten Häuser, die rauchenden Wände längs seines Weges sah er nicht an.

Plötzlich, fast schon am anderen Ende des Dorfes, wurde er aufgehalten: Krankenträger schleppten Bahren aus einer Seitengasse quer über die Straße, nach einem ziemlich unversehrten Haus, über dessen Thür, derb genagelt, ein Schild hing: OSTERIA DEGLI AMICI; und ein plump gemalter Trinkbecher daneben. Im Thürrahmen stand ein Feldscher und gab Anweisungen. Bonaparte lenkte hinüber und fragte den Feldscher: „Welches Bataillon?“ „Musketiere dreiundzwanzig.“ „Wo haben sie gekämpft?“ „An der südlichen Bormidabrücke.“ „Ah.. Wie viele?“ „Achtzehn Mann; ein Lieutenant.“ Bonaparte schlug stutzend die immer etwas gesenkten Lider auf. Der Feldscher hob die Achseln: „Sie haben auch nur zwei Tote: einen Hauptmann und den Major.“ „Nicolet?“ „Ja.“ „Schade. .“, sagte Bonaparte mit einer kleinen Wendung zu den Generalen hinter ihm; dann wieder zum Feldscher: „Führen Sie mich“; und sprang leicht vom Pferd. Hinter dem Feldscher trat er ins Haus. Die Offiziere folgten.

Unmittelbar neben der Thür lag die Gaststube; sie war niedrig und lang, wie ein Stall. Aus dem Halbdunkel tauchte zu beiden Seiten eine Reihe Betten auf. „Ah, ihr Tapferen“, rief Bonaparte an der Thür, scheinbar wider seinen Willen; aber es war ein kühler Klang in der Stimme. „Es lebe Bonaparte!“ hallte es schwach von den Wänden: die Anstrengung der Stimmbänder war zu spüren; eine Stimme brach auf dem „r“ von Bonaparte ab und wurde zu einem krächzenden Röcheln. Bonaparte ging darauf zu. Es verstummte. Auf dem Bett lag ein blutjunger, blonder Mensch: die Stirn war tiefbleich; die blauen Augen starrten, in verglaster Begeisterung, an Bonaparte vorbei. Der drückte sie zu und legte die Hände des Toten in einander; dann knüpte er das Kreuz, das er am Rock trug, los und häkelte es an einen der krampfigen Finger. Wieder hallte es flackernd von den Wänden, aber lauter und drängender als zuvor: „Es lebe Bonaparte!“

Bonaparte schritt zu der Gruppe der Offiziere an der Thür zu-

*) Aus einer Sammlung ernst empfundener und gut geschriebener Novellen, die Herr Harry Kahn, unter dem Gesammttitel „Opfer“, im berliner Hyperionverlag herausgiebt.

rück. „Der Lieutenant“, sagte er zu dem Feldscher, kalt, als entledige er sich eines Auftrages. Sie gingen zur Thür hinaus; durch einen schmutzigen Hof um das Haus herum; eine Holztreppe hinauf. In der Schlafkammer der Wirthsleute, einem engen, schräggedeckten Raum mit einer Luke, lag der Lieutenant. Die Flämmchen eines dreiarmigen Oelleuchters auf einem entfernten Tischchen warfen Schein und Schatten über sein wachsblasses Gesicht und die blauädrigen Hände, die auf der rothgewürfelten Bettdecke zuckten. Ueber dem Bett an der Wand hing ein hölzerner Christus.

Bonaparte ging auf das Bett zu. „Wie heißen Sie, Lieutenant?“ „Graf d'Haussonville-Périgord.“ „Sie sind der einzige verwundete Offizier Ihres Bataillons?“ „Ja, Herr General.“ „Was ist es?“ „Zerreißung der Lunge, sagt der Feldscher.“ „Stich oder Schuß?“ „Keins von Beiden.“ „Wieso sind Sie dann verwundet?“ „Durch den Hufschlag eines verendenden Pferden.“ Bonaparte dachte einen Augenblick nach: „Lagen Sie denn zu Boden?“ Der Lieutenant nickte langsam. „Wieso?“ Der Lieutenant schwieg. „Wieso?“ fragte, nach einer Sekunde Schweigens, Bonaparte noch einmal, ein Wenig lauter. „Ich war in Ohnmacht gefallen.“ „Vor Angst“, sagte Bonaparte, mit einem sicheren Thon, als müsse es so sein. „O, wenn es Das gewesen wäre!“ rief der Lieutenant. „Was war es denn?“ Der Lieutenant schwieg. „Was war es?“ Schweigen. Die blaugeäderten Hände fuhren glättend auf der Bettdecke hin und her; ein knisterndes Geräusch ging davon durch die Stille. Bonaparte drehte den Kopf und suchte den Feldscher mit fragenden Augen. Der schüttelte heftig den Kopf. Da winkte Bonaparte einen der Generale heran und flüsterte ihm Etwas zu. Der General lächelte, löste aus dem Knopfloch sein Kreuz und drückte es Bonaparte in die nach unten gestreckte Hand. Bonaparte wandte sich wieder dem Bett zu und legte das Kreuz auf die Decke, zwischen die zuckenden Hände.

Aber die griffen nicht zu, sondern fuhren erschreckt an die Ränder des Bettes; und in die Augen des Verwundeten kam ein Blick, in dem Scham und Ekel gemischt schien. „Herr!“ brauste Bonaparte auf; doch gleich darauf hatte er sich wieder beherrscht und fragte ruhig: „Sie nehmen das Kreuz nicht?“ „Nein.“ „Warum nicht?“ „Ich bin es nicht werth.“ „Ein Soldat und“ (mit feinem Lächeln) „ein Edelmann wie Sie?“ „Ich bin ein schlechter Soldat und ein schlechter Edelmann.“ Bonaparte zog, ein Bischen höhnisch, die Brauen hoch: „Weil ein Pferd Sie schlug, nicht ein Säbel?“ „Nein, weil . . . . . .“ „Weil?“ „Ich weiß es nicht.“ „Fieber der Agonie“, flüsterte der Feldscher Bonaparte zu. „Vielleicht“, sagte Der, ohne sich umzuwenden.

Dann setzte er sich auf das Fußende des Bettes und sagte, halb den Generalen, halb dem Kranken zugewandt: „Ein Offizier, der mein Kreuz ausschlägt: Das ist neu... Wollen Sie mir Ihre Gründe dafür anführen, Lieutenant.“ „Ich habe keine anderen, als daß ich der Auszeichnung unwerth bin“, sprach der Kranke, fast zornig. „That-

sachen, wenns gefällig ist“, sagte Bonaparte und zog seine Taschenuhr, „es ist sechs Uhr fünfunddreißig Minuten; um sieben Uhr will ich bei der Vorhut sein; wenn ich im Galop reite, habe ich zehn Minuten Zeit für Sie: ich befehle Ihnen, diese mit der Darlegung Ihrer Gründe für die Zurückweisung des Kreuzes auszufüllen.“ „Einem Sterbenden befiehlt man nicht, General.“ „Ich bitte Sie.“

Der Lieutenant schloß die Augen. Ein paar Athemzüge lang lag er so, schweigend. Dann, immer noch mit geschlossenen Augen, begann er: „Da unser Bataillon die Nachhut von Desaix' linkem Flügel bildete, kamen wir sehr spät in den Kampf. Erst gegen vier Uhr traf uns der Befehl, die feindlichen Truppen, die nach der südlichsten der drei Bormidabrücken zurückstrebten, zu verfolgen. Wir machten eine halbe Schwenkung nach links, kreuzten wieder die Landstraße nach Novi, die wir kaum verlassen hatten, und marschirten, mit dem rechten Flügel an die Landstraße nach Alessandria gelehnt, gegen die Bormida hin. Ohne viel Anstrengung kamen wir über den Fontanonegraben, da der Feind eine morgens gebaute kleine Brücke in der Eile nur flüchtig zerstört hatte. Trotzdem erreichten wir nicht die Fühlung mit ihm, da wir, von dem Marsch auf Novi erschöpft, nur sehr langsam vorwärts kamen. Der Major ritt zwar immer im Galop um das Bataillon herum und schrie den Leuten zu: ‚Vorwärts, vorwärts! Franzosen wollt Ihr sein? Ihr seid nicht einmal Oesterreicher! Schweinehunde seid Ihr!‘ Auch die Hauptleute fluchten; ich selbst, obwohl ich nur schwer die Füße vorwärts brachte, bat und versprach, so viel meine ausgedörrte Zunge vermochte. Aber... am Vormittag Vorhut, am Nachmittag Nachhut: sie hatten den weitesten Weg gehabt. Dann hielt uns wieder ein Graben auf. Wir bekamen den Feind erst zu Gesicht, als wir auch schon Fluß und Brücke sahen, wo seine Bataillone und Schwadronen sich stauten. Ich weiß nicht, wie es an den anderen Brücken zuging; hier erkannte man deutlich einen durchaus geordneten Rückzug, keine regellose Flucht. Sonst wäre es dem feindlichen Führer ja auch nicht gelungen, in ein paar Minuten so viel Kavallerie, mindestens zwölf Schwadronen, zusammenzuballen, wie er nun gegen uns vorschickte: entweder nur, um für den Rückzug über die Brücke Luft zu bekommen, oder sogar in der verzweifelten Hoffnung, den Kampf an dieser Stelle noch einmal zum Stehen zu bringen. Wäre ihm Das gelungen, so wäre auf jeden Fall unser Bataillon erdrückt worden, ehe Hilfe kam; vielleicht sogar...“

„Es wurde also gehalten und Karree formirt“, unterbrach Bonaparte; „und: was nun?“ Der Lieutenant schlug die Augen auf: es war ein bittender Blick darin; aber Bonaparte sah ihn fest an. „Ja, es wurde Karree formirt“, fuhr der Verwundete zögernd fort. „In Bataillon- oder in Compagnieform?“ „Compagnie.“ „Das war auch praktischer; wollen Sie fortfahren.“ Der Lieutenant schloß wieder die Lider; aber jetzt preßten sie sich krampfhaft in die Höhlen: „Ich sagte schon, daß wir an die Landstraße gelehnt vorgingen. Zuletzt hatten

wir sie zwar etwas verlassen, aber nicht weit genug, als daß wir nicht die darauf vorbeiziehenden Truppen, fast nur Kavallerie, und diese uns erkennen konnten. Im Augenblick, als sich der Reiterblock vom Gros des Feindes löste, galopirten gerade zwei Schwadronen Gardelanciers die Landstraße entlang. Plötzlich machten sie eine halbe Schwenkung nach links, setzten sich in Schwadronfront und rasten in stumpfem Winkel der sich heranwälzenden Masse entgegen.“ „Ah“, machte Bonaparte; und setzte, einen der Generale anblickend, hinzu: „Ihre Schule, Murat; verrückt, aber tapfer.“ Der General lächelte geschmeichelt. „Weiter!“ „Wir hielten den Athem an. Etwa fünfhundert Meter von uns entfernt, prallten sie zusammen: wir sahen deutlich, wie in die Bewegung des feindlichen Haufens ein blitzkurzes Stocken fuhr, das sich ruckweise nach hinten fortpflanzte, aber gehemmt wurde sie nicht für eine Sekunde: Lanzen stachen steilauf, Säbel fuchtelten hoch, Pferde fielen... dann wurde der Rest der beiden Schwadronen von der furchtbaren Gewalt der feindlichen Masse vorwärtsgerissen, vorwärtsgestoßen und schließlich vor ihr hergejagt. An Ausbiegen war, da sie ja sofort überflügelt waren, nicht zu denken; nicht einmal freimachen konnten sich die Einzelnen, um rückwärts zu hauen oder ein Pistol loszuschießen. Und so stürmte es nun, verknäult, gegen uns an: vor dem breiten Weiß des Feindes, wie ein dunkler Schleier, die blaue Linie unserer Lanciers...“

Der Lieutenant holte tief Atem; pfeifend kam er aus der Brust herauf. Die Lider waren noch immer krampfhaft geschlossen, die Hände krallten sich in das morsche Holz der Bettstelle. Bonaparte saß ruhig; seine Pupillen erschinen sehr groß und die Augensterne glänzten grau. Mit großer Anstrengung fuhr der Lieutenant fort: „Ich stand am äußersten rechten Flügel. Der Major hielt wenige Schritte vor mir, unbeweglich; nur die Füße im Steigbügel zuckten immer auf und ab. Als die Reitermasse bis auf etwa dreihundert Meter an uns heran war, rief er den Hauptleuten zu: ‚Auf hundert Meter lassen Sie feuern.‘ Mein Hauptmann lief, zitternd von Athemlosigkeit, zu dem Major hin und sagte halblaut zu ihm: ‚Und wenn sie nicht loskommen?‘ ‚So lassen Sie feuern‘, sagte der Major ganz laut. ‚Es sind unsere Brüder; Franzosen.‘ ‚Sie lassen feuern.‘ ‚Major, ich habe einen Sohn bei den Lanciers.‘ ‚Sie lassen feuern!‘ schrie der Major, mit einer fürchterlichen Stimme die Worte zerdehnend. ‚Ich lasse nicht feuern!‘ schrie der Hauptmann eben so. Der Major riß sein Pistol aus der Halftertasche und setzte es dem Hauptmann an die Schläfe: ‚Sie weigern sich?‘ ‚Ja.‘ Es knallte, Rauch stieg auf und der Hauptmann brach zusammen; Blut und Hirn spritzte auf Pferdeleib und Sattel.“ „Wie hieß der Hauptmann?“ unterbrach Bonaparte. „De la Salle.“ „Gut; weiter.“ „In den Sekunden des Wortwechsels war die Reitermasse immer näher gekommen; als der Schuß fiel, war sie auf kaum mehr als hundert Schritt heran: zwischen dem hallenden Gehack der Hufe hörten wir das Klatschen der Lanzenschafte auf das

Schabrackenleder und das Klirren der Kinnketten und Kochkessel. Durch das Dröhnen und Klappern hindurch schrie, hoch in den Bügeln, der Major selbst: ‚Feuer!‘ ...“

Der Lieutenant hielt inne; sein Gesicht wurde noch bleicher, fast blau. Bonaparte schien nachzudenken. „Und da fielen Sie in Ohnmacht?“ sagte er, als das Schweigen gar zu lange dauerte. Die Lieutenant zischte Etwas vor sich hin, aus verächtlich verzogenen Lippen. Nur Bonaparte hörte es: seine Unterlippe schob sich vor, seine Augenlider zuckten; er schien die Hand heben zu wollen. Da keuchte, mit einem grellen Klang in der Stimme, der Lieutenant: „Auf das ‚Feuer‘ riß ich mein Pistol heraus und richtete es auf den Major. Im selben Augenblick hörte ich neben mir einen gemeinen deutschen Fluch: ein Schuß knallte dicht an meinem Ohr: und der Major fiel, die rechte Hand im Rücken, vom Pferd. Es war der Sergeant Wolgast, ein Elsässer, der dümmste und roheste Kerl des ganzen Bataillons; er und ich...“ Die Stimme überschlug sich in einem schluchzenden Lachen; Thränen stürzten von den Wimpern. Plötzlich aber flogen, wie von Federn geschnellt, die Arme empor und ein breiter Blutstrom brach aus dem Munde, das Bett und das Kreuz auf ihm bedeckend. Der Feldscher stürzte herzu. Bonaparte stand auf und ging aus der Thür.

Auf der Straße angelangt, rief er: „Adjutant!“ Einer der Lieutenants drängte sich, Merktäfelchen und Bleifeder in der Hand, durch die Generale aus dem Flur. „Schreiben Sie: Der Sergeant Wolgast, Musketiere dreiundzwanzig, ist, nach Degradation, standrechtlich zu erschießen. Zu Pferd, meine Herren!“ Der Lieutenant hielt den Bügel. Sofort gab Bonaparte die Sporen und galopirte, ohne nach dem Gefolge umzublicken, in die fallende Nacht. Lächelnd und lässig saß er auf dem außerordentlich edlen Eisenschimmel. Der Regen hatte aufgehört. Ein weißer Stern stand, fest und einsam, über der Ebene von Marengo.

Harry Kahn.

„Sie, Metternich, waren nie Soldat und wissen deshalb nicht, was in der Seele eines Soldaten vorgeht. Ich bin auf dem Schlachtfeld erwachsen; ein Mensch meines Schlages kümmert sich nicht im Mindesten darum, ob eine Million Soldaten ins Gras beißen muß. Die Franzosen habe ich, wo ichs konnte, geschont. Unter den dreihunderttausend Mann, die Moskau mich gekostet hat, waren nur dreißigtausend Franzosen. So lange es ging, schickte ich Deutsche und Polen ins Feuer... Der französische Soldat will gerecht behandelt werden; jeder andere ist nur durch Strenge tauglich zu erhalten. Jede schwächliche Schonung von Menschenleben ist im Krieg ein gefährlicher Fehler. Daß Ludwig der Vierzehnte die Pfalz zur Brandstatt machte, war nicht, wie unsere elenden Historien schwatzen, Tadels, sondern höchsten Lobes werth. Aber der Ruhm dieser That gebührt nicht dem König, sondern dem Minister Louvois.“ (Bonaparte.)

Deutsche Stimmen.

Die Stimme des Opfers.

Durch des Sommers Sternennächte
Lasset Feuerzungen schießen,
Daß der Götter Weihestätte,
Heiliger Gipfel Waldeskette,
Freiheitsdämmerung zu begrüßen,
Sich zum Sternenkranze flechte.
Flammender Opferbrand,
Läutre mein Vaterland.

Himmelan, Du dunkle Säule,
Spende Deine Weihrauchdüfte,
Scheuche, Gluth von reiner Klippe,
Lügengeister, Teufelssippe,
Säubre Felder, kläre Lüfte,
Töte Pestilenz und Fäule.
Flammender Opferbrand,
Weihe mein Vaterland.

Tilge, Flamme, was uns zehrte,
Spielrand, den uns Sklaven preisen,
Friß Damaste und Geschmeide,
Hoher Frauen Opferfreude,
Brenne Gold und gieb uns Eisen,
Wir genesen nur am Schwerte.
Flammender Opferbrand,
Rette mein Vaterland.

An der Gluth der Eichenstämme
Zündet Fackeln, schwingt die Gluthen!
Nie mehr, Männer, Knaben, schwört es,
Darf ein Feind, der Rächer hört es,
Hochmuthschwellend überfluthen
Deutscher Grenzen heilige Dämme.
Flammender Opferbrand,
Schütze mein Vaterland.

Die Stimme des Gebets.

Unser Vater, Gott der Höhen,
Lenker aller Himmelsheere,
Siehe Tausend vor Dir stehen
Hart gewaffnet, Dir zur Ehre.

Gieb, daß nicht uns Haß und Rache,
Menschenfurcht uns nicht entzweie,
Gieb, daß Deine Gottessache
Unberührte Seelen weihe.

Jeder Strahl aus Deinen Sonnen
Klingt in unsrer Herzen Stille,
Alle Wünsche sind zerronnen,
In uns athmet nur Dein Wille.

Gieb, daß Deines Himmels Feuer
Falschheit, Wust und Dunst zerstiebe;
Härte uns, Du Blitzestreuer,
In dem Feuer Deiner Liebe.

Nicht, um Römerglück zu werben,
Siehst Du unsre Heere schreiten:
Laß uns siegen, laß uns sterben,
Dein der Kranz der Ewigkeiten.

Die Stimme der Jugend.

Standarten und Spiele,
Wie blitzen die Höhn!
Der Herbstwind wie kühle,
Der Morgen wie schön!

Ihr Brüd.r, uns bindet
Ein königlich Band,
Das Nichtige schwindet,
Wir schützen das Land.

Wie wuchsen im Frieden
Wir träge heran!
Gefahren, sie schmieden
Den Knaben zum Mann.

Nun brausen die Wälder
Dem feurigen Bund,
Bald dampfen die Felder,
Bald donnert der Grund.

Frisch auf! Wenn die zweite
Der Sonnen e wacht,
Sie leuchtet dem Streite,
Der herrlichen Schlacht.

Und kauert in Gräben
Und lauert der Tod,
Sprüht Freiheit und Leben
Aus funkelndem Roth.

Die Stimme des Donners.

Im Donner stürzt das Schöpferwort zur Erde,
Das Weltall athmet schwer:
Durch Wirbel zuckt der Flammenruf: Es werde!
Das Chaos ist nicht mehr.

Schon schwingen sich zum Feuerkranz die Sonnen,
In Weißgluthpracht,
In Schattenthälern ist der Tag zerronnen,
Es blaut die Nacht.

Gewaltge Spannung bannt die Firmamente,
Es sprüht der Streit,
Urewiges Hassen sträubt die Elemente,
Die Windsbraut schreit.

Da kracht die Feste, flammt die Atmosphäre,
Der Abgrund stöhnt,
Zurück die Welt ins Chaos und ins Leere!
Und Satan höhnt.

Nun brechen blutige Segensströme nieder
Aus Götterbrust,
Aus höchstem Opfer trinken Welten wieder
Sich Werdens Lust.

Im Rosenlicht verklärt, der Himmelsbogen
Besiegt die Nacht;
Der Heros stürmt, vom Glanz emporgezogen:
Es ist vollbracht.

Herwart Raventhal.

Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie Euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn Ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem Heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt Euch, die Schärpe des Wärters,
Wenn Ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,

Dient an der Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes: nur Du verknüpfest in einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

Schiller.

Erstes Bataillon Garde.

Erstes Bataillon Garde. Parad' oder Schlacht:
Ihm wenig „Differenzen“ macht.
Ob in Potsdam sie trommelnd auf Wache ziehn,
Ob sie stehen und fallen bei Kolin,
Ob Patronenverknattern, ob Kugelpfiff,
Immer der selbe feste Griff,
Die selbe Ruh. Jede Miene drückt aus:
„Ich gehör' zur Familie, bin mit vom Haus.“

Ihrer Viere sitzen im Knapphans-Zelt,
Eine Kottbusser hat sich Jeder bestellt,
Einen Kornus dazu; das Bier ist frisch.
Ein Berliner setzt sich mit an den Tisch,
Ein berliner Budiker. Da währts nicht lange:
Plappermühle ist im besten Gange.

„Wahrhaftig, Ihr habt die schönste Montur,
Litzen, Paspel, Silberschnur,
Blechmützen wie Gold, gut Traktement
Und der König Jeden von Euch kennt.
Erstes Bataillon Garde, Prachtkerle vor allen,
Solch Götterleben sollt mir gefallen.“

Drei schwiegen. Endlich der Vierte spricht:
„Ne, Freund Berliner, so geht Das nicht.
Eine proppre Montur, was soll uns die geben?
Unser Götter- ist ein Jammerleben.
Potsdam, o Du verfluchtes Loch,
Führst Du doch heut in die Hölle noch
Und nähmst Ihn mit sammt seinen Hunden, —
Da wär auch Der gleich abgefunden
Ich meine Den da oben; uns läg' nichts dran;
Is doch blos ein Quälgeist und Tyrann,
Schont nicht Fremde, nicht Landeskinder,
Immer der selbe Menschenschinder,
Immer die selbe verfluchte Ravage, —
Potsdam, o Du große Blamage!“

Das war dem Berliner nach seinem Sinn.
Er lächelte pfiffig vor sich hin:
„Ich sag' Das schon lange. Was hat er denn groß?
Große Fenstern hat er; sonst is nicht viel los.
Und reden kann er. Na, Das kann Jeder;
Hier aber: er zieht nicht gerne von Leder."

Da lachten alle Vier; und der Eine spricht:
„Ne, Freund Budiker, so geht Das nicht
Zuhören kannst Du, wenn wir mal fluchen,
Aber Du darfst es nicht selber versuchen.
Wir dürfen frech sein und schimpfen und schwören,
Weil wir selber mit zugehören.
Wir dürfen reden von Menschenschinder:
Dafür sind wir seine Kinder
Potsdam, o Du verfluchtes Loch!
Aber Er: Er ist unser König doch,
Unser großer König. Gott soll mich verderben,
Wollt' ich nicht gleich für Fritzen sterben!"

Theodor Fontane.

An Deutschland.

Sei gegrüßt, Du Heldenwiege,
Land der Milde, Land der Kraft!
Stets erringe neue Siege,
So im Frieden, so im Kriege,
Durch den Geist, der in Dir schafft!

Wohl ergeh' es Deinen Stämmen,
Die ihr freies Feld bebaun,
Von der Alpen wilden Kämmen
Zu der Marschen letzten Dämmen,
Gott mit allen deutschen Gaun!

Er behüte Deine Masten,
Die auf schwanker Woge gehn!
Wo die fernsten Schiffe rasten,
Einzutauschen fremde Lasten,
Laß auch Deine Wimpel wehn!

Ruhm bedecke Deine Heere,
Deiner Marken trutzigen Wall!
Hort des Friedens, Hort der Ehre,
Durch die Länder, durch die Meere
Gehe Deines Namens Schall!

Martin Greif.

Der sterbende General.

Er lag im dichtverhängten Saal,
Wo grau der Sonnenstrahl sich brach,
Auf seinem Schmerzensbette lag
Der alte, kranke General.
Genüber ihm am Spiegel hing
Echarpe, Orden, Feldherrnstab.
Still war die Luft, am Fenster ging
Langsam die Schildwach auf und ab.

Wie der verwitterte Soldat
So stumm die letzte Fehde kämpft!
Zwölf Stunden, seit zuletzt, gedämpft,
Um „Wasser" er, um Wasser bat.
An seinem Kissen beugten Zwei,
Des Einen Auge rothgeweint,
Des Andern düster, fest und treu,
Ein Diener und ein alter Freund.

„Tritt seitwärts", sprach der Eine, laß
Ihn seines Standes Ehren sehn!
Den Vorhang weg, daß flatternd wehn
Die Bänder an dem Spiegelglas!"
Der Kranke schlug die Augen auf.
Man sah wohl, daß er ihn verstand;
Ein Blick, ein leuchtender, und drauf
Hat er sich düster abgewandt.

„Denkst Du, mein alter Kamerad,
Der jubelnden Viktoria?
Wie flogen unsre Banner da
Durch der gemähten Feinde Saat!
Denkst Du an unsres Prinzen Wort:
‚Man sieht es gleich, hier stand der Wart!'
Schnell, Kamerad, nehmt die Decke fort,
Sein Odem wird so kurz und hart!"

Der Obrist lauscht; er murmelt sacht:
„Verkümmert wie ein welkes Blatt!
Das Dutzend Friedensjahre hat
Zum Kapuziner ihn gemacht.
Wart! Wart! Du hast so frisch und licht,
So oft dem Tode Dich gestellt!
Die Furcht, ich weiß es, kennst Du nicht,
So stirb auch freudig wie ein Held!

Stirb, wie ein Leue, adelig,
In seiner Brust das Bleigeschoß,
O stirb nicht, wie ein zahnlos Roß,
Das zappelt vor des Henkers Stich!
Ha! Seinem Auge kehrt der Strahl!
Stirb, alter Freund, stirb wie ein Mann!"
Der Kranke zuckt, zuckt noch einmal
Und „Wasser! Wasser!" stöhnt er dann.

Leer ist die Flasche. „Wache dort,
He! Wache, Du bist abgelöst!
Schau, wo ans Haus das Gitter stößt,
Lauf, Wache, lauf zum Borne fort!
's ist auch ein grauer Knasterbart
Und strauchelt wie ein Diomedar . . .
Nur schnell! Die Sohlen nicht gespart!
Was, alter Bursche, Thränen gar?"

„Mein Kommandant", spricht der Ulan,
Grimmig verschämt, „ich dachte nach,
Wie ich blessirt am Strauche lag,
Der General mir nebenan,
Und wie er mir die Flasche bot,
Selbst dürstend in dem Sonnenbrand,
Und sprach: ‚Du hast die schlimmste Noth!'
Dran dacht ich nur, mein Kommandant."

Der Kranke horcht; durch sein Gesicht
Zieht ein verwittert Lächeln, dann
Schaut fest den Veteran er an.
Die Seele, der Viktoria nicht,
Nicht Fürstenwort gelöst den Flug,
Auf einem Tropfen Menschlichkeit
Schwimmt mit dem letzten Athemzug
Sie lächelnd in die Ewigkeit.

Annette von Droste-Hülshoff.

Der Tambour.

Wenn meine Mutter hexen könnt',
Da müßt' sie mit dem Regiment
Nach Frankreich, überall mit hin
Und wär' die Marketenderin.
Im Lager, wohl um Mitternacht,
Wenn Niemand auf ist als die Wacht

Und Alles schnarchet, Roß und Mann,
Vor meiner Trommel säß' ich dann:
Die Trommel müßt' eine Schüssel sein,
Ein warmes Sauerkraut darein,
Die Schlägel Messer und Gabel,
Eine lange Wurst mein Sabel,
Mein Tschako wär' ein Humpen gut,
Den füllt' ich mit Burgunderblut
Und weil es mir am Lichte fehlt,
Da scheint der Mond in mein Gezelt;
Schaut er auch auf Französch herein,
Mir fällt doch meine Liebste ein.
Ach weh! Jetzt hat der Spaß ein End!
Wenn nur meine Mutter hexen könnt'!

Eduard **Mörike.**

Adelig Begräbniß.

Ein Zugwind ging durch die Stuben,
Aufstanden Halle und Thor,
Als die Mittelmärkischen begruben
Ihren alten Otto von Rohr.

Sechs Rohrsche Vettern ihn tragen,
Sechs andere nebenher,
Dann folgten die Von der Hagen
Und die von Haeseler.

Ein Ribbeck, ein Stechow, ein Zieten,
Ein Rathenow, ein Quast.
Vorüber an Scheunen und Mieten,
Auf den Schultern schwankt die Last.

Um den Kirchhof her ein Blitzen
Von Herbstessonnenschein,
Die rothen Berberitzen
Hängen über Mauer und Stein.

Eine dreizehner Landwehrfahne
Der alte Von Bredow trug
Und Hans Rochow von Rekahne
Schloß ab den Trauerzug.

Theodor **Fontane.**

Wer weiß, wo?

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampften Sommerhalm

Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus
Und Mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
Er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang,
Er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug,
Am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
Den kleinen erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand.
Wer weiß, wo?"

Und Der gesungen dieses Lied
Und Der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich und bist auch Du,
Verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh,
Wer weiß, wo?

Detlev von Liliencron.

Auf dem Marsch.

„Alter, was schleppst Du Dich noch mit?
Humpelst und bist aus Schritt und Tritt;
Warum bliebst Du nich zu Haus?
Mit über Sechzig is es aus."

„Nich aus. Ich kann noch im Feuer stehn.
Und wenn dann die Jungen nach mir sehn
Und merken, der Alte blinzelt nicht
Und rührt kein Haar sich in seinem Gesicht
Und zielt in Ruh und giebt seinen Schuß,
Da machen sies auch, wie mans machen muß,

Und halten aus in Donner und Blitz.
Im Feuer nicht blinzeln: Das kann ich noch, Fritz."
Theodor Fontane.

Vor Paris.

Mein Liebling, ich muß meine Entrüstung über den auch Dir gemeldeten und in vielen Zeitungen gedruckten Gedanken zum Ausdruck bringen, als hemmte ich das Spiel unserer Geschütze gegen Paris und trüge damit die Schuld an der Verlängerung des Krieges. Jeden Morgen seit Wochen hoffte ich, durch das Donnern geweckt zu werden; über zweihundert stehen schon, aber sie schießen nicht und sollen doch noch nicht Paris, sondern nur einige Forts zum Ziel nehmen. Es schwebt über der Sache irgendeine Intrigue, angesponnen von Weibern, Erzbischöfen und Gelehrten; bekannte hohe Einflüsse sollen mitspielen, damit das Lob des Auslandes und die Phrasenberäucherung keine Einbuße erleiden. Jeder klagt hier über Hindernisse anonymer Natur. Der Eine sagt, man stelle die Artillerietransporte auf den Bahnen zurück, damit sie nicht eintreffen; der Andere schilt auf Mangel früherer Vorbereitung; der Dritte sagt, die Munition sei noch zu wenig, der Vierte, die Armirung unfertig, der Fünfte, Alles sei da, nur nicht der Befehl, zu schießen. Dabei frieren und erkranken die Leute, der Krieg verschleppt sich, die Neutralen reden uns drein, weil ihnen die Zeit lang wird, und Frankreich waffnet mit den Hunderttausenden von Gewehren aus England und Amerika. Das Alles predige ich täglich; und dann behaupten die Leute, ich sei schuld an dem Verschleppen, was vieler ehrlicher Soldaten Tod verursachen kann, um mich vom Ausland für Schonung der „Civilisation" loben zu lassen. Bitte, widersprich der Lüge gegen Jedermann . . . Unsere Geschütze schweigen noch immer, nachdem man etwa dreimal so viel hergefahren, als einstweilen gebraucht werden können. Ich war von Haus aus, also vor zwei Monaten, gar nicht für die Belagerung von Paris, sondern für andere Kriegsmethoden; aber nachdem die große Armee hier zwei Monate festgenagelt ist und während der Enthusiasmus bei uns verraucht und der Franzose rüstet, muß die Belagerung auch durchgeführt werden; es scheint aber, als wolle man die vierhundert Brummer und ihre Hunderttausende von Centnern Kugeln bis nach dem Frieden stehen lassen und dann wieder nach Berlin fahren . . . Roon ist krank aus Aerger über die Intriguen gegen das Bombardement von Paris. Wenn einmal bekannt wird, weshalb unsere guten Soldaten so lange im Granatfeuer schlafen müssen und nicht angreifen dürfen: Das wird böses Blut geben; und bekannt muß es werden, denn es sind zu viel Leute, die daran glauben. Ob der König es weiß und duldet oder getäuscht wird, ist Streit; ich glaube das Letzte gern. Das Komplot, wenn es existirt, sitzt im Generalstab, der mir, außer dem guten und klugen alten Moltke, überhaupt nicht gefällt; ihm ist der Erfolg kaiserwahnsinnig in die Krone gefahren und ich ängstige mich oft, daß diese anmaßende Selbstüberschätzung an uns noch gestraft werden wird. Mit Moltkes Namen decken sich Andere; er selbst ist alt geworden und läßt gehen,

was geht. Die Regimenter reißen uns durch, nicht die Generale ... Nach den glänzenden Siegen an der Loire und im Norden sitzt unsere große pariser Armee nach wie vor still, ob fest „gemauert" oder ob ihr, wie Thor, ein „weiblich Gewand die Knie umwallt" und sie am Gehen hindert: Gott weiß es. Aber betrübend ist es und Menschen kostet es mehr als jeder Sturm. Auch Moltke ist, und natürlich mit entscheidender Stimme, gegen den Angriff und für alle Waffenstillstände. Ich enthalte mich natürlich, meine civilistische Ansicht solchen Autoritäten gegenüber geltend zu machen. Ich habe keine menschliche Seele hier zum Reden über Zukunft oder Vergangenheit. Wenn man zu lange Minister ist und dabei, nach Gottes Fügung, Erfolge hat, so fühlt man deutlich, wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß Einem allmählich höher und höher, bis ans Herz steigt; man gewinnt keine neuen Freunde, die alten sterben oder treten in verstimmter Bescheidenheit zurück und die Kälte von oben wächst, wie Das die Naturgeschichte der Fürsten, auch der besten, so mit sich bringt; alle Zuneigungen aber bedürfen der Gegenseitigkeit, wenn sie dauern sollen. Dieses Hofleben erträgt kein gesundes Herz auf die Dauer ... Moltke soll bekehrt sein, seit er anonyme Zeitungsgedichte erhielt, die zeigten, daß sein System, als ob die Sache ihn nicht anginge, vor der Oeffentlichen Meinung keine Gnade fand. Der Ruhm der Führung liegt in dem bewundernswerthen Heldenmuth der Truppe; nur etwas weniger davon: und keiner der Führer würde vor der Kritik heute bestehen ... Jetzt ist Mont-Avron in einem Tag zusammengeschossen und ohne Verlust besetzt worden. Die bisherigen Gegner des Angriffs sind bekehrt, fast etwas sauer blickend über die raschen Erfolge der Artillerie; denn Jeder sagt sich nun im Stillen: Das hätten wir vor zwei Monaten auch gekonnt, wenn nicht ein Dutzend Leute von Einfluß aus verschiedenen Gründen es hinderte ... Mein kleiner Freund Thiers ist sehr geistreich und liebenswürdig, aber kein Geschäftsmann für mündliche Unterhandlungen. Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam, wie aus einer geöffneten Flasche, und ermüdet die Geduld, weil er hindert, zu dem trinkbaren Stoff zu gelangen, auf den es ankommt. Dabei ist er ein braver kleiner Kerl, weißhaarig, achtbar und liebenswürdig, gute altfranzösische Formen; und es wurde mir sehr schwer, so hart gegen ihn zu sein, wie ich mußte. Das wußten die Bösewichter und deshalb haben sie ihn vorgeschoben. Gestern haben wir, endlich, unterzeichnet; mehr erreicht, als ich für meine persönliche politische Berechnung nützlich halte. Aber ich muß nach oben und nach unten Stimmungen berücksichtigen, die eben nicht rechnen. Die letzte Schwierigkeit wird nun sein, diese Bedingungen in Bordeaux durch die siebenhundert Köpfe starke Versammlung zu bringen ... Der König ist nun gar nicht nach Paris hineingelangt, weil die Franzosen sich mit der Ratifikation so eilten. Es thut mir leid; denn geschehen wäre ihm nichts. Bei dem Zapfenstreich, Donnerstag, sind Tausende Pariser mit unseren Soldaten im Arm gefolgt; und bei „Helm ab zum Gebet" nahmen alle die Hüte ab und sagten: „Voilà ce qui nous manque." Das wird wohl richtig sein. Bismarck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. September 1914.

Werdet nicht müde!

Den deutschen Seekriegern.

Unter Allen, denen das höchste Glückserlebniß heute gestattet, für Deutschlands Macht und helle Zukunft die Waffen zu führen, ward Euch die härteste Pflicht. Die Kameraden vom Landheer haben dichte Schaaren, reisige Söhne und Söldner aus vier Reichen, niedergerungen; sie kämpfen schon unter dem staunenden Auge des zweiten Mondes oder wissen, daß sie morgen in Kampf stürmen dürfen. Ihrer Thaten Ruhm hallt, klirrt, dröhnt durch die Welt und dem spröden Willen des Feindes selbst entbindet aus Wuthwehen sich das Bekenntniß: Nie sah die Erdfeste solches Heer. Ihr? Müsset warten. Vielleicht, bis des Spätherbstes gelbbrauner Nebel die Nordsee und das Aermelloch düstert. Vielleicht noch länger. Fünfzig Tage, fünfzig Nächte hindurch seid Ihr, in jeder Minute, nun zu kämpfen bereit. Für den Auftrag, dessen Ausführung mit dem Leben bezahlt werden muß (muß: welche Schicksalspunktzahl auch der Eisenwürfel nach dem Fall zeige), haben aus Euren Reihen sich Hundert gemeldet. Jauchzend, wie in die Brautkammer, darin die Geliebte harrt, würdet Ihr, Offiziere und Mannschaft, fürs Vaterland in Todesgewißheit schreiten. Der graue Admiral und der jüngste Maat, der mühsam jetzt, von eines ungeschützten Fischdampfers Deck, Seeminen auffammelt, fleht die Stunde herbei, die auch sein Blut für die zum Reichsneubau nöthige Mörtelmischung heischt. Fünfzig Tage, fünfzig Nächte lang ist in Euch jeder Nerv gestrafft, glüht jede Fiber, rüttelt jeden

Lufthauch, der aus dem Brustschacht klimmt, der männische Wunsch, den Erzrumpf des Feindes zu zerstücken, seines Hauptes Dach mit Flammenbiß aufzureißen, seine Polypenarme, als ein Bündel blutiger Fetzen, ins Meer zu streuen. Nordwärts möchtet Ihr, nach der Küste Schottlands, dampfen, die Sperre, das Werkzeug zu verschmitztem Kundenfang, brechen und erweisen, daß die Flotte, die Schiller als unüberwindlich pries, heute von furchtloser Kraft zu überwinden ist. Ihr müsset warten. Alle gehorchen. Denn sie sind Deutsche, also in Ordnung, Unterordnung gewöhnt und dem Uebermuth fern, der gegen unwillkommenen Befehl den Meuterdrang aufpeitscht. Doch Mancher preßt die Kiefern fest zusammen, daß kein Wort, kein Ton zornigen Schmerzes durch das Zahngatter schlüpfe. Und an tausend Herzen nagt die Frage: „Wie lange noch müssen wir, in steter Bereitschaft und ohne Erlaubniß zu Handlung, als Buchtwächter und Nordmeerpförtner hier lungern? Den Brüdern gönnen wir gern den in Belgien, Lothringen, Ostpreußen, an den Ufern der Memel und der Marne gepflückten Lorber; neiden ihnen nur die Möglichkeit, für Deutschland zu fechten, zu bluten und im Saft ihres Lebens einen Theil des Feindeschwarmes wegzuschwemmen. Muß, wenn wir thatlos bleiben, die Heimath nicht glauben lernen, wir seien wirklich, wie der liebe dicke Zollernonkel und Baccaratkönig Eduard zwinkernd zu sagen pflegte, nur Willys Spielzeug? Unsere Waffe in Friedenszeit zwar, als Einschüchterungmittel, tauglich, aber im Thorwinkel, hinter Fels- und Feuerschlundschutz zu bergen, wenn dieses Mittel den Nutzen versagt und Britania den Krieg, vor dem es zu bangen schien, gewagt hat? Muß das Volk nicht von der Meinung durchdrungen werden, daß unsere Arbeit zu lässig war, um uns draußen Furcht, im Herzen deutscher Menschheit Vertrauen zu werben?“

Nirgends, deutsche Seekrieger, fändet Ihr im Land Eurer Liebe solchen Wahn; nicht im Hirn eines kaum zum Bewußtsein erwachten Kindes. Jeder Deutsche ist stolz auf Euren Muth, Euren Willen zur Schlacht, Eurer Seelen völlige Hingebung ans Vaterland. Jeder weiß, wie Ihr, unermüdlich, gearbeitet und was Ihr mit dieser Fleißleistung erreicht habt. Daß nicht nur die Panzerung Eurer Schiffe härter und die Durchschlagskraft Eurer Geschosse stärker ist als der Briten: daß Ihr auch durch die Sicherheit Eures messenden Blickes, die Flinkheit Eurer Hände, die Dauer Eurer

Gefechtsfähigkeit ihnen überlegen seid. Die unüberwindliche Flotte? Das Wort sprach Wahrheit, als Schiller in eines Priesters inbrünstigem Feiersang ein England rühmte, in dem der Allmächtige eines Heldenstammes Wurzelscholle, die Tyrannenwehr, das Paradies der Freiheit hege und das er deshalb wider das schwimmende Heer furchtbarer Citadellen schütze. „Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen, der Unterdrückung letzter Felsendamm zusammenstürzen, der Menschenwürde starker Schirm verschwinden?" Dieses Albion modert. Das einst von Philipps, des Ketzerschlächters, spanischer Armada bedrohte ist jetzt dem Schutzherrn des Heiligen Synod, der moskowitischen Inquisition, und Nippons gelbem Volk menschenähnlicher Affen verbündet; löhnt, uns aus redlich erworbenem Besitz zu hetzen, braune und schwarze Bluthunde. Wo ist die „großherzige Britania", der unser Dichter zurief: „Der Segel stolze Obermacht, hast Du sie nicht von Millionen Würgern erstritten in der Wasserschlacht?" Unser Auge sucht sie vergebens. Unser Dichter priese sie nicht mehr als der Länder Fürstin, die mit dem Geist und dem Schwert die Herrschaft über die Meere errang; spräche, wenn er sie in Lebensgefahr erblickte, nicht mehr: „Bang schaut auf Dich der Erdenball und aller freien Männer Herzen schlagen und alle guten, schönen Seelen klagen theilnehmend Deines Ruhmes Fall." Wer weiß, ob nicht auch ihrer Marine Kraft vom Rost so zerfressen ist wie ihres Volksthumes Stolz auf Freiheit und Würde? Ihr, deutsche Seekrieger, seid jung; und jung ist, an unseren Küsten, Euer Wehrgeräth. Ihr seid nicht mit Eitelkeit bepackt, von Alltagsgewöhnung vernarbt, im geistlosen Brauch überlieferter Formen und Glaubenskapseln erstarrt. Was England zu lehren vermochte, lerntet Ihr; erwarbet es, mit ungeheurem Aufwand eigener Arbeit, aber, um es recht zu besitzen, und schufet dann selbst Euch die Ordnung, den Plan, das Pflichtengehäus, die Eurer Wesensart angepaßten Künste zum Kampf. Alldeutschland vertraut Euch ohne Wank; empfindet längst, daß Eure Glieder aus feinem edelsten und drum dauerbarsten Menschenstoff gefügt sind; schätzt Euren schönen, männlich frohen, nie mürrischen Ernst, die selbstlose Hingabe an die Gemeinschaftsache und Euer Streben, auch des Geistes Fuß auf Gipfel zu heben, nicht behaglich auf der früh erkletterten Stufe zu weilen. Müßtet Ihr in die Schlacht: wir würden nicht bangen. Wir wüßten Germaniens Ehre in treuster Hut. Heldisch

würdet Ihr kämpfen; und Helden begrübe das Meer. Doch Eurem Sehnen darf unseres sich nicht vermählen. Noch nicht. Unter Allen, die für Deutschland gewaffnet sind, wird Euch die härteste Pflicht zugemuthet: zähe Geduld. Ihr seid dem Vaterland unersetzlich. Im Weinmonat wird, der Feindschaft zum Entsetzen, eine Million frischer Krieger gen West und gen Ost über unsere Grenze marschiren. Zwei Millionen können ihr, wenns nöthig wird, folgen. Nicht hastig von der Straße, aus Werkstatt, Schule, aus Zechenschachten aufgelesenes, halb nur tüchtiges, halb kaum fertiges Gewimmel, nein: gründlich durchgebildetes, der Waffe mächtiges, jeder Dienstpflicht kundiges Kriegervolk. Das können die Anderen nicht leisten. Schon rüstet Frankreich sein letztes Aufgebot; und die Stoßkraft und Widerstandsfähigkeit russischen Landsturmes läßt sich aus der Summe des von Nikolais Kerntruppe bisher Gewirkten errechnen. Unser Heer ficht hinter dem Wall der Gewißheit, daß, auf Jahre hinaus, für jeden Fallenden sofort ein Landsmann, mit keimendem oder mit greisendem Bart: ein rüstiger, in die Feuerreihe treten wird. Nur Ihr seid, Seekrieger, unersetzlich. Sinkt ein Schiff: wir haben kein anderes auszusenden; könnten auch während des Krieges nicht neue Mannschaft so schulen, daß die Bedienung der Feuer werfenden Kolosse im Größten und Kleinsten sicher verbürgt, gegen alles Ungefähr gefeit wäre. Allzu groß ist die Uebermacht der Zahl. Geduld muß Euer Schild sein.

Der Landkrieg ist einer Großindustrie ähnlich geworden (einer, die unwirksam bleiben müßte, wenn nicht Heldensinn, nicht Todesverachtung ihre Vorarbeiter wären). Zufallslaune ist aus dem Bereich dieses Krieges verbannt. Die ihn vorbereiten und leiten, knausern niemals am Material; wissen, daß der beste Stoff stets der billigste ist. Auch, was der Gegner zu leisten vermag; wie stark er, wie geschwind ist; wo auf seiner Haut die ungehürnte Stelle; welches Gelände ihm günstig und welches gefährlich. Sie haben errechnet, welche Massen er an jeden Ort werfen, wie ihnen Munition und Nährmittel sichern, wo die Verbindunglinie ihm zu lang werden könnte. Daraus ergiebt sich, was sie selbst brauchen, damit feindliche Ueberlegenheit nicht der Truppe die Lust zum Angriff dämpfe. Wer das modernste Geräth und die tüchtigste Bedienungmannschaft hat, siegt auf dem Händlermarkt und auf der Walstatt. Die Kriegsbereitung als Großindustrie, Kriegergeist

und soldatische Zucht als jede Lebensregung bestimmende Mächte: auch da ist gewichtige Bürgschaft unseres Sieges. Bei Tannenberg wußte ein russischer Corpsführer nicht, daß seine Munition weit hinter ihm im Sumpf steckte, und weigerte drum die Waffenstreckung, als Generalmajor von Ludendorf, dem deutsche Flieger die gute Post gebracht hatten, ihn dazu auffordern ließ; nach einer Weile mußte sein Corps das Feuer einstellen und sich ergeben. Solches könnte bei uns nicht geschehen. Daß nicht jede Verpflegungskolonne den Truppentheil, dem sie zugedacht war, pünktlich erreichte, wird durch die Marschleistung des deutschen Heeres, eine in keinem Krieg je geschaute, erklärt. Für alles Erlangbare ist von weitsichtigem Wirthschaftersinn so klug vorgesorgt wie in Essen, Gelsenkirchen, der Badischen Anilinfabrik oder einer anderen Industriegesellschaft. (Nicht nur für den Heeresbedarf. Dem Leiter eines großen Gaswerkes wird die Ankunft eines Kohlenzuges gemeldet. Seltsam, sagt er; ich hatte nirgends Kohle bestellt. Die, hört er, brauchen Sie auch nicht abzunehmen; der Generalstab, der in den nächsten Tagen alle Gleise für Truppennachschübe braucht und dem Privatgüterverkehr deshalb die Strecke sperren muß, wollte der Industrie, die nicht zu früh in seinen Plan hineinblicken durfte, Verlegenheit ersparen und läßt allen Werken, denen Mangel schädlichen Stillstand aufzwingen könnte, Kohle zufahren. Im Drang einer Arbeit, deren Bewältigung fast über Menschenvermögen zugehen scheint, hat der Generalstab also noch an das Wirthschaftbedürfniß der dem Gemeinwohl dienstbaren Aktiengesellschaften gedacht. Das machen die betreßten Herren in London, Bordeaux, Petrograd ihm nicht nach.) Tollkühnheit kann mehr wagen, als im Augenblick durchführbar ist, und den Feldherrn nöthigen, den Flügel, der zu keck vorwärts flatterte, behutsam zurückzubiegen. Eine Armee, der Brot, Tabak, Wasser fehlt, kann einmal früher ermatten, als ihr, die sechzehnstündige Märsche munter überstand, zuzutrauen war. Andere Rechenfehler sind in dem von soldatisch-industriellem Preußengeist bewachten Landkrieg unwahrscheinlich. Zufallstücke wird ihm seltener zum Verhängniß als Wetterschlag einem Bergwerk. Für jedes von wachem Verstand ahnbare Ereigniß ist vorgesorgt.

Einen Seekrieg gewaltiger Flotten sah unser Jahrhundert nicht. Die Holzkähne der Spanier waren den Amerikanern kein

ernsthafter Gegner. Der Ueberfall in der Tsushimastraße bescherte den Japanern billigen Ruhm; schon die Navigation bürdete dem Führer der schadhaften, an Kiel und Rippen verschmutzten Schiffe, dieser grobkantigen, ungeübten, aus Werften, Fabriken, Schänken zusammengetriebenen Russenmannschaft allzu schwere Last auf. Nirgends ward aus Marinekämpfen unserer Zeit Erfahrung gespeichert, die dem Strategen und Taktiker zuraunt, was kein Lehrbuch ihm sagen konnte. Ungehemmt waltet hier Zufall. Wir zweifeln nicht, daß Ihr, deutsche Seekrieger, die Wunder von Lüttich, Namur, Belfort erneuen würdet; daß Eure Feuerschlünde mächtig genug sind, um mit einem Treffer, einem einzigen, den feistesten Dreadnought in die Tiefe zu betten und den Mastriesen zu besiegen, der mit dem Rufnamen des Invincible prahlt. Dem Tapfersten aber entsinkt, wenn ein Geschwader ihn von allen Seiten mit glühendem Eisen und Sprengstoff beschüttet, endlich die siebenfach gehärtete Rüstung wie ein zerschlissenes Linnen. Der Schaumünze, die an den Untergang der Armada erinnern sollte, ward der demüthig frömmelnde Satz eingeprägt: „Gottes Odem blies sie hinweg.“ Trotzdem Ihr nicht zwölf Dutzend Dominikaner sammt einem Großinquisitor an Bord habt, könnte Euren Schiffen kein Orkan so gefährlich wie einst Medinas werden; doch jeder Sturm, der das Zielen erschwert, müßte den Gegner begünstigen, der Verlorenes rasch ersetzen kann. Geduld sei Euer Panzerschild. Durch Ueberrumpelung, die vereinsamte Kreuzer aus dem Gischt pflückt, und durch Stachelrede, die Euch als schlachtscheu verdächtigt, möchte England den Feind aus sicherem Gewahrsam in seine Fallen locken. Täubet die Seele wider solche Versuchung; gehorchet nicht nur, weil Ihr müßt, dem Befehl, der Ruhe gebietet, sondern erfüllet Euch mit dem Glauben an seine Nothwendigkeit. Und wären drei Viertel der Britenflotte zerstört: das letzte Viertel bliebe stärker als das Häuflein Verwundeter, das Ihr, nach Menschenermessen, aus solchem Kampf heimbrächtet. Franzosen (die, wenn die Hauptmacht ihres Landheeres besiegt ist, wohl den Union Jack hissen werden) und Japaner könnten die Zahl der Gefechtseinheiten schnell wieder höhen; und auch ohne diesen Zuwachs schwände Britaniens Angst vor dem Einbruch des deutschen Heeres in ihr Inselreich. Diese Angst brauchen wir; bis in den Tag, dessen Sonne die Ohnmacht Frankreichs und Rußlands jedem Auge einleuchtet, ist sie

unentbehrlich. Sitzet drum, Landsmänner, nicht mit gefurchter Stirn beim kargen Mahl in der Messe. Starret nicht schlaflos ins Dunkel der schmalen Koje und grollet nicht länger dem Schicksal, das Euch die hehrste Wollust, den Kampf, das Opfer fürs Vaterland, wehrt. Schonet die Nervenkraft; sonst lahmt sie, wenn Ihr den Hals des Kaltblüters drosseln dürft. Jeder Deutsche fühlt, daß auf Euch die härteste Pflicht lastet. Jeder ist dankbar für die Erfüllung. Dämmet, Offiziere, Soldaten, Matrosen, das heiß strömende Blut! Auch Ihr opfert der deutschen Gottheit. Lebend seid Ihr die Sorge Englands. Die darf erst mit ihm sterben.

Asmodaios.

„Frankreich hat eine ungewöhnlich gute Ernte, deren Einbringung durch die Mobilisation und den Krieg durchaus nicht verzögert worden ist.“ „Die deutsche Diplomatie hat sich so ins Lügen gewöhnt, daß ihr die Rückkehr in klare und schlichte Wahrheit schwer werden müßte. Ihre Depeschenfälschungen erinnern an Bismarcks Streich mit dem Telegramm seines Königs. Rußland sollte isolirt, die Front der Verbündeten gesprengt und jede Macht einzeln der deutschen Herrschaft unterworfen werden. Jetzt fängt Rußland an, das Deutsche Reich zu isoliren, dessen Presse nun, endlich, zugeben muß, daß die russischen Siege den Reichsbestand gefährden. Wodurch würde Deutschlands Lage noch unbequemer? Durch die feste Klammer, in die unsere Armeen das deutsche Heer einzuzwängen bereit scheinen. Der Plan des berliner Generalstabes, uns in einem Monat niederzuringen, von West das Heer dann nach Ost zu werfen und Rußland zu schlagen, ist schon heute als unausführbar erwiesen. Die Wehrmittel der gegen Deutschlands Frechheit Verbündeten sind unerschöpflich und der Quell ihrer sittlichen Kraft kann nicht versiechen. Mit ihnen ist die Wahrheit, ist das Recht; und weder die Lügen der deutschen Diplomaten noch die abscheulichen Künste des Generalstabes können das Vertrauen der Völker erschüttern, die nicht besiegt werden wollen.“ „In Berlin und in München wurde eine offizielle Begeisterung erkünstelt; in den Kleinstädten und Dörfern aber sieht man allmählich ein, welches Unheil der Kaiser über Deutschland gebracht hat. Mehr noch als die Niederlage wird die Hungersnoth gefürchtet. Davor zittert der Reichste wie der Aermste. Manche

Familien hat die Angst zur Anhäufung ungeheuren Proviantes getrieben. Deshalb wird jetzt hier Jeder hart bestraft, in dessen Besitz mehr Lebensmittel gefunden werden, als er in zwei Tagen verbrauchen könnte. Schwarzseher selbst müssen bekennen, daß wir, in Frankreich, noch weitab von solchem Zustand sind." „Die Zuversicht der preußischen Offiziere ist gewichen, seit sie wissen, daß England uns auch zu Land helfen will." (Le Figaro.)

„Die Verzweiflung der Deutschen zeigt sich in ihrem Bemühen, um jeden Preis die Oeffentliche Meinung Amerikas für sich zu gewinnen. Tag für Tag überschwemmen des Kaisers Diener, auf seinen Befehl, die Zeitungen mit Zuschriften, deren Zweck aber stets durch den zornigen Widerspruch der Leitartikel vereitelt wird. Nun ist gar Herr Dernburg, der das berliner Kolonialamt geleitet hat, nach New York gekommen, um die Amerikaner zu überzeugen, daß ihr Interesse sie an die Seite des Kaisers weise. Vergebens. Die selbe Zeitung (New York Times), in der er die Bürger der Vereinigten Staaten umschmeichelt und die Engländer angeklagt hat, antwortet ihm: ‚Das Urtheil der ganzen gesitteten Menschheit hat Deutschland verdammt; und kein Sieg seiner Heere könnte diesen Spruch mildern. Jeder Amerikaner, der nicht deutsches Blut in den Adern hat, verurtheilt Deutschlands Handeln und hält für erwiesen, daß dieses Reich den Krieg gewollt und herbeigeführt hat.'" (The Daily Mail.) „Verwundete, die in die Heimath zurückgekehrt sind, berichten, daß die Deutschen sich fast nur auf ihre Artillerie verlassen und dem Bayonnetteangriff ausweichen." (Nowoje Wremja.) „In den Forts von Lunéville wurden fünftausend Deutsche getötet. Französische Artillerie hatte sie überrascht und zwei Stunden lang beschossen. Als nur noch dreihundert Deutsche kampffähig waren, entschloß der Kommandant sich zur bedingunglosen Uebergabe der Festung." (Rjetsch.) „Mindestens hundert Eisenbahnzüge bringen aus schottischen und nordenglischen Häfen russische Truppen nach Süden; von dort sollen sie nach Frankreich befördert werden." (Politiken.) „Unsere Flotte hat so gut gearbeitet und das Meer so gründlich gesäubert, daß der Schiffahrt kaum noch Gefahr droht. Mit den paar deutschen Kreuzern, denen im Atlantischen und im Stillen Ozean bald die Kohle fehlen muß, werden wir im Winter abrechnen. Die Risikoprämien für Segelschiffe sind noch im August rasch gesunken. Eine

entscheidende Seeschlacht: und die Zeit des Kriegsrisikos ist vorüber.“ „Die belgische Eisenbahnverwaltung hat tausend Lokomotiven und einen großen Theil ihrer Wagons nach Frankreich geschickt. Die belgischen Schiffmakler fordern unsere Rheder auf, sich zur Uebernahme des bisher von deutschen Schiffen bedienten Personen- und Frachtverkehrs bereit zu halten.“ (Shipping and Mercantile Gazette.) „Den ersten russischen Soldaten, die in Berlin einrücken, ist eine Geldspende zugedacht, für die in Petersburg schon zweihunderttausend Rubel gesammelt wurden.“ „Wenn Deutschland fortfährt, belgische Städte zu zerstören und ihnen Kriegssteuer abzupressen, werden die in den Vereinigten Staaten ansässigen deutschen Staatsbürger eine Milliarde aufzubringen haben, mit der Belgien von seinem Verlust entschädigt werden soll. Diesen Entschluß hat Präsident Wilson dem Deutschen Kaiser in einer Depesche angekündet.“ (Neptune.) „Die Bewachung des belgischen Eisenbahnnetzes ist deutschen Matrosen übertragen worden. Daraus muß man schließen, daß die Ersatzmannschaft schon verbraucht ist.“ (Agence Havas.) „Schon am siebenten September hatten die Russen die Umzingelung der galizischen Festung Przemysl begonnen. Zweiundachtzigtausend Oesterreicher waren bis dahin von den russischen Armeen gefangen worden.“ (Reuter.) „Am zweiten September soll der Deutsche Kaiser im brüsseler Hotel Bellevue gewesen sein. Abends ernannte er den General von Lüttewitz zum Statthalter in Belgien. In der selben Stunde saß der Kronprinz im laekener Königsschloß beim Festmahl.“ (Times.) „Die französische Krankenpflegerin Mariette Jony hat in Nancy vor dem Richter beschworen, daß zwei Bayern, ein Offizier und ein Gemeiner, vor ihrem Auge auf dem Schlachtfeld von Moncel zwei verwundeten Franzosen die Ohren abschnitten. Der Offizier hat dann auf sie geschossen und ihren Arm verletzt. Als sie aus der Ohnmacht erwachte, lagen ihre Gefährtinnen, die, wie sie selbst, die Binde des Rothen Kreuzes trugen, tot neben ihr.“ (Bericht der Französischen Gesandtschaft in Kopenhagen.) „Rußland hat bisher fünf Millionen Mann ins Feld geschickt und zwei Millionen können sofort folgen. Das russische Heer ist in Deutschland viel weiter vorgedrungen als das deutsche in Frankreich.“ (Nationaltidende.) „Von den Deutschen, die einige Tausend Offiziere verloren haben, ist die Initiative jetzt auf die Franzosen und Eng-

länder übergegangen." (Times.) „Auf dem westlichen Kriegsschauplatz hat die Vernichtung des deutschen Heeres begonnen. Die Truppen, deren Bewegung früher fest und sicher war, sind erschlafft und muthlos. Der rechte Flügel ist geschlagen und zum Rückzug aus Amiens und Arras gezwungen worden. Auch Lille soll vom Feind geräumt worden sein. Den übermüdeten Leuten fehlt Nahrung und Munition. Der Fluth folgt die Ebbe; dem Einbruch der Rückzug." (Daily Chronicle.) „Die Deutschen fliehen. Wenn wir, wie jetzt schon wahrscheinlich ist, sie bis an ihre Munition- und Verpflegungskolonnen zurücktreiben, wird ihre Verwirrung noch ärger, ihre Erschlaffung noch sichtbarer werden." (Daily Telegraph.)

Solche Stimmensammlung dünkt mich nützlicher als die Rufe, die, der deutschen Sache Gerechtigkeit zu erflehen, von der Reichszinne übers Meer gesandt wurden. Sie klangen nicht gut; und würden, auch wenn ihre Form von stärkerer Dialektikerkunst gefügt worden wäre, draußen doch nur als der Ausdruck zaghaft unruhvoller Sehnsucht nach Beifall oder mildem Spruch gedeutet. Wir stellen uns nicht vors Schiedsgericht, mag ihm Herr Wilson oder Herr Carnegie vorsitzen; und tragen Hohn heim, wenn wir mit bleicher Lippe um die Zubilligung mildernder Umstände bitten. Hunderttausend haben in den sechs Wochen des ersten Kriegstheiles geblutet. Größer noch ist die Schaar der Verarmten, dem halben Ertrag mühsamer Lebensarbeit Nachtrauernden. Und nun soll ein Fremdling entscheiden, ob unser Handeln gut oder bös war, dem dick wattirten Gewissen des Dutzendbürgers genehm oder zuwider? Fühlt der höchste Reichsbeamte sich der Vertheidigung, der Entschuldigung bedürftig, so mag er seinen Schreibertrain vorschicken; in den Stunden werdenden Schicksals selbst aber der Schußlinie fern bleiben. Er schwächt die Gemeinschaft, wenn er seine Redlichkeit und fromme Treue betheuert, und schmälert den neuen Nimbus des Kriegsherrn, wenn er ihn ersucht, vor der „Kulturwelt" sich von Anklage und Anwurf zu säubern. Infanterie, Artillerie, Kavallerie: da sind unseres Rechtes Beweise. Ueber die gebiete der Kaiser; andere taugen ihm nicht, seit er des Reiches Schwert und Sturmfahne ist. Die Lügen der Sippe, die unser Heer in eine Bande feiger Meuchler umfälschen möchte, wollen wir pökeln, Kindern und Enkeln aufbewahren. Antwort? Alle Niedertracht bändigende bringt nur die That. Hindenburgs

Strategie und wuchtiger Feldherrnwille, nicht das Gestöhn über Treubruch, hat den schmächtigen Nikolai von seinem Sitz gelockert. Um im Ehebett froh zu werden, mußte Tobias den Trüger Asmodaios mit Kohlendunst und Fischleberstank hinausräuchern.

Kein Wort also zur Abwehr fortan. Auch nicht gegen die Beschuldigung, daß die Belgier, die Aerzte, Pfleger, Verwundete peinigten, nur thaten, was vor hundert Jahren den Preußen empfohlen ward. „Der Landsturm ist blos bestimmt, die Landschaft und den nächsten eigenen Herd zu beschützen, und wird nicht aus der Landschaft an entfernte Grenzen geführt. Wo der Feind aus- und eindringt, da sammeln sich die Männer, fallen auf ihn, umrennen ihn, schneiden ihn ab, überfallen seine Zufuhren und Rekruten, erschlagen seine Couriere, Boten, Kundschafter und Späher, thun ihm allen Schaden und Abbruch, den sie ihm thun können, welches ihnen durch die Kenntniß von Wegen und Stegen, von allen Gelegenheiten und Schlupfwinkeln möglich ist. Sie sind dem Feinde ein furchtbares Heer, viel furchtbarer als ordentliche Soldaten, weil sie überall und nirgends sind, weil sie immer verschwinden und immer wieder kommen. Der Landsturm gebraucht Alles, was Waffe heißt und wodurch man Bedränger ausroden kann: Büchsen, Flinten, Speere, Keulen, Sensen und Aehnliches. Auch sind ihm alle Kriegskünste, Listen und Hinterlisten erlaubt, wodurch er mit der mindesten Gefahr bei Tag und bei Nacht den Feind vertilgen kann: denn der Räuber und Ueberzieher hat in seinem Land nichts zu thun." So lautete Arndts Weisung an die Landsturmmänner. Ein Lämmlein war dieser Ernst Moritz aus dem schwedischen Rügen nicht; keine Hirtenflöte hätte ihn so gesänftigt, daß er willig gewesen wäre, auf seiner Weide den Wolf grasen zu lassen. Ein derb deutscher Kerl und nach Preußenart frommer Christ, der, wenns dem Vaterland Nutzen verhieß, Erzengel in den Krümperrock geklemmt hätte. Er sah Bonapartes verwöhntes, in Wüstheit ausschweifendes Heer, sah die aus zwanzig Sprachzonen ihm zugelaufenen, zugeköderten Abenteurer und Strolche, die Heinrich Kleist wie Zottelbär und Pantherthier abschießen wollte. Und sprach, auf zerstampfter, verdorrter Erde zu einem der Scholle beraubten, seit sieben Jahren siebenzigmal geschändetem Volk. Dennoch rieth er nicht, Verwundeten die Augäpfel zu zerquetschen oder das Mannheitzeichen aus dem Leib zu fetzen. Das ist Deutschen, die unge-

hemmten Durchmarsch, nicht entehrendes Herrenrecht, erstrebten, in Belgien geschehen. Nicht einmal nur. Sammelt, Regirer, die Namen der Gemarterten und der zur Bezeugung so schmählicher Gräuel Bereiten. Heftet die Liste dem Lügenmerkbuch an, das wir von Euch fordern. Und erniedert Euch nicht in Zank noch in Schriftsätze, die „erklären“ sollen, warum in Flandern und Brabant des Wanderers Fuß, wie Posas in Philipps finsteren Tagen, heute wieder auf verbranntes Menschengebein treten kann.

Belgien und Frankreich.

Am fünften August 1866 fordert Graf Benedetti, Frankreichs Gesandter, von der berliner Regirung den Verzicht auf Mainz und das linke Ufer des Oberrheins. Dieses Gebiet verlange Louis Napoleon als Bürgschaft dafür, daß Preußen die bei Königgraetz eroberte Macht nicht mißbrauchen werde. Bismarck erwidert: „Diesen Wunsch könnte Ihrem Kaiser nur ein siegreicher Krieg erfüllen; und die Folge des Krieges wäre wahrscheinlich eine Revolution, die erweisen müßte, daß unsere Herrscherhäuser auf festerem Grund ruhen als alle Paläste der Bonapartes.“ Benedetti reist nach Paris: und der Kaiser erkennt, daß die Tage französischer Rheinbeherrschung nicht wiederkehren. Doch hüllt er, nach alter Gewohnheit, die Erkenntniß noch in parfumirten Dunst. Am achtzehnten August empfängt der Gesandte den Befehl, vertraulich zu erkunden, wie man in Berlin Frankreichs Entschluß zur Einverleibung Belgiens und Luxemburgs aufnehmen würde. Zwar dürfe weder Preußen Maastricht noch Holland Antwerpen erhalten (das, wenn England darauf bestehe, eine Freie Stadt werden könnte); aber Herr von Bismarck sichere den Hohenzollern durch dieses Abkommen, das sie nichts koste, alles in Deutschland Erworbene und obendrein die wichtige Bundesgenossenschaft Frankreichs. Das nimmt Belgien, wird dabei von Preußen, wenns sein muß, sogar mit Waffengewalt, unterstützt und gewährt als Entgelt ein Schutz- und Trutz-Bündniß. Benedetti entwirft den Vertrag; und sein Minister lobt ihn. Wann der Franzosenkaiser Luxemburg, wann Belgien nehmen wird, ist noch nicht gewiß; vielleicht vor, vielleicht nach der Einung der deutschen Stämme. Will Preußen sich höflich zeigen, dann entfestigt es Landau und Saarlouis. Gegen einen Bundesgenossen braucht es ja nicht Wälle

und Mauern. Doch in diesen Bund scheint der unberechenbare Herr von Bismarck sich gar nicht zu sehnen. Ist er mit Rußland im Reinen und braucht wirklich, wie er zu sagen pflegt, nur eine Großmacht als Stütze zu nahem Aufstieg? Seine Schuld ist, daß der Plan versickert. (Während eines Militärkonzerts im Tuileriengarten hat er 1867 dem Herzog von Bauffremont angedeutet, daß Napoleon die günstigste Stunde verpaßt habe. „Während wir gegen Oesterreich marschirten, mußte er das Pfand nehmen, das er begehrte. Wir konnten ihn damals nicht hindern. Wahrscheinlich hätte ihn auch England nicht angegriffen. Das konnte er ruhig abwarten. Nach unserem Sieg mußte er dann mit dem deutschen Norden gemeinsame Sache machen und uns zu Excessen ermuthigen.")

In der pariser Kammer tadelt Thiers die Thorheit, der Preußen und Italien ihren Machtzuwachs zu danken haben, und warnt vor der ärgeren: vor dem Versuch, Preußen jetzt noch zu zertrümmern. Nur den ungestümen Ehrgeiz dieses Staates müssen wir, eben so wie Rußlands, hemmen. Dazu ist nicht eine Heeresmehrung nöthig, durch die Frankreich in eine Kaserne verwandelt würde, sondern ein Bund aller zur Wahrung des Besitzstandes entschlossenen Mächte. Ollivier spricht für den Norddeutschen Bund, dessen Weitung Frankreich, um sich vor langwierigen und schweren Kämpfen zu schützen, begünstigen müsse. Graf Latour ruft: „Preußens Vorherrschaft in Süddeutschland wäre für uns keine kleinere Gefahr als das Russenregiment in Konstantinopel!" Jules Favre bekämpft die Absicht auf Belgien und Luxemburg. Die wirkt also noch fort. So lange Luxemburg deutsche Bundesfestung war, hatte Preußen das Recht, drei Viertel der Besatzung zu stellen und den Kommandanten zu ernennen. Nun ist der Deutsche Bund aufgelöst, Luxemburg durch Personalunion dem Niederland vereint und der König-Großherzog könnte den Abzug der preußischen Besatzung fordern. Dieser Forderung, sagt Bismarck zu Benedetti, würde er nicht widerstreben. Aus dem Haag aber kommt die bündige Frage, ob Preußen der Hingabe Luxemburgs an Frankreich zustimmen werde. Niemals; wider die laute Zustimmung würde der deutsche Volkszorn sich heftig auflehnen. Drei Tage danach aber hat Napoleon den König des Niederlandes völlig umgarnt; und der Abtretungvertrag soll schon am letzten Märzmorgen unterzeichnet werden. Weil nicht der

holländische, sondern der luxemburger Minister dazu befugt ist, entsteht noch ein kurzer Aufschub. Erster April. Bismarcks Geburtstag. Benedetti knüpft an seinen Glückwunsch die Bitte, eine wichtige Meldung machen zu dürfen. Weiter kommt er nicht; der Minister unterbricht ihn (dessen Auftrag er ahnt). „Leider habe ich jetzt keine Zeit. Ich muß in den Reichstag. Bennigsen will mich fragen, was uns über die luxemburger Sache bekannt sei, und fordern, daß dieses deutsche Land unter allen Umständen bei Deutschland bleibe. Wenn Sie mich begleiten, können wir unterwegs weiter darüber reden. Ich werde antworten, die Regirung glaube nicht, daß eine fremde Macht zweifellose Rechte deutscher Staaten verletzen wolle, und hoffe, diese Rechte in friedlicher Verhandlung schützen zu können. So meiden wir die Gefahr des Bruches. Meine Antwort ist aber nur mög'ich, wenn ich von dem Vertragsabschluß nichts weiß. Wenn Sie mir jetzt sagten, der Vertrag sei abgeschlossen, dürfte ich diese Thatsache dem Reichstag nicht verschweigen. Die Leute sind sehr aufgeregt und ich muß fürchten, daß meine Worte eine ungeheure Explosion bewirken würden. Da sind wir ja schon am Ziel. Haben Sie, der für jede Folge verantwortlich wäre, mir nun Wichtiges mitzutheilen?" „Nein." Höflicher Abschied. Bismarck schreitet durch die Reichstagsthür. Dem Satz, den er vor Benedettis Ohr sprach, schickt er einen voraus, der heute an alle Amtshäuser Frankreichs geklebt werden müßte: „Man erweist der preußischen Politik nur Gerechtigkeit, wenn man von ihr sagt, sie suche die Empfindlichkeit der französischen Nation, so weit es mit der eigenen Ehre verträglich ist, zu schonen." Holland weigert die Abtretung (weil Preußen ihr nicht zustimmen wolle) und Napoleons Aerger klingt in den Worten nach, die Sybel aus seinem Mund gehört hat: „Herr von Bismarck wollte mich dupiren; ein Kaiser der Franzosen darf sich nicht dupiren lassen." Luxemburg ist verloren; seine Neutralität wird von Europa verbürgt. Preußen entsagt dem Besatzungrecht. Und Zar Alexander der Zweite rühmt sich, den Frieden des Erdtheils gerettet zu haben.

Im nächsten Jahr will Napoleon (den Bismarck einen Tiefenbacher nennt) Belgien und Luxemburg zunächst durch Zollgemeinschaft an Frankreich ketten. Dann läßt er die Rechte und Betriebsmittel zweier belgischen Eisenbahngesellschaften aufkaufen. Das Ministerium Frère-Orban versagt die Genehmigung. Doch

die Verkäufer klammern sich an die Hoffnung auf fetten Gewinn und wollen den Bahnkörper dem Nachbarstaat ausliefern. Da bäumt sich der nationale Grimm auf und heult durch die Gassen, bis der Trägste ans Fenster stürzt. „Nimmermehr darf der ruchlose Plan gelingen, der uns listig in Fremdherrschaft ducken will!“ Vlamen und Wallonen, Päpstliche und Liberale: Alle eint der Trieb, des Vaterlandes Willensfreiheit zu wahren. Das Gesetz, nach dem Verträgen von solchem Gewicht nur der Spruch der Regirung Rechtskraft giebt, wird rasch erzwungen und fast einstimmig von beiden Kammern angenommen. Wieder ein Fehlstreich. „Ein Schlag in mein Antlitz“: stöhnt der Franzosenkaiser. Am zwanzigsten Februar 1869. Zwei Monate danach bestattet er den widrigen Handel und läßt durch La Valette die Brüsseler beschwichtigen. Ungefähr um die selbe Zeit schreibt Bismarck: „Die Meinung, daß wir den Krieg fürchten, darf in Paris nicht aufkommen. Wir sind fern von jeder Ueberhebung wie von jedem Wunsch nach Krieg; aber wir haben auch, nach gewissenhafter Prüfung unserer Kräfte und der des eventuellen Gegners, die Ueberzeugung, daß wir einem Kriege gegen Frankreich gewachsen sind und daß die Chancen des Sieges, menschlicher Weise zu reden, auf unserer Seite liegen. Daß wir mehr Ursache hätten, den Krieg zu vermeiden, als Frankreich, ist ein Gedanke, den wir hier nicht verstehen.“ Der Krieg kommt. Und Bismarck läßt, als das Heer ausmarschirt ist, den Vertragsentwurf drucken, durch dessen Unterzeichnung er 1868 das Königreich Belgien den Franzosen verschachert hätte.

Warum flucht Belgiens kelto-vlamisches Mischvolk uns? Seinen besten Kunst- und Kulturbesitz dankt es niederdeutschem Volksthum; dem berliner Helfer seinen Kongostaat und seine Selbständigkeit. Die hat es in gräßlichen Freveln nun verwirkt.

Die schwere Zeit.

Tag vor Tag wird jetzt, leider auch öffentlich, die Frage erörtert, welchen Theil der Erde die deutsche Menschheit nach dem Sieg umfangen, besiedeln werde. Wer freute sich nicht der männlichen Willenskraft, von deren Widerhall die Frage doch so keusch bebt wie von Mutterglücksahnung der Schoß des bräutlich bangenden Mädchens? Wer stähle nicht gern sich von der Pflicht weg, andächtig im Bildwerk eines Tempelgewölbes schwelgenden

Augen den fahlen Herbsttag zu zeigen? Ueber selbstgefügte Granitstufen stiege Deutschlands guter, gesunder Stolz, ein schlanker Spätling mit rothen Backen, am Liebsten kühn in den Himmel, den Allerhalter zu fragen, ob ihn nicht reue, daß bei der ersten Theilung der Erde dem Germanen nicht mehr, nicht Ergiebigeres zugewiesen ward. „Das wird nun, endlich, anders, Herr Gott; und Deine Majestät wird in Ewigkeit des Wandels froh bleiben.“ Die Stufen dauern. Doch die unterste näßt häßlicher Nebel. Wir gehen in schwere Zeit. Wir müssen hindurch. Und könnens nur, wenn uns bewußt ist, wohin wir schreiten; wenn der vom Rausch Ernüchterte den scheelen Mißmuth abwehrt, der Aufrechte an seine Humpelkrücke wünscht. Dann straucheln wir nicht.

Großes Erlebniß war, ist und wird währen. Ueber all unser Hoffen, das verwegenste, hob sich die That der Volksgemeine, der nichts Unreines mehr, nichts Unredliches anzukleben schien. Neben den Alternden, dessen Schatz im Kriegsbrand schmolz, dessen Lebenswerkstatt in Trümmer sank, schlich das Weiblein, dem der Nähsold genommen, die Wartestelle gekündigt ward: und Beider Blicke schauten selig die Hochzeit des Vaterlandes. Niemals verglimmt solche Flamme der Seele, in die ihres Leuchtens Abglanz einst drang. Niemals kann, wo Deutsche athmen, das Wunder vergessen werden, das die Gemüthseintracht, der göttlich oder gottlos, doch immer fromm wüthende Wille zum Opfer uns schuf. Freude hat im deutschen Dom funkelnder Sommertage mehr Wangen gefeuchtet als Schmerz: und überall war doch Abschied ohne Gewißheit des Wiedersehens. Jetzt wird Herbst. Denen im Feld zerkreischt und zerpeitscht kalter Sturm die lustige Enge der Zeltgenossenschaft. Uns fröstelt im Festgewand. Und Pflicht mahnt, die Nächsten, die Fernsten zu rufen: Meidet die Gaukler! Noch ist nicht die Erde zu theilen.

Herbst; und noch Kriegsanfang. Drei starke Staaten, gestern die mächtigsten, trachten uns Vernichtung; drei kräftige Nationen sind ihnen verbündet; und der hellste Verstand kann nicht ahnen, ob im Morgengrau nicht ein neuer Geselle in ihr Lager einschwenken wird. Alle wissen, daß dieser Krieg vom Unterlegenen nicht mit einer Provinz, einem Goldhaufen bezahlt wird; daß er über Macht und Ohnmacht, vielleicht über Sein und Nichtsein entscheidet. Jeder wird kämpfen, bis ihm das letzte Röcheln die Glieder lähmt. Kei-

ner ist ganz schwach, ganz feig, ganz zum Erbarmen. Nicht Einer, wie Unkraut, aus seinem Heimathboden zu jäten. Die Leistung der Wehrmannschaft und ihrer Führer erlaubt uns, ernstlich zu hoffen, daß Frankreich und Rußland besiegt werden. Noch sind sies nicht; noch winkt ihnen manche Möglichkeit, aus der Schicksalswende werden kann. Und welcher Druck zwänge sie zu schnellem Friedensschluß? Wenn Rußland (dessen Heer einstweilen tief in Galizien lagert) alle Polenbezirke verlöre, wiche es an die Newa, Moskwa, noch weiter zurück und lüde den Ueberwinder nach Jakutsk oder Wladiwostok. Frankreich müßte unser Millionenheer herbergen und nähren, deutsche Verwaltung dulden, auf Rekrutirung verzichten. Sein Gold hat es über den Kanal verfrachtet. Seine Kolonien? Nehmt sie, wenn Ihr hingelangen könnt! Das könnten wir erst nach Englands Entkräftung. Wie wäre sie zu erwirken? Himmelsgunst und Zufall kann helfen. Aufruhr in Indien. Türkeneinbruch in Suez. Feuersbrünste oder Massenstrikes im Vereinigten Königreich. Eine Seeschlacht, die von der Marine nicht so viel übrig läßt, daß mit den Schiffen Japans, Frankreichs und schmächtigerer Freunde etwas einer Großmachtflotte Aehnliches zurechtzuflicken ist. Noch leidet Britania nicht. Pferderennen, Cricket, Fußball: Alles wie sonst; Unbefangene melden, daß Londons Antlitz sich nicht gefurcht hat. Die Schiffe sind (sechsundfünfzig im August nur nach Amerika) pünktlich abgegangen und angekommen. Der englische Händler bedient einen Theil unserer Kundschaft und brüstet sich in den Wahn, sie morgen ganz einzufangen. Fürs Erste bestimmt er den Waarenpreis und säckelt stattliche Summen ein. Seine Kohle werden ihm die romanischen Länder, seine Baumwolle die Amerikaner nicht abnehmen. Das renkt sich am Ende ein, denkt er. Braucht nicht zu darben. Kann sich für eine weitsichtige Ausbeutung Rußlands rüsten. Und sperrt alle Straßen, auf denen unsere Industrie Rohstoffe nach Deutschland holen könnte. „Was wird aus Eurer unbesiegbaren Konkurrenz, wenn dem Elektriker Kupfer, in allen Maschinenhallen Schmieröl fehlt? Ich nenne nur Pröbchen aus meiner langen Liste. Ihr seid gewesen!“ Wir wollen sein. Weder auf Himmelsgunst noch auf Zufall harren. Wir bleiben am Aermelkanal. Ruhen nicht, bis wir Antwerpen, Dünkirchen, Calais haben. Dann winken, grüßen wir zärtlich nach Dower hinüber. Dann haben wir, am Nord-

meer, ein Gibraltar. An Eurer See. Und dann entschließt Ihr Euch vielleicht zu einem Plauderstündchen über die Möglichkeit eines Friedensvertrages. Calais und das beste Geschütz, das Krupp zu liefern vermag: da ist ein Sieg über England. Nicht ein zermalmender, doch einer, der uns für eine Weile sättigen würde; und dessen Ertrag Britanien uns, unter Einsetzung seiner vollen Seegewalt, als Angreifer wieder entreißen müßte.

Noch sind wir nicht am Ziel. Hinderniß aller Art kann sich vor das Heer thürmen. Von keinem ist es zu hemmen. Daß ihm nichts Erlangbares fehle, sei unsere Sorge. Nicht die einzige. Wir werden mehr nacktes Elend und Siechennoth sehen als sonst in Jahren. Trotz aller Barmherzigkeit und jedes Einzelnen freudigem Helferwillen. Schicket Euch früh deshalb in die schwere Zeit. Schnappet nicht vor jedem Mahl nach neuer Siegesbotschaft; und lasset, wenn sie ausbleibt, erst recht nicht die Köpfe hängen. Bildet Euch nicht ein, wir seien schon, fast schon fertig und dürften uns munter an die Theilung der Erde wagen. Paris, Wilna, Warschau: wunderschön; doch keine Entscheidung. Die ist nur der zähen Haut und dem kühlen Blut der Engländer abzutrotzen. Krieg ist nicht Sport, nicht Mörderei nach bestimmten Waffenspielregeln. Ist Pein und Glück. Krieg ohne Leid, Allen gemeines, würde nie einer Volkheit heilig. Daß unseren Krieg jede Sonne neu heilige, sei jedes deutschen Herzens inbrünstiger Wunsch. Wie kämen wir sonst durch die Düsterniß des Winters, der dräut? Nicht in der Stimmung Eines, der von tadelloser Aufrollung des Feindes schwatzt und sein Gesicht grämlich verkatert, wenn ein tausendmal verhöhntes Corps sich als wehrhaft erweist. Wir müssen hindurch. Nicht Hand in Hand, wie im Zwergenmythos und Kindermärchen, doch neben einander, Jeder Allen verwandt und der Stämmige dem Schwachen ein Stab. Dann nur kann das Ungeheure gelingen. Dann nur sind wir der Kämpfer würdig, die nie ermüden, nie der härtesten, unsäuberlichsten Pflicht sich entziehen. Und die, in Sumpf und Frost noch, uns neidenswerth dünken: weil sie thätig sein dürfen und ins Tagwerk nicht das Sorgenbündel mitschleppen, unter dem wir von der größten Arbeit deutscher Volksgeschichte Ausgeschlossenen früh und spät keuchen.

Deutsches Wort.

Des Epimenides Erwachen.

Der Dichter sucht das Schicksal zu entbinden,
Das, wogenhaft und schrecklich ungestaltet,
Nicht Maß noch Ziel noch Richte weiß zu finden
Und brausend webt, zerstört und knirschend waltet.
Da faßt die Kunst, in liebendem Entzünden,
Der Masse Wust; die ist sogleich entfaltet
Durch Mitverdienst gemeinsamen Erregens,
Gesang und Rede, sinnigen Bewegens.

So rissen wir uns rings herum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch,
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürst und Volk und Volk und Fürst
Sind, Alle, frisch und neu!
Wie Du Dich nun empfinden wirst,
Nach eignem Sinne frei!
Wer dann das Innere begehrt,
Der ist schon groß und reich;
Zusammen haltet Euren Werth:
Und Euch ist Niemand gleich.

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoßnen Bluts
Und freuet Euch von Jahr zu Jahr
Des unschätzbaren Guts!
Die große Stadt am großen Tag
Die unsre sollte sein!
Nach ungeheurem Doppelschlag
Zum zweiten Mal hinein!

Goethe.

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebene schwankt der Marsch.
Zum wilden, eisernen Würfelspiel

Streckt sich unabsehlich das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Totengesichtern
Niederjagt die Front der Major.
Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blitzt dort her vom Gebirge?
Seht Ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit Euch, Weib und Kinder!
Lustig! Hört Ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder;
Wie braust es fort im schönen, wilden Takt!
Und braust durch Mark und Bein.

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schon fleugt es fort wie ein Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht es laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer, —
Laßt brausen in Gottes Namen fort,
Freier schon athmet die Brust.
Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf,
Eisern im wolkichten Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich;
„Fertig“: heults von Peloton zu Peloton;
Auf die Knie geworfen,
Feuern die Vordern; Viele stehen nicht mehr auf;
Lücken reißt die streifende Kartätsche;
Auf Vordermanns Rumpf springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus, heiß brennt die Schlacht,
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht.
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Toten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen.
„Und auch Du, Franz?" „Grüße mein Lottchen, Freund!"
Wilder immer wüthet der Streit.
„Grüßen will ich . ." Gott! Kameraden, seht!
Hinter uns, wie die Kartätsche springt!
„Grüßen will ich Dein Lottchen, Freund!
Schlummre sanft! Wo die Kugelsaat
Regnet, stürz' ich Verlaßner hinein."

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht.
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht.
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Horch! Was stampft im Galop vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind
Und seine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder
Und seine Fahne sinkt.
Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht.
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen schon Triumphgesang.
Lebt wohl, Ihr geliebten Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Schiller.

Die Deutschen.

Die Deutschen sind recht gute Leut';
Sind sie einzeln, sie bringens weit.
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum ersten Mal im Ganzen gerathen.
Ein Jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein!

Goethe.

Deutsche Treue.

Um den Szepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Friedrich aus Habsburgs Stamm, Beide gerufen zum Thron;

Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er sich los; sein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn.
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Siehe: da stellt er aufs Neu willig den Banden sich dar.
Tief gerührt, umhalst ihn der Feind; sie wechseln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls.
Arm in Arm schlummern auf einem Lager die Fürsten,
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
„Wahrlich! So ists! Es ist wirklich so! Man hat mirs geschrieben!"
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Schiller.

Politikum.

Die Engel stritten für uns Gerechte,
Zogen den Kürzern in jedem Gefechte;
Da stürzte denn Alles drüber und drunter,
Dem Teufel gehörte der ganze Plunder.
Nun ging es an ein Beten und Flehen.
Gott ward bewegt, hereinzusehen.
Spricht Logos, dem die Sache klar
Von Ewigkeit gewesen war:
Sie sollten sich keineswegs geniren,
Sich auch einmal als Teufel geriren,
Auf jede Weise den Sieg erringen
Und hierauf das Tedeum singen.
Das ließen sie sich nicht zweimal sagen,
Und siehe: die Teufel waren geschlagen.
Natürlich fand man hinterdrein,
Es sei recht hübsch, ein Teufel zu sein.

Goethe.

Karthago.

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyriers List!
Aber Jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
Sprich: Was rühmt die Geschichte von Dir? Wie der Römer erwarbst Du
Mit dem Eisen, was Du tyrisch mit Golde regirst.

Schiller.

Schlachtlied.

Fragt nicht, wohin, fragt nicht, warum!
Nur immer drauf und dran!
Die Büchse her und Knall auf Knall
Und jeder Knall ein Mann!
Und streckst Du Manchen in den Grund,
Du hältst ja wieder still;
Seis Freund, seis Bruder oder Sohn,
Mach' sich bezahlt, wer will.

Hurra! Das pufft, Das knallt und pfeift,
Daß schier die Erde bebt!
Die Trommeln wirbeln lustig drein
Und Alles ist belebt.
Am Morgen wars hier still und tot,
Kaum, daß die Wachtel schlug;
Und wenn wir erst erschlagen sind,
Wirds wieder still genug.

Hebbel.

An die preußische Armee.

Unüberwundenes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die goldenen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh: Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen Dich und drohn mit Qual und ewiger Nacht.
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.

Der dürre, scheele Neid treibt niederträchtige Schaaren
Aus West und Süd heraus
Und Nordens Höhlen spein, so wie des Osts, Barbaren
Und Ungeheuer, Dich zu verschlingen, aus.

So tobt ein Flammenmeer, das aus Vesuvens Munde
Sich donnernd in das Feld ergießt,
Mit dem Furcht und der Tod in Städte und Dörfer fließt;
Das Wasser flieht das Land und kocht auf heißem Grunde.

Verdopple Deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluthen
Hemmt Friedrich und Dein starker Arm
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm;
Sie blitzt durch Dich auf ihn: und seine Rücken bluten!

Ich seh', ich sehe schon (freut Euch, o Preußens Freunde!)
Die Tage Deines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran;
Doch Friedrich winket Dir: wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend Dich empfahn und ihren Retter preisen.

Ewald von Kleist.

Hunnenzug.

Finsterer Himmel, pfeifender Wind,
Wildöde Haide, der Regen rinnt,
Von fern ein Schein wie ein brennendes Dorf,
Mattdüsterer Glanz auf den Lachen im Torf.

Da, plötzlich, ein stampfendes, dumpfes Geroll,
Wie drohenden Wetters steigender Groll,
Und lauter und lauter erdröhnt die Erde
Vom stürmischen Nahn einer wilden Herde.

Ein Hunnenschwarm mit laut jauchzendem Ruf!
Dumpf donnert und poltert der Rosse Huf,
Es erbebt die Haide, der Schlamm spritzt auf
An den dolchbehangenen Sattelknauf.

Ein köcherumrauschter, gewaltiger Schwarm,
Hell klirren die Spangen an Sattel und Arm,
Das Haupt geneigt auf die struppige Mähne,
Die braune Faust an gespannter Sehne, —

Durch den rauschenden Regen wild gellt ihr Schrei,
Immer mehr, immer neue jagen herbei
Von der heimathlosen, unzählbaren Schaar,
Der der Sattel Wiege und Sterbebett war.

Da endlich die Letzten vom Völkerheer,
Zerstampft und zertreten die Haide umher,
Ein letztes Wiehern im Winde, — als Spur
Auf dem schwarzen Schlamm ein Riemen nur.

Finsterer Himmel, pfeifender Wind,
Wildöde Haide, der Regen rinnt,
Von fern ein Schein, wie ein brennendes Dorf,
Und düsterer Glanz auf den Lachen im Torf.

Börries Freiherr von Münchhausen.

Das Lied vom schwarzen Adler.

Mächtig rauschen Deine Schwingen,
Hellen Auges, schwarzer Aar,
Schaust Du auf die blanken Klingen
Deiner deutschen Heldenschaar.
O wie oft, seit Du entflogen
Deiner schwäbischen Heimathburg,
Bist Du siegreich ausgezogen,
Zwei Jahrhunderte hindurch!
Unser Volk mit frohem Ahnen
Folgte Deinen Herrscherbahnen:
„Wird uns neu versunknes Glück?
Kehrt der Staufen Reich zurück?“

Blutend lag das Reich darnieder,
Roh geschändet, ausgeraubt,
Fremde Brut in seine Glieder
Eingefilzt und eingeklaubt.
Franzmann, Däne, Pole, Schwede
Hält in deutschen Landen Haus;
Aber Du in grimmer Fehde,
Warfst sie kühn zum Reich hinaus.
Warst des Reiches Held und Mehrer,
Schlägst die Feinde, die Verherer,
Ruhelos vom Rhein zum Rhin,
Junger Aar von Fehrbellin!

O wie stolz in weitem Kreise
Flogst Du ob dem Preußenland,
Als der königliche Weise
Einer Welt in Waffen stand,
Als des Völkerzornes Stimme
Donnernd auf zum Himmel schlug,
Als sich hob in heiligem Grimme
Deutschland wider welschen Trug.
Vater Blüchers Auge flammte,
Vorwärts stürmte die gesammte
Preußenjugend waffenfroh,
Starker Aar von Waterloo!

Und Du senktest still die Flügel,
Müde von des Kampfes Trutz:
Friedlich lachten Thal und Hügel,
Ruhten froh in Deinem Schutz.
Goldner Friede! Reiche Auen,
Helle Lust beim Rebenblut,

Sanfter Liebreiz frommer Frauen,
Freier Männer Fleiß und Muth!
Und von deutscher Lehrer Munde
Flog des freien Denkens Kunde
Welterobernd weit und breit —
Heil Dir, stille Friedenszeit!

Aber — horch! — der freche Franke
Neidet unser Glück und schnaubt
Und verhöhnt in rohem Zanke
Unsers Königs greises Haupt.
Auf denn, auf, Ihr deutschen Streiter!
Schiffsvolk, alle Mann auf Deck!
Auf die Rosse, tapfre Reiter,
Jäger aus dem Waldversteck!
Auf zur letzten blutigen Reise
Nach dem höchsten Siegespreise:
Holt uns wieder Straßburgs Dom
Und befreit den deutschen Strom!

König Wilhelm, fest im Norden
Bautest Du das neue Reich.
Wahr' es heut vor fremden Horden,
Deinen großen Vätern gleich!
Führ' uns heut auf schönen Bahnen,
Der Du Habsburgs Schaaren schlugst,
Deutschland folgt den stolzen Fahnen,
Die Du einst nach Böhmen trugst.
Gott der Herr in einer Stunden
Heilte unsres Haders Wunden,
Zeuch die Straße nach Paris,
Die Dein Ahn den Vätern wies!

Aber dann durch Berg und Forsten
Fliege heim, Du Königsaar,
Zu den schwäbischen Felsenhorsten,
Wo einst Deine Wiege war.
Denn erfüllet sind die Zeiten,
Wahrheit wird der Dichter Traum.
Deinen Fittich sollst Du breiten
Ueber Deutschlands fernsten Raum.
Nimm der Staufen heilige Krone,
Schwing den Flamberg der Otone,
Unseres Reiches Zier und Wehr —
Deutschland frei vom Fels zum Meer!

Heinrich von Treitschke.

Die Gottesmauer.

Draus bei Schleswig vor der Pforte
Wohnen armer Leute viel,
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen ab zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen her mit wilder Macht.
Draus bei Schleswig, weit vor allen,
Ist ein Häuslein ausgesetzt.

Draus bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
Herr, in Deinen Schoß ich schütte
Alle meine Angst und Pein!
Doch ihr Enkel, ohn Vertrauen,
Zwanzigjährig, neuster Zeit,
Hat, den Bräutigam zu schauen,
Seine Lampe nicht bereit.
Draus bei Schleswig in der Hütte
Singt das fromme Mütterlein.

Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein,
Daß den Feinden vor uns graue,
Hüll in Deine Burg uns ein!
Mutter, spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns ums Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer Lieber Gott heraus.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Enkel, fest ist mein Vertrauen;
Wenns dem Lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen:
Was er will, ist wohlbestellt.
Trommeln, rombidom, rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
Ach, nun bricht der Feind herein!
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, drängen, zechen,
Doch dies Haus ziehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verräth das Lied.“
Aber sieh: das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüber zieht.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
An das Fenster stürmt der Nord.
Schließt den Laden, liebe Kinder,
Spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke an;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Bange Nacht voll Kriegsgetöse.
Wie es wiehert, brüllet, schwirrt,
Kantschuhiebe, Kolbenstöße . . .
Weh! Des Nachbarn Fenster klirrt.
Hurra, Stupai, Boschka, Kurwa,
Schnaps und Branntwein, Rum und Rack;
Schreit und flucht und plackt die Turba;
Erst am Morgen zieht der Pack.
Eine Mauer um uns baue!
Singt das fromme Mütterlein.

Eine Mauer um uns baue!
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht.
Auf noch immer geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst hinaus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Lag der Schnee wohl mannshoch draus.
Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Mauer anzuschauen,
Rief der Enkel; und ward fromm.

Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut';
In der fünften Nacht des Jahres
Hats dem Feind davor gegraut.
Eine Mauer um uns baue!
Sang das fromme Mütterlein.

Klemens Brentano.

Was gilt es in diesem Krieg?

Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen, deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt, deren Dasein durch das Drittheil eines Erdalters geheiligt worden ist. Eine Gemeinschaft, die, unbekannt mit dem Geist der Herrschsucht und der Eroberung, des Daseins und der Duldung so würdig ist wie irgendeine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller Uebrigen denken, die den Erdkreis bewohnen. Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wahrhaftigkeit und Offenherzigkeit, gegen Freund und Feind gleich unerschütterlich geübt, bei dem Witz der Nachbarn zum Sprichwort geworden ist. Eine Gemeinschaft, die, weit entfernt, in ihrem Busen auch nur eine Regung von Uebermuth zu tragen, vielmehr, einem schönen Gemüth gleich, bis auf den heutigen Tag an ihre eigene Herrlichkeit nicht geglaubt hat. Eine Gemeinschaft, welche den Völkern, ihren Brüdern und Nachbarn, für jede Kunst des Friedens, welche sie von ihnen erhielt, eine andere zurückgab. Eine Gemeinschaft, die, an dem Obelisken der Zeiten, stets unter den Wackersten und Rüstigsten thätig gewesen ist, ja, die dessen Grundstock gelegt hat und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen bestimmt war. Eine Gemeinschaft, die große Namen, wie der Lenz Blumen, aufzuweisen hat. Eine Gemeinschaft mithin gilt es, die noch die Wilden der Südsee, wenn sie sie kennten, zu beschützen herbeiströmen würden. Eine Gemeinschaft, deren Dasein keine deutsche Brust überleben und die nur mit dem Blut, vor dem die Sonne verdunkelt, zu Grabe gebracht werden soll.

Kleist.

Verschiedener Kasus.

Deutsche zogen nach Rom; warum nicht Russen nach Deutschland?
Jene waren ein Volk, tapfer und markig und frisch,
Und als solches vom Himmel zum Erben der Römer berufen,
Ja, sie bliebens bis heut. Diese sind nur noch Geschmeiß.
Doch das schlechtere Volk ward nie noch der Henker des edlern,
Während der lauterste Mensch oft durch den niedrigsten fällt.
Wenn der Russe den Tasso verbessert, der Deutsche die Knute,
Will ich zittern für uns; aber ich warte es ab.

Hebbel.

Geschäft im Krieg.

Dem im Ausland oder nur in fremden Werthpapieren angelegten Kapital wird der Krieg natürlich zum Schicksal. Wenn die Coupons der Staatspapiere nicht eingelöst werden, leidet erstens die einzelne Privatwirthschaft und zweitens der Steuerfiskus. Daß keins der Krieg führenden Völker von diesem Unheil verschont bleibt, mag als Ausgleich empfunden werden; die Wirkung wird dadurch nicht beseitigt. Die Franzosen haben zwanzig Milliarden ihres Vermögens in Russenpapieren angelegt. Wird ihnen die „verbündete und befreundete“ Nation die fälligen Coupons zahlen? Thäte sies nicht, so würde die Liebe sich noch rascher abkühlen. Ob Deutschland bei der Schlußabrechnung den Franzosen ihre Russen abnehmen solle, um ein Schwert gegen das Zarenreich in die Hand zu bekommen, wird erwogen. So weit sind wir aber noch nicht. Näher steht dem deutschen Kapitalisten das Geschick der russischen Zinsscheine, denen es während des Krieges schlecht gehen muß. Wer dem feindlichen Staat Geld zuführt, stärkt ihn. Das darf nicht sein. Die russischen Staatspapiere werden also fürs Erste zinslos bleiben; die berliner Guthaben der petersburger Regirung sind ja vom Reich gepfändet worden, das verkündet hat, von diesem Geld können die Zinscoupons nicht bezahlt werden. Daß die gepfändete Summe für den deutschen Anleihedienst nicht ausreicht, wäre schon ein Grund, der gegen solche Verwendung des russischen Geldes spräche; man könnte doch nicht einen Theil der Gläubiger dem anderen vorziehen. Daß die Zinsscheine ihren vollen Werth behalten, versteht sich von selbst. Jeder könnte später seine russischen Papiere verkaufen und die Coupons sind überall in Zahlung zu geben (in neutralen Staaten sogar jetzt schon). Rußland ist auf die fremden Geldmärkte angewiesen. Das bleibt die beste Bürgschaft für alle Russenanleihen. Das Zarenreich darf sich seinen internationalen Kredit nicht verderben. Ob Frankreich der Bankier der nation amie et alliée bleiben kann, ist fraglich. Bei den Briten aber giebts keine Liebe mehr für russische Anleihen. Woher künftig das Geld nach Petersburg (oder Petrograd) fließen soll, ist noch ein Geheimniß. Eins der fast unzähligen Räthsel, vor die uns dieser Krieg zwingt. Wie kann, wie wird sich der Verkehr der Völker gestalten, die heute in Waffen oder in übelwollender Neutralität gegen einander stehen. Ueber siebenhundert Millionen Menschen! Und wo ist die Schatzkammer, deren Inhalt ausreicht, um auch nur die Kosten zu decken, die der ältlichen Dame Europa aufgebürdet werden?

Im Februar 1911 erörterte der Deutsche Reichstag die Frage, was die Regirung thun wolle, um eine Ueberschwemmung des Geldmarktes mit fremdländischen Effekten zu hindern. Der Vertreter des Reichskanzlers wies auf die Bedeutung ausländischer Werthpapiere für die Kriegszeit und auf ihre Bedeutung für Export und Handelsbilanz. Hat sich diese Meinung bewährt? Natürlich ists heute schwer, Papiere zu verkaufen. Die Sperrung der Börsen hat den Effektenbesitz eingerie-

gelt. Der Franzose wird seine Russen und Amerikaner nicht los; der Engländer sitzt auf seinen Argentinern, Chilenen, Brasilianern. Diese allgemeine Störung der Freizügigkeit beweist nichts gegen die Ansicht, daß jedes Land seine Grenzen für einen gewissen Zuzug fremder Gäste offen halten muß. Die Zahl der Einwandernden darf freilich nicht allzu groß werden. Bei uns entfielen auf ausländische Papiere im Jahr 1902 fast 31 Prozent der Gesammtemissionen. Diese Höhe wurde nicht wieder erreicht. Der Durchschnitt der Jahre 1903 bis 1913 betrug 14 Prozent. Und Deutschland konnte sich durch rechtzeitigen Verkauf amerikanischer Papiere Geld verschaffen, als im Ausland von seiner Noth gesprochen wurde. Während der Krisen in Mexiko und Südamerika zeigte sich, daß das deutsche Kapital schon zuvor ein gewichtiges Packet von seinen central- und südamerikanischen Besitzthümern an Frankreich abgegeben hatte. Das war eine kleine Revanche für die Kündigung der französischen Gelder nach dem Tag von Agadir. Wir haben also unsere fremden Papiere gut ausgenützt; sie erleichterten auch die Bereitschaft des deutschen Geldmarktes, als der Krieg begann.

Frankreich und England haben mit dem Kapital Politik getrieben: die Franzosen in Europa, die Briten in Südamerika. Der Kursrückgang der Brasilianer hatte England bis Mai 1914 schon 30 Millionen £ gekostet. Damals trösteten londoner Blätter die bedrückten Opfer mit der Versicherung, daß bald ein Umschwung kommen werde. Der kam auch: Brasilien wird seine Zinsscheine nicht einlösen. Und die City hatte alle brasilianischen Staatsgeschäfte übernommen. Allerdings waren Brasilianer längst nicht mehr ins Publikum zu bringen. Im Mai 1913 blieben N. M. Rothschild & Sons auf einer Anleihe von 11 Millionen £ sitzen. Noch im Juni 1914 hieß es, Brasilien werde, zur Regelung seiner Finanzen, 15 oder 20 Millionen £ aufnehmen. Daraus wurde nichts; Rothschild versagte sogar den Vorschuß. Die Hauptverluste, die das englische Kapital erleidet, stammen aus fremden Papieren. Nach einer Statistik im „Bankers Magazine“ sind in der letzten Julidekade an 31 ausländischen Anleihen 47,5 Millionen £ verloren worden. Die Franzosen suchen Trost im Vergessen. Sie wollen nicht wissen, wie tief das Ausland ihnen verpflichtet ist, und verbitten sich sogar Erörterungen in englischen Blättern. Eine Aufstellung des „Economiste“ wurde in Paris als unrichtig bezeichnet.

Seit dem Anfang des Jahres haben die Vereinigten Staaten mehr als 100 Millionen Dollars Gold nach Europa gegeben. Die amerikanischen Bankiers erwarteten, daß nach dem Beginn des Baumwoll- und Getreideexportes die Goldausfuhr enden werde. Nun hindert der Krieg die amerikanische Waarenausfuhr; und wenn die Republik die Chancen, die ihr die Störung der europäischen Schiffahrt bietet, ausnützen will, muß sie sich eine Handelsflotte schaffen. Bleibt ihr die Rückwirkung gesteigerter Ausfuhr versagt, so ist das Gold, das sich Europa vor dem Kriegsausbruch holte, ein entschwundenes Glück. Und die Angst, daß ein neuer Strom amerikanischer Werthpapiere ins Land zurückfluthen

wird, ist nicht gering. Die werden wohl ausersehen sein, für die Liquidität der europäischen Geldmärkte zu sorgen. Und wird es je wieder möglich sein, Emissionen in Deutschland oder Britanien zu erledigen? Zunächst hat die Alte Welt der Neuen einen Theil der Kriegskosten auferlegt; denn die newyorker Börsenkurse hatten sich auf London, Paris und Berlin eingestellt. Der neue Zolltarif wird sich in den Bundeseinnahmen noch unangenehmer bemerkbar machen als vor dem ersten August 1914. Damals hieß es schon, die herabgesetzten Zollsätze kürzten den Gewinn der Bundeskasse; denn die Steigerung der Einfuhr zollpflichtiger Waaren sei nicht groß genug, um die Aenderungen im Tarif auszugleichen. Die Amerikaner scheinen nicht so zuversichtlich wie die Engländer auf fette Kriegsbeute zu hoffen. Sie rechnen täglich aus, was sie die Störung des Geschäfts mit dem Ausland kostet. Den Kupfermagnaten fehlt die Exportmöglichkeit; dauert dieser Zustand ein Jahr lang, dann kostet er mindestens 100 Millionen Dollars. Die Kupferinteressen reichen in die Geschäftsräume der Standard Oil hinein, die selbst genug Sorgen hat. Die Ausfuhr von Petroleum ist sehr erschwert, da es zur Kriegscontrebande gehört. Der Stahltrust, der viel nach Südamerika exportirt, kann nur durch Richterspruch in Gefahr gebracht werden. Der Prozeß, der gegen ihn eingeleitet wurde, soll, trotz dem Krieg, fortgeführt werden. Präsident Wilson will auch den Feldzug gegen die Trusts nicht aufgeben. Ob sie davor zittern?

Da das Exportgeschäft stockt und kein Geld in überseeische Länder gelangt, versagen die sonst üblichen Kreditmethoden. So entstand die Frage, ob die Deutsch-Ueberseeische, Deutsch-Südamerikanische, Brasilianische Bank für Deutschland, Bank für Chile und Deutschland den Wunsch nach Geld und Kredit noch erfüllen können. Die Ueberseebanken sind Zweiganstalten der berliner Großfinanz, können ihrer Kundschaft also den Weg zu deren Kassen ebnen, wenn ihnen nicht etwa untersagt wird, auf die Hauptniederlassungen zu ziehen. Den deutschen Kaufleuten und Geschäftshäusern, die in anderen Erdtheilen arbeiten, darf der Kredit eben so wenig abgeschnitten werden wie inländischen Firmen. Und selbst die Geschäfte, die ihre Wechsel nach London gaben, obwohl sie es bei deutschen Instituten bequemer gehabt hätten, dürfen für solche Taktik nicht gestraft werden. Die Sperrung des englischen Geldmarktes ist für das überseeische Geschäft wichtig, weil die meisten Zahlungen über London gehen. Ob dieses Weltclearinghaus unangetastet bleiben wird? Das hängt im Wesentlichen von der künftigen englischen Geschäftstaktik ab. Die Ueberseehäuser haben wohl die Möglichkeit eines „Wirthschaftkrieges mit allen Mitteln“ nicht in die Rechnung gezogen und deshalb die Verbindung mit englischen Banken nicht rechtzeitig aufgegeben. Der Respekt vor dem kaufmännischen Selbstbewußtsein des Briten stützte den Glauben an die Wahrung der alten Grundsätze. Daß dieser Glaube nicht zu theuer bezahlt werde, fordert auch das berechtigte Interesse der deutschen Geschäftswelt. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Zeichnet die Kriegsanleihen!

Wir stehen allein gegen eine Welt in Waffen. Vom neutralen Ausland ist nennenswerte finanzielle Hilfe nicht zu erwarten, auch für die Geldbeschaffung sind wir auf die eigene Kraft angewiesen. Diese Kraft ist vorhanden und wird sich betätigen, wie draußen vor dem Feinde, so in den Grenzen des deutschen Vaterlandes jetzt, wo es gilt, ihm die Mittel zu schaffen, deren es für den Kampf um seine Existenz und seine Weltgeltung bedarf.

Die Siege, die unser herrliches Heer schon jetzt in West und Ost errungen, berechtigen zu der Hoffnung, daß auch diesmal wie einst nach 1870/71 die Kosten und Lasten des Krieges schließlich auf diejenigen fallen werden, die des Deutschen Reiches Frieden gestört haben.

Vorerst aber müssen wir uns selbst helfen.

Großes steht auf dem Spiele. Noch erwartet der Feind von unserer vermeintlichen finanziellen Schwäche sein Heil. Der Erfolg der Anleihe muß diese Hoffnung zerstören.

Deutsche Kapitalisten! Zeigt, daß Ihr vom gleichen Geiste beseelt seid wie unsere Helden, die in der Schlacht ihr Herzblut verspritzen! Deutsche Sparer! Zeigt, daß Ihr nicht nur für Euch, sondern auch für das Vaterland gespart habt! Deutsche Korporationen, Anstalten, Sparkassen, Institute, Gesellschaften, die Ihr unter dem mächtigen Schutze des Reichs erblüht und gewachsen seid! Erstattet dem Reiche Euern Dank in dieser schicksalsschweren Stunde! Deutsche Banken und Bankiers! Zeigt, was Eure glänzende Organisation, Euer Einfluß auf die Kundschaft zu leisten vermag!

Nicht einmal ein Opfer ist es, was von Euch verlangt wird! Man bietet Euch zu billigem Kurse Wertpapiere von hervorragender Sicherheit mit ausgezeichneter Verzinsung!

Sage Keiner, daß ihm die flüssigen Mittel fehlen! Durch die Kriegsdarlehnskassen ist im weitesten Umfang dafür gesorgt, daß die nötigen Gelder flüssig gemacht werden können. Eine vorübergehende kleine Zinseinbuße bei der Flüssigmachung muß heute jeder vaterländisch gesinnte Deutsche ohne Zaudern auf sich nehmen. Die deutschen Sparkassen werden den Einlegern gegenüber, die ihre Sparguthaben für diesen Zweck verwenden wollen, nach Möglichkeit in weitherziger Weise auf die Einhaltung der Kündigungsfristen verzichten.

Näheres über die Anleihen ergibt die Bekanntmachung unseres Reichsbank-Direktoriums, die heute an anderer Stelle dieses Blattes erscheint.

4. Der Zeichnungspreis beträgt:

a) für diejenigen Stücke der **Reichsanleihe,** die mit Sperre bis 15. April 1915 in das Reichsschuldbuch einzutragen sind, **97,30 Mark** für je 100 Mark Nennwert,

b) für alle übrigen Stücke der **Reichsanleihe** u. für die **Schatzanweisungen 97,50 Mark** für je 100 Mark Nennwert

} unter Verrechnung von **5 %** Stückzinsen.

5. Die zugeteilten Stücke an Reichsschatzanweisungen sowohl wie an Reichsanleihe werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1915 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt, der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die über vollgezahlte Beträge ausgefertigten Depotscheine werden bei den Darlehnskassen wie die Stücke selbst beliehen.

6. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen und Lebensversicherungsgesellschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich mit etwa folgendem Wortlaut:

„Auf Grund der öffentlich bekanntgemachten Bedingungen zeichne ich:

nom. Mark ══════ **5 % Reichsschatzanweisungen**
nom. Mark ══════ **5 % Reichsanleihe**

und verpflichte mich zu deren Abnahme oder zur Abnahme desjenigen geringeren Betrages, der mir auf Grund gegenwärtiger Anmeldung zugeteilt wird.

Das Nichtzutreffende ist fortzulassen.

Soweit meine Zeichnung auf Schatzanweisungen bei der Zuteilung nicht berücksichtigt wird, bin ich einverstanden, dass statt Schatzanweisungen auch Reichsanleihe zugeteilt wird.

bei Zeichnungen auf Reichsanleihe:

Ich bitte um Zuteilung von Reichsanleihe, die mit Sperre bis 15. April 1915 für mich in das Reichsschuldbuch einzutragen ist, zum Preise von **97,30 Mark.**

Ich bitte um Zuteilung von Stücken zum Preise von **97,50 Mark.**

Die mir auf meine Zeichnung zugeteilten Stücke sind dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin zur Aufbewahrung und Verwaltung zu übergeben."

7. Die Zuteilung erfolgt tunlichst bald nach der Zeichnung. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.

Anmeldungen auf bestimmte Stücke und Serien können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der andern Zeichner verträglich erscheint.

8. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom Zuteilungstage ab jederzeit voll bezahlen; sie sind jedoch verpflichtet:

40 % des zugeteilten Betrages spätestens am 5. Oktober d. J.
30 % „ „ „ „ „ 26. Oktober d. J.
30 % „ „ „ „ „ 25. November d. J.

zu bezahlen. Beträge bis 1000 Mark einschliesslich sind bis zum 5. Oktober d. J. ungeteilt zu berichtigen.

9. Die Zeichner erhalten vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen bezw. Schatzanweisungen das Erforderliche öffentlich bekanntgemacht werden wird.

Berlin, im September 1914.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. September 1914.

Dum-Dum.

Prophetenkinder.

Aus der Neuen Welt bringt mir der Brief eines von der unbelehrbaren Bosheit amerikanischer Kabelchronisten empörten Deutschen die Frage: „Ist denn wirklich wahr, daß Alles, was wir jetzt erleben, uns längst angekündet, daß für dieses Jahr der Zusammenbruch der Hohenzollernherrlichkeit und ihres Deutschen Reiches von einem alten Mönch vorausgesagt worden ist?“ Zum zehnten Mal naht mir, seit dem Kriegsanfang, diese Frage. Sie muß endlich, wie geiles Unkraut, aus der Hirnzelle deutscher Menschen gejätet werden (mag aber in anderer fortwuchern). Auf Umwegen über Bergwälle und Weltmeere kriecht, auf Spinnenbeinen, in der Schleimhaube, qualliges Gerede in die Heimath zurück, aus deren Klostergutstümpeln es einst in den Glaubensschlick krabbelte. Im märkischen Kreis Zauch-Belzig ragt über Havelseen hin die Ruine des Cistercienserklosters Lehnin, das der erste Markgraf Otto, der Reiche, Albrechts, des Bären, Sohn und des Askanierhauses Baumeister, gegründet haben soll, als ihn im Dickicht dort die Heilige Jungfrau vor dem Anfall einer wilden Hindin beschützt hatte. Fromme und weltkluge Aebte geboten in dem Kloster, das dem Nachbarvolk die Himmelspforte am See hieß und bald als die Herberge kostbarer Kirchenkleinodien galt. Unter dem Kurfürsten Johann Sigismund (von Hohenzollern) fanden Kossäten, die einen in der Aepfelkammer des Klosters ertappten Dieb im Kreuzgang bewachten, in einem Schwibbogenversteck Prunkge-

wande und alte Bücher. Der Kanzler Pruckmann ließ die mit Lettern des sechzehnten Jahrhunderts gedruckten und „mülterich" riechenden Bücher in die Bibliothek der berliner Dreifaltigkeitkirche bringen. Inzwischen war aus der Abtei, unter Joachim dem Zweiten, ein Amt geworden; am neunzehnten November 1542 waren die Mönche aus dem Kloster gezogen „und hatten das ‚Ite in orbem universum' anstimmen und singen müssen". Zuvor aber, vielleicht schon ums Jahr 1300, soll dort das berühmte, berüchtigte Vaticinium Lehninense entstanden sein, die Lehninische Weissagung des Cisterciensermönches Hermann, der in hundert Versen (lateinischen und leoninischen, in denen Mitte und Schluß reimen) das Schicksal der Mark Brandenburg und ihres Herrschergeschlechtes entschleiert habe. Die Askanier, kündet er, werden aussterben, nach ihnen die Hohenzollern die Gewalt an sich reißen und in elf Geschlechtsreihen wahren; dann aber wird das Gift der Ketzerlehre („hoc ad undenum durabit stemma venenum") auch ihre Lebenskraft verpesten, die Lutherischen werden reuig in Roms Kirche zurückkehren und Deutschlands geeinte Stämme vom Willen des Papstes einen katholischen Kaiser empfangen. Solche Vorstellung war dem siebenzehnten Jahrhundert nicht fremd; in einem Brief des Ueberläufers Praetorius las ja der elfte Innocenz, Preußens Wiedervereinung mit der Römerkirche sei so klug vorbereitet, daß zum Gelingen nur noch ein geschickter Eingriff der weltlichen Obermacht nöthig sei. Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurde der ganze Wortlaut der Weissagung (im „Europäischen Staatswahrsager") veröffentlicht. Fritz von Preußen hat sie gekannt und den Vers, den er auf sich beziehen mußte, gleichmuthig abgethan. Der dritte Friedrich Wilhelm war der elfte Zollernfürst seit der Reformation; und schien, da ihn Bonapartes Pranke zerschunden hatte, ja wirklich der letzte Regent aus dem verseuchten Hause zu sein. Trotzdem eine vom Staatskanzler Fürsten Hardenberg befohlene Untersuchung ergeben hatte, daß die Reimerei nicht vor 1680 entstanden sein könne, spukte sie noch bis in die Kindheit des neuen Reiches fort. Von ihrem schwanken Grund aus forderte der Belgier Bouverot laut die Abkehr Friedrich Wilhelms des Vierten von Luthers Ketzerlehre. Wo den Preußen ein ekles Läppchen ans saubere Zeug zu flicken war, da durchstöberten hastige Hände die mülteriche Hinterlassenschaft des Bruders Hermann.

In der Zeit des „Kulturkampfes“ (der Katholiken der „unbeschreibliche Frevel“ des vierundneunzigsten Verses dünkte) war dem Grimm der Majunke und Genossen der alte Kaiser des Giftstammes letzter Sproß und des Reichsverhängnisses Vollender. Was aber soll uns heute noch der lehninisch-leoninische Quark? Daß er gefälscht ist, wurde oft (früh schon aus der Anwendung des Wortes „Jehowa“, das die alte, richtige Form „Jahwe“ entstellt) bündig nachgewiesen; zuletzt auch von dem katholischen Staatsbibliothekar Kampers in München. Ein über alles Menschenmaß frommer, in Engelsreine thronender Papst, der jeglichen Irrglauben aus der Erde reutet und der Heerde des größten Festlandsreiches einen nicht minder rechtgläubigen Kaiser als Hirten giebt: wir wittern Urstoff aus spätmessianischen Träumen. Der elfte Herrscher ist auch der letzte: Bleibsel aus dem Buch vom Propheten Daniel. („Das vierte Thier, das ich sah, wird das vierte Reich auf Erden sein und mächtiger denn jedes andere; alle Länder wird es fressen, zertreten, zermalmen. Die zehn Hörner bedeuten zehn Könige, so aus dem selbigen Reich entstehen werden. Nach ihnen aber wird ein elfter aufkommen, der wird gewaltiger sein denn einer vor ihm und wird drei Könige demüthigen. Er wird den Höchsten lästern und sich unterstehen, Zeit und Gesetz zu ändern. Alles wird in seine Hand gegeben sein. Danach aber wird das Gericht gehalten und er umgebracht und gänzlich vertilget werden. Das Reich, die Macht und Gewalt wird dann dem heiligen Volk des höchsten Herrn zufallen und Alles ihm unter dem Himmel in Gehorsam dienen.“) Auch dem Haus Oesterreich ward, 1651, prophezeit, sein elftes Haupt werde ihm den Zusammenbruch bereiten und die Stätte räumen, auf der ein frömmerer Fürst das Tausendjährige Reich friedlicher Wonne gründen solle. Und dieser Schimmelpilz aus dem fauligen Gebälk theokratischer Vorstellung soll uns schrecken? Der erste Zollern, sagt der reimselige Bruder Hermann, heißt zwar Friedrich, bringt aber nicht Frieden, sondern Zwist und Brand in die Mark; tötet zwar die wölfischen Raubritter, trifft aber auch die ruhigen Bürger ins Herz. Und seit dieses Friedrichs Erben nicht mehr der päpstlichen Schlüsselgewalt unterthan sind, läßt er ihnen kein reines Härchen. Der zweite Joachim, der prunksüchtige Hektor, dem Anna von Sydow allzu sehr gefiel, wird als ein gottloser Vergeuder des Kirchengutes und ein ver-

hurtes Scheusal an den Pranger gestellt: weil der Dreiunddreißigjährige am ersten November 1539 in Spandau sich dem reformirten Glauben angelobt hatte. So gehts weiter. Der Propst oder Küster, der die hundert Hexameter ausgeschwitzt hat, könnte lachen, wenn er wüßte, daß sein Kram immer noch Kunden fängt. Wilhelm der Zweite ist der fünfzehnte Hohenzollern, der seit der Reformation die Krone trägt. Daß er Gott zu lästern pflege, konnte ihm selbst der liebe Onkel nicht nachsagen. Soll der Krieg, den er jetzt führt, der „unbeschreibliche Frevel“ sein, in dessen Nachwehen des Reimers Elster erstickt? Sind die drei Könige, die Daniel demüthigen sieht, auf die Namen Nikolai, Georg, Albert getauft? Blickt Deutschland drein, als ersehne es eine Gegenreformation und werde andächtig den Fuß des Papstes Benedikt küssen, wenn dessen Hand dem Reich einen römischen Kaiser gab? Und könnte dieser Imperator von Papstes Gnade dem anglikanischen King, dem orthodoxen Zaren, den Jakobinern und Priesterhassern der schönen Seinestadt gefallen? Nicht mehr als dem Sultan und dem Mikado.

Weil aus der Havel, mit den vom Bruder Hermann gesechstelten Regenwürmern, morgen kaum noch ein gemeiner Flußbarsch zu angeln sein wird, hat Frankreich, mit anderen Konserven für die gefährdete Hauptstadt, eine wirksamere Weissagung eingehandelt. Von dem Herrn Péladan, einem Dichter von feinen und kräftigen Gaben, dem die spröde Heimath jetzt vielleicht, da er sich ihr als Patrioten empfiehlt, endlich ein Lorberreislein an den Filz stecken wird. Im „Figaro“ hat er, am zehnten September, erzählt, daß er eine lateinische Prophetie gefunden habe, die der Mönch Johannes im Jahr 1600 aus dem Hirn auf Pergament brachte. „Alle Würger des Lammes ähneln einander und alle Bösewichte sind die Vorläufer des größten ihrer Art. Der leibhaftige Antichrist wird sich in der Gestalt eines lutherischen Monarchen zeigen, der Gott anrufen, sich selbst dessen Gesandten und Schwert nennen und, mit der Schwurhand auf der Bibel, künden wird, er sei zur Geißelung verderbter Völker auserwählt. Er wird nur einen Arm haben, doch sein unter der Losung ‚Gott mit uns‘ fechtendes Heer dem Gewimmel der Satanslegion gleichen. Gelehrte, von ihm besoldete Männer werden seine göttliche Sendung bescheinigen und alle Künste treuloser List ihm dienstbar sein. Durch alle Wälle der Erdfeste werden seine Späher schlei-

chen und ihm aller Mächtigen Geheimniß ausliefern. Erst in dem Krieg, der nach zwei Wochen die ganze Welt auf Schlachtfelder wirft, entlarvt sich dieses Herrschers Antlitz. Ueberall schaaren sich Heere; christliche, musulmanische und noch ferner hausende Völker stehen auf. Von der dritten Woche an aber wird die Menschheit, der Engelsfinger die Binde vom Auge lösen, erkennen, daß der Antichrist sie bedräut und ihr nur die Wahl bleibt, seine Sklavin oder seiner Gewalt Ueberwinderin zu werden. Priester und Weiber, Kinder und Greise läßt er morden; nie kommt ein Wort der Gnade von seiner Lippe; er schwingt die Brandfackel, wie der Barbaren Häuptlinge thaten, und ruft in der selben Stunde den Heiland an. Seine Lügenrede klingt wie die der Christen, doch sein Handeln ist nicht besser als Neros. In seinem Wappen ist das Bild des Adlers; und auf dem Schild seines dienenden Begleiters, des anderen schlechten Herrschers, ist des selben Vogels Gefieder zu schauen. Diesen Zweiten aber, der dem Christengericht untersteht, rafft der Bannfluch des Papstes Benediktus von seiner Höhe. Dieser Papst, der erwählt wird, wenn die Herrschaft des Widerchristen beginnt, lehrt die Welt, daß alle Streiter wider den Erzfeind im Stande der Gnade sind und, wenn sie zu fallen scheinen, wie die Märtyrer himmelan steigen. Deshalb werden die Priester, die Mönche, statt die Beichte der Kämpfer zu hören und sie aus Sündenschuld zu lösen, zum ersten Mal in Gemeinschaft mit den anderen Bürgern fechten. Der Antichrist, dessen Verbündeten die Bannbulle des Papstes tötet, wird erst besiegt, wenn mehr Menschen hingemordet worden sind, als je in Roms Mauern lebten. Der Hahn, der Leopard und der weiße Adler sind zum Kampf vereint; doch nimmermehr würden sie mit dem schwarzen Adler fertig, wenn nicht das fromme Gebet des ganzen Menschengeschlechtes ihnen hülfe. Denn also steht geschrieben: Zwanzig Jahrhunderte nach dem Tag, da das Wort Fleisch ward, wird das böse Thier die Erde mit eben so vielen Uebeln schrecken, wie ihr die Gottheit Gnaden beschert hat." Die Weissagung, raunt Herr Péladan, ist noch lang; „sie schließt mit der Ankündung heller Friedenszeit und eines Rachewerkes, dessen Graus selbst die Wünsche unserer Rasse überbietet. So sei es!" Dem Franzosen war die Uebersetzung ein „wahrer Seelentrost". Er sieht aus Indien und Japan, aus Kanada und Egypten Heere wider den Erz-

feind ins Feld rücken, sieht fünfhundert Priester in Waffen und fleht den fünfzehnten Benedikt an, den Habsburger in den Kirchenbann zu gittern und mit dem furchtbarsten seiner Flüche den Zollern zu strafen. Dann würde der Erdkreis dem Papst zujauchzen. Bruder Hermann war immerhin schüchterner als Bruder Johannes (der wohl auf dem pariser Martyrberg, zwischen der Kathedrale und den Glitzerspelunken, die Weihen empfing). Die Lust, solchen Legendenkehricht an der Pforte einer Zeitung zu finden, die ihrem Pathen Beaumarchais täglich das Versprechen nachstammelt, aller Dummheit kühn zu spotten, wird durch die Furcht getrübt, den Gallierwitz am Greisenkrückstock zu erblicken. Mit den Waffen aus Kinderzeughäusern werdet Ihr, liebe Feinde, unsere sieben Armeen nicht besiegen. Als Eure Combes, Clemenceau, Briand Mönche und Nonnen mit zerfetzter Kutte aufs Pflaster stießen, habt Ihr gejubelt: und langet nun nach dem Beistand des Pastes? Dessen Amtsahn Leo hat einst freilich den Hunnenkönig zur Umkehr von dem Marsch ins Herz Italiens überredet. Damals aber war Atilla, der sich gerühmt hatte, das Schwert des Kriegsgottes an seiner Hüfte zu tragen, schon, auf Eurer Erde, bei Chalons, an der Marne, geschlagen worden. Damals waret Ihr noch aufrichtig fromm, glaubtet dem Wort der Jungfrau Genoveva, die weissagte, daß der Hunne Eure Hauptstadt nicht bezwingen werde, bliebet geruhig an der Seine und bautet der Tröſterin, der Heiligen dann eine Kirche, in deren Wundergewölb Sainte-Geneviève in Ewigkeit schlummern sollte. Wohin schwand sie? Wüthende Jakobiner zerrten das Gebein der Seherin aus dem Sarg, verbrannten es auf offenem Markt und wandelten die dem Gedächtniß des Mädchens von Nanterre geweihte Kirche in ein Pantheon (unter dessen Dach nun der unheilige Zola ruht). Merowech, Chlodowech, Karl, der Hammer des Frankenreiches, manche Lilienkönige noch mochten sich den Arm des allmächtigen Gottes dünken. Herr Poincaré, den keine Genoveva von dem Weg nach Bordeaux heimwinkte, ist nicht des Himmels, nicht Roms erkorener Kämpe. Paris, das seine Schützerin, seine Heilige schänden ließ, könnte den Widerchristus nicht ins Fegfeuer beten.

Auch mit der Johannismär ist nichts Kräftiges zu erködern. Der letzte Zollern, der gedrosselte schwarze Adler: Träume vom Jahrtausend stillen Hirtenfriedens taugen nicht in die Staats-

vernunft, die den Bürger in dreijährigen Wehrdienst zurückrief. Da wieder an der Marne, auf den Katalaunischen Feldern, gekämpft worden ist, wieder, wie bei Mauriacum Römer und Goten, Verbündete sich einem Eindringlingsheer entgegenstemmten, ließe sich aus dem Vergleich noch Allerlei münzen. Das Erinnerungbild der mongolischen Dickköpfe und Kurzrümpfe, die mit ihren Pferdchen verwachsen schienen, ähnelt zwar nicht dem zwischen Reims und Verdun sichtbaren. Leicht aber wäre ein Sprüchlein zu quirlen und anzurichten, das erzählt, wie diese Reiterhorde noch einmal in Südosteuropa das Land eines Urgreises überrennt und zerstückt. Ermanarich, der alte König der Austrogoten, sei Péladans Nachtretern empfohlen. Mit stärker nachdrückendem Wort Atilla selbst. Ein stolzer Barbar. Im Lager darf kein Hügel ein Zelt tragen, wenn des Königs im Thal aufgeschlagen ward. Die Festhalle funkelt von Edelmetall, den Gästen wird die Speise auf Silberschüsseln, dem Gesinde sogar der Trank in Goldbechern angeboten; nur der Kriegsherr sitzt auf hölzernem Schemel, nur ihn kleidet ein schmuckloser Kittel, nur sein Teller, sein Becher ist aus schlichtem Holz. Hofgelehrte umreihen, Hofsänger preisen ihn. Der Gast, den er mit gehobener Trinkschale grüßt, muß sie, aufrecht, leeren. Dieses Königs Wille war, über die Stadt Konstantins zu herrschen. Und an der Marne haben Lateiner ihn und seinen Barbarenschwarm geschlagen. Wann lesen wir die nächste Prophetie?

Hört! Hört!

„Papst Benedikt wünscht sehnlich, bald Frieden zu stiften, und die österreichischen Kardinäle haben ihn in diesem Wunsch bestärkt, der auch in Wien erwacht ist, seit die Monarchie in ihren Kämpfen so unglücklich war. Die Hauptschwierigkeit wäre von Deutschland zu erwarten, das von seinem Bundesgenossen wohl größeren Kraftaufwand fordern wird.“ (Giornale d'Italia.) „Deutschlands eiferndes Bemühen, auf allen erfindlichen Wegen uns seine ‚Wahrheit‘ über den Ursprung und Verlauf des Krieges ins Land zu bringen, verdient gewiß Anerkennung. Aber der aufgewärmte Kohl aus Bismarcks Küche schmeckt uns nun einmal nicht.“ (Secolo.) „Der Dreibund brachte uns Nutzen, so lange Deutschlands Verhältniß zu Großbritanien leidlich war. In der Wahrnehmung unserer Mittelmeerinteressen ließ er uns schutzlos und wir mußten

mit England und Frankreich uns durch Sonderabkommen verständigen. Seit dem Balkankrieg ist obendrein Oesterreichs Politik mit unserer noch weniger vereinbar als zuvor. Wo die Wünsche und Bedürfnisse des einen Staates von denen des anderen so weit abweichen, ist an Gemeinbürgschaft nicht zu denken.“ (Corriere della Sera.) „Der Stolz des deutschen Heeres muß bitter darunter leiden, daß keiner der kühnen, von schmetternden Trompeten angekündeten Vorstöße ihm gelungen ist. Wir haben die Handlungfreiheit zurückerobert. Das ist ein köstliches Gut. Wir kämpfen auf heimischer Erde, haben befestigte Stützpunkte und können leicht Menschen und Kriegsgeräth heranholen. Jetzt führen wir den Krieg, der zuerst gegen uns geführt wurde. Der Feind, der von Ost nach West marschirte, wird morgen gezwungen sein, von Ost sich westwärts zu wenden. Hunderttausend Kanadier sind auf dem Weg nach Frankreich, um für unsere gerechte Sache zu fechten. Die Russen wollen dem König Albert von Belgien ein Ehrengeschenk überreichen. In Warschau kauft Niemand mehr deutsche Waaren.“ (Le Matin.) „Anders als 1870 ist heute das Bild. Der durch die Zettelung des austro-deutschen Imperialismus entstandene Krieg findet die Nation einig und in festem Vertrauen um die Regirung geschaart. Sie ist zu jeder Anstrengung, jedem Opfer bereit und wird nicht erlahmen, ehe sie den Sieg erstritten hat.“ (L'Humanité.) „Die Stadt Genua hat dem belgischen Volk, als dem Vertheidiger des Rechtes und der Freiheit, ihre Bewunderung und ihren Glückwunsch ausgesprochen. Die Versuche deutscher Beamten, ihrem Vaterland in Amerika die Volksmeinung günstiger zu stimmen, werden drüben verhöhnt oder schroff zurückgewiesen. Reuter meldet, daß deutsche Censoren die nach den Vereinigten Staaten gerichteten Briefe öffnen, statt der vom Absender beschriebenen Bogen Loblieder auf die Friedensliebe der Deutschen, besonders ihres Kaisers, in die Umschläge legen und, wie vielfach berichtet wurde, die Unterschrift des Absenders nachzumachen versuchen. In Indien wächst die Begeisterung für den Krieg von Tag zu Tag. Die deutsche Infanterie schießt viel schlechter als die belgische. Im Deutschen Reich sind die Lebensmittelpreise um fünfzehn Prozent gestiegen. Die Presse beginnt, einzusehen, daß die Industrie, weil sie keine Rohstoffe mehr erhält, bald völlig gelähmt sein wird. Englands Flotte hindert jede Einfuhr und sorgt

dafür, daß der überseeische Handel ihrer Heimath Alles erhält, was er zu stetiger Entwickelung braucht. (Neptune.) „Die Generale French und D'Amade haben an der Oise einen großen Sieg über die Deutschen erstritten. Die Garde des Kaisers ist von den Briten zerrieben worden.“ (Evening News.) „In Verviers haben zwei, in Spa drei deutsche Offiziere sich selbst getötet. Die Furcht vor den Kosaken hat schon aus Berlin, Köln, Aachen deutsche Flüchtlinge bis nach Verviers gescheucht. Der Kaiser von Oesterreich soll am achten September gestorben sein. Die schwierige Lage des Reiches zwingt zur Verheimlichung der Nachricht. Die Zahl der in Galizien getöteten und verwundeten Oesterreicher und Ungarn betrug am sechzehnten September schon zweihundertfünfzigtausend. Die Russen haben hunderttausend Mann gefangen und vierhundert Geschütze erbeutet. Alle Straßen sind mit Waffen, Munition und anderem Kriegswerkzeug übersät, das die Oesterreicher auf ihren eiligen Rückzug nicht mitschleppen konnten. Am Dreizehnten haben die Japaner den Bahnhof von Kiautschau besetzt. In Vibarode brannten deutsche Truppen das Lazaret nieder. Der Nurse Humes, die einen Verwundeten tapfer vertheidigt hatte, schnitten sie die Brüste ab; die Arme starb unter gräßlichen Qualen. Furchtbar haben die Deutschen im Schloß Le Gué bei Meaux gehaust; die Leinwand werthvoller Bilder aus dem Rahmen gerissen, die feinsten Möbel zerbrochen, die Perserteppiche mit Sporen zerschlitzt, die Schränke aufgebrochen und die Wäsche der Schloßherrin gestohlen. Aus dem Billardzimmer machten die Stabsoffiziere einen Schießstand; und während nebenan Verwundete unter dem Messer der Aerzte schrien, saßen die Offiziere in dem mit Blumen geputzten Speisesaal und gossen sich ungeheure Mengen der feinsten Weine und Schnäpse durch die breite Gurgel. Den neutralen Ländern lügt Deutschland jetzt vor, es könne beweisen, daß schon am dreißigsten Juli ein französisches Regiment in Automobilen nach Namur gebracht worden, Belgiens Neutralität also zuerst von den Franzosen verletzt worden sei. In der Schmutzfluth solcher Lügen muß Deutschland schließlich selbst ertrinken.“ (Die antwerpener Zeitung Le Matin.) „Ein deutscher Gefangener antwortete auf die Frage, was man in seiner Heimath über unsere Siege sage: ‚Die Aelteren waren darauf gefaßt. Bismarck hatte Alles vorausgesehen und sie oft gewarnt, Rußland anzutasten. Sein Rath ist nicht beachtet

worden; und nun spürt man die Folgen.'" (Rjetsch.) „Aus der Schweiz ist die Kunde von der Niederlage des Westheeres nach Deutschland gedrungen. In den Städten sind Unruhen entstanden. In München sind die Zeitunghäuser geschlossen. Die Menge schreit: ,Sagt uns die Wahrheit! Die Franzosen schlagen uns! Wie wirds nun mit den Russen?' Die Oeffentliche Meinung fängt zu fühlen an, daß Deutschland verloren ist." (Daily Express.)

Genug? Noch ein Bischen Geduld. „Daß England siegen wird, ist schon heute gewiß. Mag der Krieg noch so lange dauern, noch so große Opfer fordern: Englands Sieg ist sicher." (Le Petit Journal.) „Der Deutsche bleibt hart und brutal und sein Joch lastet schwer auf Denen, die es für eine Weile tragen müssen. Aber die Gräuel, mit denen, im Elsaß, noch ärger in Belgien, der deutsche Aufmarsch begann, haben sich nicht wiederholt. Das ist ein Sieg des Völkerrechtes und eine Niederlage des germanischen Uebermuthes; nicht die letzte, die er hinnehmen muß. Nie hat Einer ungestraft dem Moralgebot des Weltgewissens getrotzt." (L'Éclair.) „Wir verabscheuen den Militarismus, der sich in dem Deutschen Reich verkörpert hat. Niemand wünscht hier, diesem Reich auf irgendeine Weise zu helfen. Wenn es siegte, wäre auch Amerika von ihm bedroht." (New York Times.) „Nicht nur eine Barbarenhorde haben wir zu bekämpfen, sondern auch den Lügenfeldzug unwirksam zu machen, der in Italien und der Türkei, in Amerika und China, auf der ganzen Erde gegen uns geführt wird." (Daily Telegraph.) „Auf dem Bahnhof von Clemont-Ferrand ist ein ganzer Zug mit erbeuteten deutschen Geschützen angelangt. Unsere Truppen haben die deutschen Armeen aufgehalten und fast überall zum Rückzug gezwungen. Die von England gekaperten deutschen Kauffahrteischiffe sind versteigert worden und haben bis zum zweiten September mehr als zwölf Millionen Francs eingebracht. Professor Delbet von der pariser Universität erzählt, zu seiner siebenundsiebenzigjährigen Mutter habe ein deutscher General (der ein Monocle trug) gesagt: ,Mit den Franzosen ists aus; eine ganz und gar entartete Rasse. Die stattlichsten Männer werden wir kräftigen deutschen Mädchen verheirathen; vielleicht giebts hübsche Kinder. Alles Andere schicken wir nach Amerika. Was? Erfolge hat ihr Heer? Nicht einen. Wird auch, kann auch nie einen haben. Was Ihre Zeitungen melden, ist Schwindel. Alles. Die bringen nicht ein

wahres Wort. Erfolge! In zwei Tagen sind wir in Paris.' Bald danach kam dieser General mit seinem ganzen Troß auf dem Rückzug wieder an dem Haus der alten Dame vorbei. Diesmal gings schneller. Denn die Deutschen wurden von englischem Fußvolk und französischen Dragonern verfolgt. Einer der Leute, der zuvor, des Essens wegen, mit der Köchin geschäkert hatte, schrie über den Gartenzaun: ‚Mit Paris ists nichts!'" (Le Figaro.)

Professor Delbet (ein Arzt, der sicher nie lügen lernte) hat seiner Mutter noch Grasseres nacherzählt. Der General (mit dem Monocle) hält der Greisin, weil er die Mannschaft über ihr Gartenbrückchen führen wollte, drohend seinen Revolver unter die Spitznase. Als die Truppe durchmarschirt war, sprach er: „Als Deutsche (Sie werden ja nächstens deutsch) müssen Sie stolz darauf sein, daß mein Corps an Ihrer Thür vorüberzog. Ich werde übrigens eine hübsche Tafel bestellen und annageln lassen, die an diese Stunde erinnert. Was? Sie möchten nicht Deutsche werden? Das ist ja erledigt! Ihr könnt Euch nicht wehren. Und Eure englischen Freunde, die auf dem Meer ganz tüchtig sein mögen, zählen auf dem Land gar nicht mit. Die Russen? (Er wiehert.) Die wissen nicht mal, was eine Armee ist." Himmlisch, daß solcher Prahlhans dann auskratzen muß; daß die Verbündeten ihm viele Leute abfangen; daß der selbe Schlecker, der „Nach Paris!" gebrüllt hatte, nun winselt: „Mit Paris ist nichts." Die beiden Rufe, spricht der Professor, „lehren uns die Bedeutung des ersten Schlachttages empfinden. Sie verrathen die Zertrümmerung des Germanenplanes." So denken auch die Bundesgenossen. „Jeder Tag, der den Deutschen ohne entscheidenden Sieg verstreicht, mehrt die Gefahr, die ihrer Ostgrenze droht." (Daily News.) „Jetzt wird offenbar, wie jämmerlich die Berather des Kaisers geirrt haben." (Daily Mail.) „Wir dürfen hoffen, daß die deutsche Horde noch weiter zurückweichen muß." (Evening News.) „Deutschland hat ein militärisches Abenteuer gewagt, aus dem allmählich eine Reichskrisis wird." (Daily Telegraph.) Und der Präsident der Republik schreibt: „Der Feind ist nach Osten zurückgeworfen und dieser glänzende Erfolg der vereinten Heere sichert den endgiltigen Sieg."

Die Deutschen, heißts in einer amerikanischen Zeitung, schwatzen noch immer davon, daß seit dem Kriegsanfang alle Parteien einträchtig seien. Sie verschweigen aber, daß es in Frank-

reich, im großen Britenimperium, in Belgien, sogar in Rußland genau so ist. Die Sozialdemokraten Guesde, Sembat, Vandervelde sind Minister geworden. Irische Homeruler und Ulstermänner träten am Liebsten heute noch in die selbe Kämpferreihe. In der russischen Reichsduma hat der Demokrat Miljukow Deutschlands Gier nach der Weltherrschaft rauh getadelt. Die Litauer ließen durch ihren Wortführer die Hoffnung aussprechen, daß der Krieg, für den sie sich wie für heilige Heldenthat bereiten, alle Stammesgenossen, auch die noch zu Deuschland gehörigen, unter Rußlands Fahne vereinen werde. Der jüdische Abgeordnete Friedmann rief, keiner Macht könne je gelingen, die russischen Juden von ihrer Heimath loszureißen; nicht Pflicht nur, sondern anhängliche Liebe treibe sie in den Kampf gegen feindlichen Ueberfall. Der Lette geißelte in seiner Rede den berliner Tyrannen, der den Nachbarn stets den schlechtesten Rath ins Ohr flüstere, jetzt aber in dem Blutmeer, in dem er baden wolle, ertrinken müsse. Dazu werde jeder Lette freudig mitwirken; nicht nur im Heer: auch in der Hütte, die ihm Obdach ist. Dringe der Feind bis nach Livland und Estland vor, dann müsse er jede Fußbreite des heiligen Bodens erobern. So ists überall. „Warum also prahlen die Deutschen?“

Haben Einzelne geprahlt (weil sie wähnten, das Gelärm der Nachbarschaft überschreien zu müssen), dann verpflichtet das Vaterland sie jetzt in stolzes Schweigen. Von Geprahl und Geschimpf ist der Besiegte entschuldbar; nicht der Sieger. Aus allen Depeschennestern die den Feinden ungünstigsten Meldungen (die ja der Wahrheit nicht näher als die günstigsten sind) herauspicken und in die Papierscheune sammele: wem frommts? Aufruhr in Marokko, Egypten, Indien: wenn er Ereigniß ist, mag er uns freuen. Durch Notizchen und Drehmaschinen wird er nicht erzaubert. Schlechtes Beispiel darf nicht guten Väterbrauch verderben. Wir wollen nicht belogen sein; wollen wissen, was ist, nicht, was werden könnte, wenn der Schattenkhalif den Islam zum Heiligen Krieg aufriefe und in Arkadien die Zeitgenossen Enver und Ferdinand sich über das Schicksal Konstantinopels verständigten. Wer gegen einen Schelmen anderthalb aufbringen will, darf nicht über Schelmenlist stöhnen. Lasset die Anderen lügen und füttert die Nächsten nicht an jedem Morgen, Mittag, Abend mit der Ankündung, daß unseren Feinden übermorgen die letzte Sonne sinkt. Kein Wort

auch fortan zur Abwehr erstarrter oder neugeheckter Lüge. Das nützt nicht. Das schadet nur. In dieser ungeheuren Stunde unseseres Erlebens kann uns, darf uns nicht kümmern, was draußen über uns geschwefelt wird, noch gar, wie irgendein neutrales Volk „mit uns steht." In den Vereinigten Staaten hat der Botschafter, den Kluge für klug halten, sich seit der Rückkehr in Schweiß geredet, um die Häupter und Glieder der Gesellschaft von der hehren Gerechtigkeit unserer Sache zu überzeugen. Was hat er erlangt? Ungläubiger Spott sucht ihn der Lachlust des geputzten Pöbels als einen Vielschwätzer und Wichtigthuer zu verpetzen. Hebet Euch, Landsleute, doch endlich aus dem Grünkramkeller, in dem Euer argloses Herz glauben lernte, an allen Küsten lechze das ehrwürdige Menschengeschlecht nach Wahrheit, auch wenn die Lüge ihm fetteren Zins trägt! Daß neun Zehntel alles Gerüchtes erlogen sind, kann jeder gesunde Dutzendkerl riechen, ehe ein Botschafter oder für den Export aufgebügelter Staatssekretär ihm die Nase geschneuzt hat. Daß des Widerchristus Majestät anders aussähe als des Deutschen Kaisers; daß unsere Generale stille Greisinnen nicht anrülpsen; unsere Majore und Oberste nicht Weiberwäsche stehlen; daß der deutsche Wehrmann nicht einem Kindsfräulein die Brüste wegmetzt. So willig wie bei uns glaubt man auf keinem Zipfel der verbürgerlichten Erde, was in der Zeitung steht. Die Meisten wollen gar nicht in Wahrheit überredet werden; wollen für wahr nehmen, was ihrem Gaumen schmeckt oder das Gerinnsel ihrer Wünsche festet. Den Meisten sind wir, Alle, ist die deutsche Volkheit jetzt ein ärgerer Gräuel als je zuvor: weil sie aufgestanden ist, ihren Odem dem Erdkörper einzublasen, und weil ihre Kraft ihrer Kühnheit gleichwüchsig scheint. Sollen Romanen, Slawen, Mischlinge der werdenden Uebermacht zujauchzen? Ists auch nur von germanischen Vettern zu fordern? Kündiget dem Miethwahn, das Urtheil der Mitwelt hänge an der Frage, ob Sasonows oder Bethmanns Depeschensammlung vollständig und wortgetreu, Greys Absicht richtig ermessen worden, Alles mit den Mobilmachungterminen hübsch in Ordnung gewesen sei. Kein Kater beleckt noch den Teller, in dem die Milch frommer Denkart sauer geworden ist. Wikinger, Krieger, wurden von den seßhafteren Sippen niemals zärtlich gehätschelt; und wären als Heuchelgezücht verrufen worden, wenn sie gestrebt hätten, als Opfer scham-

losen Ueberfalles sich warm ins Mitleid zu betten. Aber sie haben Reiche gegründet und die Grenzen der Menschheit verrückt. Herakles mit einem Puttengemüth? Hinter Haubitzen eines Täubchens Sanftmuth? Aristeides mit einem Mörser, dem ein Geschoß von Mannes Höhe und Erdbebens Kraft entfliegt? Ein Volk, das solches Wunder glaubt, müßte in neidiger Scham vergehen. Was heute ins Ausland gerufen, geläutet, getrommelt wird, hallt dem Ohr ohne Haftwirkung vorüber. Die drei größten Reiche, zwei mittlere, zwei kleine wollen wir zerscherben: und möchten von den Zuschauern entschuldigt sein oder mindestens die Zuerkennung mildernder Umstände erflehen? Jeder Wortaufwand ist nutzlos verthan. Umwerbet den Neutralen, der uns Rohstoffe liefern will. Den aber, der nur ein Urtheil, mildes oder hartes, feil hält, nur mit Meinung, guter und schlechter, hökert, lasset unbehelligt in seiner Bude. Er mag horchen. Macht schmiedet unser Recht. Für Deutschlands Wollen zeugt Deutschlands That.

Augustow-Soissons.

Deutschlands That lodert hoch über das Dach der Erde hinauf. Aus Manneswillen ward eine Erzmauer, die von der Ostweichsel bis an die Schelde, von Augustow bis an das Weichbild von Soissons ragt und, den verbündeten Nachbar vor der Springfluth zu wahren, bis an den Dnjestr vorgeschoben wird. Niemals war Dergleichen. Rußland und Britanien, Frankreich und Belgien, Kanada und Australien, Japan und Indien, drei Viertel von Afrika wider uns, denen kein Helfer, kaum ein Wohlwollender nahte: und nach zwei Monaten ist nicht eine Hauptschlacht verloren, ist das Reichsgebiet nirgends ernsthaft gefährdet. Die stärksten Festungen Mitteleuropas werden belagert, ganze Heere von West nach Ost, große Stücke wieder westwärts geworfen. An die Küste dreier Erdtheile werden Wracks gespült, die unserer Seekrieger tapfere List zerschellt hat. Dreihunderttausend Gefangene essen deutsches Brot. Eine Million frischer Soldaten überschreitet vier Grenzen. Und nirgends fehlt Nöthiges. Waffen und Munition, Kleid und Speise sind reichlich gestapelt. Die Feinde haben dieses Heer nicht gekannt; sonst hätten sie niemals von Siegen geträumt. Noch jetzt kennen sie es nicht; sonst flöhe sie längst die eitle Hoffnung, mit dem Aufgebot unerzogener Zufallssoldaten, brau-

ner, schwarzer, halb oder ganz wilder, es zu vernichten. In ihm blüht, aus ihm wirkt die ganze Urkraft der Volksgemeine. Jedes und aller Deutschen. Denen wird Morgen. Sie müssen siegen.

Tage lang hat Mancher gebangt. Nächte lang. Nicht Alles ging den gewiesenen Weg. Schlechtes Wetter. Regengüsse, Sturm, jähe Lufterkältung. Im Endkampf um des Vaterlandes Schicksal wird der schmächtigste Franzos ein Held. Die Briten, die nie zuvor gegen Europäer fochten, haben sich rasch in die moderne Gefechtsform gewöhnt und schießen wie Satans Gardefüsiliere. General Joffre zeigt erst jetzt die stärksten seiner Künste. General D'Amade hat sich ins Wesen der deutschen Taktik so tief eingebohrt, daß er oft ahnt, was der Gegner thun wird; nur unterschätzt er fast jedesmal dessen Flinkheit. Winzige Erfolge stählen das Selbstvertrauen der Truppen. Auch dem Unüberwindlichen ist also ein Vortheil abzuringen? Das rechte Ufer der Ourcq wird gehalten. Bei Sézanne ist das Centrum der Franzosen nicht zu erschüttern. Verdun trotzt dem Feuerwirbel. Vive la France! Wagte ein Flügel sich so keck vor, daß er in die Gefahr kam, vom wachsamen Feind gepackt und abgeknickt zu werden? Kitchener gratulirt, Poincaré dekorirt, Millerand salutirt. Zwischen den Herbstblumen der pariser Gärten keimt lenzliche Hoffnung. Die Glocke von Notre Dame ruft alle Frommen zum Dankgebet. Der Generalissimus meldet, seit dem siebenten September sei der Feind auf der rechten Seite um sechzig bis siebenzig Kilometer zurückgewichen, der erste Theil der Schlacht also den Verbündeten günstig gewesen. Denen bleibt Verdun eine Stütze. Vor hundert Jahren wollte Schwarzenberg nicht auf Paris marschiren, ehe er genau wußte, was zwischen Marne und Aisne geschehen war; am Ende toste ihm Napoleon sonst gegen die Flanke. Der siebenzehnjährige Prinz Wilhelm von Preußen hatte im Februar in sein Tagebuch geschrieben: „Blücher ist geschlagen. Kleist ist geschlagen. Wittgenstein ist geschlagen. Von Stunde zu Stunde in Erwartung des Abzugs.“ Fünf Tage danach hat der Sieg bei Bar-sur-Aube die Lage erleichtert. Noch am achten März aber schreibt der Kronprinz an seine Schwester: „Hätten wir nicht heftige pariser Träume gehabt, wären wir ohne Zweifel schon drin im großen Sündenpfuhl. Paris lockte uns, trotz unserer Deutschheit: und wir verbrannten uns die Nase. Erstlich Blücher, der vereinzelt, höchst sot, vorgerannt war;

als er sich hinter die Marne zurückziehen mußte, wollten wir nun hier mit der sogenannten Großen Armee, erstaunlich terribel wie eine Wetterwolke, Nöppeln und seine Lutetia auffessen; aberscht: wir rannten wie unvernünftig einzeln vor, bekamen einzeln Kloppe und da bemächtigte sich unser ein bewußtes Panikum, und wie wir unvernünftig vorgerannt, rannten wir jetzt zurück; und erst, als man sich Bar-sur-Aube hatte nehmen lassen, merkte man, Nöppel schicke uns nur wenig nach und sei bei Troyes stehen geblieben, um abzuwarten, was Blücher thun würde. Dieser Held und würdige Säbel schlüpfte fut und gerade auf Lutetia zu. Jetzt ermannten wir uns endlich, als die Reserven schon zwei Meilen hinter Langres standen. Unser Panikum scheint sich, Gott Lob, vor der Hand gelegt zu haben und wir stehen so ziemlich wieder da, wo wir vor den letzten, nur durch unsere Schuld herbeigeführten und bedeutend gewordenen Unfällen standen. Jetzt steht dieses Welttheiles Schicksal auf Blüchers Säbelspitze. Wird Blücher geschlagen, so steht es sehr schlimm; wird Nöppel geschlagen, so kann es in acht Tagen aus sein, mit ihm, seinem Reich und seinem Krieg." Der jüngere Prinz weiß, daß Blücher nicht nach Paris marschirt ist, sondern bei Soissons steht. „Er ist vereinigt mit Bülow, wahrscheinlich auch mit Wintzingerode. Paris war gar kein militärisch wichtiger Punkt. Eben höre ich, daß Napoleon links um Blücher herumgegangen ist und vorgestern in Berry, auf der Straße von Reims nach Laon, stand. Unsere Truppen sind entsetzlich fatiguirt und bedürfen der Ruhe." Fünf Tage danach: „Blücher hat das Corps Marmont abgeschnitten; sechstausend Gefangene, fünfzig Kanonen. Saint-Priest (ein russischer General) hat Reims genommen. Die Nachricht kam ~~in~~ der Russischen Messe, wo wir heute zufällig Alle waren; sogleich wurde das wunderschöne Tedeum gesungen. Dann ging der Kaiser Alexander zu Papa. Alles wünschte sich Glück." Doch erst am dreißigsten März ist das Heer am Ziel. Der Kronprinz kritzelt. „O! Paris-Lutetia, der große Sündenpfuhl (zwanzig Ausrufzeichen). Welche Begebenheit (acht). Das Treffen ist ungeheuer gewesen, und was von uns heran war, hat fürchterlich gelitten; unsere göttliche Garde hat enorm verloren. In wenigen Stunden ziehen wir in den großen Sündenpfuhl ein. Te deum laudamus." Wilhelm: „Hurra! Hurra! Paris ist unser! Morgen ziehen wir in Parade ein." Im nächsten Jahr gehts

schneller. Am achtzehnten Juni: Belle Alliance; am zweiten Juli: Paris. Der Kronprinz: „Dies von Gott verlassene Land und diese Hauptstadt aller Gräuel! Mir ist so scheußlich zu Muth, so unheimlich, so sehnsüchtlich, ja, weinerlich bin ich gestimmt! Dauerts hier lange, so bitte ich den König, mich zurückzuschicken. Ich kanns hier nicht aushalten.“ Wilhelm: „Welch eine glorreiche Campagne! Und in neunzehn Tagen beendet! Was aber wird man nun thun? Napoleon hat entsagt. Einige Parteien wollen den Kleinen (Bonapartes Sohn), andere die Bourbons, andere die Republik. Das Schwert hat wieder das Seinige in vollem Maß gethan; ich hoffe, die Feder wird ein Beispiel daran nehmen. Aber ohne den Tod von Napoleon kann ich mir keine Ruhe denken. Papa sagt immer: Hat er diesmal nur drei Tage von Elba bis Frankreich gebraucht, so wird er vielleicht von seinem künftigen Exil vierzehn Tage gebrauchen; aber wiederkommen wird er.“ Er kam nicht wieder. Nur die Hülle seines Genius. Wilhelm aber sah noch ein drittes Mal als Sieger auf Paris. Damals war Frankreich ohne Heer; eine Armee gefangen, eine belagert. Jetzt sind seine drei Armeen aufrecht; in Lothringen, in der Champagne, in der Hauptstadt. Dennoch bangt kein deutsches Herz mehr. Im Eisengewitter dorrte die Angriffslust der Verbündeten. Sie vertheidigen sich nur noch. Reims brennt. Verdun kann dem schweren Geschütz nicht lange widerstehen. Bald umringt die lebende Erzmauer die lichtlose, arme, schöne Lutetia. Zum dritten Mal zieht, im Zeitraum eines Jahrhunderts, ein deutsches Heer in Heinrichs geliebte Stadt. Scharnhorsts Warnung ist in Frankreich ohne Echo verhallt.

Von Augustow bis nach Paris. Kein Auge sah solche Volksleistung. Lasset es, einmal noch, die alte Landkarte betrachten. Germania wohnt eng. Weil keins ihrer Kinder dem großen Weihedienst zu entschlüpfen wünschte, durfte sie sich des Ungeheuren erkühnen. Eine Welt wider sie: von ihrem Schwert eine Welt gebändigt. Im Elsaß, in Ostpreußen, in Schlesien streifen feindliche Schwarmtruppen durch schwach geschütztes Land. Das Herz des Reiches ist nicht bedroht. Tief neigt unser Haupt sich, dankbar die Wehrmannschaft zu grüßen. Aus der Brusttiefe schöpfen wir Athem an der Schwelle vor schwerer Zeit. Und sollten, wie in friedseligen Tagen, vom unwirschen Fremdling ein Tugendzeugniß erwinseln?

Völkerrecht.

„Seit dem ersten Kriegstag ist das deutsche Heer barbarischer Grausamkeit beschuldigt und überführt worden. Um die Wucht dieses Vorwurfes zu mindern, läßt die Kaiserliche Regirung jetzt die Behauptung ins Ausland tragen, die französische Armee verwende Dum-Dum-Geschosse. Diese beleidigende Angabe wird durch die Veröffentlichung facsimilirter Zettel gestützt, mit denen in französischen Forts gefundene Geschoßpackete beklebt gewesen sein sollen. Da es sich um plumpe Fäschung handelt, muß die französische Regirung sich gegen solchen Unfug verwahren. Die Felddienstordnung vom zweiten Dezember 1913, die für alle Armeen der Republik gilt, verbietet ausdrücklich die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen; und dieses Verbot ist in keinem Fall aufgehoben worden. Wir müssen aber daran erinnern, daß im deutschen Heer solche Geschosse benutzt werden und daß von uns dagegen protestirt worden ist. Am achtzehnten und am sechsundzwanzigsten August hat die französische Regirung den Mächten Denkschriften über diesen Gegenstand vorgelegt. In den Patronentaschen einzelner deutschen Gefangenen waren Geschosse gefunden worden, die Einschnitte hatten und für die Sprengwirkung zugerichtet waren. Diese Zurichtung kann nicht das Werk des Soldaten sein; er muß die Geschosse in diesem Zustand empfangen haben." So lautet die Klageschrift, die am elften September in Bordeaux von der Regirung veröffentlicht wurde. Sie zeiht unsere höchste Armeebehörde häßlicher Verbrechen. Fortdauernde Duldung barbarischer Gräuel, Völkerrechtsbruch, falsche, wider besseres Wissen unwahrhaftige Anschuldigung, Urkundenfälschung: an einem Bureautag war mehr kaum zu ersinnen. Mußte sich dieser Hader in die düstere Feierlichkeit deutschen Erlebnisses drängen?

Dum-Dum: so wird das Arsenal genannt, das in Kalkutta, der Hauptstadt des anglo-indischen Kaiserreiches, von dem Fort William umschlossen und noch vor der Geschützgießerei von Kostpur würdig blickenden Erdbummlern gezeigt wird. Wie der wunderliche Name auf die Geschosse herunterkam, weiß ich nicht; nur, daß Ding und Name von Britenhirnen erdacht worden sind. Den Geschossen (Kugeln sind immer noch rund) wird die Spitze abgefeilt; dadurch entsteht die Möglichkeit einer Sprengwirkung (wenn ein Knochen getroffen wird) und der Verwundete hat länger und

ärger zu leiden. Barbarei? Vielleicht; oder ein den indischen Lebensbedingungen angeähneltes Wehrmittel. Die Haager Friedenskonferenz verbot im Jahr 1899, „Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder plattdrücken, also auch Geschosse mit hartem Mantel, der Einschnitte hat oder den Kern nicht ganz umhüllt.“ England, Portugal und die Vereinigten Staaten wollten sich dem Verbot nicht fügen; erst acht Jahre danach hat Großbritanien es als gerecht anerkannt und der Königlich Niederländischen Regirung angezeigt, daß der Beschluß der Signatarmächte fortan auch für den Britenbereich gelte. In dem selben Jahr wurde im Haag auch verboten, Waffen, Geschosse oder Stoffe zu gebrauchen, die unnöthige Leiden bewirken können. Ob dieser Beschluß durchführbar ist, mögen Sachverständige beurtheilen. Ein Granatsplitter soll üblere Folgen haben als ein Dum-Dum. (Das spreche ich aber nur Anderen nach, die auch behaupten, das kalkuttische Geschoß sei nur im Nahkampf wirksam.) Was ist unnöthiges Leid? Heischt der Kriegszweck nur, daß der Feind kampfunfähig gemacht werde, oder ist er völlig erst erreicht, wenn viele Menschen getötet, für immer vernichtet sind? Müßte man auf den Gebrauch der Riesenmörsergeschosse verzichten, weil in ihnen Giftgase entstehen? Ist im Gebiet der neuen Kriegstechnik, die mit Haubitzen, Luftbomben, Torpedos, Seeminen und anderem Höllengeräth arbeitet, unnöthiges von nöthigem Leiden genau zu scheiden? Ich will einen Professor fragen, dessen harmlosen Sinn das Völkerrecht Wissenschaft dünkt. Einstweilen muß nur verhindert werden, daß unsere Feinde thun, was nimmermehr zu thun sie geschworen haben. Sie versprachen, sämmtlich: Kein Dum-Dum. Ist unzweideutig zu erweisen, daß einer ihrer Leute wider das Verbot gehandelt hat, dann muß er, wie jeder Meuchler im Feld, erschossen, nicht mit ehrlichen Männern in einer Kaserne oder Baracke Monate lang auf Reichskosten gefüttert werden. Das selbe Standrecht könnte allen asiatischen und afrikanischen Soldaten drohen, die von Weißen gegen Weiße gehetzt wurden. Dann besönnen die Curzon und Kitchener sich am Ende noch, ehe sie aus Bengalen, Nepal, Nippon, dem Sudan das Gesindel verfrachten, das den deutschen Barbaren zu Christensittlichkeit und edelmenschlicher Kultur anfeuern soll.

Ists denn aber nicht schmählich, daß wir an so eklen Zank

ganze Stunden der Weihezeit vertrödeln müssen? Daß die Häupter und die Geschäftsführer großer Reiche einander des schlimmsten Fehls beschuldigen? Daß Bücher zusammengeschmiert, Prophetien erschwindelt werden, um eines gestern Vergötterten, mindestens Umwedelten Ruf recht tief in den Jauchekübel zu tunken? Daß Völker, die nicht hinter dem schmierigen Geldschleier nur geschachert, nicht Fabrikwaare und Luxustand nur, nein, auch feinstes Geistesgut ausgetauscht haben, einander jetzt nicht schwarz genug schwärzen können? Ist ein von den Armeen und von den Hirnen nobel geführter Krieg noch heute, just heute nicht möglich? Muß früh und spät gelogen, geschimpft, dem Feind ein Stinkbömbchen zugeworfen, seiner Verwandtschaft unnöthiges Leid bereitet werden? Gehts auf der Walstatt und im Kampf der Köpfe nicht ohne Dum-Dum? Dann hole der Carnegie den Heckentempel.

Du bist Deutscher, nicht aller Mitschuld ledig. Lauschest, weil Du, fern von der Front, zu Haus nun oft mürrisch, wirst, allzu gern nach dem profitsüchtigen Schwatz, der alles Andere besudelt und Dich als den lichtesten Engel rühmt. Jetzt ist nicht Zeit, fremden Stank aufzuriechen, noch sich und sein Nest in Weihrauchwölkchen zu nebeln. Draußen mögen sie pfauchen: wenn Haß sie nur fürchten lehrt. Das für Kinder und Affen gepinselte Bild der Kriegswelt schimpfirt uns den Heldensaal. Ringsum Schufte, Eidbrecher, Strolche, schamlose Meßbudenkrämer und mittendrin Fridolin mit Krupps Festungpillen: wer glaubts? Wir führen, im Schützengraben, im Zahl- oder Grübelzimmer, den Kampf mit reinem, festem Gewissen. Weil er nöthig geworden ist. Weil wir nicht länger über Tangoröckchen und Futuristenschlitzchen parliren, sondern endlich wieder für Deutschlands Enkelgeschick handeln wollten. Wir sind froh, wenn er gegen saubere, muthige Menschen zu führen ist, die das Maul halten können und ohne Hokuspokus sterben. Nur aus solchem Krieg ist Ruhm zu holen; keinem anderen dürfte solcher Strom deutschen Blutes fließen. Uns liegt nicht daran, zu hören, daß Wichte sich mit einer gemausten Waschkellerleine gegen uns verbündelt haben. Wir wollen sie weder vor den Strafrichter noch in die Anstalt für Verwahrloste bringen. Wir wollen sie schlagen, schwächen, aus unserem Weg drängen. Denn kein anderer führt uns aus Dickicht in Freiheit und Licht.

Deutsche Weise.

Deutschland.

Seht den gewaltigen Aar, der jetzt unblutig und friedsam
Tag' und Jahre sich halb schlafend in Ruhe gewiegt.
Aber es greif' ihn Einer nur an und störe die Rast ihm:
Sterben will ich, wofern Der sich nicht übel gethan.
Nimmer ist Dies ja ein Schlaf, aus dem kein Erwachen es gäbe;
Oft schon hat er, gereizt, auf aus der Ruh' sich gerafft.
Und wenn kühn er vom Boden sich schwingt in die offenen Lüfte,
Wehe, wie breitet er dann Schrecken und Furcht um sich her!

Ulrich von Hutten.

Auf den Katalaunischen Feldern.

(Schlacht an der Marne; 451.)

Ein grauer Tag erhebt sich trüb im Osten
Der Flur, wo jetzt Kampaniens Traube reift;
Da sehn des Gotenheeres erste Posten
Beim Dämmerlicht, das um die Höhen streift,
Wachtfeuer fern durch Nebelmeere glosten,
Und als Aetius sein Schwert ergreift,
Vernimmt er schlachtenmuthig, todesbräutlich
Das wilde Lied der Hunnenkrieger deutlich.

Noch zweifelnd, ob er heut die Schlacht schon wage,
Steht drüben sinnend Attila und stellt
An seine Priester die Verhängnißfrage,
Allein und unruhvoll in seinem Zelt.
„Die Götter künden unsere Niederlage"
(So sprachen Die); „horch wie die Wölfin bellt!
Doch mit dem Tod auch büßt Dein überlegner,
Dein größter Feind, der kühnste Deiner Gegner."

„Zur Schlacht denn," ruft der König ohne Zagen;
„Aetius falle! Meine Sorge soll
Der Sieg sein. Auf! Laßt an den Heerschild schlagen!
Weckt meine Fürsten!" Eine Stimme scholl:
„Die Geißel Gottes wird die Völker jagen,
Bis seines Zorns gemessne Schale voll.
Mein Speer seis, dem zuerst ein Feind erliege!
Wer mir nicht folgt, wer flieht, stirbt nach dem Siege."

Wo kornreich Land in üppiger Bewellung
Durchströmt die Marne, erhebt gebieterisch
Ein grüner Hügel sich in sanfter Schwellung,
Bedeckt von Wald und niedrem Strauchgebüsch.

Nach seines Gipfels auserlesner Stellung
Fliegt auf den Fahnen Löwe, Greif und Fisch;
Bald tönt der Schlachtruf aller Nationen,
Die zwischen Tiber, Rhein und Wolga wohnen.

An Bannern, Waffen und Gestalt verschieden,
Doch gleich an Wuth und wilder Tapferkeit,
Begegnen, die noch nie gekannt den Frieden,
Der großen Wanderung Völker sich im Streit:
Des Goten Schwert, die Lanze des Gepiden,
Des Römers Trotz, des Skythen Schnelligkeit.
Ein Wunder ist die Schlacht, so vielgestaltig,
An Thaten wie noch nie ein Tag gewaltig.

Auf Rossen schnell, mit kurzen, schwarzen Mähnen,
Stürmt wüthend hier das Volk der Hunnen ein;
Den kurzen Wurfspeer zwischen ihren Zähnen,
Geschuppten Stahl vom Rumpf bis an das Bein.
Sie gleichen Wölfen, grinsenden Hyänen,
Sie scheinen Pferd und Mensch zugleich zu sein;
Den Feind begrüßen sie mit Zähnefletschen,
Die Keulen schleudernd, die sein Haupt zerquetschen.

Dort fliegen Lanzen aus der Römer Gliedern
Auf Atillas Ostgotenreiterei.
Doch Diese, statt den Angriff zu erwidern,
Braust an dem Zug der Legion vorbei.
Und Rache tönt aus ihren Schlachtenliedern,
Entsetzen liegt in ihrem Feldgeschrei;
Sie suchen über Sterbenden und Toten
Zum Kampf das Brudervolk der Wisigoten.

Hartnäckig, grimmig, blutig ohnegleichen,
Bis in die Nacht kämpft man mit höchster Wuth,
Hoch schwillt der Strom, kaum faßt sein Bett die Leichen.
An beiden Ufern suchen in die Fluth
Verwundete mit Helm und Hand zu reichen
Und trinken Freundes, trinken Feindes Blut.
Erdbeben dürften eine Welt zerstören:
Die Kämpfer würden kaum den Donner hören.

Zu fallen ist kein Raum; wie erzverbunden
Stehn Mann an Mann, beseelt vom Schlachtengeist.
Der Gote kämpft, indem er aus den Wunden
Das feindliche Geschoß sich lachend beißt,
Damit kein Aufschub, auch nur von Sekunden,
Dem heißen Streittag seinen Arm entreißt.
Selbst deren Odem schon der Tod vernichtet,
Stehn noch wie lebend da, mit aufgerichtet.

Der Hunne, da die Nacht kam, war geschlagen;
Die Schlacht entschied der tapfre Torismund.
Doch ward auf einer Bahre schon getragen
Theoderich, der Heergreis, todeswund.
Sein Sohn, noch stürmend die verschanzten Wagen,
Die Sattelburg, darin der Hunne stund,
Schrie: „Stürmt, Ihr Goten, ströme Blut in Bächen!
Den Helden, meinen Toten, will ich rächen."

Rings um die Wagenburg trotzt undurchdringbar
Ein Wall von Pfählen und ein Wall von Blut.
Mit schweren Steinen, Waffen, kaum erschwingbar,
Behaupten sich die Hunnen drin voll Wuth,
Wie Leun in ihrer Höhle unbezwingbar;
Ihr König höhnt: „Kommt an und laßt das Blut
Vom Knöchel steigen bis zum Wehrgehenke:
Zum Tiber führ' ich doch mein Pferd zur Tränke!"

Des Bogens Schaft ergreift nach diesen Worten
Sein sieggewohnter Arm, die Sehne schwirrt,
Es tönt, als würden von der Gräber Pforten
Die schweren Eisenriegel aufgeklirrt;
Und rückwärts fliehend, sehen Roms Kohorten
Auf Sätteln, von den Rossen abgeschirrt,
Hoch zwischen rothen Fackeln unerreichbar,
Ihn thronen, einem Götzenbild vergleichbar.

An diesem Schlachttag wurde nicht gerungen
Um einer Krone, eines Purpurs Nichts.
Das Schicksal hat in jedem Pfeil geklungen,
Auf jedem Schild die Schale des Gerichts;
Die finstre Nacht hat sich herabgeschwungen,
Es lagen da die Toten, bar des Lichts,
Und hier und da noch, schwer aufathmend, stöhnten
Die Schwerverwundeten und Unversöhnten.

Da rauscht einher ein Zug von schwarzen Schwänen,
Die kreisen übers Walfeld. Wo ihr Flug
Erschlagne trifft und toter Rosse Mähnen,
Da schnaubt das Roß zum Streiter, den es trug,
Es wiehert dumpf; es knirschet mit den Zähnen
Der Mann, der seinen Gegenmann erschlug,
Und weckt ihn auf, zum Kampf sich neu zu schicken,
Mit müdem Arm, mit todeskalten Blicken.

Hermann Lingg.

Es war einmal . . .

(Mitte September 1870.)

Ritt ich voran dem langen Zug,
Der das rothe Kreuz im Banner trug.
Kamen wir über Belgiens Grenzen,
Wo Bouillons Thürme niederglänzen;
Empfing uns dort ein dicht Spalier.
Trat vor mich hin der Offizier:
„Mein Herr, wes Leute bringen Sie hier?"
„Deutsche Verwundete; hundert und mehr."
„Achtung: Präsentirt das Gewehr!"
So kommandirte der Kapitän.
„Habe bei Sedan sie fechten sehn;
Jeder Mann darunter ein Held:
Sind die ersten Soldaten der Welt!"

Felix Dahn.

Scharnhorst.

Wer ist würdig unsrer großen Toten,
Die einst ritterlich fürs deutsche Land
Ihre Brust dem Eisen boten?
Wen erkennen sie als rechten Boten
Aus dem alten Vaterland?

Wer ist würdig, solche Mär zu bringen?
„Aufgestanden sind die Söhne Teuts,
Millionen Stimmen klingen:
Unserer Schande Ketten sollen springen!
Auch der Donner klingts des Streits."

Wer mag Hermann seine Rechte reichen
Und der Väter Angesichte schaun?
Wahrlich: keine von den bleichen
Seelen, die vor jedem Sturmwind streichen,
Die zermalmte schier das Graun.

Nur ein Held mag Helden Botschaft tragen;
Darum muß der Deutschen bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
„Unser Joch, das wollen wir zerschlagen
Und der Rache Tag bricht an."

Heil Dir, eiler Bote! Hohe Weihe
Giebt Dein Herz dem edlen Waffenspiel;
Jeder wird ein Held in Treue,
Jeder wird fürs Vaterland ein Leue,
Wenn ein Solcher blutig fiel.

Heil Dir, edler Bote! Männerspiegel,
Biedermann aus alter deutscher Zeit!
Ewig grünt Dein Grabeshügel
Und der Ruhm schlägt seine goldnen Flügel
Um ihn bis in Ewigkeit.

Und er steht uns wie ein heiliges Zeichen,
Wie ein hohes, festes Himmelspfand,
Daß die Schande wird entweichen
Von dem Vaterland der deutschen Eichen,
Von dem heiligen deutschen Land.

Wenn sich Männer nächtlich still verschwören
Gegen Lug und Vaterlandsverrath,
Gegen Gaukler, die bethören,
Gegen Memmen, welche Knechtschaft lehren,
Hierher lenken sie den Pfad.

Will der Vater seinen Sohn bewehren,
Hierher führt er ihn im Abendschein,
Heißt ihn knieen, heißt ihn schwören,
Treu des Vaterlandes heiligen Ehren,
Treu bis in den Tod zu sein.

Ernst Moritz Arndt.

Krieg.

Jetzt muß es leicht in Deutschland sein, zu sterben
Bei jeder Stunde müdem Glockenschlag!
Wo sich am Himmel gelb die Streifen färben,
Verglüht im Gold der letzte Rittertag.

Statt daß des Schwertes klare Lieder klingen,
Zischt giftiger Pfeil, dröhnt wüster Prügelschlag. —
Mich wundert nur, daß noch die Lerche singen,
Daß noch ein deutscher Dichter singen mag!

Das ekle Unkraut, das aus heiligem Boden
Hoch über alle blonden Aehren stieg,
Kein Winter kanns aus deutscher Erde roden;
Nur Einer pflügt so tief: Das ist der Krieg!

Wenn dann des Krieges eisengraue Mähre
Den Pflug gerissen durch das träge Land,
Wiegt wieder sich des Kornes edle Aehre
Wo vordem geil der gelbe Günsel stand,

Und in die Stapfen seiner mächtigen Hufe,
Eng an des Ackers Scholle angepreßt,
Baut wieder wohl mit lockend süßem Rufe
Die Lerche ihr gesangumjubelt Nest.

Freiherr Börries von Münchhausen.

Fürs Vaterland.

Herrlich, zu sterben, wenn muthig im Vordertreffen Du fielest,
Fielest im Kampf für Dein Land, stürbst für Dein Heim und den Herd.
Darum mit Kampfbrunst auf zum Schutz der heimischen Erde!
Eil', Dich zu opfern mit Lust, stirb für das künftige Geschlecht.
Marsch, Ihr Jünglinge, vor in dichten, nie wankenden Reihen!
Niemals befalle Euch Furcht! Niemals auch sinnet auf Flucht!

Schmach und Schande treffen ein Heer, wo an Schlachtordnungspitze
Vorn vor den Jungen man sieht bluten und sterben den Greis.
Dies gebührt ja zuerst dem Jüngling, während er lieblich
Noch in die Locken sich flicht des Lenzes blühenden Kranz.
Frauen gar reizvoll, stattlich den Männern erschein' er im Leben;
Schön noch in Schlachtfeldes Muth, fall' er zu ruhmreichen Tod!

(Den Griechen nachgedichtet.)

Sturmwind.

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran
Und wollen die Welschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, Dich stark wie ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben;
Und bringe den Schrecken, bringe das Grauen
Von all Deinen Bergen und all Deinen Gauen
Und klinge die Losung vom Rhein, übern Rhein:
Alldeutschland in Frankreich hinein!

Sie wollens? So reiße denn, deutsche Geduld!
So reiß durch vom Belt bis zum Rheine!
Wir fordern die lange gestundete Schuld;
Auf, Welsche! Nun rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele von Schwertern und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit Euch tanzen.
So klinge die Losung vom Rhein, übern Rhein:
Alldeutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein kühnes, heran!
Wir wollen das Liedlein Euch singen
Von Dem, was die schleichende List Euch gewann
Von Straßburg, von Metz und Lothringen:

Zurück sollt Ihr zahlen! Heraus sollt Ihr geben!
So stehe der Kampf denn auf Tod und auf Leben!
Und klinge die Losung vom Rhein, übern Rhein:
Alldeutschland in Frankreich hinein!

Ernst Moritz Arndt.

Einst geschiehts!

Einst geschiehts: da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen:
Wenn verbündet West und Ost
Wider Dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West
Wider Dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß Dich Gott nicht läßt,
So Du Dich nicht selbst verlassen.

Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann verzehren,
Thaten wird zu dieser Frist,
Helden Dir die Noth gebären.

Schlage, schlage dann empor,
Läuterungsgluth des Weltenbrandes.
Steig als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!

Emanuel Geibel.

Das letzte Lied.

Fernab am Horizont auf Felsenriffen
Liegt der gewitterschwarze Krieg gethürmt.
Die Blitze zucken schon, die ungewissen,
Der Wandrer sucht das Laubdach, das ihn schirmt;
Und wie ein Strom, geschwellt von Regengüssen,
Aus seines Ufers Bette heulend stürmt,
Kommt das Verderben mit entbundnen Wogen
Auf Alles, was besteht, herangezogen.

Der alten Staaten graues Prachtgerüste
Sinkt donnernd ein, von ihm hinweggespült,
Wie auf der Haide Grund ein Wurmgeniste
Von einem Knaben scharrend weggewühlt;
Und wo das Leben um der Menschen Brüste
In tausend Lichtern jauchzend hat gespielt,
Ist es so lautlos jetzt wie in den Reichen,
Durch die die Wellen des Kokytos schleichen.

Und ein Geschlecht, von düsterm Haar umflogen,
Tritt aus der Nacht, das keinen Namen führt,
Das wie ein Hirngespinnst der Mythologen
Hervor aus der Erschlagnen Knochen stiert;
Das ist geboren nicht und nicht erzogen
Vom alten, das im deutschen Land regirt:
Das läßt in Tönen, wie der Nord an Strömen,
Wenn er im Schilfrohr seufzet, sich vernehmen.

Und Du, o Lied voll unnennbarer Wonnen,
Das das Gefühl so wunderbar erhebt,
Das, einer Himmelsurne wie entronnen,
Zu den entzückten Ohren niederschwebt,
Bei dessen Klang empor ins Reich der Sonnen
Von allen Banden frei die Seele strebt:
Dich trifft der Todespfeil; die Parzen winken
Und stumm ins Grab mußt Du daniedersinken.

Ein Götterkind, bekränzt im Jugendreigen,
Wirst Du nicht mehr von Land zu Lande ziehn,
Nicht mehr in unsre Tänze niedersteigen,
Nicht hochroth mehr bei unserm Mahl erglühn.
Und nur, wo einsam unter Tannenzweigen
Zu Leichensteinen stille Pfade fliehn,
Wird Wanderern, die bei den Toten leben,
Ein Schatten Deiner Schöne entgegenschweben.

Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,
Der Töne ganze Macht lockt er hervor;
Er singt die Lust, fürs Vaterland zu streiten,
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr.
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten
Sich näher pflanzen sieht, von Thor zu Thor,
Schließt er sein Lied; er wünscht, mit ihm zu enden,
Und legt die Leier thränend aus den Händen.

Heinrich von Kleist.

Deutsches Lied.

Mein Volk, ja, Du hast Dir in jeglicher Kunst,
In jeglichem Wissen errungen den Preis:
Es gönnte die Palme der himmlischen Gunst
Der innigen Kraft und dem dauernden Fleiß;
Du hast an dem Himmel die Sterne gezählet,
Hast tief in den Gründen durchforschet den Schacht,
Hast Ströme zu athmendem Leben beseelet,
Hast Lieder von ewiger Schönheit erdacht,
Du hast Dir die Pforten des Geistes entriegelt,
Die heiligsten Rollen des Ahnens entsiegelt:
Leg' Alles dahin, sei zu Anderm bereit,
Nach Eisen verlanget die eiserne Zeit:
Zu den Waffen, mein Volk!

Es hat die Olive kein Haupt noch geschützt,
Dem ruchlos das Schwert sich des Feindes genaht:
Hat Hellas die Liebe der Musen genützt,
Als Rom mit dem Fuß auf den Nacken ihm trat?
Vorüber die Tage für friedliches Trachten,
Für Denken und Dichten vorüber die Zeit:
Jetzt sollst Du Dich gürten zu brüllenden Schlachten,
Für Freiheit und Leben zum grimmigen Streit.
Fort Becher und Liebe, Du freudige Jugend,
Jetzt ist der Haß die oberste Tugend!
Ihr führtet den Griffel, den Meißel genug,
Legt nieder die Feder, den Hammer, den Pflug:
Zu den Waffen, mein Volk!

Schon gilt es nicht mehr für den Ruhm und die Macht,
Zerfetzt ist schon lange Dein Ehrengewand:
Die Sterne, die ewigen, hieltst Du in Acht,
Da stahlen die Schächer Dein Gut und Dein Land.
Sie haben zu lange den Speer nicht gekostet,
Der dem Slawen den Schild und Romanen zerschellt,
Sie glauben das Schwert in der Scheide gerostet,
Das blitzend die Kaiser geschwenkt durch die Welt.
Sie wähnen Dich alt und sie wollen Dich erben,
Sie wollen Dich würgen, dieweil Du im Sterben:
Auf, schütze Dein Leben, Dein Gut und Dein Recht!
Zu den Waffen, Du reisiges Heldengeschlecht:
Zu den Waffen, mein Volk!

Felix Dahn.

Kriegszinsen.

Der große Erfolg der Milliardenanleihe war vorauszusehen; er wäre auch erzielt worden, wenn der Appell „Zeichnet die Kriegsanleihen“ nicht wie eine Lichtreklame gewirkt hätte. Bei einer deutschen Reichsobligation mit einer Rente von durchschnittlich 5½ Prozent hätte es nur des nüchternen Hinweises auf diese „noch nie dagewesene“ Gelegenheit bedurft, um das Geld locker zu machen. Von den zwanzig Milliarden, die bei den deutschen Sparkassen in Verwahrung sind, ist eine große Summe für die Kriegsanleihe hingegeben worden. Für die preußische Schatzscheinanleihe, die im Januar 1914 auf den Markt kam, wurden 25 Milliarden angeboten: und nur 350 Millionen waren gefordert worden; nach dem Erfolg der Subskription wurde die Anleihesumme um 200 Millionen erhöht. Von den 25 Milliarden wurden 19 mit Sperrverpflichtung angeboten; war davon nur die Hälfte echt, so hatte Deutschland 9 Milliarden zur Anlage in Staatspapieren bereit. Von diesem Schatz hat der Effektenmarkt nur einen kleinen Theil aufgezehrt. In den Banken war der Zuwachs an Depositengeldern kaum zu merken; die niedrige Verzinsung lockte die Leute nicht ans Schalter. Das Ausland hat dem deutschen Geldmarkt Besuche abgestattet, um sich an dessen Ueberfluß zu sättigen, aber nicht sehr viel erhalten. Der Tag der Kriegsanleihen fand also einen großen Barschatz. Der ganze Betrag wäre auf ein Brett aus der Tasche zu zahlen gewesen, wenn alle Hüter der Metallmünzen den Hort herausgegeben hätten. Zweifel konnte nur über das Handeln der Vorsichtigsten entstehen; deshalb wurde so laut für die Anleihe geworben.

Leicht war der Entschluß wohl nicht, eine deutsche Reichsanleihe, die 5 Prozent Zinsen trägt, zum Kurs von 97,50 anzubieten. Man braucht sich ja nur auszurechnen, wie hoch der Preis sein müßte, wenn das Papier den gewohnten Ertrag von 4 Prozent gäbe. Aber im Kriege gilt eine andere Arithmetik; eine, die starke Nerven verlangt. Die fünfprozentige Reichsanleihe soll zehn Jahre in Geltung bleiben. Vor dem Jahr 1924 kann sie nicht konvertirt oder zurückgezahlt werden. Man muß annehmen, daß die Leiter der deutschen Reichsfinanzen sich zu so unbequemen Bedingungen genöthigt glaubten. Zehn Jahre lang wird in Deutschland der Friedenszinsfuß von 4 Prozent um eine ganze Stufe erhöht; wie wird das Kapital, das auf 4 Prozent eingestellt ist, sich mit der neuen Rentabilität abfinden? Werden die Kurse sich der veränderten Zinshöhe anpassen oder wird nach dem Krieg der Preis der neuen Anleihen so rasch steigen, daß der Ausgleich sich einstellt? Man darf nicht vergessen, daß der neue Schuldposten den vierten Theil des gesammten Kontingents deutscher Reichs- und Staatsanleihen ausmacht. Sein Gewicht ist also schwer genug, um fühlbar zu werden. Das Schicksal der Werthpapiere, die weniger als 5 Prozent tragen und nicht so sicher sind wie deutsche Reichsanleihen, hängt davon ab, wie fest die Hände sind, die die neuen Schuldverschreibungen halten. Wenn der ganze Kriegsbezirk abgegrenzt bleibt und

einen eigenen Staat in der großen Republik des Effektenmarktes bildet, dann hätten die festverzinslichen Papiere keinen Feind zu fürchten. Wer darf sich für eine solche Zukunft verbürgen? Steigt der Kurs, dann verkaufen besonders die Leute gern, die ihre Stücke auf Pfand erworben haben. Zum Kauf aber reizt ein hoher Preis nicht; deshalb ist immerhin möglich, daß ein Theil der neuen Papiere in sicherer Verwahrung bleiben und den offenen Markt nicht belasten wird.

Fürs Erste wirkt der Erfolg. Die Franzosen haben von ihrer „Anleihe für die nationale Vertheidigung", die 1500 Millionen Francs betragen sollte und nur 880 Millionen erreichte, erst 30 Prozent erhalten. Der Rest sollte bis November aufgebracht werden. Wird es gelingen, ihn nun zu 6 Prozent Zinsen den Zeichnern abzuzwingen? Vor dem Krieg sprach ich hier von Gerüchten über Verlegenheiten der größten französischen Depositenbank, der Société Générale, die genöthigt gewesen sein sollte, von dem noch nicht bezahlten Aktienkapital (von 500 Millionen die Hälfte) 150 Millionen einzurufen. Das wurde heftig bestritten. Der Gouverneur der Banque de France sagte, er habe sich überzeugt, daß die Société Générale in bester Verfassung sei. In dieses Zeugniß Zweifel zu setzen, lag damals kein Grund vor. Jetzt hörten wir, die französische Regirung sei gezwungen, sich einzelner Banken, besonders der Société Générale, anzunehmen. Wenn diese Meldung Wahrheit spricht, bestätigt sie das Junigerücht. Frankreich ist das Land des kleinen Rentners. Diese Eigenschaft hat den Stolz der Nation und den Neid des Auslandes genährt. Man glaubte, Frankreichs Geldschrank sei überfüllt. Gewiß ist der Reichthum der Republik keine Seifenblase. Aber er gab der Nation nicht die Kräfte, die sie von ihm erwarten durfte. Der kleine Kapitalist brennt wie Zunder, wenn ihm die Kriegsfackel zu nah kommt. Die Angst treibt ihm jede Begeisterung aus. In den schwerfälligen Depositenbanken werden Milliarden verwaltet. Die sind stürmisch zurückverlangt worden und haben, wenn sie glücklich in die Hut ihrer Besitzer gebracht sind, jede Beziehung zum Wirthschaftkapital verloren. Sie bleiben im Dunkel. Frankreich wird die Kehrseite des Rentnerkapitals erblicken. Daß man versuchte, den Kurs der Rente auf 75 festzunageln und das Ausland über die Beständigkeit der Franzosen zu täuschen, hat nicht lange gewirkt.

Auch in England soll das Staatspapier gepanzert werden. Die letzte glaubhafte Kursnotiz der Konsols war 68, die schlechteste im Jahr 1913 71¾ Prozent. Aber der Kriegskurs war nur dadurch zu halten, daß die Vermittler sich mit ihren Rücken gegen ihn stemmten. Angeboten wurden Konsols zu niedrigeren Preisen; und nur danach ist der Werth eines Papiers zu berechnen. Von den Bedingungen der englischen Kriegsanleihen ist nichts Sicheres bekannt. Man weiß nur, daß die Regirung sich einen Kredit von 100 Millionen £ bewilligen ließ und 68 Millionen davon flüssig machte. Der Engländer hat zu den Schuldverschreibungen seines Landes, so weit sie nicht die alte Ueberlieferung der Konsols verkörpern, ein kühleres Verhältniß als der Deutsche zu Reichsanleihe und Staatsobligationen. Uns war die

Gewohnheit Lehrmeisterin. Jedes Jahr forderte neue Anleihen und ein Bekenntniß des Publikums zu ihnen. Daß Deutschlands Kapital von den heimischen Rentenwerthen abgelenkt wurde, war die Folge des sieghaften Auftretens der Industrie. In Frankreich und England aber zog man den Staatsrenten die Spekulation in „exotischen" Papieren vor. Nun zeigt sich, daß der Deutsche, über dessen Abneigung von Staatspapieren Frankreichs Presse oft witzelte, im Feuer der Kriegsanleihen seinen Mann gestanden hat. Eine nicht ganz geschickte Regie nannte die Betheiligung an der Uebernahme der Reichsobligationen ein Opfer, das nationale Begeisterung zu bringen habe. Das war nicht nöthig, da die Anleihen Erwerbschancen bieten, wie sie nie von unseren Staatspapieren, auch nicht von den alten fünfprozentigen Preußen, gewährt wurden. Opfer brachten nur die Käufer, die Papiere verpfänden mußten, um sich Geld zu schaffen; denn die Darlehenskasse fordert 1 Prozent Zinsen mehr, als das Reich auf seine Schuldverschreibungen zahlt. Aber die Kurssteigerung, die nach glücklich vollbrachtem Kriege kommen wird, soll den Zinsverlust mehrfach vergüten.

Wird das Kriegsjahr Dividenden bescheren? Die schroffe Verneinung der Frage wäre ein Fehler. Der Aktionär hat zwar keinen dauernden Anspruch auf Dividende, darf aber einen Theil des vorhandenen Jahresgewinnes fordern. Nur wenn besondere Umstände gegen eine Ausschüttung des Ueberschusses sprechen, kann den Aktionären ein Verzicht zugemuthet werden. Ueber sein Schicksal entscheidet die Generalversammlung, nicht der Vorstand. Das ist in Kriegstagen wichtig. Die Mehrzahl der Gesellschaften, die am dreißigsten Juni ihre Bilanz gemacht haben, könnte, wenn die Situation des Abschlußtages allein maßgebend wäre, Dividende geben. Doch der Krieg verlangt eine vorsichtige Finanzpolitik, weil seine Dauer und sein Ausgang ungewiß ist. Aber auch das Aktienkapital kann die Wahrung seines Interesses fordern; ein so ungeheures Stück des Volksvermögens darf nicht unfruchtbar gemacht werden. Der Spekulant, der Börsenengagements in Aktien hat, steht natürlich anders zur Dividendenfrage als der Aktionär, der einen festen Theil des Gesellschaftkapitals vertritt, weil ihm daran lag, sein Geld gut anzulegen. Und die Erträge dieser Anlage haben den ganzen Zuschnitt seines Lebens und seine Bedeutung als Konsumenten für die Volkswirthschaft bestimmt. Die Folgen einer „Trockenlegung" der Aktionäre sind also leicht zu erkennen. Einzelne Gesellschaften, bei denen die Bilanz keine Nöthigung zum Dividendenverzicht enthielt, sind vorschnell zu einer Absage gelangt. Der Beschluß über die Dividende soll vertagt werden. Damit ist den Aktionären eben so wenig gedient wie mit dem Versprechen, daß die nicht bezahlte Dividende gutgeschrieben wird. Gerade in der Kriegszeit braucht man das Geld; es soll zur Erhaltung der allgemeinen Zahlungfähigkeit mitwirken. Die ist nur gesichert, wenn dir Güterumsatz nicht einschläft. Und darum darf keine Geldquelle künstlich verschlossen werden. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Herausgeber:
Maximilian Harden.
Achtundachtzigster Band.
Verlin.
Verlag der Zukunft.
1914,

Inhalt.
^ ^?^//

zustand.
Kriegszinsen 42S
Kriegszustand 298
Krupp s. Parole: Calais.

"text/javascript">

- Section 59 - 392
- Section 60 - 394
- Section 61 - 408

Inhalt.
^ ^?^//

Principes.
Zehn Prozent 62
Zwischen den Schlachten siehe
Krieg und Friede.

Berlin, den t. Juli 1S14.
Principes.
^as Vorpostengeplänkel, das den längst gefürchteten, längst
erhofften Krieg Italiens gegen Oesterreich einleiten kann
<noch nicht: soll), die skipetarisch blutrünstige Serenissimus-Ope»
rette, durch deren wüstes Erstes Finale die Rufe und Signalschüsse
der Plänkler, wie die Motive des nächsten Aktes, in jedes vom
Lärm nicht getäubte Ohr hallen, dann, wie Komplementärgeräu»
sche, das Echo aus den drei Tagen italischer Revolution und die
Schreckenskunde aus Sarajewo: diese Erlebnisse ließen, sammt
dem Anblick derAlltagsspektakel,vondenen diePresse lebt, Herrn
Omnes nicht die zurBetrachtung des zunächst immerhin wichtigsten
Bildes nöthige Muße.Aus Durazzo kamen mindestens zweimal
täglich zweiFuder frischer Lügen (verschiedenen Nrsprunges.ver»
schiedenen Fechsungruches). Italien war, just in der Stunde sei»
nes Nationalfestes, der Schauplatz von Putschen.von Iunischlach-
ten, von Feuersbrünsten, deren Amfang das Auge nicht mehr
ahnen ließ, daß einFünkchen sie entfacht hatte. InAncona wurde
der Glorie zweier Soldaten, Mosetti und Morosi (die Assonanz
drückt sich schnell und tief ins Gedächtniß), die, statt nach Libyen
zu marschiren, die Fahne bespien und auf ihreOffizieregeschossen
halten, mit dem in der Ellbogenstadt heimischenAeberschwangs»
drang gehuldigt. Das Heldenpaar ist nicht erschossen, nur in die
Strafkolonie spedirt worden.DiePolizei behandelte auch dasdurch
die Straßen heulende Gesindel so lange, wie sie irgend vermochte,

behutsam. Dennoch fliegt, bis nach Palermo, in den Norden so»
gar bis nach Mailand, die Kunde:»InAncona wird auf das Volk,
wird auf wehrlose Bürger geschossen! "Und entfesselt überall aus
den Schläuchen des Aiolos den Sturm. Florenz, Turin, Mai«
land, Ferrara, Ravenna: die ehrwürdigsten Städte sehen, Plötz °
lich, Pöbelaufstände, die rasch dichte Schaaren des in Schänken
und Winkelversammlungen aufgehetzten Proletariates ins Ge-
tümmel reißen. Die Leitdrähte des Elektrizitätstromes werden
durchschnitten, auf den Hauptplätzen Barrikaden gethürmt: und
im Finstern nun Fahnen zerrissen, in den Koth getrampelt, Fen»
ster zertrümmert, Läden geplündert, alle Wehrversuche aus Re»
volvern und Karabinern gerächt. In derRomagna hört derBauer»
die Revolution sei im ganzen Stiefelland, vom Schäfterand bis
an den Absatznagel, vom Sieg gekrönt, das Königthum, die ganze
Macht der Savoyer abgethan und die Republik, als neue Staats-
form, verkündet. SeinIauchzen grüßt die Wiederkehr kommuna»
listischerZeit;mit den Dorfnachbarn bündelt ersich zu einer »Pro»
visorischenRegirung"; hißt das blutrothe Banner; befiehlt den
Raub von Korn, Mehl, Geflügel und läßt alles Erraffte unter
die Genossenschaft vertheilen; auf feinen Wink flackern Kirchen
und Gemeindehäuser in Brand auf, werden Brücken, Telegra-
vhendrähte, Eisenbahngleise zerstört. Warum nicht? Die Arbeit«
gelegenheit war knapp, der Lohn schmal, die Steuer hoch und die
Ackerscholle nährte auch den emsigen Pfleger nur kärglich. Die Re-
publik bringt das Glück; und wo der Sozialist, Kommunist, An»
archist herrscht, weicht alle Sittenfäulnißdem Willen zu edlerBrü»
derlichkeit. Drei, vier Tage: länger hielt sich der Spuk nicht; nur
ein paar Dutzend Leichen, ein paar Hundert Verwundeter, Ver»
luste aus staatlichem und privatem Eigenthum erinnerten dann
noch an die Schreckenstage. Und da der Dreibund (Ihr habts>
hoffe ich, nicht vergessen) nie fester war als jetzt, stapfte von Sizi-
lien bis an den Brenner bald das Gerücht, die Gräuel seien das
Werk wiener Höllenkünste, die Italien im Innersten schwächen,
vom,anderenUfer"(derAdria)abschreckenwollten.SolcherPlan
wäre nicht ruchlos nur, wäre (was schlimmer ist) dumm: denn die
Aufbrunst aus unterirdischen Schlünden kann das Sehnen der
italischen Intelligenz nach neuem Lorber nur, mit des Feuers
Gluthpeitsche, schneller, als sie geträumt hat, vorwärts peitschen»

kann sie nur mahnen, noch einmal, wie in der Hochzeit des Gio»
littismus und der Tripolishymne, das Nationalgefühl in solche
Wirbel zu treiben, daß kein dem Staat, dem Besitzrecht feindlicher
Wunsch dagegen aufzukommen vermöchte.UndwaswäreLibyen,
was die üppigste Türkeninsel, die des levantinischen Italersprossen
Begehr ist, imperialem Ehrgeiz neben der berauschenden Sinnen»
gewalt des Lockrufes in einen Krieg wider das verhaßte Oester»
reich? In den allen Herzen heiligen Krieg, nach dessen ersten
Schüssen das Königreich mindestens drei Verbündete hätte und
nach dessen steghaftem Abschluß in Rom, endlich, wieder ein Kai-
ser thronen dürfte? Trotzdem in Wien und Berlin die Presse er»
sucht worden war, das Dreitagewerk romagnolischen Aufruhrs
alsBagatelle zu behandeln, blieb im überstopften Gehörgang zur
Aufnahme anderen Stoffes kaum noch ein Spältchen leer.
Doch unter dem Brachmond war Beträchtlicheres zu sehen,
zu hören als das böse Spiel mit apenninischer Iacquerie und die
Wiedposse (die der von Ekel geschüttelte Deutsche amLiebsten für
das Traumgebild einer Fiebernacht halten möchte). Nikolai
Alexandrowitsch, der Zar aller Reussen, kam, mit dem Leiter des
internationalen Geschäftes, in die lenzlich aufblühende Hafenstadt
Konstanz«, um dem König Karl vonRumänien, auf dessen eigener
Erde, die Hand zu drücken. Nur deshalb? Das schon wäre Er»
eigniß. Nikolai ist weder beweglich noch lüstern nach Einzugs»
wonne;er sitzt gern still, imFamilienzimmer und bei derArbeit.fühlt
sich vor tausend Augen, auch freundlich glänzenden, genirt und
wähnt sich nichtvon demWuchsDerer, die mit ihrer Person Welt»
geschichte machen. «1« ne veux pas etre en paracte»: das Wort (dem
manchmal sich ein westwärts zielender Vergleich gesellt) hat aus
seinem Mund mancherDiener gehört, der ihnaufEduards (nicht
auf Wilhelms) Pfad überreden wollte. Wenn dieser schüchterne
Selbstherrscher aus der Krim, der Stätte seiner behaglichstenTage,
ins Emporium der Dobrudscha fährt, um einen Fürsten zu be»
suchen, der seinem Großvater fast wie dem Suzerain der Vasall
nahte, ists der Rede Werth; darf der Betrachter gewiß fein, daß
sichs nicht um eine Plakatvisite, nach dem Muster von Potsdam
oderBaltiskijoPort, Venedig oderKonopischt handelt. And: Herr
Sasonow war seinem Kaiser vorausgefahren, hatte lange Ge-
spräche mit dem MinisterpräsidentenBratianu und machte mit ihm

einen Ausflug in das »geknechtete Rumänien": in die Provinz,
wo Walachen unter Habsburgs Szepter leben. »Lest un Symbole,
mes enfants«, könnte ein Sarcey des Historienschauspielhauses
sagen; dem Russen zeigt der Rumäne den Preis, den seinem Vater-
land der neue Handel einbringen soll. Auf solchen Gipfel braucht
einbildnerische Kraft sich heute noch nicht zu verklettern. Daß ein
russo»rumänisches Abkommen (zu dessen Aufbau und Vermörte»
lung die Russen Iswolskij, Hartwig, Schebeko, die Franzosen
DelcasseundBlondel,dieRumänenMajoresku,Lahovary,Nano
ihreKräfte vereint hatten) fertig ist, wissen wir längst; nicht, welchem
Fragenkomplex es die Antworten fand, noch, ob es in den Plan
eines Ehepaktes verfädeltwurde, der dem Sohn des rumänischen
Kronprinzen eine Tochter des Weißen Zaren als Gattin gäbe.
In Livadia und Sinaia fitzen ruhige Leute, die gelernt haben, daß
die stillsten Geschäfte die besten sind, und die gern, wenn ihnen ein
Abschluß gelungen ist, die Nachbarschaft in den Glauben lullen,
irgendwie merkenswerth Neues sei nicht geschehen. Deshalb fehl»
ten auch diesmal, Wienach derAnterzeichnung des Balkanbünd-
nisses, die Feierartikel und Iubelchöre. Deshalb ist auch durchaus
möglich, daß Rußland den Rumänen die Kündigung der Geheim-
verträge, die esanDeutschlandundanOesterreich-Nngarnketten,
noch nicht zugemuthet hat und daß, wie GrafAndrassy in derNn-
garischen Delegation andeutenwollte, dieaustro-rumänischeKon»
vention vom Jahr 1883 noch gilt. Warum nicht? Rumänien hat
eine alte und zuverlässige Finanzverbindung in Berlin (mit der
die Franzosen im Frühlenz dieses Jahres nichttzalbpart machen
wollten); möchte dem alten Karl unbequem jähe Wendung, dem
älteren Franz Joseph Aerger ersparen; und weiß, daß Verträge
nicht schwerer als andere Papierdenkmale zu zerstören sind. Das
letzte Grünbuch hat die Diplomatie dieses Landes auf ansehnlicher
Höhe gezeigt. Ihr ist der Besuch in Konstanz« die nachdrücklichste
Bekräftigung des (Oesterreichern und Angarn lästigen) Friedens
von Bukarest; die Anerkennung rumänischer Hegemonie in Süd-
osteuropa; die Weiterführung der in Monza und Racconigi ein-
geleiteten Politik (romano-slavischer Eintracht mit derFront gegen
die Bleibsel deutscher Herrschaft in Oesterreich, gegen den Ma-
gyarenkeil und gegen jeden Vordrang germanischerWucht). Nnd
sie lächelt, höflich und höhnisch, wenn sie den Sohn des Andrassy,

dem sie sich knirschend fügen mußte, sprechen hört:«Für Rumänien
ist es ein Lebensinteresse, daß es sich auf uns stützen kann." Höh»
nisch; obwohl der Satz auf beiden Seiten der Leitha Öffentliche
Meinung ist. Lebensinteresse: Bürgschaft gegen des Staates Tod.
Ein paar Erinnerungen. Als dem Prinzen Karl vontzohen»
zollern die Krone der Donaufürstenthümer angeboten ist, räch
Bismarckihm, sie anzunehmen und schleunig dann um eine russische
Großfürstin zu werben. «Ist Rußland gewonnen, dann istAlles
gewonnen." Karl glaubt ihm lange nicht. Schreibt noch im Ja»
nuar 1868 an seinen Vater: «Die größte Gefahr für Rumänien
wäre einBündniß zwischen Frankreich undRußland; Frankreich
wendet in diesemAugenblickAlles auf, es zu Stande zu bringen.
Frankreich ist heute gezwungen, seine Feinde sich zu Freunden zu
machen, denn Niemand ist mit ihm. Im ganzen Orient ist man
gegen Frankreich." Ein Jahr danach liest er in einemBrief Bis»
marcks: »Das Erreichbare scheint mir für Rumänien der Titel
eines .Belgien der Donaumündung', für Euretzoheit der Ruhm
und der Dank Europas, wie König Leopold sie hinterläßt. Jede
expansive Politik bringt Euretzoheit auf der einen Seite in Kon»
flikt mit fast allen europäischen Mächten, ohne daß eine preußische
Regirung berechtigt wäre, die Kräfte diefes Landes für die dy»
nastischen Sympathien, die Seine Majestät für Eure Hoheit be»
seelen,einzufetzen. Auf der anderen Seite fchwächr jedes Streben
nach außen die Autorität Eurer Hoheit im Innern. Wenn diese
Auffassung die Billigung EurerHoheit finden sollte, so Würdesich
aus ihr das freundliche Verhältniß zu Angarn von selbst ent»
wickeln.Ichwill inkeinerWeise zureden, die BeziehungenzuRuß»
land abzukühlen; sie werden auch unter guten Beziehungen Ru»
mäniens zullngarn nichtzu leiden brauchen, wenn es Eurertzoheit
nur gelingt, Beziehungen zu Petersburg, zum Kaiser wie zum
Kanzler, zu pflegen, die nichtdurch den Kanal aufgeregter und auf»
regender Konsularagenten gehen; die Kaiserliche Regirung selbst
ist viel billiger und gemäßigter als ihre orientalischen Agenten.
Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumäni»
schenAbsichtenauf Siebenbürgen würdejederpreußischeMinister
gezwungen sein, sich mit allen Mitteln zu verwahren. Sobald Eure
Hoheit auf einen wesentlichen Theil der vorhandenen Truppen
für jede rechtmäßige Benutzung im Innern zählen können, würde

ich ehrerbietigst zu einem sehr festen,aufBiegen oderBrcchen be»
rechneten Auftreten gegen alle diejenigen Elemente rathen, welche
Eure Hoheit in Händel mit der Pforte oder mit Ungarn zu der»
wickeln bemüht sind. Glauben Eure Hoheit aber nicht, die Macht
in Händen zu haben, um dieLeute unschädlich zu machen, welche
für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft
Eurer Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einen
Herrn aus so hohem Haus wie Eure Hoheit bewegen könnte, eine
so undankbare Aufgabe weiterzuführen." Preußen ist noch nicht
an das Ziel feines deutschen Wunsches gelangt; willverhüten, daß
die Ruhe derWochenstube, aus deren Wehen Einheit werdensoll,
gestört werde; muß fürchten, daß Rußland, nach dem Drohwort
des ersten Nikolai, die Einung der deutschen Stämme zu hindern
trachten werde; und möchte drum Alles stärken, was, als magyari-
sches oder osmanisches Corps, in der Stunde derNoth wider den
Zar-Bedränger mobil gemacht werden könnte. Im August 1869
fährt Fürst Karl nach Livadia und wird vom Kaiser Alezander
<dessen Begleiter, lang ists her, noch Osten»Sacken,Kotzebue,Gla-
senapv,Adlerberg heißen) herzlich empfangen. AlexanderNikola«
jewitfch stöhnt: »Die erste Höflichkeit, die Sie mir erweisen, bringt
den ganzen Erdtheil gegen Sie auf!" Zeigt drum aber doppeltes
Interesse für denZustand und (besonders) die Kirche Rumäniens,
den Pflichtenkreis des Fürsten und die Versuche, ihm das Re-
gentenleben zu verleiden. Karl ist zufrieden; er schreibt an den
Bater: »Meine Aufnahme in der Krim war in jeder Beziehung
befriedigend und fehr verwandtschaftlich (die Kaiserin Maria
Alexandrowna, eine Hessin, ist die Base seiner Mutter); ich ver-
spreche mir von dieser Reise einen guten Erfolg." Und ist ärger-
lich, weil, gerade jetzt, die wiener Presse die »alberne Nachricht
bringt", derFürst habe das Portefeuille des Auswärtigen einem
Minister abverlangt, weil er ihn »zu russenfreundlich "fand. Der
Plan der russischenHeirathscheitert,derFürstfreitPrinzessinEli-
sabeth von Wied (»Les princesseg allemancles 8«nt si bien eleveeg«,
sagtLouisNapoleon,noch Europens Barometermacher); und der
Dampfer, auf dem das junge Paar vonBasiasch nach Turnu-Se-
verin fährt, heißt »Franz Joseph". Als der deutsch-französische
Krieg unvermeidlich geworden ist (vier Monate zuvor hat Bis-
marck an Karl geschrieben, «der politische Horizont habe eine so

beruhigte Färbung, daß sich nichts darüber sagen läßt"), wird in
der bukarester Kammer die Regirung laut gewarnt, sich von per»
sönlichenInteressen leiten zu lassen, statt die einzig möglichePolittk,
die von Rassensympathie gebotene, zu treiben; nur eine franzö»
fische Politik werde die Nation dulden. Ilm sich zu halten, muß das
Ministerium antworten: »Wo die lateinischeRassekämpft, dasind
unsere Sympathien; und unser herzlichstes Empfinden geleitet
deshalb Frankreichs Fahnen". Wenn Karl noch gezweifelt hat:
jetzt muß er wissen, daß sein Thron auf dem schwanken Grunde des
Landes steht, dessen Ehrgeiz gierig nach dem Titel der Trance cie
i'orient langt. Im Mai soll Rußlands Kanzler zu Chotek gesagt
haben,er kenneRumänien und wisse, daß es weder insichhaltbar
sei noch auf dieLänge eine fremde Dynastie ertragen werde. Soll;
Andrassy, der immer vor russischen Amtrieben warnt, behauptet,
daß Gortschakow so gesprochen habe; und knüpft daran den Satz:
«Wir haben genug Schwierigkeiten und denken nicht an die An»
nexion Rumäniens; wir fürchten uns aber auch nicht vorihm: denn
wir sind unserer Rumänen, in Siebenbürgen, eben so sicher wieder
echtenAngarn und die paarAnruhestister, die sich ihre Instruktion
von den bukarester Rothen holen, machen uns keine Sorge." (Oü
sont les neiZes ä'antan? Seit Monaten müht sich Graf Stephan
Tisza vergebens um ein leidliches Abkommen mit »seinen" Ru»
mänen.) Als in der tzeimath die Weihnachtfeier bereitet wird, ist
dervonderKammermehrheitundihrer»phanariotischenPerfidie"
geärgerte Fürst dem Entschluß nah,von demThron zu steigen, auf
den ihn vor fast fünsIahren die Volkswahl hob. Er notirt in sein
Tagebuch: »Herr von Prokesch»Osten, Oesterreichs Botschafter in
Konstantinopel, verbirgt kaum noch seineFreude darüber, daß nun
das Ende der tzohenzollerndynastie in Rumänien sicher bevor»
stehe und damit vielleicht eine noch größere Revanche der Habs»
burger an denHohenzollern sich vorbereite." Der selbe Diplomat
(dessen Klugheit schon seine frühen Artheile über Bismarck und
Manteuffel erweisen) hatte, zwölsMonate zuvor, denRumänen
gerathen, noch fünfzig Jahre lang, »was auch draußen geschehen
möge", nur die innere EntWickelung, der geistigen und materiellen
Kräfte, zu fördern; und prophezeit, das unabhängige, in Voll»
kraft erstarkte Rumänien werde alle Rumänen zu umfassen und,
aus dem Landbesitz Oesterreichs und Angarns, sich zu ver«

größern trachten. (Von den fünfzig Iahren sind vierundvierzig verstrichen; und Karl hat sie weise genützt.) Aus Versailles schreibt Bismarck: »Die Thatsache, daß Eure Hoheit von Ruß» land keine Unterstützung, auch nicht eine diplomatische, zu er- warten haben, ist mit der traditionellen Politik dieses Reiches, die der Vereinigung der beiden Donaufürstenthümer (Moldau und Walachei) entgegen ist, im Einklang, während mir für die feind» licheHaltung der wienerPolitik gegenEureHoheit jede vomStand» Punkt der österreichisch-ungarischen Politik mögliche logische Er» klärung fehlt." Da Radowitz, Generalkonsul in Bukarest (derVa» ter des Herrn, der im berliner Auswärtigen Amt jetzt für den Tag frottirt und gesalbtwird, an dem Herr Hammann sich, mit dem Prä- dikat Ezcellenz, auf den Thron eines Telegraphenbureaureiches zurückzuziehen geruht), ihm die neuste Stachelresolution derKam» mer gegen den Fürsten Karl gemeldet hat, erwähnt er noch ein» mal «die wiener Arbeit gegen die Konsolidation der innerenZu» stände Rumäniens" und deutet die Meinung an, daß Oesterreich- Ungarn diese falsche Weichenstellung einst bereuen werde. Unter allen Antworten der Staatschefs, die Karl, als Häupter der Ga- rantiemächte, angerufen hat, ist die freundlichste Victor Emanu» eis, der von der Tradition herzlicher Freundschaft Italiens für Rumänien spricht. Genug... So einfach, einfarbig, eintönig, wie mans jetzt darzustellen pflegt, warRumäniens Verhältnis zu den Großmächten nicht. Oesterreich>Ungarn hat ihm manches Hemm- niß bereitet.DerHohenzollern konnte nicht hindern, daß während des deutsch-französischenKriegessogar aktive Offiziere für Frank» reich redeten, Artikel schrieben, Geld sammelten. Und der Stimm» ungumschwung, der die Mehrheit der Intelligenz in Zorn gegen Rußland trieb, war nur durch denthörichlenDünkelGortschakows bewirkt. Der hat den Oberherrn Rumäniens gespieltzdem aufost» wärts vorgeschobenen Posten stehenden tzohenzollern die Faust gezeigt, die er wider das Haupt der gehaßten Emporkömmling» familie und dessen gewaltigen Diener nicht ballen durfte; und feinen kurzsichtigen Kaiser in den Entschluß dummen Uebermuthes geschwatzt, der Karl, dem Retter aus der Klemme von Plewna, das saftige StückBessarabiens nahm und dafür, als mageren Er» fatz.die Dobrudscha gab (nicht die ganze, nicht einmal die ersehnte Grenzlinie Rustschuk-Varna). Nach so grausamer Enttäuschung

Principes.
war Rumänien, drei Jahre nach der endgiltigen Grenzregulirung, für den Antrag gestimmt, dem deutsch»österreichischen Bündniß (in dem Andrassy »den natürlichen Gegenzug gegen ein franko» russisches sah) sich anzugurten. Doch derWalachenblüthe war die Nothwendigkeit, sich von Rußland zu trennen und eines Tages amEnde gar für die Vormacht germanischer oderdoch deutsch sir» mirender Reiche zu fechten, stets nur ein pig-gller und einAerger» niß, dessenMehlthau nicht währen und dieBlättchen morden dürfe. »Schon im vorigen Jahrhundert war es gefährlich, auf die zwingende Gewalt eines Bündnißteztes zu rechnen, wenn die Verhältnisse, unter denen ergeschriebenwar.sich geändert hatten; heutzutage aber ist es für eine Regirung kaum möglich, die Kraft ihres Landes für ein anderes, befreundetes voll einzusetzen, wenn dieAeberzeugung des Volkes es mißbilligt. Deshalb gewährt der Wortlaut einesVertrages dann.wenn erzur Kriegführung zwingt, nichtmehrdiegleichenBürgschaftenwiezurZeitderKabinetskriege. Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie in dem .Kampf ums Dasein' auf die Probe gestellt wird. Auch läßt sich durch einen Vertrag nicht das Maß von Ernst und Kraftaufwand sichern, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und feiner früherenAuslegung nicht mehr zur Seite steht." Diese Sätze Bismarcks (der auch daran erinnert hat, daß nach den im Deutschen Bund giltigen Staatsverträgen »theoretisch" die Schlacht beiKöniggraetz unmöglich war) blieben in ungeminderter Kraft, wenn Rumänien nützlich fände, die Verträge, die es an Mitteleuropa binden, noch fortlaufen zu lassen. Vielleicht,um(wieItalien imVerhältniß zuFrankreich und England) ein Drohmittel, für jeden Nothfall, in der Hand zu behalten; um zu zeigen, daß ihm auch andere Möglichkeit winke; um im Ost die zähenRussen zur Herausgabe einesFetzens vonBessarabien zu bestimmen. Daß Rußland zu solchen Verzicht (auf ihm unnöthiges Land) klug genug fein werde, habe ich während des ersten Balkankrieges hier als wahrscheinlich vorausgesagt. Inzwischen hat es den Rumänen in den Besitz der lange erhofften Grenzlinie und in den Rang der tzaemusvormacht geholfen: in Gewinn, der ohne Rußlands Zustimmung, Förderung nicht zu erlangen war. Wohin weist seitdem Rumäniens Lebensinteresse ? Im Bund

mit Oesterreich-Ungarn bliebe es immerAmbos, wilrdenietzam»
merz könnte weder auf die RückeroberungBessarabiens noch auf
denVerschluß desBosporus rechnen. Müßtezwischenfeindlichen
Slaven und national blind eigensüchtigen Magyaren das trockene
Brot des Elends essen. Auf die volle Nützung des rasch entwickel-
ten tzafenverkehrs von Konstanz« und (die Hauptsache) auf den
Weg in das Großrumänien verzichten, das ihm, aus der Buko-
wina, aus Siebenbürgen, dem Banat und anderen ungarifchen
Komitaten, einen Gebietszuwachs von fast Hundertfünfzigtausend
Quadratkilometern, einen Volkszuwachs von sieben Millionen
Menschen bringen soll. (Diese Ziffern, auch höhere noch, geben
die Schullesebücher, die Erläuterungen zu den Landkarten, die
zwischen KoumÄniel^ibre undkoulnänie^servie unterscheiden. Die
AbkehrRumäniens von Oesterreich-Ungarn, in dem es die Knech-
te? seiner Söhne sieht, hat Graf Berchtold, wirklich, liebe Wiener,
nicht verschuldet.) Mit Rußland kann es sich über den Verschluß
des Schwarzen Meeres und die Oeffnung der Dardanellen (zu-
nächst mindestens sür die Handelsflotte) leicht verständigen; die
Interessenströme beider Staaten münden da in das selbe Bett.
Spendet der Zar seiner Tochter als Mitgift ein Stück aus der Süd-
westrippe Bessarabiens: dann ist er auch den Walachen fortan
nicht nur das Haupt der Orthodoxen Kirche, sondern ein allgütiger
Halbgott. Versagt ers (Bessarabien hat schon von 1812, wo es,
im Bukarester Vertrag, von der Moldau gelöst wurde, bis 18S6'
den Russen gehört) oder scheitert der tzeirathplan: dann vermag
sein Wille in Albanien, mehr noch in den Gefilden, in die Herr
Sasonowneulich anBratianus Seite denBlickschickte, überreichen
Ersatz zu bieten. König Karl ist alt (nicht nur an Iahren: sonst
hätte er sich nicht für den unmöglichen Neffen Wied eingesetzt);
war aber auch in der Vollkraft rüstiger Jugend nicht stark genug,
um dem eigenwilligen Herrenvolk an der Unteren Donau dieWahl
des Schicksalsweges aufzuzwingen. Hat auch wohl erkannt (was
Oesterreich-Ungarn, trotz Bismarcks Warnung, verkannt hat), daß
der ungeschmälerte Anspruch auf einenDeszendententheil ausder
Türkenerbschaft nur im Einverständniß mit Rußland oder nach
dessen Zertrümmerung durchzudrücken ist. Lasset drum, Freunde
aus tzabsburgs Reichen, von dem Wahn, durch Leitartikel den
Rumänen beweisen zu wollen, daß sie auch dem Rußland, das

sie würdig behandelt, des Igels Stachelfell zuwenden müßten.
Gie sind, ,,le peuple le plu8 trancise äu monäe«, recht pfiffig; und
^eit dem Tag desBukaresterFriedensnichtausderUeberzeugung
zu schmeicheln, zu drohen: »Vom Bündniß mit Oesterreich»Angarn
haben wir nichts zu hoffen, als ihm Zugehörige von Rußland und
dessen Konsorten Alles zu fürchten; im Bund mitRußland haben
wir vonWien, Budapest, Belgrad,Athen, Sofia nichts zu fürchten
amdim erheiratheten Territorium dertzabsburg-LothringerÄlles
zu hoffen. Vor derWahlzwischenBefsarabienundaustro»ungari»
schem Land aber zaudern wir nicht; denn der Genius unserer Volk»
heit reckt nach Europa, nicht über die Steppen des Ostens hin, die
Hand. And jeder mit dem Haß der vorrückenden Slavenmenschheit
erkaufte Gewinn wäre eine sichere Kürzung unseres nationalenLe«
bens; brächte dem Großmachttraum früh dieTodesankündung."

Der Meininger.

Georg der Zweite, derfast fünfzig Jahre langtzerzog von Sach-
^en»Meiningen war, ist, völlig vollendet, gestorben. Sein Vater,
Herzog Bernhard, der in der Zeit des Rheinbundes und mittel»
staatlichen Preußenhasses erwachsen war, hatte sich eifernd für des
Augustenburgers Recht auf Schleswig»tzolstein eingesetzt und im
Streit um die Macht über Deutschland für Oesterreich Partei er»
griffen. Sein Gewissen wehrte sich gegen die Bundesreform; und
als preußische Truppen Kamburg und, am neunzehnten Septem»
der 1866, Meiningen besetzt hatten, zog er der Unterwerfung den
Verzicht auf die Krone vor. Georg fand viel Arbeit. Er mußte mit
Preußen Frieden schließen, der Verwaltung einfachere und mo-
dernere Formen schaffen, durch ein neues Steuersystem und durch
die Konvertirung der Staatsschuld die Finanzen bessern, das Ver-
hältniß zu Schule und Kirche ordnen. Er hatte in Bonn studirt.bei
den preußischen Gardekürassieren gedient, als Vierundzwanzig»
jähriger sich der Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen ver»
mählt: so wards ihm denn nicht allzu schwer, sich in die neue Zeit
zu schicken, die von den deutschen Fürsten harte Opfer heischte. Ge»
räuschlos sorgte er für feinLand. Still, ohne dieBlicke auf sich zu
lenken, folgte er später auch dem nationalen Gebot, das gegen
Frankreich zu den Waffen rief. Gab sich nicht für einen großen
Strategen oder hellsichtigenTaktiker, lungerte nicht, wie mancher

fürstliche Müßiggänger und Paradesoldat, als ein lästigerTafel»
gesell inHauptquartieren herum, sondern blieb bei seinenZweiund-
dreißigern und theilte mit ihnen tapfer die Mühen des Marsches
und die Gefahr der Schlacht. Als ihm, nach fünfjähriger Ehe, die
erste Frau gestorben war, hatte er eine Prinzessin zu Hohenlohe»
Langenburg geheirathet; 1873, ein Jahr nach dem Tode dieser
Feodora, wurde die vierunddreißigjährige Schauspielerin Helene
Franz seine Frau. Nicht Herzogin; nur Freifrau von Heldburg^
Doch im biblischen Sinn seine treue Gehilfin. Weil er eine ihr an»
gethane Kränkungnicht vergessen konnte, ward er seitIahren nicht
mehr am berlinerHof gesehen. Der Kaiser hatte sich ihm einst zum
Besuch angesagt. In Meiningen war, mit beträchtlichen Kosten»
Alles zum Empfang bereitet. Da kam, im letzten Augenblick, die
Botschast,SeineMajestätwünsche,derFreifraunichtzubegegnen;
ein unauffälliger Vorwand, der die Gemahlin des Herzogs vor
dem Besuchstag zur Abreise zwinge, werde sich ja leicht finden.
Er fand sich nicht; sollte sich nicht finden. Georg ließ sagen, wer-
seine Frau nicht sehen wolle, könne in Meiningen nicht Gast sein.
Der Kaiser kam nicht; und der Herzog, dessen ältester Sohn der
Schwager Wilhelms des Zweiten ist, hat den Kaiserhof seitdem
gemieden. OhneGroll. Der alteHerr.der mit seinem weißenBart
lange rüstig einherschritt, hatte immer zu viel Takt, war stets ein zu
gut deutscher Fürst, um seinenUnmuth je sichtbar oder hörbar wer«
den zu lassen. Er blieb fern, ersann der Politik des Reiches und
des Reichspräsentanten aber nie auch nur die geringste Schwierig»
keit. FürAlles.wasDeutschlandsWohlfahrt fördern konnte,war
er zu haben; und sein politischer Ehrgeiz beschränkte sich auf den
Wunsch, fein Land mindestens so gut regirt zu sehen wie irgend
einen anderen Bundesstaat. Das hat er, für das Auge des nicht an
der WerraHeimischen, in stetigerArbeit erreicht.Das Herzogthum^
der Sitz alter Hausindustrie, ist im Reichstag durch einen Frei«
finnnigen und einen Sozialdemokraten vertreten. Nie aber kam
von dort besonders laute Klage, nie der Widerhall einesKonflikteK
oderhäßlichen Skandals.DerHerzogwurde wie ein Vater geliebt
und seineFrau nicht geringer geachtet als eine unter purpurnem
Betthimmel Gezeugte. Trotz der morganatischen Ehe des Herzogs
und seines zweiten Sohnes (mit der Tochter Wilhelms Iensen>
blieb der Familienfriede ungetrübt und die Schwester des Deut»

schen Kaisers hat oft bewiesen, daß sie sich in der Nähe der Frei-
frau von Heldburg behaglich fühlt. Ein stiller, vornehmer Hof ohne
neudeutsche Prunkfassade. Ein Fürst, der mit seinen Thüringern
lebte wie ein verständigerGutsherr mit seinen Bauern, ihnen, wo
ers vermochte, das Leben erträglich zu machen suchte und keinen
Menschen, auch die eigenen Kinder nicht, in seines Wesens be»
sondere Art zwingen wollte. Ein bis ins Greisenalter arbeitsamer
und für feineKulturfreuden empfänglicherFürst, dernie diePflicht
des Amtes vergaß, nie sich höher dunkelte als den ärmsten seiner
Mitbürger und nie der Versuchung erlag, im Vordergrunde der
Bühne, wie ein schwitzender Komoediant, um Beifall zu ringen.
Solche Auffassung fürstlichen Berufes verdient, schonweil sie
selten geworden ist, dankbareAnerkennung. Unsere Fürsten,schrieb
Freytag schon 1870 „sind in der Lage, gleich Schauspielern auf
derBühne zwischen Blumensträußen und lautem Beifallsklatschen
begeisterterZuschauer dahinzuwandeln. Wenn sie schon als Kin»
der merken, daß jedesWort, alles Thun emEegenstand dcsIn»
teresses für die versammelten Zuschauer ist, werden sie früh ver»
anlaßt, sich wirksam darzustellen und ihre Rolle zu spielen. Denn
die äußere Erscheinung des Fürsten, Uniform, Miene, Geberde,
das gesprochene Wort sollen wirken. Vielleicht ist die höchste der
Tugenden, die an einem vollendeten Fürstenleben zu rühmen sind,
daß der Herr bis an das Ende seiner Tage sich die richtige Selbst»
erkenntniß.denmaßvollenSinnunddiebereilwilligeAnerkennung
fremden Werthes bewahrt habe." Und den Ruhm solcherTugend
hat Herzog Georg erworben, trotzdem er die Hauptarbeit seiner
MannesjahrederSchaubühnegewidmet hat, dieso leicht zueitler
Applaussucht lockt. Den heute fern vom Thüringerwald Lebenden
war er nicht der Herzog von Sachsen-Meiningen und Hildburg-
Hausen, zu Jülich, Kleve und Berg, auch Engern und Westfalen,
der souveraine Fürst zu Saalfeld, Landgraf in Thüringen, Mark»
graf zuMeißen, Graf zu Henneberg, Kamburg, zu der Mark und
Ravensberg, Herr zu Kranichfeld und Ravenstein. Das Alles
besaß, seit der dritte Sohn Ernsts des Frommen durch denRezeß
vom neuntenFebruar 1681 Hennebergische undthüringischeAem»
ter mit vollem Hoheitrecht erhielt, vor ihm schon mancher Andere,
wird nach ihm mancher Andere noch besitzen. NnsisterderTheater-
chcrzog, der nicht, wie der Theatergraf tzahn-Neuhaus, als ein

wirrer, vom Coullssendunst umnebelter Schwärmer über daK
Schaugerüst toste, sondern, als ein ernster Organisator und vor^
sichtigerReformator, dem deutschen Bühnenwesen seinesWirkens
Spur tief eingedrückt hat. Ihn, nicht den im Kleinen tüchtigen, in
großer Prüfung unbewährten Regenten, grüßt unsere Ehrfurcht.
Ob er den Grafen Karl Friedrich von Hahn, der um die Mitt^
der dreißiger Jahre auch in Meiningen feine Glanzkünste zeigte,,
gesehenundkennengelernthat? Dieser närrische Enthusiast.dessen.
remplinerLiebhaberbühne einst weithin berühmt gewesen war.be»
mühte sich auf seine Weise um eine straff zusammengehaltene Dramendarstellung, hielt namentlich aber auf szenischen Pomp. In
seinem Theater sollten die Fürsten fürstlich wohnen, die Edlen wie
echte Barone, Gräfinnen und Ritterfräulein gekleidet sein, sollte
aufdemTisch eines Kirchenfürsten Geräth stehen, das sich in jeder
bischöflichen Pfalz sehen lassen könnte. Diese Prunksucht hat den
gutmüthigen Theaternarren ruinirt; was als Passion begonnen
hatte, endete auch, in anderem Sinn, als Passton. Von Weckten»
bürg zog Karl Friedrich, der sein Leben lang Dilettant blieb, mit
dem Thespiskarrenbis ins Thüringerland, ergötzte dann in Sankt
Pauli Matrosen, Ewerführer und tzafenproletariat und war
schließlich noch froh, als er in Sommerhude einen Zug kostümirter
Lümmel drillen und schminken, mit Kolophonium und Donner»
blech wirtschaften oder gar in den Souffleurkasten kriechen konnte.
Neben allerNarrheit war in ihm vielleicht ein dunkles Gefühl sür
das vom Zeitbedürfniß Ersehnte; nur kam er zu früh und lernte
nie rechnen. Dem Blick des Erbprinzen und des Herzogs Georg
waren bessere Muster erreichbar. Im November 1831 beschritt
Robert der Teufel in Paris die Bretter; schuf die Firma Meyer»
beer 8 Scribe das Schema der Großen Oper. Die Iulirevolution
hatte ausgetobt, im Salon siegten Ary Scheffer, Vernet,Delacroiz,
auf der Sprechbühne Victor Hugo mit sublimer und groteskerNn»
geheuerlichkeit; die Große Oper überschrie Alles, rüttelte mit dem
RiesenapparatihresOrchesters.ihrerBalletkunstundAusstattung-
pracht an allen Sinnen. Eine furchtbar gefährliche Konkurrenz
für das Drama, in dem.wieim Iudenglauben der körperlose Logos,
noch das unbekleidete Wort herrschte. Im Jahr 1849 saß Arsene
tzoussaye mitderRachel in der^omeciie ffran^ise, zu deren Direk»
tor ihn, gegen den Willen der widerspenstigen Sozietäre, Louis

Napoleon ernannt hatte. Auf dcmZettel stand: DerBarbiervon
Sevilla und Augiers Abenteurerin. Kassenrapport: tzundeitdrei-
undsechzig Francs. Die Rachel war empört. »Vo/s? comme ces
Zens>Iä jouentbien!« Gewiß,fagteHoussaye; »maisvoxe^commetout
est Aris et froict autour ci'eux; il taut plus cie couleur cians lä mise en
scöne.« Dafür sorgte er nun. Putzte die BühnemitGobelins.Sticke»
reien, theuren Möbeln und warf alle unwürdigen Requisiten in
die Rumpelkammer. Das gefiel der Bourgeoisie, die schon auf den
bestenPlätzen saß; und die Einnahmen stiegen rasch. Emile Perrin
ging auf Houssayes Weg ein Stück weiter. Sein Streben war,
jedemDrama einGewand zu geben.an dem der gelehrtesteArchaeo-
loge und Historiker nichts zu tadeln fände. Er war in London ge»
Wesen und hatte die Wunder geschaut, die Charles Kean aus die
Bretter brachte. Da saß Heinrich derAchte in seiner Königspracht
beim Mahl, marschirten im Krönungzug Hunderte festlich ge»
schmückte? Menschen in die Kirche, wurde in echten Rüstungen
mit echten Waffen bei Azincourt gekämpft, lebte Antonios La-
gunenstadt im Märchenreiz wieder auf. So sollte es auch in
Paris nun sein; und wurde so, trotzdem Sarcey jeden Montag
über dieAusstattungwuth schalt. In Deutschland warDingelstedt
vorangegangen. Weil die Thatsache vergessen ist, sogar von
Theatergeschichtschreibern nicht erwähnt wird, will ich ein paar
Sätze anführen, die beWeifen, wie er, «mit seinem angeborenen
Hang zu Massenentwickelungen und Massenwirkungen", schon
1854 der Braut von Messina aus der Fülle kostbaren Stoffes
das Feierkleid anmaß. »Ich baue mir die prangende Halle im
ErstenAkt,imZweiten dieGartenterrasse desKlosters sorgsam und
mit selbstvergnügtem Raffinement auf und stelle vor Allem den
Lokalton fest:ein normannischer Palast in Messina.eine Schlucht
im Waldgebirg des Aetna. In die Halle steigt man herunter, auf
einer imposanten Riesentreppe, die in doppelter Windung, mit
einem breiten Absatz in der Mitte, auf die Vorderbühne führt.
Von dort herab poltern zuerst, von entgegengesetzten Seiten auf»
tretend, auf dem Absatz zusammenstoßend, drohende Blicke und
Geberben wechselnd, unter kriegerischer Musik von draußen, die
den vom Dichter vorgeschriebenen Einzugsmarsch fortsetzt, die bei-
den Chöre. Ich lasse sie weder uniformirt noch im Gänsemarsch
auftreten, sondern in zwei wilden, wirren Haufen, mit Staub be»

deckt, zum Kampf gerüstet, die Schwerter zum Theil gezückt, die Schilde gehoben, je ein zerfetztes Fähnleinüberjeder Schaar flat» ternd. Während des ganzenErstenAufzuges halte ich sie in äußer» licher Bewegung; sie gehen ab und zu, sondern sich in einzelne Gruppen, treten dann wieder in feste Massen zusammen, lagern sich, Schild und Schwert abwerfend, auf den Stufen der Treppe, werden von Sklaven mit Speise und Trank gelabt." Das sahen die Münchener am elften Juli 1834. Zwanzig Jahre danach, am ersten Mai 1874, erfocht Georg von Sachsen mit seiner Truppe an der Spree, in der Schumannstraße, den entscheidenden Sieg. DasSystemwar also nicht neu.Graftzahnhatte es in dunk- lem Drange geahnt, Kean in London, tzoussaye und Perrin in Pa- ris damit leere Kassen gefüllt, Dingelstedt es von München nach Weimar und Wien gebracht. Weil sie sich dagegen gesträubt hat- ten, war in Düsseldorf Immermann,in Leipzig und Wien Laube gescheitert. Denn die Zeit wollte denWandeldesBühnenwesens. Modernen Sinn dünkte der Mensch nicht mehr die Krone der Schöpfung, das freie, selbstherrliche EbenbildGotteszund wenn er von seinem Milieu, von dem goethischen »Mittel", in seinem Wollen und Handeln abhängig war, mußten diese determiniren» den Mächte auch auf der Bühne sichtbar werden. Wird Wallen- stein nicht erst im deutlichen Bilde seiner Zeit, seines Erlebens verständlich? „Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen." And dieses Lager darf nicht allzu weit von der Vorstellung bleiben, die der von Bilderbüchern und billigen Kostümwerken Belehrte ins Theater mitbringt. Reifen in fremde Länder waren einst das Pri» vileg der Reichsten. Jetzt reist Jeder, warIederin Paris und Rom, London und Venedig; und wer nicht dort war, kennt Landschaft und Tracht, Paläste und Dome vonWochenillustrationen und An- sichtkarten her. Selbst auf der höchsten Galerie wissen heutzutage die Leute ungefähr, wie es am Hof der Jungfräulichen Königin zuging, im Dogensitz Dorlas aussah; wissen, daß ein mit Krüppel- kiefern umfäumter Tümpel nicht dem Mittelmeer gleicht. Schul» kinder waren in der Tellskapelle und sind enttäuscht, wenn das Rütli anders ist, als sies vom vierwaldstätter Dampfer aus sahen. Dazu kam die Prunksucht der Bourgeoisie, die endlich nun auch in Deutschland zurtzerrschaft gelangt war und sich für Meyerbeer, D'Ennery, Verne, für Piloty und Makart, für Pittipaläste und

Rcnmssancegeräth begeisterte.Die Bequemlichkeit einer Technik,
die kaum noch einen Wunsch unerfüllt ließ (schon Kean hatte mit
Wandeldekorationen gearbeitet und über Wagners Festspiel»
bühne strömte gar nun der Rhein). Nnd die Nothwendigkeit, sich
gegen denAnsturm der Großen Oper, der Operette, der Feen» und
Weltreisemärchen und des «Gesammtkunstwerkes" zu wehren.
Prophet, Afrikanerin, Sardanapal, Orpheus, Phileas Fogg,
Rienzi und Loge waren gefährliche Konkurrenten. Die Zeit war
reif; undHerzogGeorg wurde der klugeExponent ihres Langens.
Er erkannte früh (oder lernte von Eduard Dsvrient),daßdie
Oper dasAnglückdes deutschen Schaufpielesgeworden.imThea»
ter kleiner und mittlerer Städte nur für eine der beidenBühnen-
kunstgattungen, die bescheidenere, Raum und Pflegemöglickkeit
ist. Entließ schnell also die Sängerschaar und wagte sich an die
schwere Aufgabe, ein gutes deutsches Schauspiel zu schaffen. Die
Bilanz seines Wirkens ist seit Jahrzehnten abgeschlossen und oft
genug seitdem geprüft worden. Er hat, wie von Hahn bis auf
Possart und Barnay mancher Regievirtuose, durch Uebertreib»
unggesündigt.fürdenRahmen, besonders nachdem erstenRund-
reiseerfolg, eifriger als für das Bild gesorgt und vergessen, daß
im ernsten Drama alles nicht unbedingt Nothwendige nicht etwa
nur überflüssig, nein: dem eng begrenzten Leben des Gedichtes
schädlich ist. Die Sammlerfreude am echten Kostüm, Geröth,Bi«
belot, der pencksnt verg I'acce8soire verleitete ihn manchmal, aus
der Bühne ein Raritätenkabinet zu machen, ließ ihn auch über»
sehen, daß Schillers holdselig keusche Maria nicht die historische
Schottenkönigin, Kleists kranker, verträumter Strahl nicht ein derb
stolzirender Ritter aus der Heldenchronik ist. And da er leicht die
passenden Dekorationen, Pompkleider,Möbel jeder erdenklichen
Form, schwer aber Tragoeden, zarte Schwärmerinnen und gewal-
tig schreitenden Heroinnen fand, mußte er, um ans Ziel seines
Wunsches zu kommen, mitleidlos den Mimen entthronen, den ge-
stern noch souverainen Herrn zum gefügigen Diener erniedcrn.
Nur der Regisseur sollte herrschen; und dieser Regisseur durfte
und konnte kühn nach demSzepter greifen: denn er war nicht nur
Regent, sondern im Kleinstaat seines Wollens einTheatergenie.
Nicht vor der Hoheit nur und dem Brotherrn: auch vor dem
Sachverständniß beugten sich die Spieler. Unermüdlich war er;

und wo der Künstlerinstinkt versagte, half ein sicherer Kon ^-,,8
und die Erfahrung eines fürstlichen Lebens. Wie man einen
Caesar und Leontes, einen tzohenzollern und eine Tudor zu
behandeln hat, wußte er, hatte viele Attinghausen und Picco-
lomini in der Nähe gesehen; und duldete keinen Verstoß gegen
höfischeSitte. EinemMortimer, der mitDonnergepolter und ge-
reckterPranke ausMaria und Elisabeth losfuhr, rief erzu: «Das
geht nicht. Königinnen sind keine Köchinnen!" Einer Bertha von
Bruneck, die mit der Reitschleppe heftig die Bretter fegte, immer
wieder das eine, einBischen sächsisch ausgesprocheneWort: „ Mü-
de!" Das sollte heißen: Sie sind, Fräulein, müde von der Jagd
und haben deshalb nicht herumzulaufen, sondern sich auf dem
Rasensitz zu ruhen. So gings von früh bis spät. Vorund nach der
Probe aber war auf dem Schloß Privatunterricht. Jeder gehorchte
gern, weil Jeder fühlte, daß er vorwärtskam und daß Eifer und
Rüge nur der Sache galt. Nnd der gekrönte Regisseur, der nie
verschmähte, sich um das Kleinste, einen Choristenbart oder ein
Kinderkostüm, zu kümmern, war kein unerträglich strenger Herr.
Nie hätte er, wie am Kchillerplatz im Jahr 1905 geschehen, einen
Spieler von heute auf morgen aus langjährigem Dienst gejagt,
weil der Mann des Verbrechens überführt war, als Geßler »in
Sammetschuhen zu Pferd zu sitzen". Privilegien gab es freilich
nicht; derBrutus von gestern muhte morgen im Chor genuesischer
Bürger mitheulen, das heilbronner Käthchen sich unter den Die»
nerinnen des Fräuleins von Bclmont tummeln. Nur dadurch
wurde die Individualisiruug, das glaubhafte Leben der Massen
möglich. Auf derBühne dieses Herzogs ging es sehr demokratisch
zu. DasVolk, dicMenge.derhaufc war immer die Hauptperson.
Denkt an die Leichenrede des Marcus Antonius, den Einbruch
der Pappenheimer, das Schlachtgewühl bei Fel,rbcllin und Or-
leans, an die Sturmszenen der Hermannsschlacht und der Räu-
ber. Fast immer gab eszuvielbuntesDetail,wurde derEilmarsch
derHandlungverzögert,um dem Zuschauereinen niedlichenFund,
einDrillmeisterstück, emEckchen aus verschollenerHislorie zu zei-
gen. Kinderkrankheiten eines neuen Stils, der noch, staunend, sich
selbst bewundert. Wer aber kann oenRacheschrei römischerVür»
ger gegen die Ehrenwerthen, das irre Jauchzen und trunkene
Lallen dermit demvomGalgcnbcfreitenRollerrecwinsBöhmer-

dickicht heimkehrendenRäuber jevergessen? Auf keiner deutschen
Bühne war Aehnliches vorher gehört worden; auf der größten
sogar war eine Massenszene leidigerNothbehelf, eine Schlacht ein
lächerliches Spektakel. Der meininger Regisseur suchte oft den
blendendenEffektund fand selten den tiefsten Ton einesGedichtes.
Für Intimität, für den Reiz leise vonMensch zuMensch schwin»
gender Stimmung fehlte ihm das Ohr und die sacht gestaltende
Hand. Die Architektur und die atmosphärischen Nothwendigkeiten
eines Dramas aber erkannte er beinahe stets und thatfürsie,was
was er mit seinen Mitteln irgend vermochte. Gab den Räubern
endlich das Kleid der Schillerzeitwieder. Ordnete (vielleichtwars
seine feinste Meisterleistung) die Wirrniß des Ersten Fieskoaktes
zu anschaulichster Klarheit. Rettete die Hirtin vonDomremy aus
den Tatzen plumper Bärenweibchen. Ließ, als Erster in Deutsch»
land, Moliere in dem Stil, Tempo und szenischen Kleid spielen,
in dem diese gallische Typenenthüllerkunst auf Moderne noch wir»
ken kann. Und sein Rom, sein Genua und Fabelsizilien, das Lager
seines Friedlanders strotzte von buntem, urkräftigem Leben.
Müssen wirihmnichtdankbarsein?Erwollte,alsdieReichs»
gründungihnzurResignation zwang, nichtwiederHerrvonPvetot
leben, früh ins Bett taumeln und lange schlafen; nicht zum ctue
Kineant werden. Drum stellte er sich in den Dienst eines Kunst»
betriebes. Lernte erst und lehrte dann fleißig; als gelte es nähren»
dem Handwerk. Wähnte nie, als vom Christengott Geweihterun»
umschränkt im apollinischen Erbreich schalten zu dürfen; verließ
sich nie auf die Allwissenheit seines inneren Auges. Vor jeder
Schöpferkraft neigte er, der sich nur cinenNachbildnerfühlte, willig
dasHaupt. Ibsen undBjörnson fanden beiihm das erste würdige
Obdach im deutschen Land und dem launischen Talent Hansens
vonBülow gab sein Entschluß dicMöglichkeitsreierBethätigung.
Er hat immer, ohne Zier Herkunft nachzufragen, mit Leuten ver»
kehrt, die ihm gefielen, von seinem Gast je Knechtsdemuth verlangt
und dasGetuschel lieber Velten zornloö belächelt. SeinTheater
(und später seine Hofkapelle) hat ihm ungemeine Erfolge beschert:
und er ist bescheiden geblieben; still, ernst und gewissenhaft, wie er
imArbeit^immer, lmKabinetsralhundalsLagergenosfederZwei»
unddreißigcr gewesen war. l'Kis vsz s man! Lange blieb er auf»
recht und frisch. Den deutschen Schauspielern war er der beste und

gülwste Erzieher. Er hat sie an Disziplin gewöhnt, mit ihnen wie
mitSeincsgleichen gearbeitet, sie im Ausland zum Siege geführt
und die Geltung ihres Standes erhöht. Hat, gegen denAndrang
der Großen Oper, gegen den Osfenbachrausch und die Wagner»
gefahr, dem deutschenDrama hohen Stils das bedrohte Bühnen»
leben erhalten. Dem Theaterherzog muß im Deutschen Reich ein
Denkmal gesetzt werden. VondenTheatermenschennatürlich; von
Dichtern, Unternehmern und Spielern, denen sein unermüdliches
Interesse denWeg erleichtert hat. In jedem deutschen Schauspiel»
Haus müßte am zweiten April der Geburtstag des Herzogs Georg
von Sachsen gefeiert, von jedem der Ertrag der Festvorstellung
einem Fonds überwiesen werden, der dann schnell so groß wäre,
daß man einen Künstler, nicht einen Puppenalleelieferanten, für
die schöne Aufgabe werben könnte. Schnell; denn die Dichter
könntcnauf denAbendgewinnverzichtenunddasAuslandwürde
mitfleuern, Die Moskauer, deren Gastspiel seit dem ersten Er»
scheinen dermeiningerTruppe das größte Ereignis unserer Thea»
tergeschichte war, sagten Jedem, ders hören will, daß sie die Ele»
mente ihrer Kunst in Georgs Thüringerschule erworben haben.
Stanislawskij, ihr Haupt, blickt zu dem sächsischen Georg fast so
andächtig auf wie zu dem russischen, dem Kappadoken, dem Sieg«
bringer, dessenBild derHerzschild des Großfürstenthumes Mos»
kau einschließt.Freilich: derSlavehatseineBildnerkunstfrühvon
der Tademas, der das Kleid des Caesardramas wirkte, und von
dem Kitsch der Nachtraber gelöst; und Herzog Georg ist über die
Historienmalerei der Kaulbach und Piloty kaum noch hinausge»
langt. Durfte billiger Sinn von dem 1826 Geborenen mehr for»
dern? Diesem war die getreue Wiederherstellung eines Geschicht«
schauplatzes, mit der Tracht, dem Gcrcith und dem Ceremoniale,
das dieAufspürer vonNrsprüngen derAußenkultur als einerbe»
stimmten Zeit, einem umgrenzten Ort zugehörig erschnüffelt hatten,
stets wichtiger noch als der Sturmgeist oder das zarte Seelchen
der Dichtung, auf die er, von seinem Fürstensitz, freundlich her»
niedcrschmunzelte. IungerFabulirlust rieth er, Chronikund Histo»
rienbuch zuWälzen, bis ein Dramenstoff, wie eine aus dem Klei der»
schrank gescheuchte Motte, herausflattere. Die Lindner, Fi gcr,
Minding und ähnlicheTheaterköche, die aus denSchmäusender
Shakespeare, Schiller, Hugo spätnoch Ragouts (nichtgerade: kins)

machen konnten, gefielen ihm, weil sie dem Regisseur die Mög»
lichkeit boten, dasParis Karlsdes Neunten und das Venedig Fa»
lieris, das wüste Geknäuel mittelalterlicher tzezenhetze und die
Römertage, in denen Peretti Papst Sixtus wurde, auf die gestern
noch kahlen Bretter zu bringen. Form, Farbe, Stank vergifteter
Kerzen, die einen König töten (Bluthochzeit), der Orakelschrein,
aus dem tzermiones Schicksal entriegelt wird (Wintermärchen),
die Altarzier, die Rollers Retter ihren Raubsäcken entbündeln
(Räuber), burgundische und lothringische Rüstung, Helme, Bin»
oen, Waffen (Jungfrau), die altgenuesische Riesentasse, aus der, in
Fieskoshaus.IuliaImperiali Chokolade schlürft: Solches dünkte
ihn beträchtlich; und er ließ den Gaffern allzu viel Muße, aufden
Flächen so kunstvoll gefügter Schaustücke das Auge zu weiden.
Bremste (Korrible!) am Phoebuswagen des jungen Schiller mitten
im wildesten Firnlauf die Räder, um den Gründlingen Genua,
Fieskos herrliche Stadt, im Graurosa, im Scharlach des Sonnen»
aufganges gemächlich zupräsentiren.tzamletund Tasso, Macbeth,
und Lear fehlten, obwohl er in Robert, Barnay, Kainz zuläng»
lickx Hauptdarsteller hatte, seinemReisespielplan: weil die Gestal-
tung der Szene ihn nicht lockte? Lessings hinkende Sara aber zog
er, des Kostüms wegen, der heiter schreitenden Minna vor. Die
Welt seinesTellwar soblank und komfortabel (nur das derGast»
Hausanpreisung entliehene Wort paßt hier) wie heute die aus
Mythos in Fremdenindustrie erwachsene Schweiz. Aus Grill«
parzers bürgerlichen, von Bohnerwachs blinkenden Stuben holte
er nichts, ließ die Köni gs dramen Otokars, Rudolfs, Alfonsens un»
ter den Möbelschutzdecken; aus der Gerümpelkammer überrostcter
Romantik aber die Mär von dem Räuber Iaromir und der spuken»
denAhnfrau: Weiler sie mit Aeolsharfenton und anderem Darm-
zauber melodramatisiren konnte. Schillers Maria lächelte ihm
erst, da er ihrerTotfeindin ein echtes Tudorkleid, ein dem Prunk»
gewand Elisabeths bis in die Schleppborten nachgeschneidertes,
anzuziehen vermochte. Als wäre die geschlechtlose Wortbuhlerin
des Schwabenderstarketzerrscherwille.derüberbegehrlichenoder,
vielleicht,nur neugierigen (nach derDurchblätterung, Durchwüh»
lung neuer Mannheit gierigen) Weibsinnen solches Gewand wie
anderen Plunderbehang derMajestät trug, tzierwar der Grenz»
strich, über den diesen Georgias, denBühnenlandbauer, niemals

Sehnsucht hinwegrief. Nicht aus innigerVersenkungin dieSeelcn-
schachte derDichtung empfing, wie, in feinen besten Stunden, heute
der Mirakelmeister Reinhardt, der Meininger die Gebote, nach
denen er dem tzirngebild des Poeten das lebendige Kleid weben,
besticken, zuschneiden, fälteln ließ. Sein Sinai war, immer, »die
Geschichte"; und in die vonihrvorgezeichnetetzüllezwang.klemmte,
reckte, bauschte er Schaugerüstvolk, das von der Historie dieNamen,
nicht die Wesenheit, nicht das Nervengesträng, denZellenbau.die
Oberhaut, den Lebensrhythmus hatte. Georg war weder ein from-
mer Künstlernoch ein Stilschöpfer von feines Gott-Genius Gnade
(trotz allem nekrologischen Geplärr sind seine Vorbilder, Charles
Kean, tzoussaye, Perrin, Dingelstedt, jedem willigen Blick auffind»
bar); doch der treuste Walter auf einem Pachtgut der Kunst.
And ein schlichter, bescheiden in Würde thronender Mensch,
der dem Franken Jean Paul die Doppelmahnung nachempfand:
»Das Ideal in der Kunst, Größe in Ruhe darzustellen, sei das
Ideal auf dem Thron/ Sein letzter Wille war, dem tzauptstädt»
chen alle Kosten düster putzenden Bestattungpompes zu sparen
(»Für das Kommunalgeld giebts in der Zeit zunehmender Ar»
beitlosigkeit nützlichere Verwendung"); in einfacher Größe noch
den Weg in die letzte Ruhstatt zu wandeln. Der Deutsche Kaiser
kam nicht; öffnete demVolksglauben dasThorzu derVermuthung,
daß er demMann, der ihn mied, nichtVerziehen habe. Er sei, lei-
der, gehindert (telegraphirte er an Georgs Erben), imBegräbniß»
zug mitzuschreiten, und habe deshalb mit seiner Vertretung den
Kronprinzen betraut. Das Hinderniß meldete dertzofbericht: ein
Wettrennen, in dem Wilhelm, aufseinerneuenSegelyacht,inder
Kieler Bucht um einen Preis rang. Trotz der Ansage in der De»
pesche des Kaisers kam nicht derKronprinz desDeutschen Reiches
nach Meiningen, sondern PrinzAdalbert von Preußen. Die Lust»
barkeit der auf den Namen Kieler Woche getauften Reichsinsti»
tution wurde nicht für eines Mittags Dauer unterbrochen. Kein
Wörtchen kündete, daß der tzof Trauer angelegt habe; wir lasen
sogar, daß die Damen des Hofes erst amAbend nach derErmor»
dung des Erzherzogs Franz Ferdinand schwarze Kleider trugen.
In den offiziösesten Blättern wurde der Bestattung nicht so viel
Erwähnungraum gegönnt wie demAbtritteines Geheimen Kom°
merzienrathes, der sich in Titel und Orden eingekauft hatte. Und

Principes.
doch trugen die Thüringer am letzten Iunisonntag den ällc sK n deutschen Bundesfürsten in die Gruft; einen der zwei überlebenden, die noch im großenKrieg mitgekämpft haben; einenehrlichen tzelferzumWerk deutscher Einheit, zur Krönung deutschertzohenzollernmacht; eine Zier fürstlicher Menschheit. Dem Reich däm» mert das vierundvierzigste Lebensjahr. Nie aber schien möglich, was vor solchem Grab jetzt geschah. Und die zu Ewigem Bunde dem Preußen Gesellten werden dieses Erlebniß nicht vergessen.

Franz Ferdinand.

, Wir, Erzherzog FranzFerdinand Karl Ludwig IosephMaria von Oesterreich-Este, erklären als Unseren festen und wohl» erwogenen Entschluß, Uns mit der hochgeborenen Gräfin Sophie Maria Iosephine Albina Chotek von Chotkowa und Wognin, Lame des hochadeligenSternkreuzordens undTochter desverstorbcnen GeheimenRathes.Kämmerers und Oberststallmeisters Seiner Kaiserlichen und Königlich Apostolischen MajestätBohustaw GrafenChotek und dessen gleichfalls in Gott ruhender Gemahlin Gräfin Wilhelmine, geborenen Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau, Sternkreuzordens- und Palastdame, ehelich zu verbinden. Bevor wir aber zur Schließung des ehelichen Bundes schreiten, fühlen Wir Uns veranlaßt, unter Berufung auf die tzausgesetze des durchlauchtigsten ErzHauses, deren Bestimmung Wir, noch ganz besonders im Hinblick auf die gegenwärtige, vonUns einzugehende Ehe, vollinhaltlich anerkennen und als bindend erklären, festzustellen, daßUnsere Ehe mit Gräfin Sophie Chotek nicht eine ebenbürtige, sondern eine morganatische Ehe und als solche für jetzt und alle Zeiten anzusehen ist: Dem zu Folge weder Unserer Frau Gemahlin noch den mit Gottes Segen aus dieser Ehe zu erhoffenden Kindern und deren Nachkommen jene Rechte, Ehren, Wappen,Titel, Vorzüge undAehnliches zustehen und von ihnen beansprucht werden können und sollen, die den ebenbürtigen Gemahlinnen und den aus ebcnbürtigerEhestammendenNachkom» mendertzerren Erzherzoge gebühren. Insbesondere erkennen und erklären Wir aber noch ausdrücklich, daß Unseren aus oberwähnter Ehe stammenden Kindern und deren Nachkommen, da sie nicht Mitglieder des Allerhöchsten ErzHauses sind, ein Recht auf die Thronfolge in den im Reichsrath vertretenen Königreichen und

Ländern und somit auch, im Sinn der Gesetzartikel 17231 und II, in denLändern derUngarischen Krone nicht zusteht und selbe von der Thronfolge ausgeschlossen sind. Wir verpflichten Ans mit Unserem Wort, daß Wir niemals versuchen werden, diese Erklärung zu widerrufen oder Etwas zu unternehmen, das darauf hin° zielen sollte, deren bindende Kraft zu schwächen oder aufzuheben."
So lautete der Hauptinhalt der Urkunde, die, zwei Tage vor der Hochzeit Franz Ferdinands, zuerst Graf Agenor Goluchowski, der denReichshälften gemeinsame Minister für AuswärtigeAn gelegenheiten, verlas. Kleine Rathsstube in der wiener Hofburg. Alle dem ErzHaus angehörigen Männer, alle Minister und ober» sten Würdenträger der Monarchie, Oesterreichs und Ungarns, sind versammelt. Rechts von dem Sitz des Kaisers steht, auf einem dunklen Tisch, der Kruzifizus. Vor diesen Tisch tritt nun Franz Josephs Neffe; legt zweiFinger der rechten Hand auf das Evan» gelienpergament, das der Erzbischof vonWien.Kardinal Gruscha, ihm hinstreckt; empfängt in die linke Hand von Goluchowski die Urkunde; und spricht, Wort vorWort, laut, langsam, ihren Tezt- Dann unterschreibt er den Ehepakt und die Eidesformel, je ein Exemplar in deutscher, eins in ungarischer Ausfertigung; und be« fiehlt dem Staatsnotar, ihnen fein erzherzogliches Siegel aufzudrücken. Einen für das Reich und das ErzHaus höchst wichtigen Staatsakt hat, in der Vorrede, der Oheim das Ereigniß genannt. Denkt ein tzabsburg-Lothringer daran, daß dieser Staatsakt sich an dem Kalendertag abspielt, an dem ihre Ahnin Maria Theresia einst Schlesiensammt der Grasschaft Glatz dem Preußenkönig Fritz als Siegespreis überließ?AchtundzwanzigsterIuni.FranzFer» dinand hat das Datum schmerzlichsten Verzichtes, schmerzliche» ren, als einer auf reiche Provinzen sein konnte, im hellsten Gie» bel des Gedächtnisses bewahrt. Andem selbenIunitag ist er, vierzehn Jahre danach, ist neben ihm seine Frau in Sarajewo von dem serbischen Bosniaken Gawrilo Prinzip, einem zwanzijähri» gen Jüngling, der sich in tellischeTreffsicherheit eingeschossen ha» ben muß, unter heiß leuchtender Sonne getötet worden.
In Sarajewo, der HauptstadtBosniens, der Stätte altrömischer, altserbischer Siedelung; dem türkischen Eroberer, der sie Bosna Serai, Palaststadt, genannt hat, nahm sie Prinz Eugen, Oesterreichs Schwert; doch erst der austro-russische Vertrag von

Reichstadt und der ihn vollstreckende Beschluß des Berliner Kongresses hat die Hauptstadt und das Umland dieser Bosna völlig aus dem Besitz des Hordensultans gelöst. In diese StadtzogFranz Ferdinand (der seine Erlasse längst nur noch mit demvolksthüm» lichenNamen Franz zeichnete) am Veitstag ein; amTag der allen Südslaven unvergeßlichen Schlacht, in der, aus demAmselfeld bei Kossowo, im Stromgebiet der Morawa, Serben und Bosniaken von dem ersten SultanBajesid, dem Sohn Murads, den derser» bische Häuptling Milosch erstochen hatte, besiegt wurden. Der Schlacht, die nicht nur den Serbenkönig Lazar und eine große Schaar seiner Edelmannschaft das Leben gekostet: die auch, noch ehe Mohammed der Zweite in Smederewo (Semendria) einzog, die Dauerbarkeit des von Stephan Duschan geschaffenen serbischen Kaiserreiches vernichtet hat. Fünfhundertfünfundzwanzig Jahre lang war der Tag des Heiligen Vitus, der Viclov äan, allenSerben, der beiden Königreiche und der österreichischen Länder, der Tag tiefster Stammestrauer. Zum erstenMal durften sie ihn nun, als BezwingerderTürkenundBulgaren, als Herren überNowibazar und Makedonien, aus derZuversicht heiteren Herzens begrüßen. Die von Kriegerruhm durchklirrte Geschichte, die unter ihnen begraben schien, war in österlichem Prangen auferstanden und hatte jeden im Gefecht oder in glanzlos mühsamer Arbeit fürs Vater» land bewährten Serben mit dem stolzen Bewußtsein erfüllt, daß er, daß die Volkheit selbst sich neuen Werth schuf. Zum ersten Mal sollte der Veitstag als das Ostern, nicht mehr als der Karfreitag des Serbenglaubens gefeiert werden. Und just diesen Tag hatte, trotz aller ehrerbietigen Abmahnung (auch von Serben), der Erzherzog-Thronfolger für den Einzug in Sarajewo auserwählt. Als Generalinspektor des Heeres will er inBosnien Truppenübungen prüfen. Das ist seines Amtes Recht. Undschon wird inwienerZeitungen von den »herzlichenOvationen" erzählt, die Franz und Sophie bereitet wurden; wird aus Sarajewo gemeldet: «In der Freude über den Besuch des Erzherzogs stimmt die ganze Bevölkerung des Landes, ohne Unterschied derNationalität und des Bekenntnisses, überein. Nur ein Blatt, das radikalste, brachte, statt eines Begrüßungartikels, unter dem Abbild der serbischen Trikolore, Erinnerungen an die Amselfeldschlacht unv damitverbundeneirredentistischeHoffnungen. DieseDcmon»

stration wird aber selbst von dem größten Theil der Serben v:r-
urtheilt." Weil Takt und Taktik von ihr «brachen mußten. Auch,
weil sie ungerecht scheint? Den Serben hat der fünsundzwanzigste
Artikel des Berliner Vertrages, der Oesterreich-Ungarn erlaubte,
Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und zu verwalten, nie
als ein Born ewig währenden Rechtes gegolten. Ihre nationale,
unterirdische, von dem klugen und kühnenDiplomaten Spalaiko»
witsch geleitete Agitation hatte von Belgrad bis nach Dalmatien,
nachTemeswar,nachSkoplje (Neskueb) Drähte gelegt; die stärk-
sten, natürlich, in den Boden der von Oesterreich okkupirten Pro»
vinzen. Ihnen waren, blieben Bosniaken undHerzegowzen stets
serbische Brüder; treue oder abtrünnige. «Die Musulmanen sind
dort dieSöhne altserbischer Grundherren, die, um ihre Güterund
Vorrechte zubewahren, indenIslamübertraten; die Kroaten sind
serbische Katholiken, die sich von Rom und Wien aus der ortho-
doxen Glaubensgemeinschaft locken und für den Abfall mit Geld
und Gunst bezahlen ließen. Kallay selbst hat, ehe er das Haupt
der besetzten Provinzen wurde, gesagt, unter den Hülsen dreier
Religionen berge sich in Bosnien und der Herzegowina nur eines
Volkes, des serbischen, Kern." Solche Behauptung kam ost aus
dem Mund europäisch gebildeter Serben. Der von dem Spitzel
Nastitsch mit gefälschten Dokumenten angezettelte Prozeß, der sie
als Landesverräther stäupen sollte, brachte ihnen aus dem agra-
mer Gerichtssaal einen Triumph. Aehrenthals Plan der Sand-
schakbahn (Sarajewo-Mitrowitza) erschreckte, Aehrenthals Ent-
schluß zur Annexion empörte ihr Nationalgefühl. Das, stöhnte
in London der Minister Milowanowitsch, »ist das Grab unserer
Hoffnungen!" »Ihrer Illusionen": antwortete der Unterstaats-
sekretär Sir Charles Hardinge. Serbien, dem Rußlands Worte
nicht Schwerter schmiedeten, mußte schweigen; und fing schon zu
fürchten an,Aehrenthal(undFranzFerdinand, der, 1907, inRa»
gusa, mit dem Erbprinzen Danilo von Montenegro Mancher-
lei beplaudert hatte) wolle es in die engen Grenzen des Vertra-
ges von Passarowitz zurückpferchen, der 1718, dem sechsten Kai-
ser Karl, dem Vater Maria Theresiens, das temeswarer Banat,
dieKleineWalachei undNordserbien mitBelgrad gab. DieseGe-
fahr schrumpfte im Türkenkrieg,schwand mBündniß mit Rumä-
nien, Hellas, Montenegro, unter russischem Patronat. «Wurden

wir übermüthig?WarPaschitsch,derMann einer Oesterreicherin,
nicht redlich immer um würdige Verständigung mit Wien bemüht,
das uns doch denWeg ans offeneMeer abgeschnitten undfürun»
sere militärische Leistung nie ein freundliches Wort gehabt hatte?
Rnd nun, da Albanien, altserbischer, vom Blut unserer Väter er»
kämpfte? Boden, in wüstemAufruhr und die Möglichkeit, die uns
zugestandeneGleisstraße in dieAdria fahrbar zu machen.inNebel»
ferne verschoben ist, nun stellt sich, mit geballter Wehrmacht, der
Erzherzog-Thronfolger anunsereNordwestgrenze und kündet,auf
uns entrissener Erde, am Veitstag, dem Serbenvolk, das jeden
Drang nach Einbrüchen in albanisches Land gehemmt hat, vom
GroßenmüssederKleineAlles.auch unverdienteKränkung.stumm
dulden. Oesterreich wollte uns von der See absperren, die allen
Völkern Europas (außer den Schweizern, die sie nicht brauchen)
offen ist;unsereVieh°undKornausfuhr lähmen; im erobertenGe»
biet uns die Eisenbahnhoheit entlisten; hat jeden unsererFeinde
mitVersprechenund hundert falschenSiegesbotschaften ermuthigt;
von Semlin aus all unser Wollen und Handeln verschreien, un»
seren Postverkehr mit demWesten beschnüffeln lassen. Ist unszu
verdenken, daß wir gegen das System so tief in jede Lebensregung
der Monarchie eingesträhnten Hasses aus dem Allslavengefühl
Hilfe zu werben bestrebt sind? "Recht oderNnrecht (uralten Hader,
zweierWeltkirchen,OstromswiderWestrom,zweierRassen,Hader,
der keimte, als Kattaro und Antivari serbisch waren, mitWorten
schlichten, auch nur richten zu können, wähnt kein Erwachsener):
so war, trotz den »herzlichen Ovationen", die Stimmung.
Im lichtlosen Hirn Eines, der gestern, blinzelnd, über die
Schwelle des Knabenalters schritt, zeugt diese Massenstimmung
den Willen zum Mord; den Plan, mit tollkühnem Einsatz des
LebensDen zu treffen, in dem des fremden Eroberers harte Ge»
walt verkörpert scheint. Ist solcherBefreierwahn neu oder sprießt
er, wie mancher Schreiber uns jetzt einfaseln möchte, nur im Klima
südslavischer Schwarmgeister? Dem Knaben Otto von Bismarck,
aus dem Blut altmärkischer Ritter und preußischerBeamten, wa-
ren, obwohl die Republik ihn die vernünftigste Staatsform dünkte,
Harmodios und Aristogeiton, Brutus und Tell Verbrecher, Re»
bellen,Mörder.SchonderLandsmannundStandesgenosseHein>
rich von Kleist, der. Hermann, Thusnelda, Ventidius schuf und

aus dem Feuerschlund seines Herzens glühende Versblöckc ge-
gen Bonaparte ausspie, hätte anders geurtheilt. And hatte nicht
Schiller,der heilige, unter Fluchverhängniß noch Segen spendende
Mann,Verrina und Tell in Glorie gehoben und den Schwaben»
herzogIohann nur als den Verbrecher aus Ehrsucht, den Kaiser»
Mörder, Oheimmörder aus Erbgier verdammt? »Frei sind die
Hütten, sicher ist die Unschuld vor Dir, Du wirst dem Lande nicht
mehr schaden": abertausend deutsche Jünglinge,Jungfrauen so»
gar empfanden diese Worte Teils wie Weihespruch; jauchzten dem
Räuber, dem Mörder Moor, dem Mcuchler des Reichsgrafen,
des Ministers, desPriesters, zu, blickten auf denMordstahl der
Brutus, Verrina, Judith, wie auf die Waffe rächender Gottheit,-
und wären bereit gewesen, die Freunde Harmodios und Aristo'
geiton mit der selben Inbrunst zu preisen, wie die Athener thaten,
da sie die Steinbilder desPaares,dasdenTyrannenHipparchos
hinterrücks getötet hatte, auf den Weg in die Akropolis stellten.
Deutsche haben auf den Deutschen Kaiser Wilhelm, den stillen
Greis, und, zuvor, auf den Schmied seiner Krone geschossen; Kaiser
Alezander und Kaiserin Elisabeth, die Könige Umberto und Ge»
orgios.diePräsidentenMacKinleyund Carnot, Großfürsten und
Staatsmänner sah unsere Zeit unter Dolchen, Kugeln, Bomben
verbluten, gsts nöthig, für das Verbrechen des Kabnnowitsch
(der in den Wagen des Erzherzogs die Bombe warf) und des
Gabriel Prinzip (in dessen nun von Flüchen umheultem Namen
über den Anfang allerMenschenwesenheit, die Wurzel des Seins,
Wollens, Erkennens, sich die Kuppel des Gottesheldenthumes
wölbt)SerbiensVolkund Regirung, ohne irgendwelchenBeweis,
verantwortlich zu machen? Isteswürdig? Ists auch nur klug? Hei»
ßet.wie der hehreDemokratIohannesKaempf, dessenParteiahnen
mitTyrannenblutfärben,desRacheschwertesPriestersein,Schin-
der und Pfaffen an die Laterne henken wollten, die That »fluch»
würdig" oder begnüget Euch, wie der konservative Graf Schwerin»
Loewitz.von dem» entsetzlichen Ereigniß" zu reden: doch lasset den
Stamm und dieRasse.denendieMörder anhangen, bis eine Mit»
schuld desVolkes oerweisiich ist, aus der Erörterung. Wenigstens
im Deutschen Reich, wo von Prinzips Kugeln nicht die Schlag»
«der des nationalenund monarchischen Empfindens verletzt wur»
de,Uebereifer alfo nicht von mildernden Umständen entschuldigt

w^rd. Daß in den größten Zeitungen, deren Leiter sich hundert-
mal für Geistesfreiheit, feine Menschlichkeit, Weltfrieden heiser
schrien, hundertmal, mit Recht, zeterten, wenn eines Semiten
schmähliches Handeln der ganzen Iudenheit als Sünde ausge-
bürdet ward, jetzt Peter und Paschitsch, Nikolai und Iswolskij,
Süd» und Nordslaven als Mitthäter, Anstifter oder mindestens
Begünstiger desPrinzenmordes gemeinemMassenhaß empfohlen
werden, haftet als ein Schandfleck auf dem Gewand der deutschen
Presse, das sie, wie jeder Krieger den Waffenrock, schon vor dem
Sekret einer Hautfaltendrüse wahren müßte. Sind diese behenden
Schreiber denn aller Geschichte, alles Geschehens und Werdens
so unkundig, daß sie, denen Krieg doch das schlimmste der Uebel
scheint, nicht ahnen, was sie bereiten, wenn ihnen gelingt, zwi»
schen Oesterreich-Ungarn und der angrenzenden Slavenwelt die
Vulkanskluft noch zu tiefen? Unter Habsburgs Szepter wohnen
mehr Serben als in den Königreichen Peters und Nikolas; ist
das Gravitätcentrum des Serbenstammes, der Schwerpunkt, der,
damit der Stamm nicht falle,gestützt werden muß. Und vor zwei-
unddreißig Iahren hat Peter Schuwalow, der nicht ins Blau
schwatzte, sondern Körnchen vom ,,e8prit cte 1'avenir« in sich hatte,
geschrieben: „Aus Bosnien kommt einst die gefährlichste Bedroh-
ung des europäischen Friedens. Wie Fels ist in mir die Ueberzeug-
ung, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt.
Bosnien wird die Fackel sein,derenAuflodern die große Slaven»
frage beleuchtet und den Weg in den Entschluß zur Beantwort«
ung weist." Rühret nicht muthwillig daran! Das Scheit, das der
Russe in Gluth aufflackern sah, hat zu glimmen nicht aufgehört,
seit NikephorosPhokas, der Basileus vonByzanz, gegen die ta-
tarischen Bulgaren den Slavenfürsten Wladimir von Kiew als
Helfer ins südliche Donauthal ries und mit der Hand Annas,
der zweiten Tochter der Kaiserin Theovhano, belohnte. Anna
hat den Mann und seine Russenhorde in die Christenheit ortho-
doxen Griechenglaubens überredet. Ihre ältere Schwester, die,
wie dieMutter (die Tochter eines lakedaimonischen Bergschank-
wirthes),Theophano hieß, war das Weib Ottos des Zweiten, des
Sachsenkaisers, geworden, als dessenVater,Otto der Große, dem
Byzantinerheer den letztenFetzen italischenLandes abgejagtund
dem Kaiser Nikophoros damit auch das Recht entrafft hatte, sich

den ErbenRoms und Caesars zu nennen. PrinzessinTheophano
galt als eheliches Kind des zweiten Kaisers Romanos, der die
Schänkenmagd auf seinen Thron gehoben hatte, und brachte dem
Sachsenkaiser zur Schwertgewalt über Westrom die Weihe ehr»
würdigen Herrscherrechtes aus Ostrom. Zwei Schwestern ver»
streuten, vor neunhundert Iahren, den Samen aus Byzantion in
die Reiche der Römisch-Deutschen Sachsenkaiser und der Groß-
surften von Moskau. Auch in der Russenerde ward aus der Saat
längst nun schon Frucht. Urenkel kämpfen noch um Byzanz. Und
der Mann, der seit dem blutigen Sonntag von Sarajewo Erz»
Herzog-Thronfolger heißt, Karl Franz Joseph, ist eines Otto, des
schönsten Habsburgers, und einer Sächsin Sohn, ein Neffe des
Königs Friedrich August, in der Farbe des Wesens ein Sachse.
Franz Ferdinand war Habsburger; einer von dem dunklen
Gemüthston spanischerLebensart.SoU mandieMelzuvielen be»
neiden.die an derGruft einesFremden,Fernen,ihnen ganz und gar
Unbekannten von »tiefster Erschütterung" beben und die Haupt»
und Beiwörter häufen, bis seines Nachruhmes Lippengethürm
die Quasten des Himmelszeltes streift? Ich vermag soFlinkes nicht.
In denSchmerz derWaisen, denen derWeltrichterwahn des milch-
bärtigen Mörders aus kräftigem Leben die zärtlichsten Eltern
raubte, kann ich mich einfühlen. Auch das Paar beklagen, das
denMittag, die Schöpfermachtzeit noch vor sich zu haben glaubte,
das bald Zu gebieten und im Gebieten selig zu sein hoffte und aus
dessen zerschlitzten Leibern nun, nach eines Buben heimlichem
Fingerdruck, in purpurnen Gießbächen der Saft brach. Menschlich
das Menschliche dieses Endes vor dem ersehnten Anfang empfin»
den. Ohne »tiefste Erschütterung", die mir nicht Alltagsvorgang,
nicht von Zeitungpathos (dicht vor Quartalsschluß und vor dem
Wink mit »unserer raschen und zuverlässigen Berichterstattung")
erwirkbarist; die in eines ganzen Daseins Dauerfünfmal, zehnmal
höchstens wahrhaftig geschehen kann. Ohne im ersten Grausen
selbst zu vergessen, daß im Gewimmel, in der Finsterniß kleiner,
doch tüchtiger, oft edler Menschheit täglich, in tausend Win»
kein und Iammerecken, Schlimmeres wird, schmerzreicheres, län-
ger quälendes Sterben und völlig trostlose Verwaisung. Dieses
Paar saß im Glanz, besaß, was es nicht erworben hatte, und
genoß die Wonnen gottähnlichen Ranges und steter Anbetung;

die Pflicht, auf höherem Sitz, unter der Wucht sichtbarer Verant-
wortlichkeit, sich zu bewähren, und alles Weh der Enttäuschung,
eigener und des Volkes, blieb ihm, da es als Doppelhoffnung
hinging,erspart. Nm dieseWaisen istderDuft ausfonnigerKind-
heit und der Trost der Höfe und Bürgerschwärme; die Gefahr
ihres Lebens, am Thron, doch hinter unübersteiglichem Gitter, zu
stehen, Kaiserskinder und vom ErzHaus des Kaisers doch aus»
geschlossen zu sein, ist vomVerhängnitz abgewandt; und aus dem
schwarzen Flor ihrer Trauer jagt sie nicht, wieAnzählige, dieSorge
ums Brot, das graue Weib, dessen Anhauch den Blick gegen alle
Schönheit der Erde (und, manchmal,des Himmels) blendet. Men-
schenopfer, unerhört, unbeachtet, fallen, wie Halme unter der
Sichel, ringsum und jeder Monat jeglichen Jahres wird dem
Auge, das sehen will, ein tzekatombaion. Daß Fürstenleid feine
Spur ins weiteste Gesichtsfeld eindrückt, verpflichtet nicht, es
andächtiger als das in eine Scholle gegrenzte zu fühlen. Einer
ist, Einzelne sind, weil Kriegsbedürfniß, Ehrsucht, Eitelkeit und
die Vernunft des Massenwillens zu Macht und Gewinn es em-
pfahlen, über Alle erhöht, der Pflicht zu Verdienst und persön-
licher, in Wettkampf erprobter Leistung enthoben, als Sterbliche
von Sterblichen zu Göttern erkürt worden. In ihrer Hochgestalt,
ihrem Prunk, ihrer Herrlichkeit hat die Kraft und der Reichthum
der Nation sich denKörper,das weithin strahlendeAntlitz gefügt.
Ists ungerecht, daß auch dieMißwende nationalenGeschickes die-
sem Leib, diesem Antlitz und Bildnißbanner zuerst fühlbar wird?
Daß heute noch, wie in denMärtagen,daHoratier und Kuriatier,
Drillinge gegen Drillinge, mit eigener Hand um den Sieg zweier
Heere, zweier Stadtstaaten fochten, Fürsten hinsinken, ehe der
Schnitter zur Mahd der Völker die Sense dengelt? Ists für die
Fürsten, denen der stolzeste Selbstherrscher, der auf dem steilsten
Dünkel schwindelfrei haufendeNikolaiPawlowitsch, rieth,Tag vor
Tag, mit allen Kräften der Seele, des Hirns, der Arme, um gnä-
dige Erlaubnitz zur Fortwährung ihrer Vorrechte zu werben,
ists für Kaiser, Könige, Prinzen nicht die einzige Möglichkeit, für
ungeheures, von Millionen kaum noch ertragbares Vorrecht an-
ständigen Preis zu zahlen? Bläht aus Anglück.das auf der Straße,
an der Maschine, in der Schlacht, auf dem Meer irgendwo jede
Sonne ,'chon sah und das in sonnenloser Grube als Berufsfähr-

niß erwartet wird, nicht die »fürchterlichste Tragoedie, von dercu
bloßer Vorstellung der Schlag jedes Herzens stockt." Meines
nicht; und ist doch nicht härter als andere. Menschlich Menschen-
leid mitzufühlen,,ist es bereit; nicht, unter einemausdenUfern ge°
wirbelten Thränensee ein Weltende zu bewinseln, weil ein rüstiger
Mann und eine gesunde Frau jählings, durch Minutenqual nur,
in Tod gestürzt worden sind, der ihrer Frommheit stets der Durch-
gang in neuen Lebens reinere Form,die läuternde Rast vordem .
Himmelsthür schien. So, meint der mit Phrasierklößen Gemästete,
spricht nur der karibische Menschenfresser, des Spaniers Kanibal,
der Kaliban des Briten? AlsBimarck, aus Tiedemanns Mund,
dieMeldung gehört hatte,daß abermalsaufdenKaisergeschossen
worden sei, wog er, nüchtern, bedächtig, eine Weile lang die da»
durch gewandeltenMöglichkeiten desStaatsgeschäftes;und fragte
dann erst, ob der alte Herr diesmal verwundet worden sei.
Wirddas StaatsgeschäftOesterreichs,Angarns,derReichs-
hcilftenund der ganzen Monarchie durch denTod des Erzherzogs,
der nach demOheim in der Hofburg thronen follte, erschwert? In
diesem Sommer kann, nicht für tzabsburg allein, Schicksal wer«
den. Nicht in Epiloge, Nekrologe uns zu stelzen, nicht, mit den
Nenien gemietheter Klageweiber das Ohr zu füllen, noch, über
den «Ernst der Zeit" (nur Narren und miserablen Ministern ist
irgendeine unernst)zu stöhnen, ist jetzt unserePflicht; männlicher
Freimuth trachte, furchtloser noch als sonst je vor dem Hofgesinde
der Fürsten und des Pöbels, nach klarer Erkenntniß Dessen, was
war, was ist und was sein wird, wenn neue Nothwendigkeit die
Summe alter Möglichkeiten, das Gewordene, dividirt.
Seit Iahren habe ich Jeden, der dem Erzherzog irgendwie
nah kam, nach demWesen des wichtigen Mannes gefragt. Keiner
konnte bündige Auskunft geben. Nie klang dieAntwort, wie jetzt
aus demChor derNachrufer: «Das Glück Oesterreichs: Hort und
Zuversichtder allzulangeumwölkten Monarchie." Niemals. Fast
immer: «Gescheit ist er. Hat sich auch einen zähen Willen aner»
zogen, dervorderschönbrunnerGloriette,womancher lahmwurde,
nicht einknickt; da gerade nicht.Nur:waserwill,weißNiemandso
rechtgewiß; und ob ersselbst immerweiß, istauchnochnichtsicher."
^„Oe qu'il veut, II >e veut bien, msis il ne sait pss dien ce qu'il veut":
von derDonau an dieSeineverfrachteterDiplomatenwitz.)Dann
kamen Details; erfreuliche und andere. Aus Alledem entstand

nicht einmal der Ilmriß einerPersönlichkeit. DerKaiser, den Fausts alterndesAuge schaut?^IHm ist dieBrustvonhohemWillenvoll, doch,was erwill,esdarfskeinMenschergründen."Dieser?Nein. Franz Ferdinand war nicht der Mann geheimen Planens und Vollbringens, vor dem »alle Welt erstaunt". Für alles ihmBe» deutsame hat er sich öffentlich, fürMenschen und Entscheidungen, zu öffentlich eingesetzt; und war immer im Bürgertratsch. «Der? Wird die Czechen hätscheln, weil seine Frau von ihrer Sippe ist. Mag die Magyaren nicht schmecken und die Juden nicht riechen; jetzt, der Lueger, mit seinem Sprüche! von den,Iudaeomagyaren', käme erst mit Dem auf die rechte Höhe. Der Franzi? Bis ins Knochenmark klerikal; das Muster des kalksburger Iesuitenzög-lings. Alsdann, geben'sAcht: er haut dieItaliener und läßt sich vom Papst nachher von dem Verzicht auf die Thronfolge seiner Kinder dispensiren." Schwatz. Unumstößlich bleiben nur einPaar Merksteine, die den Pfad seines Lebens säumten.
Der Sohn des finster frommen Preußenfeindes Karl Ludwig, der von der vornehm einfachen Offiziersallure,dem inWürde noch feschen Frohsinn Franz Josephs, seines Bruders, keinAederchen hatte, und der sizilischen Prinzessin Annunciata. Kränklich. Nicht für dieThronfolge erzogen.Nicht liebenswürdig: meilenweit von adeligem Wienerthum und Kavalierwesen. Mit Bewußtsein weit von ihm. Er will nicht lächeln (weil sein Herz nie lächeln lernte: nicht heucheln);mit freundlichen Blicken undhuldvollenScherzen mag der Rudolf Volksgunst ködern. Verstirbt; neben einer frcm» denFrauzgräßlich.Nur derGlaube ankert uns vorsolchemSturm fest, denktFranzFerdinand; und jederPriester bestätigt demKron» Prinzen: ,,8tat crux 6um volvitur orbis«.FranzFerdinandstähltfich; Leib und Seele. Er gesundet. Und in jedemBlutstropfenpocht der Puls des vonRoms Menschenbildnerkunst geformten Katholiken, der Lutherische und Calviner, Griechisch-Orthodoxe, sogar Juden nicht haßt, in ihrer frostigen Armuth aber bedauert. Daß er auf feinemtzaupt nicht dietzanddestzeiligenVaters fühlen darf,ist die Schuld, unverzeihliche, italischenUebermuthes, der demPapst die WeltgewaltentwundcnhatundvonjedeminRomweilendenFür-sten seitdem die Einkehr in den Königspalast heischt. Wird er, darf er als Apostolischer König vonUngarn solchesErdreisten noch du!» den? Muß erauf diesem Thronnicht auch dasWerk des erstenSte» phan.den Papst Silvester dafür mit dem Weihetitel Apostolischer
s

Majestätbelohnte,voUenden,derRomerkirchedenAnhangmehren
und,zunächst noch, oströmischenRn mäne« und Slaven gegen ma-
gyarische Ketzer helfen? Einen Calviner, noch von Tiszas Leistung
für den Staat, meidet er, wo ers vermag. Budapest? Babylon.
Der Sohn Karl Ludwigs und Annunciatens wird der Gatte
der Gräfin Chotek. Die war Hofdame Isabellens, der Frau des
Erzherzogs Friedrich. Hofdame: einer dem Kaiserhaus zugehö»
rigen Prinzessin nicht mehr als der Bänkerstochter die Miß oder
Mademoiselle. Das heirathet Unsereins nicht. (»Also geh und
küß ihr die Hand; da sie jetzt doch einmal Deine Tante ist!')Das
Unbeschreibliche ward gethan. Draga Maschin darf die Königin
Alezanders von Serbien sein. Von Worten, die heftiges Empfin»
den eigenen Leides über denRand des Ceremonialgefäßes trieb,
schäumt derGlückwunsch Franz Ferdinands (der nicht ahnt, daß
er einem Irren zurWahl einertzoshure gratulirt, und in derAustil-
gung der Obrenowitsch immerneue, Sühnung fordernde Erbsünde
der Serben erblickt). Er?Muß verzichten. Seme Frau wird nicht
Kaiserin, nicht Königin werden; sein Sohn weit hinter dem j üngsten
Erzhausmäderl stehen. Muß er nicht, mit jedem Athem, seiner
Sophie dieHinnahme solchen Kreuzes vergelten? Des Wunsches
Knospe in ihrem Auge sehen und in erfüllende Reife hegen? Wil»
Helm bricht den Burgring; behandelt die Frau, wider tzausgesetz
und Verzichtseid, als Kronprinzessin: und ist Beiden der Lichtalb,
dessen blonde Schläfe vonSonne fchimmert. Zwiefach aber panzert
sich in derFamilie mißtrauischerUnwille wider den Eindringling,
den Einzwingling; und ruft Mißtrauen und launische Rügelust
auf die andere Schanze. Zank; nicht nur leiser. Dann: zwei von
einander weichende Willensstränge; fast schon zwei Regirungen.
Des Kaisers und des »Herrn Neffen" Kabinet. Dualismus...
War in Franz Ferdinand Schöpferskraft? Die grimmige
Verfeindung Italiens, dieDemokratisirungUngarns.Verrussung
Serbiens und, gar, Albaniens Spottgeburt: seineWerke zeugen
nicht davon. «Mein Prinzip": an diesem Wall verröchelte jeder
Widerspruch. Wortspuk? Prinzip kannzumMörderdesFrömm»
sten.Redlichsten werden.Oesterreich- Ungarn hat noch feinen guten,
habsburgisch klugen Herrn. Und einen kerndeutschen, von Haus-
vergrämelung, Vorurtheil, Argwohn nicht gehemmten Thronsol-
ger, der dreißig Jahre lang Ruhe in Größe darstellen kann.

gemuSgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. —
'«l«> d« gukunst Kt Verlin, — Druck von Paß « Sarleb S, m, b. H, in Berlin.

ZIr. 4«.
4. Juli,
'— Kit ZuKuntt. —
RIeineZ LKeater.
Heute, unck ßolgenile
OerXlecKs.
Aleiropol-LKeater.
llie um «Ii«
^ S «Kults.
»llmlrlll!l>lllkl!t
« SM ö»KnK«k frieckrlokstrsss«

geök!
net::
tilllütlsill-
prunkvolle osmen
Vornehmes c»le llerKeslSelli
ö^lll>l Kurkürsten. Strasse !! 6
^ust>iI6uog bis ^ur LuKnenreike an Prospekte ßrstis
SsKrsQSkrssss S3/S4
pracktrestaurant
Keuni« n
Die I^scKt geökknet::
I. ^U88telIunA ^pril—Zeptember
kernst ttsns IKoms (20 äussrlsssos krllks VsrKs>
«ursür5tenclsmm 20S/9 läglirn von 9—7 Unr
Keue Rörse, Huck«» Langel'» LemS>c>esäIe In ssrsnkwi't l>. »1. :: öölseuplut«.
Lttinllige VerKsuissusstellung vor, <Zemii>i!sn erste, mocZeruor Uslslsr, Vei°stelgsrungen
^ «rsvkisusll, — Verl»»?«»» Si« bltt« ic»t»iok I' ^ ^

5. zun
tüe zu««»?!.

p«rk«l!ön trotte

lausende dieser ^orlokontroil- und krsnkiermsscnmen sind Uber»» in
ttsndel und Industrie m!I Erfolg in Senut?ung, Lisnzende «gierenden.
Sstreien Sie sink nocn Keute von einer unsngenenmen 8orge lind «er-
Isngen 8ie Prospekt «o, N !«»e unverbindiiciie VorlliKrung durcii

Vreden - Sotel Lsllevu«
«,ltd«K«iint»» v»i»i>enm«» «m» mit »I!»» »»ItgsmS»»»» ««u»i»lings»
^ I X I ^ >>/ I IIV^I ^1^,^,1 I VIV» «eniib, <j. Uäuptbs.^«ouksrsni- u. ^,us-
«äv - SM ^nglisvks^ ttok m. ?ack Vitts.
Ii>i>. K»ck«K»i». — IZizonsr ?r«sser S^rtsn. — SvKmitt, Lssit^er.
Kack Lms ^^^^ KussiseKer lok
M^K^R^? renoviert. r>Ieue OireKtion.
?«I»s!.»S!»I ,,«n«Z»SseK«r So?"
rlsu «rds,ut, ISIS.
Wodv.u. Iüiii?e>i.ni.IZa,<ju, "riilstts, ^iniin, v, Vl.S.SO an, Isl, 85ä0/6SSZ, UirUe^msnn Hengst
Hammer
»/»»VN W», Veinreswui-änt. «onkerenz.S
Usus ck. 0. «ttil!er.
Vereins. I. Nsus sn>
plsiie. Vornenm«
-Säle. Inn. V. I.»»t».
»Sin. W« rmiillenkok.
V ss^^VT^ ° ««tel Montana
^ ^ ^ tterrlicne I_sge. ttsus l. IZanges.
I iizxv« HotelSebveiieiM
d«0 Seiten
moderner
Komfort.
5IQII^ ? ^ok von «ottsne«
Hotel 6es princes
MM
tiütel ^ünctiLiig, Vornenme, völlig ruliige I-Sge.
clar. t. geistige Arbeiter ^eeign. Orosst, Komfort.
Lrsnck »viel K«i5erKok, Lsck IssuKeZm
Pension ttennignsussen, ps^tenkinoken

»r. 4«.
4. Juli lN4,
Die Zukunft. —
modernstem iiomkort bei massigen preisen.
8lrs88burg i. klestsiirsiit 8org
Oss vornekmste ^Vein» Kestsurnnt ger Stscit.
Irenes, inuderu ein^ericKtetSZ Ksns, R.nKiAS I^gs,
8aostor!um 8cdierKe
im 0be^nsr?, S4« in, pnxsiksl. oiStet
tteiisnsisit. NoS, Hotel - Oevengä,,««-
Ssrenberger ttol bei LebierKe, Wunaer-
voll^ Lage,
LeK. 8sn.»»st vr «sug.

MirKsüeiiosrf,
nsnlli, cnronisvner innerer KrsniOieiten,
IZerrttcne ^»ge. IZerrlicKes Ilttni»
Kllullligirigl!»' LerlinV 1S,Uuut^eIstr,32,
kerieiilleiseii »seK llem HoriK»
mit aer
l!s8 ii8tei-rsioki8oksn I.Kzsk>
^ ^VIN. ,,?»eite «o^lanckkskrt: ^»«K gern VViKivgerlänSe"
ttsllesxlt, AeroK^ liäktsun«, Vroinsü, ^«röe»p, >I»mrnerkest, LvnAev' S»ärti»en^
IX. „vritte KorcklsncksstKrt! ^»ok Spitsibergsii unS llem ««igen Lise"
— ?äkrpreise samt Ver>igsgung von üirkä >IK, Still.— »n.
X. „Läckerreize" vom I, bis 28, September, — ^msteroäm, Lowes (Insel
>Vi^Kt), Lsvonn« sLiärritü>^^r«sa IZav <S«,ntiäZ«>, ll»s»b«n, lZaäi« <8ev!IIs>,
<(Zr«tte>, Lrioni, Briest, — ?a,brpreise samt VervKegung von ?!rkä N, SV»,— »n,
^ XI. v»I>»»tie», /Udsaie», Sizilien unck ?uni»"
Ions, Nessin» (livorminä), p,Ue,mo, ^lunis <IZ«i-tk!lgo), Kls,It», Sxi»Ku», IZorku,
?r«»pe^t« bei^ aem 0<?»terr«i^ verU»,

Ve>-!sg von K. ^. >S/v55 in Sern
Oas Wesen
äer
cioppelten LucKsüKrung
^euartiZ untersucrit unä eintack erklärt
von
79 Seiten 8° mit 4 labellen. preis Kartoniert ^K. 3.-
In meinem Verlage ist eine Arbeit von Dr. Paul
KeiningKaus in ^vlüncken erschienen, die soxvoKI
für die vissensckaftlicke Erklärung als suck für die
Popularisierung der doppelten öuckkükrung von
grosser WicKtigKeit ist und eine IZekorm des ganzen
I^acKunterricKtes bewirken muss.
Oer ^utor «igt, dass die Vorte lveck'^ und cköe/ im
I^suke 6er leiten einen tiefgreifenden öedeutungs-
vandel durckgemsckt und ikren ursprünglicken ju>
ristiscken Linn sckon längst verloren Kaden,
Ltslle von Zoll und ttsben seKt 6er ^utor ?vei
andere gemeinverständlicke Ausdrücke, deren Linn in z
sämtliclicn Kontenreinen der doppelten LucKkUKrung >-
nickt weckselt, sondern stets der närnlicke bleibt. I
Die berükmte Loll-und-rfsben-OleicKung vird als Z
eine nickt vesentlicke tligensckast des Segriffes dop-!
pelte SucKfüKrung nsckgevriesen sn ttand von mek- >
reren neuen l'vpen der doppelten IZucKfüKrung, die!
der ^utor gefunden und suk mekreren lakeln über-!
sicktlick dargestellt Kat.
Die LucKungsgeset« sind in ungemein einsacke und
Klare V^orte gekssst, Oie LpracKe ist trot? der streng
vizsensckaftlicken LeKsndlung des Ltokkes eine leickt
verständlicke und anregende. Oie gsn?e LcKrikt ist
eine gründlicke Originalarbeit,

IsmpölKoKi' fslll
>»«>dl Siiussr roil derrscb»tt!lcdell v/onnuugell von 4—7 wimmern ksrti^sstsllt uvS «okort de^iedsn. vis lliiusor Kaden ^eotrsldei^ullg, Vsrolv»sserbereituvg, elektrlscdes ^l.tcdt, kskrstudl etc. lSi„is» sprecke« I» ikrem Kusdiiu ckeü destell Ssute« ckes bestell«. Di«
^ ^ vle Verdlvckuog Ist <>Ie SevKdsr^ deste^ Lecds 8tr»»sen»
«»cd Sern »sllescdell ?or c». 7 »Inuion,
Ser Leipziger LcKe cdsrlottellstrssse c», IS Hlnut»»,
6er IZItterstriisse—Worlt?plst2 c». Iii »Inutsn,
Sein 0ölld«kkpl»t2 c». <S »I.nutsn,
Orsidnngstrssss, LeKs Lätids,ed»trässs, Kl ««lliger »Ii IL lUIllUtEll »UM potsSsmer?I»t2.'
^ vi« unter« UiUkls clss PSrKrivge», veiodsr mit relcdllckell ^Splel» Alletsduresu so, Lillgsllg ckes 'rempelboker keI6e»,^> «^« OrsiduvS.
«lr^sss u UodenivIIervKurso, ^elepdoll Kl»t lempelkok ^27, un>1 in gen Vvscdtoiletten »n 6is V^srm» unck üsltvssserlelluugell, be-Usliod cksr Kus«»dl >Ier ?»peteu «ii-ä u> dersilvilllLStsr >V»iss liookanus ^stragsa.
^omm/ es an, «'S/IN 5/s /« s/ns^ alls^ü>?/Asn ^s/^llNA m// ^^o/A
< > />SS«l/ s^ivas /nss/'/e/'s/i >vo//en, 5acnssmäSs ös/'a^vng v. >I«s-
Vom Allel öer VsrZödnung

Lrunevislci-
Kennen.
Neunter Vsg
7 Kennen u.a.
zsseburg - »emorisl
(preis« I»0«0 IN.)
zöonis' Kennen
(pi»sis« looo« I«)
preis« «Isr plStis:
I.vgen: 1. ReiKe 15 N., 2. Reine 14 N.. 3. RsiKs 13
I. ?ls<2: Herren 10 N.. Dörnen 6 N., Xinäer 2
Lsttelpls!?: Herren 6 N.. Damen 4 N. II. k>IsK: 3 U.,
Lancier 1 ÄI. Ie^ä88ö: 2 N.. Kinäer 1 N. III. ?IäK:
1 IV. k>IäK: 0.50 N.
—- WägenKsi-ts: 10 ü^I. -
Vorverkauf von RennbäKnbilletZ, eissnbaknkanr.
Kurten nn6 «In^IIen RenriproAräinrnen iin Wöltrsisg»
b^i-esu „Union", llnle,' öen I_inclen 22, nnä Käufnau8
cle8 Westeng, Isuent?ien8ti'. 2l—24.
LisenbäKn-?sKr^Iäne in 6en lä^ss^eitunAen und an 6en
^.NLOnIaZLÜuIen. ^,n Gedern Renntage I^nxns- nnck Deck.
Kiäst-Ornnibusse <Zsr ^,ZI«erneinsn Lsrlinsr Oinnibus-
^Ouen-Lesellsenaft 2wisenen ^Vlexanderplst?, Hallesenss
l'or, OrsnienburAer l'or nnck LrsnclsndnrAsr 1«r einer»
seils un6 der Rennd^nn anäererseits. Oänsbsn Llralt-
omrübusverkekr ^wiseksn RennbaKa nnci Reichskanzler-
K ^ »

?r.4v.
4. Juli 1S14.
— Die ZuKunst. —
8t. Loud h 8an 7raneKeo Wroack Ko.
K^b insu si«K über eine I^orskkllisi^iou ^uivlrb verstä,nill^er> Körllien. gc»ri !t>
Ut»t<>^Iegu»x»vertr»^es >,ei ile» Nlnteilesvnxsstell«» s««j« bei cke» lÜtxllecker»
»»<> Sem Sekretär Se» üoinltee» erlMtlicli» Vsiters Iiriorms,tiouerl erteilt l!«r
vurs«^«^ VorK, <Zea 22, Z^uiu 1S14,
c:, >V, vox, i! Robert^ «^ntln'o,! ^ O«„
LreoKillriclee ^Mes, ?räsiS«»t cler W»»i»s!pvi VMsx Lrust L«., St. I,ou!,,
OKs,rIes H. Ligler, Sekretär,
S4 Vs,I1 Street, «sv ?ork «itx.

Kennen iv
üoppegsrten
llonnsi'Ztag, llen 9. ^u!i, naoKmiN. 3 llkr
7 kennen;
Xrü Patrick Kelinen
Kisrvon clvm er8ten I^fsi-cis 10000 I«.

(preis« 13 000 «I.)
!
Diu IvvßSQpIät« I. R,siKs . . .
. NK.
10.-
äo. H. ...
9-
I
Tin I. Hsrrsn
» >>
9>-
äo. OärasQ
» »
6,-
Lin Lattslzilkts Hsrrsn ....
» >>
6,-
ß
60. OaiiisQ ....
»
4,-
» ,,
3,-
s
Lin ärittsr
»
1.-
5

Dr. 4«.
4. ZulZ 1914.
— Die ZuKunst. —
V«NeIn««»dtte» «»p!t»l Z0«««0«« «ubel
Keserve» S28IS2Z „
Union KsnK rilisl« Lerlinj Unterllen I.inösn 53.
Sttsn« p«r SI. v«,«nib«n ISIS,
Il^votKeKen- ull>1 Lanzelcl-
Ick.
Pl
2 »14 471
40
848 2 l3
2!>
I IS«84«
30
N04S
4»
1
30141
19
1 171 IN
77
12 230 8S>i>4v
.^vo.1«. ^ . ^ ick/2l17 8S0,-
700« 0«0
4 40000«
88« 856 40
Kügömsine öo^sn-^l<t>öngö8ell8l:Katt.
4«
Silsn« X«nt« p«r SI. 12. ISIS.
Aktivs.
>>>
<ZruvS«taoK»X«ni« , , , ,
2 !«>8
!8I,rttsse»re^»IierungsK«nto
LkreKtenn.lZsteillLnnl;..!««,
2SI
»!7
I I»
^KilvH^nutKeKen-Xunt« ,
l4ö
!,7,^,
2„
I
4«
3, >>
4S
^vulvebitorev l», 14 443,M
1
117
, >
7?
Vorzugsaktien N. 2 3USV0U,—
N,
,>r
StäininaKtien N. «!>4 00«,—
soo»
>
U>'p«tn«Kensv>,uI6en . . .
418
,«„,
48ö
80
177
»trsssenregulisrung».»«». ,
12S
,37
i«,
2SV
/insenL, ^lin^unMkong»:
,»«l
Lestun,! a,n SI, U?Kr, l«I2
N, l>8 2»S,2«
HeKertrug von
lustüont« , , „ 4S8"8,«g
1«
27
I I
LtteKwu- u, lZeteilig.IZeseivs
9«
^.vulliieditvien N, 14 448,!!«
U0„
4 «7«
7?
3,3
Lerlln, den SI, 4>e«einlier ISIS,
vollen >^!(tisnge8eIl8Lkäft.
Müller.

We? Ki'anK ist
erhält umsonst mein Schriflchen
Uber Verhallungsmaßregeln und
gute Mittel zur Behandlung von
»«gonieiileii, Verstopfung, ttiimor»
rneiilon, Siutsrmut, gieioksueki,
»srvosität, SioKt, IZneum», Iscniss,
^usscniSge, riecktsn, Sein«un6en.
Vielen wurde geholfen I
Krankenschwester Marie
^«siksiclstr,«« 13.
7erä. ZiotKseKuK
»«,51.
Klinere» unter ^, W. 2471 clurok
Nuiloll «esse, Leipzig.
Äcker-
K»«Ke erhalt,
rosten!, Broschüre I
über eine auf. s
fehenerregende tkntdeckung. Ohne
besondere Diät, Hauptbestandteil'
nach zum Deutsch. Reichspaten5,
«ngenieldet, «erfahren hergestrllk,,
Postkarte genügt aiiXpolKeKeU,
0r. X, veeker G, m. b.
t.^essenll» b,«»»»««.. ^

lÄbriKste Ser »erSmsniv LleK^ri^itäl» Werke ^ ^ « »erlirt
^lctien^eseUsoKatt tür okemiseke Produkte
vormsls N. LeKell!eln»nck«I — SerUn. VII»»i»Il«nti» p»>» SV. S«i»t«inb«i> ISIS.
7587020,88'
201980,11
8073159,64
7871479,53
7348479,53 7871479,53
6257501
I»
11701997
64735
10103
SS8342«
»7
9016
0»
5105«
18575««
öl
25341392
21
Ilvbsdodsris UivMevSsii . . .
5^i^s ^vleids aus 1909,
ursprüllgl. Setr»A . Z600000
disk. ^dstätwvg 343000
u^spriinsl. Letr»^ , S585000
bisk, ^bstatwvT , 3008750
L»llK-L>s,1iwrell, 8687923,53
<1iv, ^rsSiwrsn .
0»«>n» u»i> pro ISI2 IS
?k
850292
48
735306
13
288164
75
227853
41
2101616
77
8073459
64
1017507«
Lru1io,(Zsvjuu: 201980,11
0r<ieaU, ^.bscdr. . . 486438,76
««KrsibuiiL . . . 7587020,88
H»d«».
(Zsviliv-Vortra^ ä. 1911/12 , .
Krtrö^visss ?abrik«tioii, Ls-
»sservs^ovSs . 734647!

„Zeitschrift für Wahrheitsforschung." Von der unter diesem
Namen in Wien erscheinenden neuen Monatsschrift liegt eine Ankündi»
gung diesem Äefte bei. Diese Zeitschrift stellt sich die hohe Aufgabe, un»
abhängig von den herkömmlichen Denkrichtungen und ihrem Zwiespalt«
teils eine Klärung, teils eine Lösung jener Streitfragen herbeizuführen,
die gegenwärtig alle menschlichen Beziehungen verwirrend beeinflussen,
weshalb wir die erwähnte Ankündigung in heutiger Nummer der Auf»
merkfamkeit unserer geehrten Leser Wärmstens empfehlen.

Berlin, den 11. Juli 1S14.
Wetterscheide.
Die Nibelungen.
^Mah bei Pöchlarn, wo der mittelhochdeutsche tzeldensang die
«Wv schimmernde Burg des wohlhäbigenMarkgrafen Rüdiger
ragen ließ, ist Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, ist neben
ihm seine Frau bestattet worden. Glitt das alte Lied, seit die Schule
<es Euch verleidete, aus dem überladenen Kahn der Erinnerung
und ists, neben demGedächtnißstrom, in seichtem, sommerlich lauen
Wasser eingeschlummert, dann wecket es einmal noch. Sehet die
Burgunder, die des unsichtbaren Dichters Mund hier zum ersten
Mal Nibelungen nennt, vom Rhein an die Donau ziehen. Aus
Worms ruft Kriemhild, die sich dem Witwenschleier, der Klage
nmSiegfried entschält hat, dieBrüder und deren Mannschaft ins
Hunnenland, als dessen Königin sie nun an Etzels Seite thront.
Hagen vonTronje führt denZug; sucht an derDonau einen Fergen,
findet aber nur einen Schwärm badender Meerweiber. Denen
raubt er die Gewänder: und merkt nicht, daß die in ihrer Blöße
VerlegenenmitderAnkündung guterAeberfahrtihnnurinhellere
Laune schmeicheln wollen. Da die List gelungen, die Gewandung
zurückgegeben ist, gellt vom Afer der Ruf: ,,,Wer in Etzels Land
reitet, muß sterben!" Brächte der Tronjer diese Warnung seinen
Herren,dannwürdeerabermalswohlvomKönigGernotderFurcht
geziehen. Lieber sprengt er in die Gewißheit nahen Todes. Lockt
dcnFä Ermann, dessen Standort die Weiber ihmwiesen, mit Trug»
Svorlcnüber denFluß; erschlägt den Grimmigen; und rudertselbst

die Fähre über das Wasser, stemmt sich, immer wieder, mit voller-
Wucht gegen die Strömung, bis Ritter, Knechte, Troß am anderen
Nfergelandet sind. Dann erst schallt von der Nachhut seine Stimme
bis an die Spitze des schon zum Marsch reisigen Zuges: »Unge-
heures, Männer, sei Euch jetzt bekannt: Nimmer kehren wir ins
Burgunderland!- Sprach er Wahrheit oder bleichte nur, sie zu
schrecken, zuhöhnen, die Wange tapferertzeldenfUeberPöchlarn
liegt heitere Sonne; Volker spielt auf, Rüdigers Tochter verlobt
sich dem jungen Giselher, Geschenke werden, freundliche Wünsche
getaufchtunddieWarnungwärevomStrandraschinDustverhallt^
wenn nichtDietrich von Bern sie, als er dem Zug begegnet, wieder»
holte. Ankunft im Hunnenreich. Tröstend übertönt Volkers Fiedel
die Sorge der schwarzenNacht. Doch schon glimmts von allerlei
Reibung im Gebälk. Muß Feuer werden und, weil von eines An»
schuldigen Blut bei Worms »die Blumen wurden naß", ein Welt«
brand an der Donau ein Völkergewimmel verzehren? Gestirns
wollen es: heult, in wirrem Chor, Menschenleidenschaft, die, feig^
das Bekenntniß eigener Schuld scheut. Am Abend der Sonnen»
wende beginnt der Nibelungen Noth. In der brennenden Halle
trinken die Burgunder, denen Kriemhilds Rachsucht die Wohl»
that desKampfes in freierLustgeweigerthat,Blut;undihrSchwerd
metzelt noch am nächsten MorgenzwölfhundertHunnen. Rüdiger
kommt. AlsFriedensstifter? Gern wäre ers.der den eigenenSchild
der Bitte Hagens, des fchirmlos von Blutdunst dampfenden
Recken, gewährt. Aber Etzel und Kriemhild h eischen seinen Lehns-
dienst: undRüdiger fällt vonRüdigersSchwert, das er inPöch»
larn Herrn Gernot als Gastgeschenk gab. Des Markgrafen Tod»
scheucht Dietrich von Bern, den Ostgotenkönig Theodorich (dieses^
Bern ist Verona), der an Etzels Hof als Verbannter lebt, aus der^
Ru he. Auch ihm wollen Gunther und Hagen^die allein noch Ueber»
lebenden, sich nicht ergeben. Er entwaffnet sie, führt die gefesselten
Männer vor Kriemhild und verpflichtet dieFrau, dasLeben der
Gefangenen zu schonen. Sie fordert vonHagen dentzort der Ni»
belungen. So lange, spricht Der, von meinen Herren auch einer-
nur lebt, bindet mein Schwur mich, den Schatz zu wahren. Auch
der letzte Herr sterbe denn, denkt Etzels Gemahl: und streckt dem
Tronjer das kalte Haupt Gunthers hin. Langsam gurgelt, als stiege
es aus Rauchschwaden undTümpeln geronnenen Blutes auf die

Lippe, Hägens letztes Gelächter über den rochen Hag der Zähne.
So sollte es seinzwo derSchatz zu erraffen wäre,weiß fortan nur
der Herr des Himmels und ich: und niemals wirst, Teufelin, Du
es erfahren. Irre Wuth steigert die Kraft derFrau ins Männische;
ihre Hände reißen Siegfrieds Schwert aus der Scheide, in der es
an Hagens Hüfte hing, schwingen es in die Luft und lassen es nie»
dersausen, daß der Kopf des Tronjers vom Rumpf springt. Aus
entsetztem Auge sieht Etzel die That; und Dietrichs greiser Dienst»
mann tzildebrand tötet die Frau. Aus Hochzeit ward Tod, aus
festlicherFreude bitterstes Leid. Wie immer hienieden: seufzt der
düster blickende Dichter. And gönnt seiner Gefolgschaft nicht den
winzigsten Trost... Rüsten wir heute zu neuen leidvollen Helden»
sängen den Stoff? Müssen die Nibelungen, auf deren Geschlecht e »
namen ein bülowisch unbedachtes Spielwort, ein noch, uns zum
Heil, sinnloses, die Menschheit desDeutschenReichesgetauft hat»
vomRhein abermals an dieDonau, amBettrand des grünen Stro-
mes abermals inbewehrterSchaarabwärts ziehen? Soll in Blut
und Brand eine We lt verröcheln, verprasseln, weil (nicht von eines
treuen Tronjers, sondern) von eines eitel schwärmenden Kna»
ben Hand ein Anschuldiger gefällt worden ist? Weh Jedem, der
diese Brunst, solchen Blutbades Rüstung einst schauen muß!

Lex UorZanatica.

Auf schwarz gekleideter Fähre ward der Sarg, der nun daZ
Gehaus, das Reich, die Welt Franz Ferdinands ist, über d.e
Donau gerollt. Bei dem Schloß Artstetten, das dem Erbe der
Oesterreich °Este zuerkannt worden war, hatte er selbst sich die
Grust bereitet. (Dieser Erzfeind alles italischen Wesens, dessen
einzig unverrückbarer Programmpunkt die endgiltige, Wenns sein
müßte, gewaltsameAuseinandersetzungmitItalienwarund blieb,
trug ja den Namen des uralten Italerstammes, an dem auch d cr
Welfenast erwachsen und aufgeblüht ist. Als Franz der Fünfte,
Herzog von Modena, Reggio und Mirandola, Enkel der Mai ia
Beatrice von Este, Schwiegersohn Ludwigs des Ersten von Bay-
ern und Erzherzog von Oesterreich, sein Land an Victor Emanuel
verloren hatte und, 1873, inBöhmen gestorben war, galt die Linie
Oesterreich-Este, der auch Maria Theresia, die Frau des dritten
Bayernkönigs Ludwig,angehört, als imMannesstamm erloschen;

.doch derName und dastzausvermögenderEsteging, weil Maria
Beatrice die Schwiegertochter des Kaisers Franz geworden war,
aufFranzFerdinand über,vondemes nunderThronfolger.Erz»
Herzog Karl Franz Joseph, geerbt hat.) In Artstetten wollte er
ruhen, weil in der wiener Kapuzinerkirche, im Erbbegräbniß der
Habsburger, für seine Frau und seine Kinder keine Stätte gewe»
sen wäre. Gräßlich.bis über den Tod hinaus den Zwang der Rang-
ordnungfortwährenzu lassen und die geliebte Frau imGrabnoch
von dem Mann, vie Kinder vom Vater zu trennen? Sentimen»
tales Geflenn schwemmt die Schleichen des Rechtes nicht weg,
die, seit denTagen des Sachsenspiegels, demciispäragium, der Ehe
dem Stand nach Angleicher, die volle Auswirkung ins Staats»
und Familienrecht wehrte. Oesterreich hat, wie Preußen, vom star»
ren Grundsatz der Ebenbürtigkeit auch nach 1815 sich nicht abge»
kehrt, als in der Bundesakte bestimmt worden war, daß die den
mediatistrten (der Landeshoheit beraubten) Fürsten- und Gra»
fenhäusern Angehörigen auch ferner als den regirenden. Häup-
tern ebenbürtig zu gelten haben. Dem ErzHaus hat es an Agna-
ten, die zur Erbfolge berechtigt waren, seitdem nie gefehlt und kein
Kaiser von Oesterreich war in die Erwägung gezwungen, ob er
handeln dürfe, solle, müsse wie Karl Friedrich von Baden, als er
den aus seiner Ehe mit der Freiin Luise Geyer von Geyersberg
geborenenSöhnen,den Grafen vontzochberg, das Recht der Eben-
bürtigkeit verlieh. Franz Ferdinands Ehe mit der Gräfin Sophie
Chotek war ein matrimoniuin a6 morZanaticam leZem; solche Ehe»
form sichert der Frau zwar die Morgengabe (aus diesem Wort
möchte Volksetymologie die wunderliche Romanisirung „morga»
natisch" ableiten), aber nicht das Leibgeding und schließt sie sammt
ihren Kindern von dem Stand und den Titeln, den Herrscher» und
Erbfolgerechten des Mannes aus. Die Wahlkapitulation vom
Jahr 1790 verbot dem Kaiser sogar, den Kindern aus morgana»
lischer Ehe, ohne Zustimmung allerAgnaten, die Würden, Titel,
Folgeransprüche desVaters zu gewähren. Schon damals hatte für
England (das, wie Professor von Schulze-Gaevernitz mit konti»
nental»liberalemNeid betont,»denBegriff einerMißheirathdes
Königshauses nie gekannt hat") der KoM Kwi-riage ^ct von 1772
den Zustand so geordnet,daß derEheschluß aller der regirendenFa-
milieZugehörigen erstdurchdieErlaubnißdesOberhauptesmög»

lich wurde. Der Unterschied ist nicht so groß, wie er befangenen
Augen scheint. Fast immer wird, auch auf der Insel seliger Frei»
heit.in derhöchstenSpitze desHerrscherhauses derWunsch nisten,
die Gemeinschaft mit nicht Ebenbürtigen (»die uns die Rasse ver-
derben könnten") abzuwehren. Hätte Englands Fürstenrecht das
Leben FranzFerdinands etwa freundlicher erhellt als der Habs-
burgische Brauch? Das Gewicht der Gründe, die den Kaiser Franz,
Joseph lange zaudern und auch nach den Bittgängen des ungari-
schen Ministers Szell noch den Verzichtseid fordern ließen, hätten
die Könige Eduard und Georg nicht leicht abzuschütteln vermocht.
Selbst wenn die Zustimmung aller Agnaten zu erlangen gewesen
wäre: die besonderenUmstände sprachen gegen diese Ehe als eine
mit Ebenburtrecht auszustattende.Der altadelige Vater derBraut,
GrafBohuslaw Chotek, war in Madrid und Brüssel,Stuttgart und
Dresden Oesterreich-Ungarns Gesandter gewesen. Weder auf
einem dieserPosten noch gar, unter Hohenwart, als Statthalter in
Böhmen hatte er sich als tüchtig bewährt. Doch die Herren des
wienerBallhausplatzcs wollten den Mann, der ein Spielkamerad
FranzIosephs gewesen war undsich, mit acht Kindern, unter eine
turzeDecke strecken mußte, nicht barsch aus derDiplomatie stoßen
und ließen ihn drum in Dresden, wo er »ja nicht schaden könne".
Seine Berichte, die meldeten, daß, und zu kombiniren trachteten,
warum wohl König Albert von Sachsen die Zeit, die er sonst ans
Gespräch mit dem Oesterreicher hinzugeben pflegte, diesmal um
anderthalb Minuten gekürzt habe, wurden belächelt; und etwas
ernster nur die Beschwerden genommen, die klagten, der Gesandte
rege zuWohlthätigkeitfesten dieElbflorentiner immer nur an,wenn
Czechen, nicht auch, wennDeutsche vonUnglück heimgesuchtwor-
den waren. Vor seinem Tod ist der alte Graf irrsinnig geworden,
hat im Eisenbahnwagon eine seiner Töchter gewürgt; und ist in
Görlitz, nicht in der Heimath, im Oktober 1896 gestorben. Durfte
FranzIoseph dem Erben dertzabsburgerkrone gestatten, dievierte
Tochter dieses Mannes zur Erzherzogin, Königin, Kaiserin zu
machen?Auch mit solchemBlutnoch dieWurzcln des ehrwürdigen
Stammes zu tränken? Die Gewährung morganatischer Ehe (die
das Staatsrecht Oesterreichs nicht zuläßt) mag ihm schwer genug
geworden sein. Und er konnte, als Haupt des Hausestzabsburg,
von dem Neffen nicht weniger fordern als den Schwur: „Weder

Unserer Frau Gemahlin noch den mit Gottes Segen aus dieser
Ehe zu erhoffenden Kindern und deren Nachkommen stehen jene
Rechte, Ehren,Wappen,Titel, Vorzüge zu, die den ebenbürtigen
Gemahlinnen und den aus ebenbürtiger Ehe stammenden Nach-
kommen der Herren Erzherzoge gebühren."Warum, Oesterreicher,
vcrschweigetIhrjetztnochdiewichtigeThatsache.daßSophiensVa-
tcr Psychisch schwerkrank war,und lassetdenVerdacht aufwuchern,
Euer alter Kaiser sei bei der Gewährung des Ehekonsenses dem
Neffen nicht so mild gewesen, wie er fein durfte? Er konnte (und
Mancher meinte: er mußte) härter sein: und seine Gnade ging bis
an die Grenze des Möglichen. Dem Urbrauch des Sachsenrechtes,
das einst auch den Früchten der Miß^cirath den Stand desVa»
ters gab, durfte er nichtnachahmen; nicht sprechen: ,,8«nr't 1cint i3
vri unäe eckt, cler bekalt it sines vacier reckt. « Weil er eine Haus»
rechtswandlung nicht wünschen, unter dem Gebot des Regenten«
gewissens nicht gestatten durfte, nach der Choteks Blut über die
Länder Oesterreichs und der Stephanskrone herrschen konnte.
Und wärs das Blut eines deutschen Grafen gewesen, der
Saft aus kerngesundem Edelstamm: volleRechtsauswirkungwar
solcherEhe nichtanzuerkennen. Der Wille zu Demokratie verwirft,
höhnt, schmäht den Anspruch auf Ebenbürtigkeit; mit Fug, wie
Jeder zugeben muß, der noch in denTagen derKaempfundKon-
^sortennichtvergessenhat,daßDemokratieVolksherrschaft ist. Wer
diese Regirungform nicht will (weil er nicht, als ein Erbe des
Rousseauwahnes, in demAberglaubenwohnt, dem Menschen sei
so viel Güte, Vernunft, Tugend jeglicher Art eingeboren, daß er
nur Freiheit, schrankenlose Möglichkeit zur EntWickelung braucht,
um glücklich, zu Selbstherrschaft und zu treuer Verwaltung frem»
den Geschäftes fähig zuwerden), wer also erbliche Würden, eines
Kaisers, Königs, Herzogs, Fürsten, noch zu erhalten wünscht, Der
darf denheuteschonfchmalenWeiheschimmerderMonarchienicht
noch durch die Erwirkung oderBilligung eines Zustandes schmä-
lern, der dieFrauenwahl in dieWillkürdesSinnentricbessoder,
Wenns demMakronenmagenbesserschmeckt: des Seelendranges)
stellt. Wir meinen nicht mehr, wie der frommeKatholikIoseph de
Maistre, daß die Monarchie sterben müsse, wenn irgendwo eine
Familie von erkennbar plebejischem Ursprung einen Thron be»
Ze!zt habe; der kluge Graf, die frühste Leuchte der »Integralen",

Wetterscheide.
Der Bereiter der zweiten Gegenreformation in die (vom Herzen seines Standesgenossen Hans Oppersdorfs noch ersehnte) Herr» fchaft des Papstes über die Geisterwelt, sah den Aufstieg Bona- partes, sah den Einzigen die Throne Europens, wie ererbte Zins» Häuser, Rittergüter, Gobelins, an feine Sippe vertheilen: und steigerte drum die Posaunenkraft der Stimme zu dröhnender War- imng. Die Korsenbrut kam und ging, ihre Prästigien flackerten ein- mal noch, aus dem Hirn eines Holländers, der sich den dritten 'Napoleon nannte, auf: und dieMonarchie lebte rüstig fort; wur- zelte sich inMitteleuropa demEmpfinden fo fest einwienirgends und niemals im achtzehnten Jahrhundert. Der große deutsche ^Rc chtforscher, Rechtsdeuter Rudolf von Ihering schrieb im Herbst)888 an Bismarck: «Die historische Bedeutung Kaiser Wilhelms Hes Ersten ragt in meinen Augen über Das, was er Deutschland geworden ist, weit hinaus; er Hat in einer Zeit, wo sich der Sinn Her Völker mehr und mehr von der Monarchie abwandte, Diese wieder zu Ehren gebracht und ihr einen neuen moralischen Halt und eine Kräftigung gewährt, welche nicht blos die Träger von Kronen, fondern auch die Völker, weit über Deutschlands Grenzen Hinaus, zu feinen Schuldnern macht." Doch klarer als dem ins Aebersinnliche langenden Papisten istuns, nach Lamarck, Darwin, Weismann, der Werth verständig bewachterMenfchenzüchtung. Auch dem Gestüt, das zur Paarung nur das edelste Blut wählt, bleibt, freilich, Enttäuschung nicht erspart. Dennoch ist diesicherste Bürgschaft für nützliche Zucht die sorgsame Prüfung der Herkunft, des Geschlechtserlcbnisses und Blutgemenges; ist taugliche Nach- ckommenschaft mit der größten Zuversicht noch dem Haus zu er- hoffen, das nur für seine besonderen Zwecke erzogene, gedrillte Frauen aus ungeborstenem Stammbaum ins Mutterrecht zuließ. Die Einrichtung der morganatischen Ehe (derenName wohl von dem Gotenwort moi-Mn, einschränken, abgeleitet werden, aber <luch, da er in Mailand zuerst gehört wurde, von den Kreuzfah- ?ern,die aus dem Morgenland unfreieFrauen heimbrachten, ge- formt fein und am Ende gar Phantasten an das Luftschloß der Feimorgan, Fee Morgans, Fat« Morgan« und an den Mären» treis ihres Bruders Artus erinnern konnte), dieses oft dem Er- Mdersinn der Langobardenzugefchriebene Institut istvielfach be» Artheilt, verdammt und gepriesen worden. Die letzte Iuniwoche

ließ uns erkennen, wie verschieden selbst unter dem Dach eines Denkbezirkes das Urtheil sich tönen kann. Wilhelm der Zweite, der Choteks Tochter, die Herzogin von Hohenberg, in sein Haus lud und in Potsdam, Wien, Miramare.Konopischt wie die Krön» Prinzessin von Oesterreich-Angarn behandelte, wollte die Frau Georgs des ZweitenvonSachsen-Meiningen nichtsehen und hat dem Herzog niemals verziehen, daß er nicht bereit war, vor dem Empfang desKaisers seineHelene wegzuschicken oderzu verstecken. Seltsam. In Meiningen war die Erbfolge gesichert und alle Agnaten gönnten dem zweimal verwitweten Herzog das friedliche Abendglück dritter Ehe mit einer am Tag der Hochzeit Vierund» dreißigjährigen, deren Kürung nicht ein Sinnenwirbel erwirkt ha» ben konnte. Die Frau war nicht Gräfin, nicht aus uradeligem Haus; trug denbürgerlichenNamenFranz und hatte als bezahlte Spielerin auf den Brettern gestanden. Das aber konnte den Herrn nicht bestimmen, verstimmen, dem die Intimsten nachsagen, ihn kümmere, weil er nur in Kindern souverainer Familien Seinesgleichen sehe, nicht im Geringsten, ob Einer, zu dem erreden wolle, Reichsgraf oder Rheder, Tilularfürst oder Baumwollefabrikant, Arier oder Semit sei. Georgs Ehe reichte in ihrerWirkung nicht einmal bis in die Oberschicht des Staatsrechtsgebietes und störte, hinderte, belästigte keinen Menschen. Diese Helene-Ellen, die der Mann nie über den schlichten Rang der Freifrau hob, war nicht mehr, wollte nicht mehr sein als die rechtschaffene Hausfrau und Georgs treue Gehilfin. Die Ehe Franz Ferdinands stand auf anderem Grund; streckte, aus anderer Wurzel, den Wipfel viel hö» her. Grollend, knirschend nur beschied der ungesund jähzornige Erzherzog sich in die Enge der lex morZanatica. War er, den der Keim zur Tuberkulose in vorsichtig sauberen Lebenswandel gezwungen hatte, nicht, trotz seiner Frauenwahl, just wegen dieser Wahl höher zu schätzen als der Vetter, der Bruder, die, als Gatten echtbürtigerPrinzessinnen, mitdem Ruch ihrerhäßlichen Weibergeschichten Hof und Hauptstadt verpesteten? War nach allem im Bereich derHäuserHabsburg und Toskana,Wittelsbach und Wettin, Holstein°Gottorp und Savoyen, Bourbon und Koburg Erlebten nicht das Vorbild Eines nölhig, dem, auf einem sichtbaren, ehrwürdigen Thron, der Gefühlsinhalt der Einehe nicht «in fernes, wohl gar belächeltes Ideal, dem er Wirklichkeit, fleck-

lose Alltagsnothwendigkeit ist? Die Este, deren Namen er trug
(und deren deutscher, aus der Ehe AlbertAzzos von Este mit der
Schwester Weiss des Dritten von Kärnthen stammender, mit dem
Blut Heinrichs des LöweninBlüthe getriedenerAstindenWelfen-
erbländerntzannoverundBraunschweigdenRuhm monarchischer
Staatsform nicht gemehrt hat) waren in Ausschweifung öfter als
inAskesegeneigt.FranzFerdinand aber,von dem Vettern sagten,
er wäre als in der Frühe des siebenzehnten Jahrhunderts Ge-
borener demIesuitenzöglingTilly ähnlich geworden, glich, hinter
dem Wall seines unschleifbaren Katholizismus, an Sittenstrenge
dem finstersten Puritaner und Papstverächter. Vor seinem Ohr
durfteKeiner, selbst ein Gekrönter nicht,das SpielmitZoten,auch
nur mit zweideutigem Witzwort wagen. Und weil er die Frau, die
seines Lebenswunsches Erfüllung schien, heirathete, weil er, wie
der Heilige ans Kreuz seines Glaubens, mit ehernen Nägeln sich
an das gegebene Wort schmiedete und auf steiler Höhe dem Hof,
dem Volk, der Christenheil das Beispiel lauteren Wandels bot,
sollte er weniger gelten als irgendein leichtblütiger Prinz, der, viel»
leicht, dieWonne feines Ehebettes demBlick trunkener Kumpane
blößte und mit dem Hengstruf unermüdlicher Männlichkeit Kom»
teßchen und süße Vorstadtmäderln köderte? Wärs nach ihm ge-
gangen, er hätte seine Sophie zur Königin, Kaiserin gemacht. Die
Hofdame derErzherzoginIsabella. Gestern:»Liebe Chotek, holen
Sie mir schnell das Zobelcollier!" Oder: «Das Fenster konnten
Sie auch früher schließen, Chotek!" Morgen: »Eure Majestät
wollen die Gnade haben..." War Das möglich? Dem ErzHaus,
demGekriobel derErzherzoge zuzumuthen, daß esErb» undRang-
rechte den Kindern derDienerin opfere, die gestern vonGlück er»
röthete, wenn die Hand einer Habsburgerin streichelnd über ihr
Haar glitt? DemKaiser, daß er dieZukunft der Dynastie auf den
Bodenbaue, in denPsychoseund Phthisis zusammengesickertsind?
Gerechtigkeit zwingt in die Erkenntniß, daß in diesem Fall auch
Unbefangenen nur die morganatische Eheform erträglich war.
Noch sie barg eine ernsteGefahr. WerMenschlichesmensch»
lich sieht, muß begreifen, wie furchtbar schwer den Mann die Ver»
pflichtung drückte, die Nächsten, die er mit der überschäumenden
Zärtlichkeit des Jähzornigen liebte, hinter allen Echtbürtigen zu
erblicken, allen mißliebig zu wissen. Schon Franz Joseph hatte

sich nicht leicht in die Vorstellung gewöhnt, einem scinerWesens»
ort bis ins kleinsteAederchen fremden Neffen die Machtzulassen;
doch sein Sohn war tot und die Krone gebührte demAeltesten Karl
Ludwigs.Wieabersollte,konnte,mußtedasVerhä!tnißdeszweiten
Kaisers Franz zu seinem Erben sich gestallen? Dem ErzHaus war
Franz Ferdinand fast entfremdet; man hörte kaum je noch, daß er
tzabsburg-Lothringer aufsuche oder in seine Schlösser lade. Als
Kaiser hätte er Allgewalt über sie; und mühte sich hüten, alten
Wunden, alten Grames Narben wider sie ein Rügerecht einzu-
räumen. Er Kaiser und ApostolischerKönig, die Frau unter dem
Nothdach eines tzerzogintitels, die Söhne hinter dem Baby eines
nicht in Schranken gezwängten Agnatenpaares. Durfte er seiner
Sophie das Prädikat der Majestät verleihen oder von Ungarn
das Angebot der Krone erstreben? Drohten nicht unter jedem
MondKricmhildenkonflikte?Zwei Söhne, die schon die Namen,
MazimilianundErnst,vonneuerGewohnheitdesErzhausesschei»
den sollten, erwuchsen demäispai-aZium: und FranzIosevhs Neffe
sollte wieder für einen Neffen säen, wieder für einen ganz anderer
Blutfarbe, einen Austro« Sachsen, und täglich die Qual des Ge-
dankens herunterwürgen, daß sein Werk von seinem Fleisch und
BlutPflege fordere, doch niemals erlangen werde. Mußte er nicht
in jeder Stunde, in der nicht überMenschenkraft starkerWille zu
Gerechtigkeit in ihm,aus ihm leuchtete, unfreundlich, tadelsüchtig,
mindestens unfroh auf den Erben schauen, der seinem Sohn das
Licht handelnder Majestät, dieMöglichkeit derWirkungins Große
und Weite nahm? Das konnte werden. Und was war Ereigniß?
NichtNeider nur wisperten,FranzFerdinand habe denSinnder
Eidesformel, die am achtundzwanzigsten Juni 1900 in der Kleinen
Rathsstube dertzofburg seinMund sprach, seineHand unterzeich-
nete, schon als Thronfolger über den ihr erdachten Rahmen ge»
dehnt. Herzogin: Das klang beinahe wie Erzherzogin. Und wenn
der»GeneralinspektordergesammtenbewaffnetcnMachtderMo>>
narchie" in dieser Eigenschaft (des Kriegsherrn im Frieden) in
einen Garnisonort einzog: durfte dann dieFrau neben ihm sein?
Mußten dieBehörden,militärische und bürgcrliche,ihrdannnichr
wie einer Erzherzogin huldigen? KonntederBürgermcistereincs
bosnifchenNestes mit dem Spürsinn eines Ceremonialgelehrten
unterscheiden, wasderFrau des Erzherzogs,was der Erzherzogin

Wetterscheide.
gebühre? Und unterschied er nicht: dann war dieEidcshülse entfernt und aus Mißbrauch konnte mählich Gewohnheit werden. NichtFriedrich WilhelmsFürstin von Liegnitz noch GeorgsFreifrau von Heldburg war jemals in der Stunde eines Staatsaktes die Gefährtin ihres Mannes, hat von einer Aktion staatlicher Hoheit jemals für sich Huldigungtribut geheischt noch erhalten. Die Einrichtung morganatischer Ehe begrenzt den Geltungbezirk der Frauins Haus, in familiären und gesellfchaftlichen Verkehr. Diese Grenze hat der Mann überschritten, der, als Generalissimus, seine Frau neben sich in den Einzugswagen setzt und ihr von denVerwaltunghöuptern amtlichen Gruß erzwingt. Hier lauerte Gefahr. Lauerte nur auf die Gelegenheit, die Stimmung des Hofes, des Adels, der Völker bis in das Mark des Fühlens zu vergiften? Nein; ihre Explosivkraft ward, einmal, schon furchtbar bewährt. Am achtundzwanzigsten Juni 1914. Am letzten Lebenstag des Paares, das sorglos den von Staatsraison, der uralten Muhme, vor die Gitterthür geschobenenRiegel löste.In derNeuenFreien Presse fand ich die Sätze: »Der Erzherzog fiel in Mörderhände, weil er in Sarajewo nicht als Generalinspektor des Heeres, sondern als Thronfolger eingezogen ist.DieReifezu den Manövern sollte mit einer tzuldigungfahrt enden, die ursprünglich nicht vorgesehen war und die Behörden so verwirrte, daß die Allee von Bombenwerfern sich bilden konnte." Das war, spät, leise Andeutung. FeldzeugmeisterPotiorek, das Landeshaupt vonBosnien, sagte: «DerThronfolgerließdasendgiltigeReiseprogramm in Wien von feinen eigenen Leuten, ohne irgendeine Vereinbarung mit dem Gemeinsamen Finanzministerium, feststellen. Das geschah, weil off ziell die Reife nur einen militärischen Zweck hatte." Deshalb erfuhr Herr von Bilinski, der beiden Reichshälften ge» meinsameFinanzminister.demdieCiviiverwaltungBosniens untergeben ist, zunächst nichts von der Aenderung des Reiseplanes. WerOhren hat, höre! DerErzherzog war aus dem Hauptquartier schon einmal, Sophie zweimal nach Sarajewo gekommen. Erster Fehler: nicht nur, weil die ungemein fromme Frau Klöster, Kirchen und Schulen der Katholiken besuchte, die Kulteinrichtungen der Orthodoxen aber nicht beachtete, sondern, weil diese Fahrten sie selbst,ihrenMann und dieCivilbehörden in denWahn verleiten mußten, die Hauptstadt berge keine Gefahr. Doch das Programm

sprach ja noch nicht von einem Einzug des Thronfolgers und seiner
Frau. Der wäre in Wien wohl nicht gebilligt worden. Nun wird
er beschlossen. Für den Veitstag, unter dessen Sonne alle Serben
der Amselfeldschlacht zum ersten Mal in entwölkten?, hoffendem
Herzen gedenken. Keiner wagt, zu warnen. Der mißtrauische Erz»
Herzog würde glauben, die bosnischeRegirung erfinde Schwierig»
keit, um ihm die Freude gemeinsamen Einzuges mit Sophie zie
stehlen;sei wohl gar vonWien aus zu der Chicane gestachelt wor-
den. Jeder strafft sich in Habt-Acht-tzaltung und schweigt. Die
militärischen Behörden waren in Bereitschaft; die civilen prüfen
rasch die Papiere der Kömmlinge, können sich aber kaum noch um
die Leute kümmern, die schon in der Stadt sind. Der General»
Inspektor wäre gewiß durch eine Soldatenhecke eingeritten; auch
die ganze Gleisstrecke, über die er fuhr, war ja von Truppenspa--
lieren geschirmt. Ein guter Wiener, der ein paar Photographien
vom Einzug heimbringen will, muß mit seinem Kodak auf die Kom»
mandantur der Festung, muß sich als unverdächtigenBürger er»
weisen und erhält dann erst denErlaubnißschein,der nur für den
einen Tag gilt. Unbehelligt aber bleiben die Burschen, die in der
Brusttasche Revolver tragen und indieHosenBomben eingebün»
delt haben. Nach Zehn naht das Automobil, in dem Franz Fer»
dinand und seine Frau sitzen, dem Rathhaus. Ein Krach. Böller»
salut ? Nein: am Quai ist eine Bombe geworfen worden; hinter dem
Wagen des Erzherzogs, dessenArm sie noch abwehren konnte, ist
sie geplatzt und hat ein paar Menschen verwundet. Jetzt schreitet
das Paar die Stufenzu derSäulenhallehinauf.inderseinerMa»
gistrat und Gemeinderath in Ehrfurcht harren. Zornig ruft der
Mann: »Hier werden die Gäste also mit Bomben empfangen!"
Hört, in sichtlicher Ungeduld, die lange Grußrede des Bürgermei»
sters und verliest dann, mit einer Stimme, die von Empörung bebt^
seineAntwort. Nun führt er die Herzogin in den Empfangssaaldes
Rathhauses. Zeigt aber, da er nach einer Viertelstunde wieder ins
Freie tritt, den Aufruhr seines Gemüthes noch deutlicher als zu»
vor. Trotzdem das Attentat mißlungen ist. Fürchtet er, der Hall
werde aus Wien die Frage bringen, warum er, wider die Abrede^
als Thronfolger, mit feiner Frau, in die Festung Bosniens ein»
gezogen sei? Generale und hohe Beamte bitten ihn, nicht weiter
zu fahren. Die barsche Geberde, die sie abwehrt, verrätk den hef»

tigcn Nnmuth Eines, dem schon der Schein der Bestimmbarkeit
unerträglich ist. Faßt längst entwohnterSchauerdenHünen?Wie
«in mächtigerBaum,dem,vomW!pfelher,Abendwind dasB ät°>
tcrkleid schüttelt: so steht er, stämmig und doch zitternd, auf der un-
tersten Treppenstufe. Weiter! Ersitzt. Zwei Adeligen, die, mit
ihren Leibern ihn und die Frau zu decken, rechts und links auf
die Trittbretter des Wagens gesprungen sind, ruft er zu: «Aber
lassen S' doch die Dummheit!" Die Menge brüllt: «Ävio!« Mit
bleichem Lächeln dankt das Paar.Und da der Diskant eines Weib»
leins den Chor derSerbo-Kroaten mit schrillem ,M?6ar!« «ver-
jubelt hat, freutSophiens czechischestzerz sich des heimathlichen
Lautes und man hört die Winkende sprechen: ‚Da ist ja eine
Slavka!" Der Mann, der ohne Abschied aus dem Rathhaus ge-
schritten ist, zürnt noch. Fährt derWagen die selbe Straße zurück,
die er kam? Der vorausfahrende biegt vom Quai ab. Will das
Auto, in dem der Erzherzog sitzt, folgen? Mitten im Gewühl der
Gaffer hält es; der des Weges unkundige Chauffeur will rück-
wärts steuern, will wenden: Prinzips Kugeln durchpfeifen die
Luft. Der in den Konak gerufene Franziskaner findet zwei Lei-
chen ... Das ist,Alles, ohne Vorgang in neuer Fürstengeschichte.
And ward nicht, wie der Zorn des Habsburgers annahm, durch
Leichtfertigkeit des Magistrates verschuldet.In okkupirtem, dann
annektirtem Land, dicht an Serbiens Grenze, am Veitstag kein
sorgsam vorbereiteter Schutz, Rückfahrt durch die ungesäuberte
Straße, aus der eine Halbstunde zuvor eine Bombe bis an den
Rumpf des Erzherzogs flog und in der sein Auto, im dichtesten
Gedräng, Sekunden lang still steht: wäre solche Summe von Miß-
griffen möglich geworden, wenn nicht der Entschluß, die Manö-
verreiseineineHuldigungfahrtmünden,derHerzogindiedenTöch»
lern des ErzHauses vorbehaltenen Ehren spenden zu lassen, das
ganze Räderwerk der Polizei und Stadtverwaltung in Wirrniß
gerissen und blinder Zufallswirthschaft dasThor geöffnet hätte?
Allzu hoch ist vor dem Luftschloß der Fee Morgans derSchlag-
baum gehoben worden. Nicht hoch genug: kreischen die Oester-
reicher, die uns Öffentliche Meinung machen (und noch in auf-
richtig empfundenem Schmerz bedenken müßten, daß sie im Deut-
schen Reich Gäste, mit ihrer Schreiber- und Spürerbehendheit
willkommene, sind, demWirth aber nicht zumuthen dürfen, ihren

Groll zu Heirathen). Nicht hoch genug: heulen sie: und meikere
nicht, daß nur dieser Schlagbaum grassen Verhängnisses Schlüpf»
schritt hemmen konnte. Wider «verstaubten Formelkram" zetern
sie (und mit ihnen Alle, die in Öffentlicher Meinung bequeme
Entschuldigung von privater Faulheit suchen): weil das Wesens»
gesetz morganatischer Ehe ziemlich geachtet, nichtvölligzerbröckelt^
wurde. DerLeibSophiens Chotek, die auf ihr nicht gebührendem
Platz, in der Stunde eines Staatsaktes, der nach dem Sinn der
Verzichtsurkunde ihre Anwesenheit ausschloß, gefallen war, wur»
de, neben ihres Mannes, in der wiener Hofburgpfarrkirche auf<^
gebahrt; beide Särge wurden demVolkzurSchaugestellt.imAn»
gcsicht des Kaisers, des ErzHauses von Priestern geweiht, in fei er»
lichem Leichenzug in die Gruft, in die Schloßkirche von Artstetten
geleitet; der Kaiser erwähnte des Nefsen, hochherzige Gemahlin"
in seiner Danksagung an die Völker derMonarchie und ließ, als
er diedrei Waisen empfing, Generalmarsch schlagen und die schön»
brunner Schloßwache ins Gewehr treten. Konnte für dieGefähr»
tin, die Kinder morganatischerEhe mehr geschehen? Ja, quengelt,
es aus der schwarzgelbenZeitungecke; die Särge wurdenimDunkel.
vom Südbahnhof eingeholt (schüfe dieSonnengluth eines wiener
tzochsommermittags diezurMajcstät des Todes stimmendeAtmo-
sphäre?); waren nicht von ganz gleicherFarbe und standen wäh»
rend der Kirchenparade nicht auf der selben Stuse; das Militärge»
prängwarnichtgroß genug, dertzochadelnicht indenErntezug des
schwarzen Schnitters'geladen und, sch ließlich,Artstetten von Franz
Ferdinand nur als Ruhstatt gewählt worden, weil die Kapuziner»
gruft sich seiner Frau nicht entriegelt hätte. Basta. Sind wir zu Hü»
tern des Habsburgischen Trauerceremoniales bestellt? Ist der
deutsche Dutzendliberale wirklich, noch immer, so dumm, daß er
wähnt, die »Trauerdemonstration" einer österreichischen und un-
garischen Hochadelsgruppe seinicht von Standesstolz, der sich den
lothringischen Nachfahren tzabsburgs ebenbürtig fühlt, sondern
von plötzlich erwachtem Bürgerempfinden erwirkt worden? Der
Hochadel wurde amTag derLeichenfeier behandeltwiealle in den
Staatsverbänden derMonarchieHeimischen. Deshalb grollteer.
Hätte sich nicht geregt, wenn Franz Ferdinands Frau eine Schu»
sterstochter ausderMariahilferstraße gewesenwäre. Heischte nur
für die Sprossen aus uraltem Edelstamm reicheren Ehrenprunk.
And derLaffeneiferberlinerDemokratenjauchzt soBefangencnzu.

Metterfcheide.
Die Kapuzlnergrust hat nur, seit dem Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts, dem ErzHaus Angehörige aufgenommen. Gräfin Auguste tzarrach (eine Großtante des tapferen Mannes, der in Sarajewo mit seinem Leib das bedrohte Paar schirmen wollte), der Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen sich in morganatischer Ehe vermählt und die er zur Fürstin von Liegnitz ernannt hat, wurde, da sie, als Greisin, gestorben war, vom zweiten Sohn ihres Gemahls in frommer Stille bestattet. Kein Verständiger hat darob geklagt.Keiner gescholten,weil Georg von Meiningen, damit die Frau einst an seiner Seite ruhe, sich in den Stadtfriedhof, nicht in die Gruftkapelle des Herzogshauses, betten ließ. Sollte Franz Joseph das Gesetz lange erwogenen Willens zu Tand erniedern? An der Bahre sich reuig zeigen, weil er der Gräfin die Krone geweigert hatte? Den fremden Fürsten, die zur Leichen» feier nach Wien kommen wollten, wurde abgewinkt und nur das Haupt der Linie Wels-Este, der Herzog von Cumberland, zugelassen. Unerhört? Oesterreichs Kaiser ist vierundachtzig Jahre alt und regirt seit sechsundsechzig Iahren. Den Oheim, den die Revolution ausWien trieb und derdem achtzehnjährigen Jüngling die Krone ließ, umfing Psychose mit gnädigem Trost. Der junge Kaiser verlor die Lombardei, der mannbar gewordene Venezien, das Recht auf die Elbherzogthümer Schleswig und Holstein, die Vorherrschaft, sogar den Sitz im Deutschen Bund. In Italien ist Savoyen, in Deutschland tzohenzollern sein Ueberwinder und Erbe. Sein Bruder wird, als Kaiser von Mexiko, zum Tod ver» urtheilt und in Queretaro erschossen; die Frau überlebt ihn, noch heute, inWahnsinnsnacht.Der einzigeSohnFranzIosephs (dem selbst der Schrecken des Mordanfalls nicht erspart blieb) strauchelt, als Dreißigjähriger, in grausigen Tod. Der Vetter der Kaiserin, Ludwig von Bayern, entläuft dem Irrenarzt, wird von ihm gepackt, erwürgt ihn, ertrinkt neben ihm im Starnbergersee. Elisabeth selbst wird in Genf, von dem Italiener Lucheni, gemordet. Ihr Vetter Otto lebt noch, ein seelisch unheilbar Kranker, Enikrönter, in Fürstenried. Ein Erzherzog ist verschollen, eine Erzherzogin durch die Sümpfe der Sezualgier gewatet; und zwei Habsburger haben erzherzoglicher Würde entsagt. Nun: Sarajewo. Wieder wird der (unter des selben Kaisers Regirung aus Italien, Deutschland, der Balkanhalbinjel gedrängten) Monarchie der Erbe getötet; wieder stirbt neben ihm eine Frau, diesmal

gar die von Kirche und Staat ihm zugesprochene. Unerhört, daß, nach solchem Erlebniß, der alte Herr vor allzu weher Erinnerung, allzu lästiger Repräsentation bewahrt wird? Daß er nicht den Schwärm fremder Könige zu empfangen, zu bewirthen brauchte, wenn er nicht, nach langer Krankheit, seinen Völkern hinfällig scheinen wollte? Daß er nicht am Tag der Aufbahrung, der auch der Tag von Königgraetz war, den König von Preußen umarmte und am DenkmalMaria Theresiens vorüberführte? Vernünftig dünkt mich, nicht der Krittelsucht unterthan, solche Behutsamkeit. UndsvrachderWunfch mit, dasGesetz morganatischerEheweder zu zerfetzen noch, in seinenRechtsfolgen, kühlem Blick allzu ficht» bar werden zu lassen, dann war auch fo erwogener Sinn nicht unklug, nicht grausam. Daß die Unebenbürtige neben dem Erzherzog aufgebahrt und bestattet wurde: daraus, nicht aus der winzigen Differenzirung, konnte in manchem Fürstenhirn Aergerniß werden. Scheutennicht,unternächtigemDonner,Blitz,Regengepeitsch, vor derFähre vonPöchlarnselbst die Pferde, die denGlaswagen mit dem eingeurnten Leib dertzerzogin an dieDonau ziehen sollten? Sie mußten abgesträngt, konnten erst am artstetter Ufer wieder eingespannt werden. Bangniß überlief Abergläubige. Vomtzim» Niel her tobts; er will die Einsegnung dieses Totenpaares nicht sehen und pferchtsie, zwischen Schalterkassen und Kofferherbergen, in die Enge der Bahnwartehalle. Und vor dem Leichenwagen, nur vor dem einen, der Sophiens Erdenrest trägt, bäumen die Pferde sich und versagen den Dienst. Wirkt auch in ihnen Elementarkraft wider den Eindrang in tzerrscherhausrecht? Rüdigers Streit-Hengst, den die sieben Knappen nach Pöchlarn heimführen, taucht dem Gedächtniß auf; zwei Rosse, auf denen zwei Fürstenknaben einst gen Verona ritten, sieht unser inneres Auge an der Donau, mit leeren,roth triefenden Sätteln, einem Schloßgarten zulaufen; und insOhr gelltuns,wie demtzagentzebbels,aus demRubikon von Südosteuropa „ ein Lachen, so widerwärtig und entsetzlich häßlich, als käms aus einen Sumpf von tausend Kröten undUnken."

IViortuoZ planA«; vivos v«co.

IntzebbelsEedichtbrüllt,weilSachsenundDänendieTreue brachen,Siegfrieds Zorn auf: »Hier gilt es keine Fehde, keinen Kampf nach Recht und Brauch, hier gilt es eine Jagd auf böse Thiers! Mir däucht, ich stehe hier für die ganze Welt und meine

Zunge ruft,wie dieGlocke zum Gebet, zurRacheundzum Gericht,
was Mensch mitMenschen ist." So wuchtig sollte, so heldisch auch
der Racheruf klingen, der nach demDoppelmord von der Donau
an den Rhein drang. Was aber sollten wir rächen? WemzuLiebe,
wem zu Leide neue Nibelungen am Bettrand desgrünenDonau»
stromes in bewehrter Schaar ostwärts ziehen?
Der Schreck brach jäh in den Sonntagsfrieden und die Em-
pörungstieg aus dem Nrgrund alles Menschengefühls.Noch heute
dünkt uns natürlich.daßdieOesterreicher den Werth desGemor»
deten, den Werth seiner Persönlichkeit für die Monarchie, nicht in
gelassener Seelenkühle wogen; daß zorniges Mitleid ihm Heroen»
gewicht zusprach. Viele hatten den Thronfolger bewundert, weil
er für dastzeerund dieFlotteeiferndbemühtschienundhitzig den
Erbfeind bekämpfte,über den seinAhnIohann imIuni1814 ins
Tagebuch schrieb: „Unsere alte Krankheit, die Schläfrigkeit, finde
ich in erhöhtem Grade." Auf ihn blickten die Herren, die Diener der
Kirche, alle der Kirche gehorsam Ergebenen aus frommer Zuver-
sicht; sie wußten.daß er keinen anderen Kopf Oesterreichs so hoch wie
Luegers geschätzt habe, hofften, in ihm einen neuen großen Karl,
einen mitAllmachtgekrönten, bestaunen zu dürfen: und wichen der
Fageaus.ob einLueger ohne Humor.ohne den drallen Witz (und
den richtigen, wichtigenDialekt) des Altwieners, ohne die kräftige
Klugheit des Verwalters, die robuste Pfiffigkeit des Massen-
fischers just auf den Thron der vielfarbigen, vieltönigenMonarchie
tauge. Andere hatten, ein dichter Streberklüngel, ihres Lebens
Führung längst auf das Wesen Franz Ferdinands eingestellt;
sich spät noch in die Taufe bequemt oder, wenn sie bisher läßliche
Christen gewesen waren, heißeren Glaubens Inbrunst vor die
Fenster des Belvedere getragen, für die von denBewohnern dieses
einfachen Hauses begünstigten Anstalten Geld gesteuert oder an-
dere Wege in die Gunst des Paares ertastet. Die fühlten sich nun
um die Kosten solchen Aufwandes geprellt und meinten, der eige-
nen Menschenwürde einLied zum Ruhm des Erschlagenen schul-
dig zu sein. Wer nur die Oberfläche des wiener Getriebes be-
schnüffelt hat, ahnt nicht, wie mächtig im letzten Lustrum „die maß-
gebende Zukunft" (Bismarck) geworden war; wichtiger oft schon
als die still thronende Gegenwart. Zwei von einander weichende
Willens stränge; das Protoplasma einer zweiten Regirung; und
vor drängender Entschlußpflicht manchmal das aufschiebende,

wegfegende Wort: »Der Herr Neffe mags auslöffeln." Dieser
Dualismus war unhaltbar; keine Ausgleichsformel hätte ihn
lange noch «fortzufretten" vermocht. Trotz allenHymnen ehrlicher
Herzen und armer Heuchler: Franz Ferdinand war, als leben»
dige Großmacht, nicht beliebt; und rückhaltlos muß, endlich ein»
mal, auch ausgesprochen werden, daß der furchtsame Zweifel an
dem Regentenberuf des Folgers dem alten Herrn, dem das Glück
doch nie zärtlich lächelte, dieZuneigungallcrVölkerinunerhofftes
Maß gemehrt hatte. Franz Joseph war und blieb der Bürge ru»
higen, von Erfahrung und Taktgefühl berathenenHandelns; der
Kaiser, dem Keiner zutraute, er könne je Unkluges, je Etwas un»
klug thun; der vornehmste Soldat, der liebenswürdigste Kavalier,
der fleißigste und dabei heiterste Aktuarius des Reiches. Den
Thronfolger sah die Menge nie heiter. Der schaute stets auf sie,
als ob ihr zieme, zu trauern, und dem ganzen Reich, in eine Stirn
des Grames sich zu falten. Der hatte nicht Musik in sich selbst.
Mußte sparen, weil ja nicht gewiß war, daß er Kaiser werde und
dieKinder versorgen könne; that nichts Rechtes mehr für die Villa
d'Este, den Stolz des die Sabinerstadt Tivoli durchwandernden
Oesterreichers: und ließ, «des Prinzips wegen", um kleineBe°
träge Prozesse führen. Auch das Waidwerktrieb ernicht wie Franz
Joseph, fondern als Massenabschießer, wie der Deutsche Kaiser,
der bei ihm, mit ihm ganze Fasanenschwärme niederbrachte (und
dessen Aeltester solche «Schießübung" tief unter die Leistung des
Birschgängers gewiesen hat). Für die Macht des Reiches war
Franz Ferdinand.immer in Bereitschaft; mußte er nicht, da ers
erben sollte? Doch er gab sich, als hätte ihn nie der edle Landwein
derHeimath mit feinem Feuer durchglüht, imWienerwald niemals
das Kicherduett verliebterVogelweibchen und Mädchen entzückt.
And Oesterreichs seelische Einheit war ewig nur: Frohsinn.
Aber dasAusland blickte aus scheuer Ehrfurcht auf den Erz»
herzog.OesterreichsFeinden bangte vor demStarken.derdieStoß»
kraft derMonarchie ins Allgewaltige steigern werde, und die Blut»
post ausBosnien warf einen Alben von derBrust derRomanen,
der Süd- undNordflaven?Wir hörten, zehnTage langnun schon,
dieBotschaft. Ich glaube ihrnicht; trotzdem ich den heftig eifernden
Willen Franz Ferdinands auch dann nicht gering schätzte, wenn
er mirdenSiegerpreis jenseits von denTurnierschrankcnzu suchen
schien. Ich weiß, daß nach seinem Tod in Diplomatenberichten, in

Gesprächen ragender Staatsmänner gesagt worden ist: »Eine
schmähliche That und ein erbarmunglos tückisches Schicksal; doch
dieFolgen sind: eine für Oesterreich-Ungarn bequemere Lage und,
zum ersten Mal nach einem Vierteljahrhundert, die Möglichkeit,
wcsentlicheStücke vomInhalt desDreibundvertrages zu retten."
Gegner,nichtFreunde, der verbündeten Kaiserreiche sprachen und
schrieben so; die gescheitesten und mächtigsten. Und daß ihrUrtheil
nicht locker begründet ist, muß Jeder erkennen, der, als Minister,
Abgeordneter,Publizist,denInbegriff des vonBismarck imMärz
1834, im Hader um Laskers Leiche, gesprochenen, grausam nüch-
ternen Wortes in sich aufgenommen hat: »Wir sind hier, um die
Geschäfte zu besprechen, nicht, um Sentimentalitäten auszutau-
schen. "Was sollte derFeind gerade vonFranzdemZweiten furch»
ten?DerErzherzog galt als tüchtiger Soldat; aberdenFeldherrn
erweist erst die Schlacht: und der Generalinspektor hat das Heer
nie auch nur in einScharmützel geführt. Einen beträchtlichenTheil
seinerArbeitzeit gab er gern der Marine; ob Nothwendi gleit und
Nutzensgewthheit den hastigen Bau von Dreadnoughts (deren
Gattungzukunft ernstenFachleuten durch dasUnterseebot gefähr-
det scheint)befahl,kann erst offenbarwerden, wenndlcRussenins
Mittelmeer dampfen oder beiOtranto dieWasserstraßensperre ver-
sucht wird. War von der künftigen Herrschaft eine festere Einung
der Reichstheile zu erwarten? Den Erzherzog mußte der Beob-
achter für einen frommen, um die Wahrung staatlicher Autorität
bemühten Sozialisten haltender die Wege derKetteler,Belcredi,
Vogelsang wandeln und, nach caesarischem Muster, gegen Klas-
senvorrechtsforderung die Massen mobil machen wollte. Er hat
fürOesterreich das allgemeine und gleicheWahlrecht empfohlen,
das die Deutschen, blind, wie Gewinn einstrichen: weil sie nicht
bedachten, daß es ihre Volkheit dem schwellenden Slavenstrom
opfere und daß sie, sonst die Vertreter des Grundsatzes von der
Mehrheitallmacht, sich feindlichem Hohn aussetzten, wenn sie da,
wo ihre Verhältnißzahl von Jahr zu Jahr schrumpft, das Mitbe-
stimmungrecht verlangen, Mehrheit, mit Schillers Sapieha, Un-
sinnschelten und,inBöhmenundMähren,nur dort, Verstand, der
»stets beiWenigennur gewesen ist«,plötzlich als dasMaß politi-
scherMachtanerkanntwissenwollen.Fürdas Gelöbniß, in Oester-
reich die deutsche Staatssprache, inbeidenRcichshälftendiedeut«
scheKommandosprache, bis in die Zelle der Korporalschaft, zu er«

halten, bot Franz Ferdinand das Versprechen, auf demtzmdschin
sich zu Böhmens König krönen zu lassen.(Auf diesem Thron saß.als
die Choteks Freiherrenwurden, Erzherzog Ferdinand von Oester»
reich. Aber Herzogin Sophie klagte Allen, die es hören wollten, daß
Franz nie zu ihr von Politik spreche und sie Werdendes und Ge»
schehenes erst aus der Zeitung erfahre.)Auchin Ungarn wollte der
Thronfolger das Allen gleiche Wahlrecht durchdrücken, damit die
Rumänen und Sachsen, Kroaten und Slovaken im Bereich der
Stephanskrone stärken und die Uebermacht der Magyaren aus
dem Schaft brechen. Er mied Ungarn, blieb als Vertreter des kran-
kenKönigsnichtüberNachtinBudapest.ließmagyaiischeMinister
und Politiker, in tzabsburgs Dienst ergraute, nicht an sich kommen.
Nur, weil dieMannschaft Kossuths und Apponyis (die ja in Min-
derheit geducktwar) ihrenStaatallzu selbständig wollte und für den
CompagnieverkehrdieLandessprachebegehrte.deren Gewährung
Franz Ferdinand dem Kriegsminister Freiherrn von Schönaich
wehrte? Oder auch.weil die Magyaren dievonCalvinerngeführ-
tenTotfeinde des Slaventhums waren, dessen Fluth den Inselfels
ihrerMacht dräuend beleckt? Einerlei. Die unfreundlich eBehand»
lung half nicht vorwärts. Mißtrauen umbrodelte die Borstellung
naherZukunft; entfremdete einenTheil derNation, die nicht von
Walachen oder Kroaten überrannt noch vom Heer der Industrie»
arbeiter beherrschtwerdenwill,demaustro-deutschenBündniß,dcm
er, trotz alter Sympathie mit den Lateinern, treu angehangen hatte;
verleitete ihn in denGedankenaneineWerbefahrtnachRußland;
und nährte inWest so rothbackige Hoffnung, daß, zum ersten Mal
nach vier Jahrzehnten, England sich zur Kotirung einer unga»
rischen Staatsanleihe entschloß und pariser Finanzschreiber frag»
ten, warum Frankreich dem Borgang nicht folge. Der Urheber
solcher Umschwünge konnte sich, so lange der Oheim athmete, in
den Nebel des Unverantwortlichen schleiern. Daß Gewalt ohne
Verantwortlichkeit demWillensblickIrrlichtervorgaukelt, hatvor
und nach GladstoneMancher zu spät erkannt. Und wie sollte sich
das Bild einerPersönlichkeit Dem ausgestalten, der gestern vcr»
nahMsd^rMagyarenfeind habe, im berlinerSchloß,gesagt, nicht
von Panslavismus, nur vonPanrussismus dürfe man sprechen,
und heute hörte, er habe, an der serbischen Grenze, von allen Mi-
litärkapellen das Eugeniuslied geheischt? (Das Lied, das un-
zählige Oesterreicher, sehr kluge sogar, noch immer für einen Trutz»

gesang wider Serbien halten: und das doch die Befreiung Bel»
grads aus dem Hordenjoch feiert und dessen zweite Strophe in
die Verfe ausklingt: »BeiSemmalin schlug man das Lager, alle
Türken zu verjagen, ihnen zum Spott und zum Verdruß/) Was,
frage ich abermals, ssÄenOesterreicksFeinde gerade vonOestex»
reichs zweitem Kaiser Franz fürchten?
Dem hätten sich schon im engsten Bezirk die Hindernisse so
hoch gethürmt wie kaum je in altererbtemReich einem Monarchen.
Die der Norm ferne Ehe; die Entfremdung vom ErzHaus; das
Mißtrauen der aus der Kirchenzucht gesprungenen Deutschen,
der Magyaren, Austro-Italer und einer starken Gruppe des Po»
lenadels.die ihnheimlicherRuthenenbegünstigung zieh, der nicht
römischen Christen, der Juden; alles Vorurtheil, das seines
Thrones Stufen bekrochen,besponncn hatte, ehe seinFußauf die
unterste trat.Will erTrialismus,neben den „im Reichsrath ver»
trctenen Königreichen undLändcrn" einen Dalmatiner, Kroaten,
Slovenen, das Volk Bosniens und der Herzegowina umfassen»
den Staat, der andere Südslaven an sich, in sich ziehen könnte?
Böhmens Lösung aus dem Kranz der Erblande undRückkehr in
den Staatsrechtszustand, den die Schlacht am Weißen Berg zer-
stampft hat? Oder besinnt er den Plan, den der siebenbürgische
Rumäne Aurel Popovici vor acht Iahren in seiner Schrift über
„Die Vereinigten Staaten von Großösterreich" dem Kaiser der
Zukunft empfahl und den zuvor Bismarck angedeutet hatte, da
er schrieb, die Genesis des Deutschen Reiches könne den Habs»
burgern den Weg weifen, auf dem, zwischen Kattaro und der
Ostgrenze des rumänischen Stammes, auch solchenpolitischen und
wirthschaftlichenWünschen, die von den Anrainern des Donau»
beckens gehegt werden, noch aber, in den Grenzen der austro»
ungarischenMonarchie,unerfüllbarsind, die Erfüllung vorbereitet
werden kann?NiemandkonntemitIa oderNein antworten.Nnd
was gewiß schien, verhieß keinerReichshälste noch gar demGanzen
festere Einung. Die wird nicht durch die Gleichheit derFahnenund
Waffenröcke, derStaats» und Kommandosprache verbürgt, auch
nicht durch die Zusammenschweißung der Delegationen in einen
Reichstag: nur durch die allenLöndern undStämmen gemeinsame
Erkenntniß des Zieles, an das alle hinstreben wollen, hingelangen
müssen und das aller Mühsal belohnen wird.Wo sahFranzFer»
dinand dieses Ziel ? Er hat tüchtigen Männern vorwärts geholfen;

von den tüchtigsten sich aber in Groll wieder abgewandt. General
Conrad von tzoetzendorf war freilich auch vom Erzherzog Eugen
für die Nachfolge des Grafen Beck an der Spitze des Großen Ge»
neralstabes empfohlen worden; doch in militärischen Personalien
hatte das Wort des Thronfolgers schwereres Gewicht. Freiherr
von Conrad war sein Mann; mußte aber, weil er den General»
inspektor nicht als ihm Vorgesetzten, zwischen ihn und den Kaiser
geschobenen Aufseher anerkennen wollte(noch, nachderBefehls»
ordnung, durfte), von dem Platz weichen, auf dem kein anderer
Soldat derMonarchie ihn zu ersetzenvermochte;undwurde,nach
demInterregnumSchemua,erst zurückgeholt.als dieWetterbäume
den Balkansturm ankündeten. And derMann, gegendessen unbe»
irrbareRuheConrad desErzherzogsZunge gewesenwar.Aehren»
thal, starb, ohne dem Neffen seines zuverlässigen und dankbaren
Herrn versöhnt zu sein. Er mußte, durch die Annexion derNord»
westbalkanprovinzen,mancheSlavenhoffnungenttäuschen,meinte
drum, auf der südwestlichen Grenze sich vor harter Reibung hüten
zu müssen:undwar nicht in diestrategischeStellung gegenItalien
zu überreden, die den Thronfolger nothwendigdünkie.FranzFer»
dinand konnte nach Petersburg fahren und, trotzdem ihn Groß»
fürst Nikolai Nikolajewitsch, der Oheim des Gossudars, als den
Gegenzaren bespöttelte, das vonIswolskijzerrisseneBand wieder
hübsch einknoten. Konnte er,nach Allem, was von seiner Lippe ge»
kommen war, was von dcnDächern des Quirinals und der Kon»
sulta die Spatzen pfiffen, den Bündnißvertrag mit Ilalien erneu»
en? Nein: Oesterreichs Feinde haben ihn nicht wie den Führer
himmlischer oder höllischer Heerhchaar gefürchtet. Den Mächten
der Triple»Entente hat sich am Veitstag kein Alb von der Brust
gelöst. Das Swapgeschäft unseres Genossen unter dem Doppel»
adler ward durch den Tod Franz Ferdinands nicht erschwert.
DasforderlEinen,dernichtverbittert,nichtinVorurtheil,eige°
ne» und Anderer über ihn, verstrickt, nicht dem verpfändeten oder
gesprochenenWort hörig ist.Einen,der fröhlichdemgutenWillen
und dergesundenKraft seiner Landsleute, aller, vertraut und von
allen Vertrauen erwirbt. DerausdcrSumme des Möglichen das
Nothwendigste errechnenkann. Und,weilernochnichtserlebthat,
nichts zu vergessen braucht. Das ist das Wichtigste. Oesterreich-
Ungarn muß allen Plunder und alles Spinnengewebe aus dem
Gedächtnißschreinreißen.Nichtlängerbeknirschenoder bewinseln,

was war oder ihm zu sein, zu werden schien. Sondern ins Leben schauen, als habe im Morgengrau es der Wille des Schöpfers geformt. Vom Wiesengrund und vom Himmelszelt, vom Eisen» sträng und von derFrachtschiffahrtrinne,von gelbentzalmen und schwarzenSchornsteinenablesen.was, ihm nützlich, werdenkönnte. Und mit geballter Kraft dann dieses Werden erzwingen.

Der Nibelungen Klage.

WohinsolltendieneuenNibelungenvonPöchlarnaus reiten? »In die Südbrandung des Slavenstromes." Zu spät. Einund» zwanzig Monde gingen, seit ich hier sagte: «Der Todeskampf des europäischen Türkenstaates hat begonnen. Daß er nicht kürzer sei als einst im Reich des Bafileus von Byzanz, ist EnglandsWunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, am Nil und in Indien nur halten,so lange derIslam die Stoßkraft nicht, von Europaweg.ostwärtswendet.MagderSüdostunseresErdtheiles immerhin slavisch werden, der Schemel zu Rußlands Aufstieg in Uebermacht (der in Ostasien sich unbrechbare Wälle entgegenthür» men). Sputet Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg ins Aigaiermeer sichert. An Eurem Willen zurThat hängt das Schicksal Europasund die viel- leicht letzte Bürgschaft germanischer Herrenzukunft." Ein Krieg, ein „gerechter",in dem Oesterreich für Haupt und Leben focht, war möglich; der Sieg wahrscheinlich: denn Rußland konnte, mit bran» digen Schwären am Leib und in unfertiger Rüstung, noch nicht selbst schlagen. (Daß Ferdinand diesen Krieg führen wollte, aber am Widerspruch öes Kaisers erlahMttz, ist Kinderlegende. Der alte Herr hatte sich, 1909 und 1913. zurWahl des letztenMittelsent« schlössen; aus dem jüngeren, dessen Auge den Lorber in Südtirol suchte,sprachenBedenken,die nicht derOhm geweckt hatte)Das war. Schon im Mai 1913mußteich schreiben:, Oesterreich, das doch nun einmal kein deutscherStaat ist, könnte eines nicht fernen Tages be» reuen, daß es nach Skutari und San Giovanni di Medua den Sla» ven nicht lieber als denItalienern denWeg geöffnet hat. Die ge» rühmte.Verständigung' mit Rom, die alte Wünsche Italiens der Erfüllung nähert, verleitet in ein neues Schleswig» Holstein und belastetdas Grundbuch der östlichen Adriaküstemiteiner italischen Hypochek. Da Oesterreich-Ungarn nicht wünschen kann, daß Wuth oderHunger dieTschernagorzen zumAnschluß an das Königreich

Pcters treibe, bleibt ihm nur noch dieWahl, die Serbenmacht zu brechen oder sich zu befreunden. Zum Verhängniß müßte ihm werden, wenn es aus der Türkenmasse nur den tzaß aller Rajahvölker heimbrächte." Ward die Zeit erfüllt? England hat gespeichert, was der kühnste Traum einzuheimsen hoffte; behandelt uns drum »elterlich (läßt aber seinen Admiral vor der Einfahrt in die Kieler Bucht erzählen, das Geschwader komme nur.weil Wilhem es ein» geladen habe, und die Besuchsabsicht sei aller Politik fern); und zaudert jetzt noch spröd vor derFrage,ob es für die Garantie ungestörter Herrschaft im persischen Petroleumreich die Meerengensch üssel hinwerfen solle. Dem in der Würgschlinge blaßgrün ge» wordenen Türken hat es mitAdrianopclroth dieBäckchen getüncht. Nun wird, was seit dem Pyrrhussieg bei Skutari hier oft angekündet wurde: die beiden Serbenstaaten, deren größeren Oesterreich noch immer in enger Athemklemme hält, streben in Einung, aus dem Enklavenelend nach einem so ansehnlicher Staatengemeinschaft würdigen Großhandelsplatz am offenen Meer. Der Sandschak ist geräumt, die Möglichkeit der Einung nicht vermauert worden; und am Tisch einer Konferenz oder Reunion würde Wien ruhmlos überstimmt. Kann ein Bubenstück aus der Noth helfen? Ein neunzehnjähriger Serbe mordet Franz Ferdinand und dessenFrau. Einer aus demLand, wo Michael und Alezander Obrenowitsch gemetzelt wurden. Aus dem Mördcrnest. Alle Lügen werden aus dem Kampherschrank gehakt. Prochaska? Ihr sollt uns hören stärker beschwören; sogar den Gentleman» FälscherNa» stitsch, der jede Scheusäligkeit der Karageorgewitsch gern bezeugt. Wir sind auf der Spur. Einen Stabsoffizier haben wir schon an derGurgcl.GanzSerbien ist mitschuldig.Beweise?Uebermorgen. In Bosnien werdenSerbenhäuser geplündert, dieBewohner gegeschimpft, bespien,geprügelt.InWien tobt verwirrteIugend vor der Serbengesandtschaft, verbrennt Serbiens Fahne, singt: »Es braust einRuf wieDonnerhall.. ."DieWacht amRhein: amTag von Königgraetz. Das Sturmlied Derer, die ins Deutsche Reich schauen, nicht schielen, und an deren Zimmerwänden die Bilder zweier Wilhelm und eines Otto, des Einzigen, hängen. Freitag. In derSonntagsfrühe liest Oesterreich-Ungarn in demDankerlaß des Kaisers, des Doppelmordes Ursprung sei in dem»Wahnwitz einer kleinen Schaar Irrgeleiteter" zu suchen. Serbien ist schuldlos. Wohin sollen die Nibelungen nun ihre Rosse wenden?

Hoffnungen.

An die Wandervögel und Pfadfinder.

I.

?ln Erbe zu erhalten,
ein Lrbe arg bedroht,
sollt Ihr zusammenhalten
im Leben bis zum Tod.
Ihr wandert durch die Marken,
durch unsre Hcimath hin,
im Seifte zu eistarken,
Vorväterlich im Sinn.
mit ihrem Schall vom Ruhme,
von Frömmigkeit und Muth,
durch alle Herzogthume
erklangen sie ftark und gut.
Die haben uns geeinigt, ,
die haben uns groß gemacht,
die fremde Art gesteinigt,
das Schwächliche verlacht.
Ihr singt die alten Lieder,
durchwandert die alten Aun,
bis aus Euch selber wieder
ein Lied erobert die Gaun.
In Luren Lauten schlafen
die alten Lieder all,
die in die Herzen trafen
die Väter mit ihrem Schall,
Das Lied von unserem Leben,
von unserer Sitt und Art.
was die Alten uns gegeben,
durch Euch seis jung offenbart.

ll.

Ich seh Euch durch die Wälder Kirschen,
es bindet Euch nicht Pfad noch weg,
durch das Gehölz brecht Ihr gleich Hirschen,
der Fluß braucht für Euch keinen Steg
und Ihr erobert jeden Gipfel,
denn Euch gehört die weite Welt.
Ihr schlaft in hoher Bäume Wipfel
so gut wie in dem wanderet,
Ihr seid vertraut mit allen Tagen,
mit Mittagssturm und Wetternacht,
und Eucr Wollen, Euer Wagen
ist unserem Lande dargebracht.
So haltet ehrlich Das in Ehren,
was Euch an edlem Erbe ward.
Dem Fremden mögt Ihr gröblich wehren,
dem Eigenen treuster Eckehart.
Genua ists mit dem Meisteru ngen,
das welsches in den Takt gcbiacht;
im Minnesang rein zu erklingen,
sei Euer deutsches Hcrz bedacht.

Die Zukunft.
III.
Die Mädchen an der Seiten,
die Leder auf dem Hut,
die kaute zum Begleiten
und voller Morgenmuth,
so stürmt Ihr durch die Wälder,
erklettert Euren Berg,
Ihr jagt durch Au und Felder:
Euch hält kein Saun, kein Pferch.
So halt Euch stilles Lauschen
auf unserer Vögel Sang,
geheimnißvolles Rauschen,
das aus dem Walde drang,
und La°t von allen Thieren,
der Blumcn leises Blühn;
Ihr sollt Euch ganz verlieren
an letztes Sonnenglühn,
Dann lagert Luch, zu hören
dem Tag- und Nacht-Streit zu;
mit heimathüchen Chören
empfängt Luch heilige Ruh.
Spielmannslieder.
Abendstän
Seit ich für Dich glühe, Rind,
kleine Freundin, kleine Freundin,
weiß ,ch erst, was Flammen sind,
kleine Fieundin, kleine Freundin.
Lösch die Feuer, mach mich froh,
meine Kleine, meine Kleine,
denn ich brenne lichterloh;
meine Kleine, meine Kleine,
kühl die Gluthen, mach mich froh,
denn es geht nicht weiter so,
meine kleine Freundin.
wenn Du reiiest, wenn Du gehst,
kleine Freund,n, kleine Freundin,
wenn Du tanzest, vor mir stehst,
kleine Freundin, kleine Freundin,
seh ich immer nach Dir hin,
holdes Kind, holdes Kind,
weil ich ganz verschossen bin,
holdes Kind, holdes Kind;
zärtlich jung wird jeder Sinn,
weil ich so verschossen bin,
meine kleine Freundin.
dchen.
wirst Du roth bis bis unters Haar,
kleine Freundin, kleine Freundin,
fühl ich mich wie neunzehn Jahr,
kleine Freundin, kleine Freundin;
lacht Dein Auge, lockt Dein Mund,
süße Kleine, süße Kleine,
wird mein altes Herz gesund,
süße Kleine, süße Kleine,
vor den Augen mirds mir bunt,
lacht Dein Auge, lockt Dein Mund,
meine kleine Freundin.
Deine Stimme ist so weich,
kleine Freundin, kleine Freundin,
und Dein Helles Haar so reich,
kleine Freundin, kleine Freundin,
Sprichst Du Etwas und wirst roth,
blondes Kind, blondes Kind,
werde blaß ich wie zum Tod;
blondes Kind, blondes Kind,
ende diese Liebesnoth,
komm zu mir und werde roth,
meine kleine Freundin.
Morgenständchen.
Reinster Sternenglanz,
schlägst Du Deine Augen zu uns auf.
Der Gestirne Lauf,
Sternenglanz

sind in Deinen Blicken,
die ein Glück verrathen,
drum wir lange baten,
die uns sehr und immer mehr berücken —
Sternenglanz.
Nachtigalenschlag,
wenn Du plauderst. Uns ins Herz hinein
bricht ein Frühlingsfchein —
Nachtigalenschlag.
Unsere Herzen fingen
Dir wie Nachtigalen,
wollen gen Himmel schallen,
laß für uns aus Deinem Munde springen
Nachtigalenschlag.
volles Sonnenglück
strahlt zu uns aus Deinem hellen Haar,
gelb und wunderbar —
Sonnenglück,
Herz und Aug erblinde«,
thun sich eng zusammen.
spielen kühn mit Flammen.
Darf ich Dir Dein Stiahlenhaar ausbinden —
Sonnenglück.
» Regt, wie Blumenspiel
Windhauch, Tanz Sir Sen>eN leichten Fuß,
daß er schweben muß,
Blumen spiel,
zittern zärtlich wiesen,
alle Halme beben,
wie mein eigenes Leben,
selig Deines Fußes Dir zu Füßen —
Blumenspiel.
Flieht ein Rosenroth
Deinen Nacken bis ins Haar empor,
färbt Dein zartes Bhr
rosenroth,
fliegen neue Flammen,
Bangen und Verlangen,
über Schläfen, Wangen,
schlagen über Dir und mir zusammen
rosenroth.
Alfred Walter Heymcl,
(Aus einem Band, der im August, unter dem Titel „Gesammelte Ge->
dichte", im leipziger Inseloerlag erscheinen wird.)

Die Zukunft.

Zehn Prozent.

er Stolz auf die neuen Bankerrungenschaften dieses Jahres hat einen Stofz bekommen. Als Deutsche Bank und Diskontogesell' schaft ihre 400 Millionen angezeigt hatten, sollte eine neue Aera in der deutschen Bankengeschichte beginnen. Und nun? Die Liquidität ist wieder als Stichwort „ausgegeben" worden. Alles, was die Banken ge» than haben, war pro niliil«, Zweimonatbilanzen, Erhöhung der Einschüsse, Konditionenkartell: Alles umsonst. Der Reichsbankpräsident will mehr. Bargeld will er sehen; „und nicht zu knapp." So viel, daß, wenigstens die fremden Guthaben, die binnen sieben Tagen gekündigt werden können, zum fünften Theil ihres Betrages in greifbarer Münze daliegen. Eine vierte Kriegsreserde also, wenn mans beim Licht der Ariedenslampe besieht. Wann sie zu liefern ist, weih, man noch nicht. Die „Angstkonferenz" brachte aufrüttelnde Botschaft: 1« Prozent der Depositengelder und Kreditoren sollen abgetrennt und als gesonderte Reserve bei der Reichsbank gehalten werden. Die sorgt für gute Panzerung. Den Gold- und Silberschatz von je 120 Millionen, der durch das neue Finanzgesetz geschaffen worden ist, hat sie in Verwahrung. Nun sollen noch 500 bis 600 Millionen von den Banken dazu kommen. Natürlich als Giroguthaben. Das heißt: zu freier Verfügung der Reichsbank. Die kann mit dem Geld arbeiten; bis etwa die Sonderung dieser Reserven bestimmt wird? Davon ist nichts gesagt, daran ist wohl auch nicht gedacht worden. Denn die Reichsbank kann jeden Tag die ihr anvertrauten fremden Guthaben auszahlen. Die Bankle»te aber ärgert die Vorstellung, daß, sie mit ihren Geldern die geschäftliche Schlagkraft des Centralinstitutes erhöhen sollen. Mit dem Feldgeschrei: „Gegen das Großkapital!" sind die Amerikaner sehr schlecht gefahren. Immer neue Reformen, aber keine günstige Konjunktur mehr. Und dieser Zustand dauert schon sieben Jahre, Soll es in Deutschland auch so werden? Die Banken haben in letzter Zeit schlechte (richtiger: keine) Geschäfte gemacht. Wenn man die Herren aus den Börsen- und Korrespondenzbureaux hört, möchte man meinen, es sei allgemeiner Bankfeiertag proklamirt. Die Börse schläft. Und in solcher Zeit will Knan den Banken die Sorge um die Verzinsung eines Postens ihres Betriebskapitals abnehmen. Menschenfreundlich im höchsten Grade. Weil die Konjunktur nichts taugt und das Geld, angeblich, keine Verwendung findet, ist gerade das rechte Wetter, um ein neues Verhältnis^ zwischen greisbaren Mitteln und Verbindlichkeiten herzustellen. Wenn nnn aber die Voraussetzung der Toten Saison nicht mehr besteht? Wenn das Bargeld gebraucht wird? Man sagt: „Die Banken können jetzt ohne Mühe das von der Reichsbank gewünschte ProzentverhältniH erreichen, weil der Geldumsatz nicht sehr groß ist." Schön. Dann müßte die Neuerung aber in dem Augenblick wegfallen, wo die geschäftliche Konjunktur wieder stark wird und große Ansprüche an die Bereitschaft der Kreditinstitute stellt. Entweder gilt die Depression als Dauerzu-

stand oder die Barreserve von 10 Prozent kann nur so lange gehalten werden, wie das Geld nicht gebraucht wird. Eins nur ist möglich. Um eine bewegliche Garantie für die fremden Guthaben der Banken zu haben, brauchte man nicht einen so großen Apparat. Die Depositen und Kreditoren waren bei den größeren deutschen Aktienbanken, nach den Zwischenbilanzen vom April 1914, zu rund S,3 Prozent durch Bargeld und Guthaben bei Noten- und Abrechnungbanken gedeckt. Die» ser Prozentsatz entspricht etwa dem zehnten Theil der Guthaben mit kürzester Kündigungsrist. Wenn die Banken, trotz, dem matten Geschäftsgang, nicht über 3,3 Prozent hinausgekommen sind, werden sie eine weiter entfernte Maxinmlgrenze kaum erreichen. Die S Prozent, die den Reichsbankleitern mißfallen, zeigen also das höchste der Gefühle. Da kann natürlich von einer elastischen Form der neuen Reserve nicht die Rede sein. Nur das starre System paßt den Reformatoren. Ließe man den Banken die baren Gelder, so würden sie, statt zinslos zu jliegen, mitarbeiten. Was die Institute als Kassenbestande führen, sind nur die Ueberschüsse, die gerade nicht gebraucht werden. Die Höhe dieser Salden wechselt also ständig, weil sie in unmittelbarer Beziehung zur Temperatur des Geschäftes steht. Der natürliche Zusammenhang soll zerstört werden. Die Banken müssen auf ihre Barbestände verzichten, um sie der Reichsbank zu gehen. Sind es einfache Giroguthaben, die ohne Nebenabsicht hingelegt und genommen werden, so dienen sie den Geschäften als Unterlage und bieten die Möglichkeit, für den Platzwechsel einen Ausgleich in vermehrten Ansprüchen an die Reichsbank zu finden. Aber in diesem Sinn will Herr Ravenstein natürlich die Reform nicht aufgefaßt sehen; er möchte nicht, daß die Bank ihre Eigenschaft als „letzte Hilfe" noch mehr ausbilde. Soll die Neuerung einen Sinn haben, so könnte sie nur als Verstärkung der finanziellen Bereitschafft der Banken aufgefaßt werden. Daß unsere Bankdirektoren glauben, die Reichsbank wolle sich auf Kosten der anderen Geldinstitute stark 'machen, ist eigentlich der gewichtigste Beweis gegen die Brauchbarkeit der Idee. Wittern sie Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis? Der Neichsbankpräsident, der das „Einreservesystem" bekämpfen will, würde es fördern, wenn er den Banken den Einfluß, auf ihre Barreserven entzöge und sie zwänge, sich beim Centralinstitut schadlos zu halten. Auch in England wird die Verlängerung der Metalldecke für die Depositengelder gefordert! aber da will man einfach die Reichsbank entlasten und die Goldbestände der Depositenbanken erhöhen. Der Vorschlag des Sir Edward Holden, des Präsidenten der London Cith SMidland Bank, wünscht die Ä>ecentralisirung der Barreserve, also das Gegentheil von Dem, was aus der Anregung unserer Reichsbankexcellenz entnommen werden kann. Die englischen Joint Stock Banken verwalten rund eineMilliardeL fremderGelder, also etwaumsDoppeltemehr, als sämmtliche deutschen Aktienbanken (10 Milliarden Mark) besitzen. Die Goldbestände machen ungefähr 50 Millionen L aus, sind also, mit 5 Prozent, niedriger als das prozentuale Verhältnis (5,3) in Deutsch-

land. Es ist wichtig, auf diesen Unterschied zu achten: er zeigt, wie gut sich die Geldbereitschaft der deutschen Finanz neben den Reserven der so laut gerühmten britischen Depositenbanken behaupten kann. Nnd zugleich sieht man, daß, die deutschen Finanzinstitute mit einem tief eingewurzelten Vorurtheil fertig werden. Sir Edward Holden glaubt, daß es genüge, wenn die englischen Banken ihren Goldschatz um 1 Prozent verbreitern. 'Dabei ist die Bank von England viel enget in veraltete Gesetzesbestimmungen gepreßt als die Reichsbank. Die bewegt sich mit ihrem Goldschatz zwischen 1350 und 1400 Millionen und hat einen wesentlich höheren Goldstandard als die Engländerin. Trotzdem wird eine Verdoppelung der Barreserven verlangt, während in England eine Erhöhung um den fünften Theil als genügend gilt. Das Rüstungfieber hat offenbar ansteckend gewirkt. Statt der Gütererzeugung wird die Produktion von Reserven gepflegt. Ist Das wirklich nöthig? Fürchtet man gar nicht, die wirtschaftliche Leistung des deutschen Kapitals, die doch ansehnlich genug ist, vor dem Ausland herabzusetzen? Seit Wochen und Monaten hören wir, daß, wir in der besten Finanzverfassung sind. Daß Alle, die Geld brauchen, nach Deutschland kommen. Daß der deutsche Geldmarkt durch kein Tänzchen zu erschüttern wäre. Warum also fordert man Ausnahmegesetze?

Die Banken werden in Belagerungzustand versetzt und wissen nicht, woher sie eigentlich das Geld nehmen sollen, das die Reichsbank von ihnen haben will. Wenn es da wäre, würde es in den Bilanzen sichtbar fein. Es ist eben nicht da und muß erst herbeigeschafft werden. Aber wie? Durch die Ausgabe neuer Aktien? Wohin dann mit dem Ueberfluß von Bankaktien? Das Publikum hätte keine Lust, Papiere zu kaufen, deren Rentabilität, durch die geplante Entziehungskur, zweifelhaft geworden wäre. Wenn die Geldinstitute das Bargeld, das sie aufnehmen, weitergeben müssen, ohne einen Zinsgenuß davon zu haben, so verwässern sie ihr Aktienkapital und die Dividende wird schlechter. Schon die bloße Erörterung des havensteinischen Planes hat die Kurse der besten Bankwerthe gedrückt. Von der Abtrennung der Barreserve würden am Meisten die Institute betroffen, die die meisten Depositengelder oerwalten, dem Wesen der Reinen Depositenbank also am Nächsten kommen. Während man sonst den Aktien dieser Bankart den Vorzug giebt, würden sie, nach der Veröffentlichung des Barprojektes, in die zweite Reihe gedrängt. Die oft verlangte Trennung der Depositen- von den Effektenbanken könnte auch ungünstig wirken.

Die Erhöhung des Aktienkapitals ist also zur Erlangung der Barreserven nicht geeignet. Was dann? Das übliche Mittel, um Geld zu machen: die Ausgabe von Finanzwechseln. Die Banken geben ihr Mccept, nicht, wie es unter normalen Verhältnissen geschieht, als Vermittler für die Zahlungen ihrer Kundschaft, fondern, um Geld zu bekommen Der Finanzwechsel ist der illegitime Bruder des Warenwechsels. So wichtig der als Kreditinstrument ist und so unbestritten, im Normalfall, seine Kräfte sind, so wenig Geschmack findet eine ge-

läuterte Wirthschaft an dem als Bastard bemakelten Finanzwechsel.
Man weiß, daß die Amerikaner in Tagen der Geldnoth ihre Finanz-
wechsel nach Europa schicken und daß, die Bank von England sich dieser
unerwünschten Gäste zu erwehren sucht. Eine Bank kann den Aus«
weg in Finanwechsel suchen, um sich rasch mit Geld zu versehen.
Das geschieht aber nur in Ausnahmefällen und dann meist so, daß,
die Transaktion „in der Familie" bleibt. Der Wechsel wird bei einer
befreundeten Bank begeben und verschwindet später, ohne Aufsehen
gemacht zu haben. Ganz anders ists natürlich, wenn die Hohe Fi-
nanz eine Massenproduktion solcher Wechsel vornimmt. Dann schwel-
len die Acceptschulden an; und die Zwischenbilanzen machen Jeden,
der sie sich ansieht, auf diesen Prozeß aufmerksam. Der ist also nicht
zu verbergen; und die Banken werden das größte Interesse daran ha-
ben, ihn so dick wie möglich zu unterstreichen. Zur Verbesserung der
Liquidität tragen solche Geschäfte natürlich nicht bei. Die Verbindlich-
keiten wachsen, nicht aber zugleich die greifbaren Vermögensbestände.
Wie Barreserven der Reichsbank zählen natürlich mit. Aber sie ge-
hören nicht zu den Betriebsmitteln: deshalb muß die Lücke an anderen
Stellen wieder ausgemauert werden; denn die Dividende soll doch nicht
leiden. Die Folge ist, daß dieBankgelder hauptsächlich aufGebieten ar-
beitenmüssen, die sich durch reiche Fruchtbarkeit auszeichnen. Besonders
im Kontokorrentverkehr. Von einem Wachsthum der Debitoren Kaden
aber die Liquiditätfanatiker nichts, da diese Außenstände nicht mit zu
den liquiden Mitteln gehören. Und in diesem Bilanzstrich sind die
Gewitter nicht selten. Die Verwerthung der fremden Gelder verschiebt
sich also aus der gemäßigten in die heiße Zone. Das ergiebt, nach der
herrschenden Liquiditätlehre, eine Verschlechterung.
So oder ähnlich müssen die Dinge sich entwickeln. Die Beziehun-
gen der Kreditinstitute zum Wirthschastleben beruhen auf einem na-
türlichen Ausgleich von Geben und Nehmen. Wird dieser Ausgleich
gestört, so müssen die Folgen fühlbar werden; denn es handelt sich
nicht um einen Kramladen, der heute mit Käse, morgen mit Obst han-
deln kann. Die Reichsbank wird keine leichte Arbeit h..ben. Die Bank-
keiter sind verstimmt, weil sie nicht darauf gefaßt waren, daß, nach
Havensteins beruhigender Erklärung im Reichstag (Januar 1914), ein
so gefährliches Reformprogramm kommen werde. Ich habe damals
hier gesagt, daß ein Depositengesetz, in der Luft liege. Das wurde be-
stritten. Nun ist aber bewiesen, daß meine Vermuthung der Wahr-
scheinlichkeit näher kommt als das Dementi. Wie soll die Einrichtung
der Barreserven ausgeführt werden, wenn nicht durch ein Gesetz? Nur
Zwang könnte den Banken den letzten Blutstropfen auspressen. Und
daß, die Drohung ernst gemeint ist, wird durch die Höhe der verlangten
Reserven bewiesen. Im Vergleich zu den 10 Prozent waren alle frühe-
ren Anregungen bloßes Vorpostengeplänkel. Jetzt erst ist das grobe
Geschütz aufgefahren worden. Die Schlacht soll also geschlagen werden.
Wer siegen wird? Noch scheinen die Bankenleiter staudhaft. L adon.
S8

Für die Griechen!

europäische Türkei ist von der Landkarte geschwunden und ihr Schwinden ist der Vereinigung der Balkanstaaten zu einem gemeinsamen Bund zu verdanken. Dieser Balkanbund kam der ganzen ,Welt und am Meisten der berüchtigten europäischen Diplomatie vollkommen unerwartet. Er hatte schwere Sünden der Vergangenheit gutgemacht und Millionen von Christen endlich die Freiheit gebracht.
Die Iungtürken zogen, in dem Fanatismus, der sie gänzlich verblendet, aus den Ereignissen der letzten Umstürzung auf dem Balkan nicht die richtigen Konsequenzen. Statt zur Ueberzeugung zu gelangen, daß, die Machtperiode des Osmanenreiches unwiderruflich vorbei ist und daß die Türkei ihre weitere Lebensfähigkeit in Europa nur erlveisen kann, wenn sie der europäisch-christlichen Kultur gegenüber tole° ranter ist und nach den schweren Erschütterungen trachtet, sich zu sammeln und das ihr Gebliebene zu konsolidiren, scheinen die Iungtürken entschlossen, das Werk der Zerstörung fortzusetzen. Sie müssen Wohl überzeugt sein, daß, ihr neues politisches Programm, die Ausrodung der Griechen, der Türkei selbst nur Unheil bringen kann; aber sie sind eben Türken, also Fatalisten; wie sie, Alt- und Iungtürken, den Verlust der europäischen Türkei als eine Schicksalsnothwendigkeit hinnahmen, mit dem selben Fatalismus und der selben Gemüthsruhe werden sie sich übermorgen ins Unabänderliche fügen, wenn die Reihe des totalen Zerfalles an Kleinasien gekommen sein wird.
Da im verstümmelten Osmanenreich weder Bulgaren noch Serben, Wohl aber noch etwa zweieinhalb Millionen Griechen zurückgeblieben sind, so ersann das jungtürkische Komitee das einfache Rachemittel gegen die Griechen: die systematische Verfolgung des griechischen Elementes in Thrakien und Kleinasien. Diese Hetze begann schon vor zwei Monaten und nahm in den letzten drei Wochen so grausame Formen und solche Dimensionen an, daß das Oekumenische Patriarchat sich gezwungen sah, die Griechen in der Türkei als im Verfolgungzustand zu erklären und die griechischen Kirchen und Schulen zu schließen. Zum letzten Mal war diese Maßregel vom Oekumenischen Patriarchat im Jahr 1891 gewählt worden, als Abb ul Hamid die Privilegien des Patriarchates aufheben wollte; und der Zufall fügte, daß auch damals auf dem Stuhl des Patriarchen, als loeumtevsns, der Mann saß, der heute darauf sitzt. Doch was Abb ul Hamid war, sind nicht die heutigen Usurpatoren von Konstantinopel. Abb ul Hzmid war überzeugt, daß, die osmanischen Griechen eine Macht und den kulturellen Fortschritt der Türkei bedeuten. Die Iungtürken sind von Anfang an andere Wege gegangen. Die Ereignisse der letzten zwei Jahre sind die direkte Folge ihres vierjährigen Interregnums gewesen und sie haben an ihrem bisherigen Zerstörungwerk noch immer nicht genug. Wir sehen sie heute mit geradezu wahnsinnigem Fanatismus daran weiter-

arbeiten: es ist ihr Lös, das Land, dessen Geschicke in ihren Händen
liegen, der endgiltigen Katastrophe entgegenzuführen.
Ich habe in meinen in Berlin und Wien im April dieses Jahres
gehaltenen Vorträgen wörtlich gesagt: „Wie die Kreta-Frage das Grab
der europäischen Türkei gewordenist, so könntedieJnselfragesehrleichtdas
Kleinasiens werden." Die Iungtürken fordern noch immer Chios und
Mhtilene und morgen kann deshalb ein neuer Krieg zwischen der Türkei
und Griechenland unvermeidlich werden. Die Gräuel, die das Komitee
anordnet und ausführen IM, übersteigen Alles, was Phantasie sich
vorstellen kann. Am lichten Tag oder auch nachts werden griechische
Ortschaften von Baschilbozuks und regulären Soldaten überfallen und
ulle Griechen, die sich nicht sofort fügen, einfach getötet. Dann beginnt
die allgemeine Plünderung, die Schändung der Frauen und Mädchen
und zuletzt werden alle Einwohner, zu Tausenden, gezwungen, Habe
und Gut zu verlassen und wegzuziehen. Auf diese Weise sind bis heute
aus Thrakien und Kleinasien fast zweihunderttausend Griechen, nach-
dem sie aus ihren Häusern vertrieben und ihres Eigenthumes beraubt
worden waren, obdachlos geworden. Auf diese Weise haben in Thra»
kien, Scholarion, (X/o/ckpisv), Stranza, Viza, Cforlu, Kalipolis, Mal,
gara, in Kleinasien Dardanellen, Vergamos, Khdoniae, Dikeli, Pabuk-
tepe, Alt- und Neu-Photaea mit unzähligen anderen griechischen Ort»
schaften das selbe Schicksal getheilt: sie sind geplündert und zerstört
worden und die unglücklichen Einwohner zerstreuen sich nach allen
Richtungen des Aegaeischen Meeres, um Brot und Obdach zu finden.
So sind die Inseln Chios und Mhtilene, die Umgebung von Salo-
niki und Griechisch°Makedonien mit Flüchtigen überfüllt. Sie beden°
ten für Griechenland eine schwere ökonomische Belastung und zugleich
«ine enorme Verwaltungschwierigkeit: denn die Unglücklichen müssen
untergebracht werden. Der fünfzehnte Iunitag hat uns ein Bild ge-
zeigt, das uns wohl unvergeßlich bleiben wird. An diesem Tag allein
lind zwölftausend Flüchtlinge angekommen. Der erste Dampfer „Ka°
rasuli" kam früh an. Ich glaube nicht, daß, Jemand ohne Thränen
das Schauspiel sah, das sich nun bot. Auf dem Dampfer waren drei-
tausendachthundert Flüchtlinge. Denken Sie sich dabeisein wirres Durch-
einander von Männern, Frauen, Greisen, Greisinnen und Kindern.
Die Unglücklichen kamen aus Alt-Phokaea (beim Golf von Smhrna);
zweihundert Phokaeoten waren von den Baschibozuks getötet worden,
an Bord waren zwölf schwer, zwanzig leicht Verwundete, die alle vor dem
Auge des erregten Volkes ins hiesige Spital überführt wurden. Unter
den Verwundeten sind auch Frauen und Kinder. Drei Frauen hatten
am Strand von Phokaea geboren, eine vierte hat an Bord Drillinge
zur Wett gebracht, von denen ein Kind lebt. Klein wie Groß, schrien
nach Wasser und Brot. Etwa vierzig Frauen und Kinder wurden in
Ohnmacht, in Folge Hungers, am Landungplatz beim Zollamt ins Freie
««bracht, gebettet, dann mit Brot und Kaffee gelabt. Eine Mutter
Hält ihr Neugeborenes in den Armen und beweint ihren getöteten Mann
«

Unter den Flüchtlingen ist der Adjunkt des Metropoliten von Smyrna, der Bischof von Xanthupolis, Herr Ambrosius, der Sekre» tär der Metropolis von Smyrna, Herr Koronopulos, und der Archi» mandrit Alexias von Phokaea.

Die Geschichte der griechischen Nation ist gewiß voll von Thaten und Größe, aber auch voll von Tragik. Einen 'der Wendepunkte in dieser Geschichte muß jetzt die türkische GriechenhKtze bringen. Die Grie» chen der Türkei haben bis jetzt nicht nur als einfache Christen zu leiden gehabt, sondern sie waren oft auch schon deshalb der Gegenstand beson» derer Verfolgungen, weil Griechenland noch nicht hie Macht hatte, seine in der Türkei bedrängten Söhne in Schutz zu nehmen. Heute ists an- ders. Die Türkei muß, sich in das Schicksal fügen: in ihrem heutigen Zustand, mit einem Fuß im Grabe, kann sie Keinem mehr Furcht ein» flößen; Hre Tage sind ja gezählt und die neuen Verirrungen sind nur die letzten Anstrengungen eines Verurtheilten, der sich ans Leben klam» Inert. Die Schandthaten der Komiteetürken beweisen, daß, unter ihrer Leitung ein Europäern erträgliches Staatswesen nicht entstehen kann.

Im Namen der Hunderttausende von obdachlosen uud hungern» den griechischen Flüchtlingen aus der Türkei appellire ich an die Nach» stenliebe, das Humanitätgefühl der mächtigen deutschen Nation; ich, flehe sie, ajls Menschen, an, diesen Unglücklichsten der Unglücklichen mit ihrem wohfthätigen Pfennig aus grenzenlosem Elend zu helfen!

Saloniki. Dr. Andreas Okkas.

Für die Bereitschaft zu solcher Wohlthätigkeit wird gewiß, die Veutsch-Griechische Gesellschaft sorgen, die in München gegründet wor» Ken ist. Die Veröffentlichung des Briefes schien mir nöthig, weil die schimpfliche Iungtürkenhätschelei, die Schande deutscher Nation, der Menge noch immer die Erkenntniß, sperrt, daß der Türke zwar nicht schlechter als andere Menschen, der iflamisch°türkische Hordenstaat aber, mit dem Meuchelmörder Enver als Gonsaloniere der Freiheit, mit dem Trugbanner verbürgter Menschenrechte an seiner Spitze, in oder dicht bei Europa ein unerträgliches Gräuel ist. Alle redlichen Herzen und alle über den nächsten Morgen hinausblickenden Politiker würden den Grie- men zujauchzen, wenn ihr Konstantin, ihr Venizelos sicher sein dürfte, der Kontinentplage, der Pest Kleinasiens bald Herr zu werden. Natür» lich werden die Pfründner und Schmeichler der Türkei wieder schwatzen, die Behandlung der Griechen sei viel glimpflicher, als sie von Athen und Saloniki aus dargestellt werde. War nicht auch „übertrieben", was von dem hunnischen Wüthen der lieben Bulgaren berichtet wurde? Leset das (von Sakkellarios in Athen verlegte) Buch „I^ss orusutss dul> A3,rss", das Alles, auch das Grasseste, bestätigt: und lernet, bis der nächste Band, der über die Türken, erscheint, verstehen, warum, nach Ferdinands Kreuzzug, Bulgaren und Türken einander so rasch fanden.

Herausgeber und Verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb G.m. b, tz in Berlin.

I'. Juli 1S14.' Di, ZuKnns,.
?r.41.
suk ^vissenscliaktlicker
Die gröhte Wohltat,
die Sie Ihrem gaar
erweisen können.
?reis pro ?1sscKe 2 >Uc.
>lekrere Alvvste susreieKeQi!
Kgppten-dienst
^»oen Mittwoch ab Marseille « eöen Zreitag ab Neapel
lesen zweiten Sonntag ab veneöig
N^chspostoampferverbinoungen ab «rem,n. Neapel,t<. »ach p«t e«lö
Vtihere Huskunft, Zählkarten und Drucksachen inrch
Noröööeutfther Lloxö Seemen vÄ.^«

^xpott naoli allen ^slttsilsn.
p«rv

Idealer- unö Vergnügungz-imeigeo li
Ztteine8 LKester.
Ißeute, unil kolgsniie
Mropol-Äester.
«benil, S Utw:
VI« Kei»« uin «Ii« Li««>e
in ^sgen
glllllllkllÜPllllltt
kl! ÜW »I«
ltvnülsilk-
?s«iliilll!l»ieii
prunkvolle
Aölillr^-Wlei
r«g uns »um
geölkvet::
Vsmen-Ablsilling
int»«», kiozrsmm.
lauter «len binden 46
soroekme8c«ke llerkesiäeul
I^Ieti'opoI. Palast
Ssdrsusdrasss S3/S4
Ks union'
pracktrestaurant
::: Oie gsn« Insekt ^eökknet
3^ ^N^N4^

Seorgenstrisse W 2Z ^UKKIKklZSI' ID^?) gegenlld.Ss.xriellrioKsIr,
mässi^so ?r«!ssn, — Xe^!. Kurten?ei'i'»k!e. lililoi'silo lm tiefen öerlin»!
U»I>K«it: Vr«»»II » V«»»
Vornenmes liestsui'snl, t.vxui'iii»« sseslsäle. Intim» Kbe ill »vsik

Ar. 41. — Zukunft. — ll.ZuIi
7 Kennen u. a.
Kl'088si' sursis von ösrlin
dlervon 8««««». S«m erste«, 1»0««R. Sem «v«I««n, 6«0« A.
Sem Srltten, 4000 A. Ssiu vl«rt«Q rksrcke.
lS ovo m.z Kisrvon 10 ovo ». I>. srstsn ttsk-lis.
preise «ler plSKe:
I.ogen: 1. KeiKe 15 N.. 2. Ksibs 14 U.. 3. RsiKs 13 N.
I. ?Ist?: Herren 10 N., Damen 6 N.. Kinäer 2 N.
LatielpIsK: Lerren 6 Z«.. Damen 4 II. PIsK: 3 U..
Illo6er 1 IkI. lerrssse: 2 N.. Kinäer 1 »I. ?IäK:
1 ^. IV. ?IäK: 0.50 ^.
- Wsgsnicarts: 10 -
VvrverKsus von RennbaKnbillsts. Lissnbaaa5anr>
Karten un6 «Insiellen KennproAraininen iin V>ksItl'si8S»
Ku5S2U „Union", Unter do^ I.inllön 22, und KsufKsug
llss Viesten8, IsusnKionstr. 21—24.
Lisenbann-ksnrvläne in «Zen laAes^eituv^en und sn 6en
^nsebla^säulen. ^,n Gedern Kennta^s Luxus- un6 D^eK»
Krast-OlnnibuLss 6sr ^IIZelneinsn Lsrlinsr Ornnibus-
^clien-LesellsOnaft svisenen ^,Iexan6erplat?, HallssoKsz
l'or, OranienburAer l'or unck Lran6enburAsr l'or eili«r»
seits unct <Zer Kennbann ancksrerssits. Daneben Krall-
ornnibusverkenr x^viseken l^ennbakn und ReicKsKan^Ier-
plat^.

I. ^us8teIIunZ
^pril—Zeptember
u. ». Ssminliiii? 1, Steril -j> svsrriKrs, O4?»vll«, Denis, Lisueuiv, V. 6«?d,
Qiebsrraaoo, Ä»M«I, klonet, sollst, ?i«ass«, ?i«»»rr«, lienoir, RsSiu usv.)
ksrvsri ü»n« II>»M» (M »ussrlesens lrUK« VerKe)
Kurkürsien6smm 20L/9
läglick von 9—7 UKr
kseu« SSrse, Ikuilolt vsngel'» LemIIllesSIe In rrinkturt ». ». Sörseoplstr.
LtlniIIgs V»r>l»ut«»U5»teI>>ing von SsmiUcjsv erster mockerner lleistsr. Ver»telgerung»n
tun?«» Kulalltea Ls6insulls«n. — O». MO visssveodäktlivd »»gekerti^ts üstslo^«
Kg>. LävKs. tlissn», IViooi»» unii IVIinei>älds.>i mit
derMinter ölsubsi'sslzqu«»». IiI«iIiKo»mseKsn. Institut, klnrivntungsn
fl» rl>lirot>isi'spi» u»«. Lrosses I.liftbsll mit 8vn«immteieli»n.
so»», ii.g.m,,se««vVioSegesskütsit, Inmitten Itti5g«<Isnnt»r«»IiIvngen unck?s,rk-
^vl»^ei>,», S, llnie I,eIpÄs-«ssr. - Sesuvde»»»! stS,nSi« viuidsevck, ?, Zt. 17^1 S I»X>,
S«»«v: I. llzi bis SO, September, ck»,»» «Interbltried, IS Werste, 2 ^eratluueo.
LIstsr Kst Kervorrsgen«>e Lrkslgs
bei ^reuenkrenknelten, »Ußvmeiuev 8on»tion»^u5t!inllen, Slutermut, Slelonz, ekt,
tt»r!>«IÄ»n (?errslinkuren), LrKr^nKui>geii<Ier VerilsuungiorgenssverstopluiiA),
cker^ierevuvckSer lieber <^I>cKerKr^»KKeit),ss»tt>!d>g><s>t,eicntu,IIneum»t>smu5,
?r«spekte uvS Voduun^sverüeiodnis postkrei SuroK gie K»I, Seileillrelitlon.
Sr«nnsn«»r»»nil ckiirkn <»s ntonrenevetnelo In vreeilen.

» ^QSrKäiiiit tisst «mpkonlsnss »»US ^« Nsrrl «Ks t.»s« »IN >V»ISs. Li^svss
K^us, IZIsIitrisodSü t,ivdt uvS VV, <Z. tliu t,ien« Prospekts Irei. OiroKwr: krim,»»»».
LoKlen? a. KK.
Ziötel öellevue - eod?en«r Zl«k
Vre8tle» - Sotel Lellevus
lZü88L>I>0l's I^arKKotöl
?»rtsn, I9i2 ^. I^Sllblku dSllsiit.
r«sls»Is, llli'.f.v.^issnmsnii«.
Heusrd. Usus erst, Itsu?. OsnKd. eüast.
I^s«s im ^Iills!p, S, St»6t SlKsrksIct,
ete), 2 Xer^ts. ?rospekte. Sä»,Hat Dr. LellKorn, k^ervensrnt; San. Rät vi-, ««II, 2, ^r?t.
,/», Veinrestsursnt, «onkeren^-AIe. WK, V,
l. ttäuz
VorneKm«
«Sin : Hotel (kontinental
I^XI«, ll^^^I SM Dom, erstes I^smilien-NStÄ.
I^IIXLIkl^ ^ Uotel ^ontans
Iii??«« Solei 8eKveiMkok
^» RR RR Lssit-er: k»»Kr<^«I«r »»»»»
S00 Seiten
moderner
Komkort.
nötel ^tünciiens. Vornelime, vö,l!^ ruliige t^sge.
6sr. f. geistige Arbeiter gee!^n, Urösst, Xomkort
Lrsnä Kote! XsissrKok, Lsck üsukeim
Les, ». II. Il»K«rI»»K«l. üio^i^ss »»ersrstlilkississs La,»s c!ir«Kt xs^sniidor Ipn
fimnkosg Wiii-Nsmbei-gsi- M
RR^RR»IR>^^^ Osri^ neuer prscktbsu. Direkt, tlrnst lonniloi-f.

II. Juli IS14.
â€” Die Zukunft.
Sr. 41.

Lol-unÃ¤ N<x>li)s6si-.IrmK-ur>cZ

8lr»88burg j. L. Kestsurs»! 8org
Oss vornekmste Wew» rZesteurnnt <Ier 8t»6t.
llen«8, moäerii eiogericktetes Usus, KnKige I>sgs.
Doppeltüren. Vod^«pkle«t« üiions un6 Xeller, NU Vl'lglnsl«»»'»»
S liitt-I!ttlsliri!iit.
lwelldsSii »gillilüi. ' viigliiiil Mm
U^«» X?^««II U»II«n»teckt»H»ri
?»«Nv«»iiini Lp«!», Untersuvn. u.
SUllUIUl IUl». «iSlsIIseK ok>3»lll .Se
KiniII, vdronisclier innerer Xr»nl>>ieiten,
IjerrUcde K»g«. Nerrtt^nes rlllm»
8s«atorlum 8cdierKe
im 0derli»ri, «40 m. PKvsII»!. Illltet
rlei>»n»t»lt. I««>I, Hotel dep«ncl»nee:
Sersnberger riot I>e! SeKierKe. Wumler-
Leb. 8so.»S»t 0r. »nng.
0r. Xrstieosteln
keriell keiseil med lim liorilell
mit cker
„l'Kstts" ggz ÖZtsi'i'eioKiZeKvn I_Io^I!
IX. „Dritte ri«rckI»»ckr»Krt: ZsscK Spit^Kergen unö ckem ewiAen ^>^"
— ?äkrpreise samt Verpnegung von ^irk» IVlK, »«U.— »n,
I,»ngäustliige ckurok IKos, Look 8o».
Vignt), L»vonne sLii>,rit2>, ^ross Luv ^S»ntingo>, I>i«»i>>,o», sSevill»)^
(Lrotte), Lrioni Briest, — ?unrpreise sumt Verptlezzu,,g von ?,irkn KöOÄ —»n,
XI. „K»eK vslmstie», >ild»nie», Sirille» unck ^
Ion», Äessins <?!>«rini„!I>, puleinio, '!'„>,i» I><^rI>>»jzol, »>»,I,K»!>, öorku,
Outtsr«, Briest. — ?«nrpreise »»mt, Verptlegung von ^irk» I^I. SM — »n.
XII. „HerK«trei«e nsck item Zücke«"
vom 23. OKtoder Iii» lv. !<ove»>K>>r, Irie»,!, riliuni. t^nttnr«, II,'»»ins I^or-
Briest. — I?sdi preise »ilmt Veipne^ung von lirklt »I.!!»«.— »„.
Prospekte ^ruti» ung Xuslliinlte lie, llem Ue»t»rr«IeI,I«I>ei> I lozil: >>>>rlin.
ttnrtmnnn^ riotel IZnisei nok g, >>, IInuplU!>>,„I>oI',^rr»»krurt », »I., ü»,»er-
Veltrei»eKure»u Ii»p, von XloeK, Xeue^>en«eicI,i>t^erSiru>ie>i,<Vie»I.,XArntn«r.
rivg6; Lenk, ^klutrul, Ie(,«ultre^ 0« ,Uru»ll ijuui 24^ kr»» II, XVe„zeI«pI»l!67.

II. Juli IZ>14.
Die Zukunft.
Sr. 41.
Kennen lu
üoppegsrten
I^i'stss Lommsi'-iV.sSting
IVliN«,oeK, lisn IS .luli, nsekmitt. 3 UKr
7 kennen;
pi»els« IS V0V I«.z
Kisrvon ösm ersten ?fei-I>e I0VW HI.
d»r«is« S20« M.)
6sn ^.usoklagsäulsu
Diu I^ogenplkts I. KsiKs . . .
. NK. 10.-
6o. II. „ ...
.
. .. 9.-
,, 6,—
Lin Lattsl^lat^ Lsrrsn ....
» „ 6,—
. 4.-
„ 3,—
I' ^

Kr. 4l.
— zie Zukunft. —
11. Zuli
«»IS
^Ktlv».
1. Im ül»»»»: Ligen« LrgdlverK», lZrullgstllelce, lZedäuck»,
O«utscds°IZ^ö!^rK«^iIK«°m^^ ^ ^ . ^1^2 00000«
Llivvov, LrSS rsUilirrii», Idingen „ 201 OVO
«!u«r»I»Ir»kk. lZrsdov, (Zrsbov <mit WA «in««,) „ 100 > 00
Viet^sr «iver»I»Ir»»., Vietze (mit 25 A elv«ei.l „ 100000
U?utsvde IZeviiliksdriiien, Lerli» ...;...„ 724 SM
«erlinsr Sei>»Q . VerKe, Uerlin , 3010«»
Uitmdure, Lev2ill-VerK«, SäWdurg , 35000«
ttnewisods Leoiw-Verll«, XSIll „ 200 00«
50 A 6. «esrdiUtsslit, ck, MllsraId1r»kSll. »dein»»
>i.ill,d.II,,NäooK,.NKeivsu<St,.«,illSS.«.15U«00> „ 75VV«
^ewii, ^im^ XollnKot^ von >I, » iv«0«0. ...
^III. IluminI»ck« LrckSIllnteriiedm»».
„Ore^Iit kstroliker", <Zese»s«d, z. ?vrcker. Ser LvtMivKIuns lier
IV. V«rK»»K», ?r»n»i>»rt» », I,»^«r»»x»»vi>t«ri>«i»»«».
,XUKIdr»lla" Ill<!llStri«.(ZeseIls<:d, rll, b, S., Lerlia. Lämtliou»
^llialiluvs ^uk ill ^uskUKr^o? Kegrikkene Sellikksbäutev . . ,
^ ^1, «estiinile.
VII. VersoKIeckeii»».
I)e„tscde L«Krss«sIIs«d. f. Slcköl S, m. d, Lerliv, IZsteii, i.
Xevlld, v. «,«X)0<XI,—, «illsei. m 2556^8t»illillIi,ivLS o?L«00,—)
^v^Ie ^."^ ^ . . . . . .' .' «,7 4133 3,1«
^2 371335
48132«
2500«
25000 —>
K48 840^3«>
IS«««-
isocx«-
90 000-
180493 50>
^ vi
«026012 3bj
20212«
125 12«
>4 4581235,
1085 891
12S3 4S5!
205«««,
IS!
>2 679 «83
125000
20000
110160
627 39«
4<,
«2 974
S 795 98«
2148«
5 378
22 743
07
SS
2 228 874
2
2
2
4553 757»
4161994
5S5216S
8172375
70IS19I
3 5K2 24«!
702 3S4
3S4S324 5S
6 102 487
19 000
125 000
1
41880
34 80»
57 73!
15383 844
13
21
47
V11«1«M!33
?»s»isa.
Ick, p!
3« 75« 000 -
9 «32 000 —
7 432000 2«
1230 223 64
100000«!-
32 SM! —

«018« 72» »4
^,väl« . . «, 7^41» Ss^4«
U.
50 186 723
155 215
5««0j
93 276
4 5«2 40S
6 158 35«!
»I 161 043,
17
,»3

It Juli ISN
—»» vte Zukunft. —»
<Z ^ d«1«. ck V ^tt »«II.
SU7 0SS
4 89«
111009
«9 7^9
871 S7« 48
IZ«9,q
3518
K 1b8 ,V8
8 718 «94
Vortr»« »«s ,
776 74S
4 7SS1«2
1810232
624 985
7S1 K»N>
! »7l8«94
»r. I-20S0l> »ut 17 pvt.
„ M5UI-Z07SI „ 8V2 „
0!i>«i!ll»» iter viieont» lij»e»svK»N, Serlin V 8,
L. SIsIeKr«iIer, Sep»» V.3,
oreslln er S»n>>, verllii M.SS,
IlKel"!»«!»! vsnk, e,»en liutii',
kizener Oi'eilil K»»t» t, H«»en liuki'.
t.»upenmlll>>,n <d Lo, S?r»n «V.7,
4 „ „ „ „ SM-Soo» l
«r. S , „ „ „ «00I-I3»0I>
! ,, ., « „ IRMI-SVS«» ^
«r. t ., „ „ ,. S0S0I-Z07S0
mit «. 170 xr« SlHeK
mit », SS pr« SUIeK
Her Voi'»t»i>6, R. «Lllsvbur?.
V?ttmer5dorker
SartslitsrrciKsn
6er neuen ZsKn Lerlin-OsKIem

«orKKemllillNIlrlie sMnMeii
von 4-8 wimmern, mit modernem Komfort
susZttwttet, sinä jeäer^eit ?u vermieten.

Nr. 41.
II Zuli ISIt.
Dtk Z«Kn»lt. —
>>'»drik usv. 3S9491
iZIirogb, 78410
UXI>«Üi 27000 5141«
^u^vs
Tu^an?
?.uskvg
2u8»i>s
2u^»r>s
^u^o?
^u^vg.
Allgäu«
Tu^sng
410 9«!
1,94 53S
MS 13,
18 43«!
59«155<.
2 90729
52 92,'
4 590 >7
4» »»192
48 NN 9.^
7„4 48^
18« 49,
L84 97» 4»
SK5II 57
»I8 4VK8«
93 4M, 8^
1»« 78«
4« 912>«?

4«4,7
2 54« i
48 95
23 474
42!

2 481 »1»
12» 8K«
»K4 4««
284 445
1
«151
«152>
«151
1
2 7«U
2 701
1««i
1791
1 7«,^
1
29 25»
29 959!
2« 175
9 98» SK
1II00 »15
797 «99
1 797 414 42
720 49« 59
,2
1«,K«17,8»
107 91733
97««9b7
587000I
72«««
2548» 45^
143VV«
2«8««01
508594
9S9V0«
513U755
>or<IK»usea, cion 2«, >ls,i 1914.
II3S75^!
I 1^75,,,,
51»M!
11851
10189«'
»4S94I,
30-K,
19382»! ^8«
52S««H-
k
II
S
!^9
-!2

>51<i.««-j8»
459000«
?5
1SS5ZI7K»
o«0i«> -
300«,« —
15»^
3854257 57
1ZK414S82
13S4IZ4 g«
4K04SS 76
1I7K7N9 t«
>1ö1/5«»?j«U
Osbet,
2, 4^ Uiviäends ,«ik
norn, k,I,4!M00b,—
1343«!
4833092
984«« 3«
1778S87I
1SKS0K»,
284445
«151
9083
107917
170«
13500«
130000
12247097
495000!-
244238,47
117«709 44
7S90KS
7Z3S259S
5S2SSKS6
222048 72
4S04537S
117S70944
»8945«!
^I9l3°! ^, ,-
IS
14
2«3«7S>7»
SS9I4S0S0
^8945«?
vormals LsodarSt LosniF,

II. Juli lU4.
DIk ZuKunst. —
?k. 41.
lierll», clen K. ^uoi IS14,
örrli» bei <i«r K»ti«»»Id«»Ii für v«»t«rkl»»ck,
bei <ler ^Iitier»<e«II,eK»kt für rl«»t«iliilcku,tri«,
LL>» X». bei <i«m ^. SeK«»t?K»u»«»'»ede» vs»Ilv «rei» ^.»i»„
U»»»«ver bsi >isr L«n>»erZ!» «»ck vi»e«»t«»>»»II,
bsi Ssir, >»»XK«»»« r>»» klez»er»t«i»,
Uslndurii bei lier Osn.».«»» unck vi»eo«t«»>»iiik,
^ > />As/i</ s^a« /«ss/'/s/'s« «'s//««. öac^ASmöös ös/'a/v/ig «. /Ii/»-
^ . /M/>v/>A ^« ö/vF/'/ia/^s/'/e/i/'/'s/ssn o^«s /si/e/i >Ii//seA/ag t/«/»^ <//«
^ Q«n^ncen ü^peätA<^(Ufte6 weinen

Äcker-
Kr»nK« erhalt
»kosten!, Broschüre
übe, eine auf»
sehenerregende rZntdeckung. Ohne
beionde« Diik. Hauptbestandteil
nach zum Deutsch, Reichspalent
angemeldet, Berfahre» hergestellt.
Paftkarte genügt an XpoideKer
vr. ^ veek«r Ä. m. b, H.
i,»»»«»11, b.«»»5,«n «.»!.,
ZcKrikMeUer!!
kur VerSlk«vtlleKu«s iu LuoKkorm!
tIk'IIge!8t>Vsi',ag, I.eip?ig13.
i! IKUrlrgsr::
»»luttintorium
LutleNssii. usv.
8«n Kit llr,
«iecledur,,
> 0r, Mvnue»,
'Z»n. Kit llr.
?oen»gei>
0d «in «I!«K
20 ZsKrev immer äuks neue Urteile unck lZs»
?. l?»ul lleb«, ^UUsdurgi l.
LIIl1öI,I'!AölI'»«rl^V^15/6«llt^^
Lllsn« per zi. v««»mder »yiz.
«.
3S,',«Z4
L^pvtKeKsn-llsditores....
4S3<X«
7 2b8
4S
307 030
W
,-4 027
l7S40«
«odilisi, «onw
1
(ZsvillN- uoÄ V»rIu«t»I?«r,t« . ,
KS226
4,,,«,887
I>»»,Iv».
öl
^Ktisll-K»pit»i»Konto ....
2 800 «M
Iieserv«.k'oll<iL-I!«iit« ....
«973
R
l7b40"
2S0
, ^8>3S4
^ K K 387
Lerliv, Seil 31. vsisiuder 18lS,
VerrsillgesellseKstt
«m Heus« Sot»ni8eKe« Lärtt
^ ^ »ttlengesellsell»«.

Kr. 41.
II. Juli 1S14.
— Die ZuKunst. —
IlkMo - Lue»!«!
0»p«»leK Litstr!» — ?r»nkkurt ». «. — USeKst ». ».
llomdur? v. S. II. — vt?«»d»«K ». A. — Or»nle«durs ^ r»tsck»in
tXommanätt'liapital
Reserven . . .
M. 300 O00 000
120 000 000
VecKselstuben unck OepositenKsssen in Lerlin:
V, v»t«r ck«» 35
V, v»«er ««» II
(vormals Clever OoKn)
V, ?ot««1»m«r StrsSe 99, natie
Sülovstraöe
IV. ?ot,ck»»»r Strsü« I2S/I30,
nsne LicKKornstraöe
V. »I«i,t,tr. 23, SävreutK. Str.
«. «r»»e»,tr»S« 2«
HV, l.»«i?V5«r»S« 33/36
V, »»tT,«rsS« S3. rlcke Kam-
Kerker Llraüe
c, K«rtr»«ckt«i>»trsSe 20/21
c, »ö»ig!tr»»« «3/«
c, Ken« ?r»i»«nä«ie b
5, 0r»»»«a5tr 139, nsne ^orikpl.
5, rri»«»5trs«e SS
S<V,l.eipkigerStr.66, nsKeLpittel-
MSrKl
SV, »«Ile»^Ili»»ee»S«r»v« S,
^cke l'ellover Ltrsöe
SV, l.i»ck«»5tr»ae 3
SV, cöpenicllvr Str»l!» KZ, am
I<ö>>msctien park
««, «r«Se rr»»»r»r«»r Str. 106
(öirsuüberLer PIsK)
«W. Ktt.klosdlttU«:. ticke Lre-
felcler Ltrsöe
«vr. /i>It.»«»dit I«9
0, V»r»cK»«»r StrsÜ« S3
cksrlottendnrg, ^«scKin>stK»I«r StrsS« 2, natie 6em LsKnnof
^««logisclier (Zarten
„ «»»tstrsüe 137, rlcke 'LcKIüterstraöe
„ l!«l»r5«e»6si»m 217
„ LizmsrcIlstrsKe 63, rlcke Vin6scKeicZstraLe
„ U»r«IenKerkj»tr»ü« l, ticke LismarcKstr., sm Knie
ck»rIotte»durs»1V«t««>, It«icK»Il»»kIerpI»«i I, t^cke ^Korii-^llee
krisck«»»«, Ilsi»»r»^IIee 140, nake ciem I^mZbsKnKok V^ilmersclorf-
t^rieäensu
»sie»,««, «urf«r,te»S»>»i» 163/16«, LcKe öranäenburgisclie LtraLe
>«rtt»«r SlrsK« 107, am ttermarmplsk
SeK6»ed«rA, IsxeriieKer?I»ti 9, ticke Orunevalästraöe
„ U»»pt,«r»S« S/6
SeKinärgenckork. »u»cke1l«KIe»tr»Ss 2 4
SteAliti, ^lkreckiztr»«» 130, LcKe OüppelstrsIZe
HVllmersckork, SoK«»ioII«»6s>»i» 193, rlcke ttoken^ollernplsk
., ?r»ser 4.

Berlin, den 18. Juli 1S14.

Falsche Mäuler.

Hartwig.

^Zus dertzeimath und aus der Ferne bringen Briefe ernsthafter, um ihres Vaterlandes Schicksal besorgterDeutschen mir die Frage, wie der Wirbelsturm blendender Tollheit zu erklären sei, der seit dem elften Morgen des Iulimonats durch das Deutsche Reich fege und alleBleibsel ruhiger Vernunft und wägender Ur° theilskraft wie schmierigen Kehricht in dieLatrine peitsche; welche Macht uns in ruchlos dummen Leichtsinn schwatzen, uns zu dem Groll derWestmächte jetzt, nach denBalkankriegen,vor derStunde, die über die Engung oderLockerung des anglo°russi scheu Bundes entscheiden kann, den unversöhnlichen Haß der Slavenwelt aufladen wolle. Die Frage kommt aus dem Ekel an der eben so thörichten wie niederträchtigen Serbenhetze, die durch weite Provinzen unserer Presse tobt. Und die Antwort ist nicht schwer zu finden. Der Wahnsinnswind ist nicht die Folge verschiedenen, durch die Wärmedifferenz bedingten Luftdruckes, nicht ein Elementarvorgang, den der Bewohner der Erdoberfläche fromm, als denWillen der Natur, hinnehmen muß, sondern das Ergebniß listiger Mächlerei. In derTollheit könnte schon eines Polonius dürftiger Scharfsinn die Methode wittern. Fehlt uns folche Schranze sogar? Lebt sie irgendwo und ist nochnicht folahm, daß desKurialstils steile Höhe ihr unersteigbar ward, dann mag sie sich tummeln. EinenFoliobogen in derMitte kniffen und in denFormeln höfischer Nnterthönigkeit dem Kaiser melden, daß er, wieder einmal,

belogen werden soll. l'Kere^ tke rub. Wilhelm hat, nicht nur vom Schwager Konstantin, über die Stimmungen, die sichtbaren und unsichtbaren Kräfte der Balkanvölker Manches gehört, was die mit Preßkonserven gefütterte Menge nicht weiß; dem Wahngespinnst, in das die Berichte des ewig blinden Marschall und der Epigonen vom Knirpsmaß des belgrader Schwaben ihn gitlern wollten, hatte er sich schon entrafft, als er die wiener Negirung durch fein Beispiel zur Anerkennung des Bukarester Friedens zwang; und das zornige Mitgefühl, das die Trauerpost aus Sa° rajewo in ihm aufschürte, hemmte nicht lange die Erkenntniß, daß der Versuch,Serbien, den heutewichtigstenVorposten europäischer Russenpolitik, der Mitschuld an dem Doppelmord zu zeihen, nur im Hirn unbelehrbarer Narren oder eitler Schwächlinge reifen konnte. Nun ist er fern: und seine Abwesenheit wird zu hastiger Massenfabrikation von Öffentlicher Meinung ausgemünzt. Das Ding ist in manchem Hochsommer gedreht worden und hat die Schieber gelohnt. Was just in den Kram paßt, wird in die Zeitung geschmuggelt,dasBlätterbündeldannnordwärtsgeschicktunddem Allergroßmächtigsten, Allerdurchlauchtigsten zugewinselt: „Geruhe Allergnädigst, die Stimme derNation zu hören! Dieses will sie. Bliebe sie unbeachtet, so entstünde der Glaube, des Kaisers Empfinden trenne sich von dem Einmuth der Nation. Nnd dann pfiffe bald vielleichtwiederNovemberwind "Da habt Ihr Antwort. „Daß in den größten deutschen Zeitungen, deren Leiter sich hundertmal für Geistessreiheit, feine Menschlichkeit, Weltfrieden heiser schrien, hundertmal, mit Recht, zeterten, wenn einesSemiten schmähliches Handeln der ganzen Iudenheitals Sünde aufgebür« det ward, jetztPeter undPaschitsch, Nikolai undIswolskij, Süd- und Nordslaven als Mitthäter, Anstifter oder mindestens Begünstiger des Prinzenmordes gemeinem Mafsenhaß empfohlen werden, haftet als ein Schandfleckauf dem Gewand der deutschen Presse." Als ich, vorvierzehnTagen,diesenSatzschrieb,warnoch Hoffnung, daß der Wuthrausch rasch weichen werde. Von zehn Schwadronirern waren achtja derThatsache froh, daß FranzFerdinand, der »Erzklerikale",der «schwarzrotheReaktionär",den sie stets als einen Czechenbegünstiger und Iudenhasser verdächtigt hatten, ins Schattenreichniedergestiegenwar. Einminder leidiges Ende hätten sie ihm freilich gegönnt; und meinten, nach so grausem

Geschehen dürfe der Abonnent Empörung undThränenstrommit
dem selben Recht wie den fälligen Bilderbogen fordern. Würden
geschwind aber in nüchterne Ruhe zurückfinden.Die Hoffnung trog.
Am neunten Iuliabend wurde im Berliner Lokalanzeiger ein Ar-
tikel veröffentlicht, der die Sätze enthielt: »Ist zwar der Königs-
mord in Serbien kein unmögliches Ereigniß, so hat man dort bis«
her doch nicht gewagt, Spießgesellen zu dingen, um sie in einer
benachbarten Monarchie blutige Arbeit für großserbische Zwecke
verrichten zu lassen. Gegen eine solche Schamlosigkeit eines Nach-
barstaates, vorausgesetzt, daß sie erwiesen wird, würde sich die
ganze gesittete Welt mit Abscheu wenden. Hier müßte sich unsere
Nibelungentreue aufs Neue bethätigen." Das sinnlos alberne
Spielwort durfte nicht fehlen. Wer aber ist der Offzielle oder Offi»
ziöse,der»hier",trotzdem er selbst zugeben muß,daß für die Mit-
haftung serbischer Staatsmännernoch nicht das Allergeringste be-
wiesen ist, hinterdem Zauneines heuchlerischen Konditionalsatzes
ein als tapfer, als tüchtig, als dem DeutschenReich freundlich be-
währtes Volk infamen Handelns beschuldigt? Der sich erdreisten
darf, verblendetenOesterreichern für den jämmerlich dummenVer-
such, aus einem Nnglück ein politisches Geschäft zu machen, das
deutsche Schwert anzubieten? Nur einem Offiziellen oder Offi-
ziösen würde in der August Scherl G. m. b. H. solches Zeug ab-
genommen. Nur als Offiziösenleistung ist der Artikel in Ost und
West erörtert worden. Wo sitzt, auf welchem Stuhl, der Mensch,
dem wir die Schande solcher Erörterung zu danken haben? Könnte
Herr Gottlieb von Iagow, Staatssekretär, Staatsminister, Ex-
cellenz, vorGewissen undAmtspflicht verantworten, daßerso lü-
drianischer Pfuscherei nichtnachforschtund denderSchuldNeber»
führten noch am selben Tag vor die Thür setzt? »Ist zwar der
Königsmord in Serbien kein unmögliches Ereigniß": riecht Ihr
die feigeNiedertrachtausdemWortgestümper?Auchin England,
Frankreich, Rußland, Oesterreich, Italien, Spanienwar derKö-
nigsmord nie »ein unmögliches Ereigniß"; auch in Deutschland
ist er, mehr als einmal, versucht worden. Doch nur Serbien wird
genannt; kann nur genanntwerden, weil es, nach Jahrhunderten
treuer Hingabe an wechselnde Herrschergeschlechter, einen Irren,
der eine Hure zur Königin gemacht hatte, gewaltsam beseitigen
mußte. ZweiTage später wird in dem selben Lokalanzeiger (neben

derInterview mit einem »besonders zuständigen und geistvollen" deutschen Diplomaten, den das Gefasel als einen senilen Hanswurst erweist) aus der selben Küche ein neuer Brei angerichtet. «Es ist fast, als ob die Allmacht vor Serbien drohend und warnend denFinger hob, als sie den russischen Gesandten Vontzartwig im belgrader Gesandtschastpalast der Donaumonarchie durch einen Schlaganfall niederstreckte. Nicht nur der Aberglaube ist heute geneigt, zu flüstern, daß zwischen diesem Tod und dem des Erzherzogs ein geheimnißvoller Zusammenhang ist. Hartwig, der ProtektorSerbiens, führte fast täglich denNamen des Erzherzogs, in demer den gewaltigsten Feind großserbischer Ideenglaubte,im Mund. Seine Gedanken beschäftigten sich mit ihm, seine Augen waren beständig auf ihn gerichtet und es ist nicht unbekannt, daß er ihn hassen zu müssen wähnte. Der Diplomat, derDiener eines Fürsten und einer Monarchie war, begriff, daß er seine saubere Hand einer Rotte von Fürstenmördern geliehen hatte. Das war es wohl, was sein Blut in Wallung versetzte." Laß Deins, Leser, nicht wallen; sonst drohtauchDir, trotz Deinem frisch gewaschenen Gewissen, am Ende der gehobene Finger der Allmacht, die Dich durch einen Schlaganfall niederstrecken will. In dem Groschenheft (»SerbischeMordbuben oderDie Schändung imKonak oder Der blutigeIuchtenstiefel"),vordessenAnkauf die Köchin zaudert, stehts leidlicher? Stimmt; merkeaber, wennDu gespien hast, daß der Schwindel schon um eine hübsche Strecke weiter gediehen ist. Daß in Belgrad »eineRotte von Fürstenmördern" nistet, braucht nicht mehr erwiesen zu werden; ist längst erwiesen. And eben so klipp und klar, daß Hartwig denNamen des Erzherzogs fast täglich im Mund führte und den Träger des Namens haßte. Während er derRotte dieHandleiht(in der, sollstDuergänzen,Rubel klimpern), hebt die Allmacht drohend den Finger. Zu dieser Allmacht hätte, aus frommem Mitleid (doch von Verachtung nicht freien) mit der Thorheit des Menschenschwarmes, Hartwig das Auge gehoben, wenn noch vor seinem wachen Ohr erzählt worden wäre, er, ein ernster Mann nüchterner Arbeit, »führe fast täglich den Namen des Erzherzogs imMund." Er hatte in Petersburg auf dem wichtigsten Posten gesessen, seit der Rückkehr aus Persien alle irgendwelcher Beachtung würdigen Diplomaten- und Konsularberichte aus Wien und Budapest gelesen und niemals ein

Wort, ein Warnungzeichen gefunden, das ihn bestimmen konnte, Franz Ferdinand zu hassen oder auch nur mehr zu fürchten als jeden anderen Vertreter habsburgischer Macht. Den zärtlichsten Ehemann einer slavifch fühlenden Frau? Den Thronfolger, der 1908 den Krieg gegen Serbien gehindert hat und stets von den zwei Notwendigkeiten sprach: mit Italien »abzurechnen" und, durch die Stärkung der in Nngarn wohnenden Slaven und Ru» mänen,dieMagyarenkraftzubrechen?Wenntzartwiggefragtwor-denwäre, ob erglaube, baß der Tod des Erzherzogs derSlaven» fache nützen werde, hätte er sicher nicht eine Sekunde vor der Ver« neinung gezögert. Weil in ihm die Neberzeugung fest war, daß zwischen Vrnogratsch und den Bocche di Cattaro das Besitzrecht nur durch einen Krieg in dauerbare Ordnung gebracht werden könne,und weil dieser Krieg gegen ein den Italienern verfeindetes, dem Magyarengefühl entfremdetes Oesterreich leichter zu führen wäre als gegen eins, das als seine Aufgabe erkennt, Mitteleuropa gegen den Einbruch Asiens zu schützen, demAdrianachbar sich zu befreunden und, noch um hohenPreis,inAngarn den gegenTa-raren und Türken bewährten Deich auch gegen die Slavenfluth sich zu erhalten^ Einerlei: der Leichnam des Russen muß, als des Begünstigers einer Rotte von Fürstenmördern, an den Pranger.
Ich zeige auf diesen Schwatzschweif nicht, um einen gewiß durch« aus ehrenwerthen Schreiber zu kränken, sondern, um aus nach-prüfbaren Texten zu erweisen, was im Deutschen Reich möglich geworden ist. And statt eines von hundertBIättern, in denen die tzetze noch toller getrieben ward, wähle ich das dem Einfluß des Regirungwillens zugänglichste: damit überall erkannt werde, wo-her die Winke und Stichwörter zu den Preßspektakeln kommen, die uns aus allen Zonen Groll, Mißtrauen, Haß eintragen.
Gewiß (schreibt mir ein deutscher Katholik) »ist skandalös, was in Berlin und Wien jetzt die Presse leistet; aber hat Ihr großer Bismarck nicht annuKullmanndas böse Beispielgegeben?" Nein. Vor vierzig Iahren, am dreizehnten Juli 1874, schoß der einund-zwanzigjährige Böttchergeselle Kullmann in Kissingen auf den Kanzler des jungenReiches; verwundete ihn nebenderPulsader und antwortete aufBismarcks Frage nach dem Motiv zum Mord-versuch: »Sie haben meine Fraktion, das Centrum, beleidigt und die Kirchengesetze gemacht." Vier Stunden danach spricht, zu der

Menge, die seine Rettung mit einem Fackelzug feiert, Bismarck: »Wenn ichfür diegroßeSachederEinheit,Unabhängigkeit,Frei-heitDeutschlands hätte sterben müssen, was wäre es weiter gewe-sen, als was Tausenden unsererLandsleute passirt ist, die vor drei Iahren ihr Leben auf dem Schlachtfeld ließen? Das große Werk wird durch die Kraft des geeinten deutschen Volkes vollendet wer-den." Erst als der bayerische CentrumsführerIörg im Reichstag das Attentat erwähnt und betont hat.es habe »einen guten Theil der deutschen Denkernation in Delirien gebracht", spricht auch Bismarck darüber; citirt den französischen Satz vondemMörder, derstch an Eines Rockschöße hängt und nichtabzuschüttelnist; wie-derholt Kullmanns Worte und hört aus dem Munde des Gra-fen Ballestrem den Ruf „Pfui!" Zweimal widerlegt er die Be-hauptung, er habe »eine Parole ausgegeben". Ein inländischer Vorgang steht imStreit.nicht dasGefühlFremder ist zuschonen: und derAngeschossenespricht(dem Kullmanns Kugel die Schreib-fähigkeit bis an des Lebens Ende gemindert hat). Dennoch sagt er nicht: »Sie sind mitschuldig"; sondern: »Der Mann giebt sich für Ihren Rächer aus." Kann aber aus der Centrumspresse (in deren dunkelstem Winkel angedeutet wird, das Ganze sei eine Polizeikomoedie gewesen, die dem Kanzler die zerrinnende Po-pularität zurückbringen solle) und aus Windthorsts Rede Sätze vom Kaliber des folgenden anführen: »Wenn der politischeoder kirchliche Streit an einen Siedepunkt gelangt, darf man sich nicht darüber wundern, daß hier und daunglückliche Menschen zu einem wahnsinnigen Unternehmen hingerissen werden. Das liegt eben an der unglücklichen Konstellation; und die Leute, die sie herbei-geführt haben, mögen sichs zuschreiben." So pflegt, noch heute, derMundderParteien zu fprechen,die einen in ihrem Dunstkreis geschehenen oder versuchten Mord erklären, dem Mörder im Nr-theil des Volkes mildernde Nmstände erwirken möchten. (Mehr haben, ehe die Hetze begann, auch die wildesten Serben nicht ge-sagt.) Daß derKanzler, der, während er als Vorkämpfer des Kö-nigthums widerPriestermacht insFeld zog,auch imtzauseseines Kaisers der Christenfeindschaft verdächtigt wurde, folche Sätze illuminiren ließ, ist begreiflich. Daß er aber das kissingerAltentat benutzt habe, um die Gegner als Mördergenossenschaft zu ver-schreien,kann nur einvomGedächtnißschlechtBedientererzählen.
(„II sÄwcKe ä vos paus": Er läßt Ihre Rockschöße nicht los.)

Herr von Hartwig nannte sich gern einen VerehrerBismarcks
und wiederholte im Gespräch mit Deutschen oft zwei Stellen aus
den »Gedanken und Erinnerungen". Die über das Recht eines
Gesandten, seinem Chef nicht immer Alles zu melden (wenn der
Gesandte «sich für eben so einsichtig hält und einen tieferen undge»
wissenhafterenAntheilandemSchicksaldesVaterlandes nimmt");
und die Sätze: »Nicht blos der Panslavismus und Bulgarien
odcrBosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die pol»
nische, die czechischeFrage,ja,selbst noch heute die italienische im
Trentino,in Triest und an der dalmatischen Küste, können zuKri»
sta llisationpunkten für nicht blos österreichische, sondern auch euro-
päische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur in-
foweit nachweislich berührt werden, als das Deutsche Reich mit
Oesterreich in ein solidarisches Haftverhältniß tritt. In der Beur»
theilung Oesterreichs ist es auch heute noch ein Irrthum, die Mög»
lichkeit einer feindsüligen Politik auszuschließen.Kann sich nicht die
Politik fürPflicht gehaltenerUndankbarkeit.derenSchwarzenberg
sich Rußland gegenüber rühmte,.in anderer Richtung wiederho»
len?" DerRusse (die Hartwigs sind vor hundert Iahren ins Zaren»
reich eingewandert) fühlte sich seit 1911 in Belgrad ungefähr so, wie
Bismarck sich in Frankfurt, als zum Bundestag Bevollmächtig-
ter, gefühlt hatte: auf einer Hauptmacht, doch ohne die Möglichkeit,
denWillensofort zur nothwendig scheinendenThat zu rüsten,und
unter dem zerreibenden Druck der Pflicht, nicht einen Kaiser nur
sondern zuvor noch einen Minister für dieAussührung des Pla-
nes zu gewinnen, dessen Wirksamkeit vielleicht schon durch solchen
ZcitverlustgefährdetwurdeNikolaiHartwig.derfrühSerbienund
Montenegro, die Türkei undRumänicn kennen lernte, war, unter
dcm Grafen Lamsdorf, Leiter derPolitischenAbtheilung imAus«
wärtigenAmtanderSängerbrücke undhatte,d«Lamsdorf immer
Tshinownik, bequemerBureaukrat mit engemGcsichtsfeld, blieb,
dnrt nicht geringere Macht als von 1890 bis 1904 Holstein in der
Wilhelmstraße.Erzfeind Oesterreichs ? Er hat das Programm ver»
faßt,dasdieMinislerGoluchowskiundLamsdorfamzweilenOkto»
lix'r 1903 inMürzstegunterschrieben; dessen Grundriß freilich vom
LordLansdownevorgezeichnetwordenwar.das aber für einPaar
Jahre die Kluft zwischen Oesterreich unbRußland überbrückte und
inWien als eiy.SymptomfreundlicherRusscnstimmung gerühmt
wurde. Hartwigs Werk. Der geht als Gesandter nach Persien.

Deutschenhasser? Er kommt mit Iswolskij, dem neuen Chef, in
Meinunghändel, weil derMinisterRutzlandsPalaeologenadler
von Asien nach Europa zurückwenden, der Gesandte den Vor-
marschgenOstsichern,weilIswolskijBritanienversöhnen,Hartwig
mitDeutschland, dem Bereiter des trockenen Weges nach Indien,
sich gegen England verständigen will. (Noch jetzt war aus londoner
Nekrologen der Groll gegen Hartwig hörbar, der dem Plan, Per-
sien mit England zu theilen, widerstrebt hatte.) Der Minister ist
stark, hat Nikolai Alerandrowitsch und Eduard den Siebenten
seinem weitsichtigen Nnternehmen verlobt und schickt den schwie-
rigen Mann von Teheran nach Belgrad. Schwärmer, heißblütiger
Phantast, der den Strom der Leidenschaft niemals dämmen lernte?
So ward er Oesterreichern und Ungarn gemalt. Unbefangene
Augen sahen ihn anders. Einen nüchternenArbeiter, dessen Ge-
stalt, Antlitz, Denkform an den Typus des deutschen Gelehrten
erinnerten; einen staatsmännischen Geist, der bedachtsam wog, ehe
er Wagniß empfahl. Er hatte den Weg nicht gewählt, den Iswolskij
beschritt. Rückwärts? Unmöglich; selbst wenn derZar, wenntzerr
Sasonow für solchen Entschluß zu haben gewesen wäre. Der Ge-
sandte durfte nur trachten, auf dem neuen Pfad fo weit zu gelangen,
wie, zum Nutzen der Heimath, dem furchtlos Kühlen möglich war.
Hartwig ist weit gekommen. Wers leugnet, ist blind oder
möchte sich selbst und Andere täuschen. Aus Tscharykows ver-
spätetem Plan eines die Junge Türkei umfassendenBalkanbundes
hat Hartwig (der schon deshalb nie neidisch nach dem konstanti-
nopler Botschafterhaus schielenkonnte) die Waffe gemacht, diedas
Osmanenreich ins Herz traf. Er war zu klug, um sich je in Triumph
zu brüsten. WieSirEdwardGrey, derimMai,öffentlich, feufzte,
ihm werde ein Scharfsinn, eine Strategenfähigkeit zugetraut, die
er, leider, nicht besitze, so Pflegte auch Hartwig zu stöhnen, ihm sei,
trotz redlicherMühe, Alles mißlungen. Harmlose Seelen, die im-
mer nur Gecken und Prahler in Ezcellenz erblickten, trugen dann
die Kunde umher, der Russe sei völlig enttäuscht, sei fast verzweifelt.
Lächelnd las ers. Gewiß wars ihm ein bitterer Tag, als die hun-
nische Antreue der Bulgaren das Serbenheer, dem sie sich wenige
Stunden zuvor noch inFestlust verbrüdert hatten, in neuen Krieg
zwang; als in Südost der Knoten des Bundes sich löste und, wäh-
rend die ersten bulgarischen Gefangenen durch Belgradzogen, der
Gesandte des Zaren Ferdinand Arm in Arm mit dem Militär-

bevollmächtigten Oesterreich-Ungarns sich auf dem Tennisplatz
des Diplomatenklubs zeigte. Doch der Russe hatte die Möglich-
keit eines Abfalls (Griechenlands oder Bulgariens, deren uralte
Erbfeindschaft nicht schnell auszujäten sein konnte) früh inseinen
Kalkül aufgenommen. Und fürBulgarien Ersatzin Rumänienge-
funden. Ersatz? Was er gewann, war im Werth ums Zehnfache,
mindestens, höher als das verlorene Land (das, weil es ohne Ruß-
land verkümmert, in den Arm des Befreiers zurückkehren muß).
So Ungemeines wäre dem Mann, aus dem niemals die
Schöpfergewalt des Genius leuchtete, nicht gelungen, wenn die
wienerPolitik imReich derNemanjiden stets mit klugem Taktge-
waltet hätte. VerständigeLeuteberichten, mehr als Hartwigs um-
sichtige Balkandiplomatie habe den Oesterreichern ihr Gesandter,
Her? von Ugron, geschadet. Der wurde von jedem Ereigniß, auch
dem voraussehbaren, überrascht. Schwor zuerst, wie der Kollege
und Freund in der Deutschen Gesandtschaft (der als Mitglied der
Finanzkommission für Makedonien doch Manches gelernt haben
konnte) auf den Sieg der Türken. Ließ dann bis in die Beletage
Oeffentlicher Meinung das Gerücht klettern, Oesterreich-Ungarn
wolle Serbien in Perfonalunion mit Bulgarien zwingen, die Dy-
nastie Karageorgewitsch wegjagen, dem Prinzen Boris, Ferdi-
nands Sohn, von der eingeschüchterten Skupfchtina die Regent-
schaft anbietenlafsenundRumänienmitserbischemLand.zunächst
dem negotiner Bezirk, für die Neutralität belohnen. Der Plan
wäre aberwitzig gewesen: weil ein Großbulgarien den rumäni-
schen Nachbar mit Lebensgefahr bedrohen müßte; doch bot in So-
fia der Oesterreichische Gesandte seine Bürgschaft dafür an, daß
auch im zweiten Krieg, in dem gegen Serbien zu führenden, Ru-
mänien still bleiben werde. Dessen belgrader Vertreter, Herr Fi-
lality, hatte inzwischen wichtige Gespräche mit dem Ministerprä-
sidenten Paschitsch begonnen; und antwortete aufUgronsFrage,
zu welchem Zweck Paschitsch ihn gestern aus dem Kino noch ins
Ministerium geladen habe, vor Ohrenzeugen:»Er wollte wissen,
bei welchem Schneider ich arbeiten lasse." Aus solchemHohn war
zu erkennen, wie frostig auch zwischen Wien und Bukarest schon
im Juli der Verkehrston geworden war. Herr von Ugron aber
meinte, nach dem Bulgarensieg, der ja völlig sicher sei, werde sich
Alles wenden. Von einem Franzosen erfuhr die belgrader In-
telligenz, nach dem Einbruch der Bulgaren in die serbische Zone

habe Oesterreichs ungarischer Gesandter ihm zugerufen: »Dies-
mal entschlüpfen die Serben uns nicht wieder!" Einem Franzo-
fen. Als die Basis, von der Oesterreichs Operation ausgehenfollte,
heimlich schon auf allen Seiten unterhöhlt war und das verbün-
deteItalien seinen Geschäftsträger vor jeder »ciemarcke- erklären
ließ, der Minister San Giuliano wolle nicht etwa der serbischenRe-
girung Hindernisse bereiten, sondern nur gegen wienerAnschläge
Italiens Interessenziel sichern. Diese und ihnen ähnliche Vor-
gänge meldet keinRoth-oder Grünbuch. Dennoch sind sie erweis-
lich; und erklären das Aufflackern der Serbenwuth gegen das
tzabsburgerreich. Daß Hartwig sie ausnützte, war seine, des
Russen, Pflicht. Daß seine Arbeit, seit der Sanktion des Bukarester
Friedens, der Einung der zwei Serbenstaaten galt, kann nur be-
staunen und verdammen, wer weder die Balkangeschichte noch
RußlandsAbsicht aufdenVordrangslavischerChristenheit kennt.

Das Serbische Piemont.

Der Meldung, Hartwig, derflüchtigem Hinblick gesund schien,
sei in der Wohnung des Oesterreichischen Gesandten gestorben,
antwortete aus dem Massenpferch das Geraun: „Den haben die
Wiener vergiftet!" AlbernerWahn.Immerhin noch verzeihlicher
als die Losung, Serbiens Regirung und Volk sei an der That der
Knaben Kabrinowitsch und Prinzip mitschuldig; habe die Ermor-
dung des Erzherzogs gewollt, begünstigt, vorbereitet (und, viel-
leicht, nur die pariser Sibylle in das Geheimniß zugelassen, die vor
sieben Monaten den TodFranzFerdinands weissagte). DerOrt
derThat warösterreichischerBoden;beideThätersindOesterreicher,
also dem Kaiser unterthan, den nur ein Nebentitel Großwojwoda
von Serbien nennt. Beide waren, wie die meisten jungen Bos-
niaken, eineWeile inBelgrad. Nnsere Polizei, sagt Herr Paschitsch,
« hätte sie beobachtet, wenn sie uns jemals als verdächtig bezeichnet
worden wären; als wir aber Kabrinowitsch ausweisen wollten,
brachte er von seiner Heimathbehörde ein so günstiges Leumunds-
zeugniß.daßwir ihn inRuhe ließen. "DerBeweis serbischerMit-
schuld ist uns seit sechzehn Tagen verheißen, noch aber nicht ge-
liefert worden.And wenn erwiesen würde, daßeinpaarbelgrader
Narren, Strolche, Verbrecher an derAusheckung des Planes mit-
thätig waren: könnte selbst solche Gewißheit den Verruf einer
ganzenNationbegründen? SerbienbrauchtundwillRuhe. Vor-

gestern hat sichs mit Oesterreich-Angarn über die Orientbahnen
verständigt, gestern mit dem Papst ein Konkordat abgeschlossen,
das, unter Wahrung einzelner auftrischen Besitzrechtc, dem Erz«
bisthum Belgrad die Suffragandiözese Skoplje (Ueskueb) an»
gliedert, Beide unmittelbar dem Heiligen Stuhl unterstellt und die
WahlderKirchenhäupterserbo-römischerVereinbarungüberläßt;
die Verwaltung der neuen Provinzen muß gefestigt, die Finanz»
kraft des Staates gestärktwerden; der kranke KönigPeterhat dem
Kronprinzen Alexander die Regentschaft übertragen, weil er den
Konflikt mit den Heerführern scheut, die im eroberten Gebiet den
<vonPaschitsch ihnen geweigerteN) Vorrang fordern; das altradi-
kale Ministerium kann morgen genölhigt werden, demBund der
Iungradikalen und der Fortschrittspartei zu weichen. NurTolle
konnten unter dem Druck solcher Umstände neue Händel suchen.
Der winzigste Vernunftrest genügte zu der Erkenntniß, daß ein
Attentat der Serbensache niemals nützen, auch ein gelungenes nur
schaden könne. DieAussage, Serbiens Intelligenz habe dieBot-
schaft aus Sarajewo als eine Nnheilspost aufgenommen, klingt
drum glaubhaft; wird auch nicht durch rauhe oder frech gröhlende
Preßstimmen widerlegt, die wir erst nach den bosnischen und
wiener Tumulten hörten. Schon diese Putsche, Plünderung reicher
Serbenhäuser, Katzenmusik, Fahnenverbrennung, brachten den
Freunden Oesterreichs häßliche Ueberraschung; als Luchem die
Kaiserin Elisabeth gemordet hatte, fiel Keinem ein, Italien für
die Schandthat verantwortlich zu machen, die Fahne des König-
reiches,dasdochaucheineIrredentahat,zuverbrennen,inSüdtirol
oder Istrien Hausgeräth zu zerstören. Was danach kam, war die
ärgste Kränkung, die sich ersinnen ließ. Denket Euch (nach der
Mahnung indischer Weisheit: Tat Twam Ast! Dieses bist Du!)
indieSeele eines Serben, der stolz auf dieLeistung seines Vater-
landes ist, stolz darauf, daß es die besteArmee, Artillerie, Sani-
tälsicherung, die tapfersten und in straffste Zucht gewöhnten Sol-
daten hatte, und der auf abertausend Blättern nun lesen muß:
Mördernest, Mordbuben.Rotte von Fürstenmördern; dem,wäh-
rend Hunderte seiner Landsleute an europäischen Hochschulen
studiren, Hunderte die Erneuung serbischer Kunst, Wissenschaft,
Literatur bereiten, laut vorgezählt wird, wie oft in seiner tzeimath,
in einem seit kaum vier Jahrzehnten vom Türkenjoch ganz freien
Orientalenland, Dolch, Kugel, Bombe Werkzeug der Politik war,

und dem das Endurtheil ins Ohr gellt: «Euch ist, nach solcher Geschichte, jede Gräuelthatzuzutrauen!" Kann ervergessen? Den Schimpf jemals verzeihen? And dürfen, die ihn dem Abscheu seiner Bedienerin, des Briefträgers und Bäckerjungen empfahlen, sich wundern, wenn, morgen oder nach Iahren, seine Wuth in Feuergarben aufloht? Dürfen sie dann wieder wimmern, im Ver» kehr mit Serbien sei ihre Nachgiebigkeit längst über die Grenze des der Selbstachtung Schuldigen hinausgelangt? Vor einem Jahr mußte-ichhier sagen: »DerUnbefangenedarf nicht leugnen, daß Oesterreicher und Ungarn ein Schock Fehler gehäuft haben. Die Tapferkeit, würdige Haltung, folide Tüchtigkeit der Serben nie laut anerkannt; den Fall Prochaska, aus dem weder Lorber noch Martyrdorn zu zupfen war, ins Ungeheure gebauscht und? als in Seres ihrem Konsul von den Bulgaren viel Acrgeres ge» schah,kaum die Brauen gereckt; den Südslaven, von oenensiedoch kein Herrgott und kein Satan befreit, die Adria gesperrt und die Italiener nach Albanien gewinkt. Der Niederbruch der Türkei hat die Kluft zwifchenRußland und Oesterreich nicht zugeschüttet, sondern vertieft; denn danach erst wurde die Frage nach der Herrschaft über Südosteuropa, die von Rom und vonByzanz einst gestellte, eine von morgen, von heute. Wenn die Südslaven sich so stark sühlen, daß sie, mit Rußlands Segen und Frankreichs Geld, ihreFront wenden und, in der Hoffnung auf die Serben, Czechen, Kroaten, Slovenen, Rumänen auf beiden Seiten der Leitha, gegen Oesterreich-Ungarn versuchen, was gegen die Türkei gelang, rennen sie nun nicht mehr an den Walachenwall."
Aus Wien und Budapest kam die Losung: „Nur gegen die vom Irrlicht eines großserbischen NationalstaatesVerlockten kehrt sich unseres Zornes Klinge; gegen die wüste Schaar, die aus dem Königreich Serbien das südslavische Piemont machen, ihm aus unserem KrongutBosnien und die Herzegowina, Kroatien, Dalmatien, Slawonien zufügen will und seit elfIahren schon das an den Verlust der Lombardei mahnende Drohwort Piemont als Zeitungtitel hißt." Vielälteral s derTitelistderWunsch,aus dem er Münze schlagen soll. Ein SüdslavischesKaiserreich wollte der Serbenfürst Michael Obrenowitsch gründen, als er zuerstmit den Bandenführern aus den türkischen Bulgarenprovinzen, dann mit RumänienVerträge schloß und heimlich mitAlbanern undKroaten anbändelte, den Rumänen das Donaudelta und die Grenzlinie

Rustschuk-Warna versprach und für sich Westbulgarien, Bosnien,
die Herzegowina sammt dem altserbischen Land heischte. 1868. Nnd
damals war die Omladina, die ein Reich aller Serben erstrebte,
nicht mehr jung. Seitdem hat die Vorstellung des großserbischen
Staates, der in naherZukunft möglich werden könnte, sich mannich-
fach gewandelt. Drei Krisen: Goluchowskis Ablehnung des An-
trages Paschitsch, der österreichischen Industrie Lieferungen im
Werth von sechsundzwanzig Millionen Kronen zu sichern, wenn
die austro-ungarischen Schlagbäume bis ans Jahresende (1906)
achtzigtausend Schweine und vierzigtausendRinderaus Serbien
einließen; dieAnnexion, nachderAehrenthalvon Serbien dieEr-
klärung erzwang, es verzichte auf den Widerspruch gegendieAn-
nexion, die seine Rechte nicht kürze, auf die erhöhte Präsenzstärke
seines Heeres und auf den Beistand Irregulärer und wünsche ein
freundlichesVerhältniß zuOesterreich-Nngarn; die dritteKrisis.die
gefährlichste,wardieFolgederBalkankriege,dieSerbiensLandbe-
fitz und Selbstbewußtsein mehrten. Die ZahlDerer, die ihreHoff-
nung bis nach Dalmatien schickten, war noch in diesem Frühling
nichtmehr beträchtlich.Bosnien?(DenBüchern vonSpalaikowilsch
und Barre das neue, allumfassende und dennoch des LesersSinn
packende Werk des leipziger Professors Dr. Ferdinand Schmid,
«BosnienunddieHerzegowina unter derVerwaltungOesterreich-
Angarns", zu vergleichen, ist noch vor der Versenkung insEinzelne
ungemein lehrreich.) Dahin, sagt der Serbe, drang unsere Vorhut
bald nachIllyrern,Kelten,Römern; kamen imMorgengrau des sie-
bentenChristenjahrhunderts,nun schon alsHerren.Serbokroaten;
vierhundertIahre,wenigstens,vordenNngarn.AlsoistunserRecht
auf das Land, dem Slavenapostel das Evangelium brachten, viel
älter als tzabsburgs, dem erst der Friede von Passarowitz, 1718,
für eineWeileNordbosnien gab. SolcheRechte sind von derGe-
schichte nicht oft anerkannt worden. Rußland selbst, die Vormacht
der Slavenwelt, hat, um im Kriege gegen die Türkei der öster-
reichischen Neutralität gewiß zu sein, im Januar 1877, imReich-
stadter Vertrag, dem Kaiser Franz Joseph den Weg nach Bos-
nien und der Herzegowina geöffnet. Freilich: in einer Zeit, die
noch glaubte, die Rasse, den Stamm in jedes Staates Kleid zwän,
gen zu können. Daß diese Zeit vergangen ist, braucht im Deutschen
Reich, das seine Polen, Dänen, Elsasser, Lothringer nicht der
Grundfarbe nationalen Wesens anzuähneln vermag, nicht be°

wiesen zu werden. Rußland sogar hats erkannt. «Rußland wirbt um diePolen, die, in dreiReiche zersprengtem Empfinden eineNation geblieben sind; will ihnen Freiheit gewähren, die bisher stets geweigert wurde; aus West und Süd werden sie beschworen, der Pflicht zu slavischer Gemeinbürgschaft alten Groll zu opfern. Gegen eine Koalition slavischer Staaten zu kämpfen, würde den Polen heute schon schwer.morgen.wennRußlandstreicheltundPreußen. enteignet, vielleicht unmöglich. Ihr Kompaß weist in dieRlchtung der Rasse; in einem Staatenbund, der alle Slavenmassen zu um» fangen trachtete.fände auch ihreVolkspersönlichkeitRaum zu freier Bewegung. And einNeopanslavlsmus.dem auch diePolen verlobt sind, ist das Wunschziel des stärksten und reichsten Syndikates europäischer Mächte." Als diese Sätze, am vierundzwanzigsten, Mai 1913, hier gelesen wurden, dünkte ihrInhaltManchen das Gespinnst eines allzu dicht umdüsterten Hirnes. Russo-polnische Versöhnung?Undenkbar.Zweimal schrieb ich:DienächsteHauptpflicht russischer Politik. Heute? In Nikolais Namen wird die Reichsduma ersucht,denPolendieRechtsschrankenzuweiten.Und aus denBlättern.die sonst denPolen als Erzfeind malten, kommt nun die Parole: „Rußland denRussen.Polen denPolen!" Wer. einsamer, unbequemerWahrheit Gehör schaffen will, darf sich auf die Thatsache berufen, daß Werdendes ihm früh bewußt wurde. „Näher als in Jahrzehnten je scheint denPolen der Tag,der ihr Schicksalnoch einmalzur internationalenFragemacht": auch dieser Satz war vor vierzehn Monaten hier zu lesen.

Daß in solcherZeit, nach demSieg über Osmanen undBulgaren, der alte Einungwunsch derSerben rasch aufblühen werde, war jedemKenner südflavischerSaftmischungGewißheit. Schädlichem Taumel konnte die wiener Staatskunst vorbeugen. Da sie die Völker Oesterreichs und Ungarns nicht zum Kampfe für die Zukunft der Enkel aufrufen, nicht den SandschakNowibazar wieder besetzen und den Vormarsch ans Aegaeische Meer befehlen wollte, blieb ihr nur ein Trumpf: sie konnte Serbien oder Montenegro begünstigen, fürsich gewinnen und so dieUnion erschweren und, wenn sie dennoch gelang, entgiften. Leider hatten unsere Freunde sich schon in den Entschluß eingemauert, nur im Gefecht für Negationen die Kraft zu erproben. «Italien darf nicht nach Valona, Griechenland nicht nach Korytza, Serbien nicht nach San Giovanni diMedua, Montenegro nicht nach Skutari,Rumänien

nicht in Bosporuseintracht mit Rußland. Wir? Sind uneigen-
nützig." Aus Verboten flammte niemals begeisternde Freude.
Beide Serbenstaaten wurden gekränkt, wurden, nach dem berüch»
tigtenMuster vonAgadir, gedemüthigt.doch nichtgeschwächt,beide
in den Glauben gescheucht, daß sie nichts durch Oesterreich, jeden
Bissen nur gegenOesterreicherlangenkönnten;beidenochengerden
Gefährten verbunden, denen auch ein Napf vom Mund weggezo-
gen werden sollte. „UnsereNeutralität,die,in denTagenrussischer
Ohnmacht, selbstIhr nicht als das Ergebniß furchtsamer Schwach«
heit deuten könnet, hat Euren Landzuwachs ermöglicht. Wir lassen
Euch auch ans Meer, in einen Hafen, der nicht armirt werden
darf. Fordern aber einen viel deutlicheren Verzicht auf unsere
neuen Provinzen, als die von Simitsch 1909 überreichte Note ihn
ausdrückte; und machen Euch, mit Eurem ganzen Besitz, haftbar
für jeden Serbenversuch, in Bosnien den Frieden zu stören." So
konnte ein starker, weitsichtiger Staatsmann zu dem siegreichen
Nacharsprechen.Dassolltenicht fein. Die Hoffnung aufBosnien»
Herzegowina,als auf das »Reichsland" desBalkanbundes,stieg
aus der Gruft, in dieAehrenthal sie geurnt hatte. Wieder hörten
Franzosen in Belgrad, Nisch, Pirot die Wehklagen über das
„Elsaß-Lothringen an derDrina".Nnd der lüstern nachGalizien
blinzelnde Russe sah in wonnigem Traum Serbien, nach Oester-
reichs «sicherer" Niederlage, in Sarajewo alsHerrn und Bulga-
rien mit einem Lendenstück aus dem Leib Makedoniens gesättigt.
In der Wirklichkeit scheint diese Niederlage nicht so sicher wie im
Rausch holderTräume: und deshalb beschränkt das großserbische
Sehnen sich zunächst in die Vorbereitung der Staatenunion. Die
scheint unaufhaltsam, seitAehrenthal denSandschak aufgab.Mon-
tenegro darbt, Serbien hat, noch immer, keinen Ausgang ins
Meer(wird ihnauch nicht erhalten,fo langeAlbanien sich in mit-
telalterlichen Raubritter- und Bluträcherfehden erschöpft) und
wäre in Antivari geborgen. Ohne Oesterreich zu gefährden. Denn
Spizza beherrscht die Rhede von Antivari (die aber, seit im Ja-
nuar 1910 der französische Contreadmiral Pivet mit seinem Ge-
schwader einfuhr, fremden Kriegsschiffen nicht mehr gesperrt ist).
Die Personalunion könnte schwierig werden. Die Karageorge-
witsch werden nicht zugeben, daß Montenegros Dynastie (Petro-
witsch Njegos) für die Serbensache mehr geleistet hat als dieBrut
des Schwarzen Georg; und Held Nikola, der den schönen Gestus

liebt, wird sich nicht leicht entschließen, auf Peters, seines Schwiegersohnes, Thron zu klettern. Aber beide Herrscher sind alt und der Czernagorzenprinz Mirko hat Nathalie Konstantinowitsch, eine Großnichte Milans von Serbien, geheirathet und, als er sein Erstgeborenes am Fenster denLandsleuten zeigte,gerufen:«Durch diesen kleinen Leib fließt mein Blut und das der Obrenowitsch?« Einstweilen würde dieEinheit derWirthschaft,Verwaltung,Diplomatie genügen. Das wäre, mitMakedonien, noch nicht das Großserbien, dessen Entstehung die Gebieter am Ballhausplatz zu hindern gelobten. Und das Piemont der serbischen Sprachgemeinschaft? Wenn Oesterreich-Ungarn klug ist, ist es auch stark.

»Die Wahrheit ist im Wein: Das heißt: In unseren Tagen
muß Einer trunkenfein, um Lustzu haben, dieWahrheitzu sagen."

Trotz RückertsMahnung hat hier einnichtTrunkener gewagt.auszusprechen, was ihm Wahrheit scheint. Einer, der Oesterreichern freundliches Erlebniß dankt, 1908,1912 und 13 als ein Einsamer, ein Monomachos ohne Kronreif, für Oesterreichs Recht sich ins Feuer gestellt hat und sich der Menschheit des schönenLandes heute nicht minder befreundet, eben darum aberzu aufrechterRede verpflichtet fühlt. Noch in härtester Zeit. Vierundfünfzig Millionen Kronen an dieTürkei; dreimal Mobilmachung, dreimal, Monate lang, Präsenz undBereitschaft zum Krieg; Verluste durch Boykott (türkischenundserbischen)undSchwindsuchtdesBalkangeschäftes, des sür Oesterreich-Ungarn wichtigsten; in der Spanne von sieben Tagen viermal wildeste Börsenpanik; Verzicht auf den Vormarsch nachSüdost:Bosnienward theuer bezahlt.Und follReichslandder Habsburger bleiben. Warum aberdas VehmgedröhngegenRäuberundMörder?Damit auch derRussenkaiser,der dieMeuchler verabscheut, seinAntlitz vonSerbienwegwende?Thäte ers heute: ermüßte esmorgen bereuenzund nach der erstenNiederlageSerbiens würde die Jugend Rußlands den Willen des Zaren wie eine Kinderschanze zerstampfen. Italien hat seine Reserven einberufen. DerWeg durch Rumänien, dessen Irredenta sich regen möchte, ist offen. Nicht jeder katholische Kroat sieht im orthodoxen Serben den Totfeind. Und wer Euch vorplärrt, daß Deutschland Schwertwille in alle Wege mit Euch sei, Der lügt; oder schwört blind auf Gedrucktes. Horchet! Euer Troß schreit so laut, um die Frage zu überheulen, ob dem Deutschen Reich nicht die Schicksalsstunde geschlagen habe, die es aus klemmendem Drang lösen kann. .
so

Psychologen und Philosophen.
!,n Göttingen tagte vom fünfzehnten bis zum achtzehnten April
der Kongreß für Experimentelle Psychologie und unmittelbar
darauf wurde in Halle der zehnjährige Bestand der Kantgesell«
schaft unter sehr zahlreicher Betheiligung der Mitglieder in wür-
diger und zugleich sehr anregender Weise gefeiert. Ich habe beide
Tagungen mitgemacht und dabei Gelegenheit gehabt, viele Psycho-
logen und Philosophen beisammen zu sehen. Meistens saßen sie
ganz friedlich neben einander. Einmal jedoch platzten die imma-
nenten Gegensätze auf einander und mitunter war für den Kenner
ein versteckter Kampf deutlich bemerkbar. Von den Eindrücken, diel
ich auf diesen zwei Kongressen empfangen, und von Dem, was ich
mir dabei gedacht habe, möchte ich nun Einiges mittheilen.
In Göttingen kamen vor Allem die Psychologen im engeren
Sinn zu Wort. Das sind Diejenigen, welche im Laboratorium ar-
beiten. Professor Georg Elias Müller, einer der strengsten und
exaktesten Forscher auf diesem Gebiet, hatte fast ausschließlich Vor-
träge über experimentelle Untersuchungen zugelassen. In seiner
temperamentvollen Eröffnungrede sagte er uns, daß wir keinerlei
Ansprachen und Begrüßungen zu erwarten haben und daß der
Kongreß ein richtiger Arbeit-Kongreß sein solle. Man konnte
sehen, daß die Experimentelle Psychologie ihr ursprüngliches Ar-
beitgebiet, die Analyse der Sinneswahrnehmungen, weiter bear-
beitet und sich dabei immer verfeinerter Methoden und kompli-
zirter Apparate bedient. Stumpf (Berlin) und Iaenfch (Mar-
burg) konnten über sehr exakte Experimente auf dem Gebiete der
Tonlehre berichten. Ziehen (Wiesbaden) und Hacker (Göttingen)
theilten ergebnißreiche Versuche über den Hautsinn mit. Von all-
gemeinerem Interesse war ein Vortrag von Dr. Gutzmann (Ber-
lin), dem bekannten Spezialisten für die Behandlung von Sprach«
störungen. Er sprach über die Beziehungen der Gemüthsbewe-
gungen und Gefühle zu Störungen der Sprache und berichtete
aus der reichen Fülle feiner Erfahrungen über Fälle, wo den Kin-
dern durch ungeschickte Behandlung im Elternhaus oft die Freude
am Sprechen so arg verleidet wird, daß vollkommene Sprachlosig-
keit eintritt. Er bezeichnete die Sprache des Kindes sehr treffend
als eine Art von Ventil, das den Gemüthsbewegungen als will-
kommener Ableitungweg dient. Ich konnte in den Diskussionen
seine belehrenden Ausführungen durch die Erfahrungen beiTaub-
ftunnn-Blinden bestätigen und ergänzen.
Charakteristisch für die göttingerTagung war die relativ starke

Beachtung der Thierpsychologie, die hauptsächlich durch amerikanische Forscher wie Morgan und Iennings zu einer wirklichen Wissenschaft erhoben wurde. Dr. Pfungst aus Berlin berichtet von sehr interessanten Versuchen über die Spürfähigkeit der Polizei-» Hunde. Da zeigte sich daß das Witterungvermögen keineswegs mit so unfehlbarer Sicherheit operirt, wie meistens geglaubt wird. Es kam sehr oft vor, daß der Hund die Spur Dessen, von dem er Witterung genommen hatte, verließ, auf eine andere überging und den Anrechten erwischte. Auch von den elberfelder Pferden und Pom Mannheimer Hund war die Rede, doch leider kam es nicht zu der von vi-, Pfungst beantragten Einsetzung einer wissenschaftlichen Prüfung-Kommission. And doch wäre es höchste Zeit, daß endlich einmal durch ganz exakte wissenschaftliche Beobachtungen und Versuche die vielen Mißverständnisse in Bezug auf die „denkenden" und „rechnenden" Thier« aus der Welt geschafft würden.
Die Experimentelle Psychologie hat in den letzten Jahrzehnten ihr Gebiet sehr erweitert. Die von William Stern in Breslau begonnenen Forschungen über die Psychologie der Zeugenaussage haben in juristischen Kreisen sehr anregend gewirkt und dort eine ganze Reihe ähnlicher Untersuchungen hervorgerufen. Die Anwendung der experimentellen Methode auf die Unterrichtslehre hat sich zu einer eigenen Wissenschaft, zur „Experimentellen Paedagogik" ausgestaltet. Eben so wird die von V. Fechner begonnene „Experimentelle Aestlhetik" sehr gepflegt. Von Alledem war in Göttingen wenig zu merken. Zwar wurde ein Sammelreferat über die Psychologie der sprachlichen Unterrichtssachen gehalten, allein darin war fast ausschließlich von den Methoden des Lese« und Rechtschreib-Unterrichts und daneben nur von den elementarsten Phasen des fremdsprachlichen Unterrichtes die Rede. Ich kann mich bei den meisten solcher Untersuchungen des Eindruckes nicht erwehren, daß sie gewöhnlich nur Das zu Tage fördern, was den Lehrern durch die unmittelbaren Bedürfnisse der Lehrpraxis schon lange vertraut war. Nun habe ich selbst in meiner dreißigjährigen Thätigkeit alsLehrer der altenSprachen gefunden,daß eine psychologische Grundlegung derGrammatik undInterpretation in hohem Grade geeignet ist, diesen Unterricht zu vertiefen und viel anregender zu gestalten. Die Psychologie kann also dazu beitragen, nicht nur die Methode des Sprachunterrichtes zu verbessern, fondern auch dessen Ziel und Wirkung Zu erweitern. Die psychologisch fundirte Philologie könnte dann thatsächlich die Schüler in die Werkstatt der Seele hineinsehen lassen. Davon war leider nichts zu hören; und deshalb muß ich gestehen, daß mich das mit Spannung erwartete Referat arg enttäuscht hat.

Zum weiteren Ausbau der von William Stern begründeten
und in einem umfassenden Werk meisterhaft dargestellten „Diffe-
renziellen Psychologie" ist dem Kongreß von Heymans (Tronin-
gen) ein Vorschlag zur experimentellen Feststellung individuell«
psychischer Eigenschaften unterbreitet worden. Möglichst viele Per»
sonen sollen nach der selben Methode auf eine ganz bestimmte
Eigenschaft untersucht werden. Gewählt wurde die Fähigkeit zur
willkürlichen Aufmerksamkeit-Konzentration. Das von Stern und
Lipmann geleitete Institut für Angewandte Psychologie hat ent«
sprechende Fragebogen ausgearbeitet und will sie an alle Mit»
glieder der Gesellschaft versenden, die sich bereit erklären, einige
Personen ihrer Bekanntschaft auf diese eine Eigenschaft hin zu
untersuchen.
Das philosophische Ereignis; des Kongresses war der Bortrag
von Heinrich Maier aus Tübingen über „Psychologie und Philo-
sophie" und die sich daran schließende Diskussion. Professor Maier
zeigte gegenüber den Vertretern des logischen Apriorismus und
Absolutismus sehr überzeugend, daß die Logik, die Erkenntnis?»
theorie und die Ethik ohne psychologische Grundlegung gleichsam
in der Luft schweben, und faßte das Resultat seiner Darlegungen
in die Worte zusammen: „Das Ergebnitz ist, daß die Psychologie,
trotz ihrenl einzelwissenschaftlichen Charakter, auch mit den eigent»
lichsteni Aufgaben der Philosophie in engem, unlöslichem Zusam-
menhang steht. Dem Philosophen, der sich von der Psychologie
abwendet, bleibt nur übrig, sich eine eigene Psychologie zurechtzu»
machen." Im Verlauf seines Bortrages fand Maier auch die Ge»
legenheit, auf die vonHusserl, der in Göttingen lehrt, unter dem Na»
men „Phänomenologie" vertretene streng logistische Denkrichtung
hinzuweisen; er sagte: „Von da aus läßt sich auch zu Husserls
Phänomenologie und ihrer .Intuition' Stellung nehmen. Die
‚Wesenserschauung' ist, so weit sie wissenschaftlich unanfechtbar ist,
deskriptive Psychologie, die aber insofern einseitig bleibt, als sie
die Hilfe der erklärenden Psychologie ablehnt." Darauf erhob sich
Professor Husserl, der als Gast anwesend war, und erklärte mit
dankenswerther Entschiedenheit, daß so seine Meinung nicht sei.
Die Phänomenologie, meinte er, ist nicht Psychologie. Sie ist viel»
mehr dazu bestimmt, der Psychologie einmal Das zu leisten, was
die Mathematik der Physik geleistet hat. Das war deutlich und
kühn. Leider war die Zeit für die Diskussion so knapp bemessen,
daß es nicht möglich war, zu, den radikalen Ausführungen Husserls
mit der nöthigen Gründlichkeit Stellung zu nehmen. Der Gegen-
satz zwischen den psychologisch orientirten Denkern und den Philo-
8'

sophen, die jede psychologische Grundlegung der Philosophie entschieden iablehnen, ifft jehoch so stark und greift so tief in die kulturelle Bedetuung der Philosophie ein, daß ich gern die Gelegen« heit ergreife, die Leser der „Zukunft" auf die Tragweite dieses Streites aufmerksam zu machen.

Susserl ist einer der gründlichsten Vertreter des logischen Diese Denkrichtung beruht in letzter Linie ausKnem puM^ritische Erwägungen erarbeiteten festen Glauben an die logische Struktur des Menschengeistes. Wir begegnen diesem Glauben zuerst bei Platon und sehen bei ihm ganz deutlich, daß er aus zwei verschiedenen Quellen fließt. Religöse Borstel« lungen sind die eine, mathematische Deduktionen die andere dieser Quellen. Platons bekannte Lehre, daß unser Wissen eine Wiedererinnerung sei, beruht auf dem religiösen Glauben, daß die menschliche Seele schon vor ihrer Vereinigung mit dem Körper ezistirt hat. Damals war sie vom Blendwerk der Sinnenwelt noch nicht befangen und von Begierden und Leidenschaften noch nicht bewegt. In Folge ihres göttlichen Arsprunges und Wesens war sie deshalb dem Irrthum noch nicht unterworfen, sondern besaß die Fähigkeit, die reinen und ewigen Wahrheiten unmittelbar zu erschauen. Trotz ihrer Befleckung mit dem Körperlichen hat die Seele die Erinnerung an die damals geschauten Wahrheiten noch nicht ganz verloren und durch methodische Schulung vermag der Philosoph die Erinnerungfähigkeit der Seele zu steigern und sich zum geistigen Schauen der ewigen Wesenheiten oder Ideen hinaufzuläutern. Der sicherste Weg dazu ist, Das erkannte schon Plato, die Beschäftigung mit Mathematik. Er ließ deshalb auf das Thor der von ihm gegründeten „Akademie" die Inschrift setzen: „Keiner darf herein, der nicht Geometrie getrieben hat." Findet doch die Mathematik ihre Sätze nicht durch Abstraktion aus der Erfahrung, sondern durch freie Konstruktion von Raumgebilden und Zahlengrößen,

Kant nimmt den Gedanken Platons wieder auf. Die religiöse Grundlage seines Apriorismus zeigt sich zwar deutlicher in seiner Ethik als in seiner Erkenntnißtheorie, allein sie ist auch da zweifellos vorhanden. Zur Begründung seiner Lehre von de.r „reinen" Vernunft dient ihm vor Allem die mathematische Naturwissenschaft seiner Zeit. Hier fand er Sätze von unbestrittener Wahrheit, denen objektive Giltigkeit und strenge Nothwendigkeit zukam. Kant war nun überzeugt, daß die Erfahrung, also Ae,ünMM,.MKr» nehmun^ immer nur ThcttsüchliMeit, aber niemals NLMzeMigk^verbürgen könne. 'Me mathematischen Saße^gekten aber mit

strenger Genknothwendigkeit und werden auch durch die jErfahrung
immer bestätigt. Die Quelle dieser Nothwendigkeit und objektiven
Giltigkeit fand nun Kant in der „reinen", von der Erfahrung un«
abhängigen Vernunft. Er faßte den großartigen Plan, die Archi-
tektonik der reinen Vernunft zu entwerfen, und war überzeugt,
daß er in seinem kritischen Hauptwerk die logische Struktur des
Menschengeistes vollständig bloßgelegt habe.
An Platon und an Kant knüpft der moderne Apriorismus,
der in der philosophischen Welt Deutschlands immer mehr An«
Hänger gewinnt, mit vollem Bewußtsein an. Der religiöse Ar«
sprung dieser Denkrichtung derrüth sich noch heute darin, daß sie,
wie ich schon mehrfach gezeigt habe, eine latente Metaphysik ent«
hält. Wenn die logische Struktur des Menschengeistes nicht, wie
wir Psychologiffen meinen, ein Entwickelungprodukt ist, ^oMe^n
zu den Urfunktionen der Vernunft gehört, so muß die Vernunft
ihre Aafflgkeit „der^letzte Probirsrein der Wahrheit zu sein" als
Gnadengeschenk von ibr«u ^Itlichen^ SchöpAr erhalten haben.
Nun ist für mich (Das muß ich zur Vermeidung von Mißverständ«
nissen mit voller Offenheit aussprechen) Metaphysik durchaus
kein Beweis von Ilnwissenschaftlichkeit. Ich glaube im Gegentheil,
daß die Erfahrung, die ich als die einzige Quelle wissenschaftlicher
Erkenutniß betrachte, der Ergänzung bedarf und daß die Philo«
sophie eben dazu berufen ist, den Sinn der Wissenschaft zu deuten
und dadurch den Lebensinhalt zu bereichern; und zü vertiefen. Dar«
um trete ich eben dafür ein, daß Metaphysik sich als Metaphysik
gebe und sich nicht hinter den wissenschaftlicher klingenden Namen
einer Erkenntnitztheorie oder Werthlehre verberge.
Nnter den Vertretern des modernen Apriorismus nimmt
Professor tzusserl eine eigenartige, sehr interessante und sehr ein«
flußreiche Stellung ein. Er war vor dreißig Iahren hier in Wien
ein bevorzugter Schüler Franz Brentanos und deshalb durchaus
psychologisch orientirt. Seine gründlichen mathematischen Stu-
dien und seine Bemühungen, eine Philosophie der Arithmetik
zu begründen, haben ihn, wie er in der Vorrede zu seinen „Logi«
schen Nntersuchungen" selbst sagt, auf andere Wege geführt. Die
moderne Mathematik hat sich von der Anschauung viel weiter
entfernt, als es in Kants Zeit geschah. Sie konstruirt Gebilde, die
überhaupt nicht mehr anschaulich vorgestellt werden können, und
leitet Sätze ab, die durch dis Erfahrung weder bestätigt noch wider«
legt werden können und dennoch in Folge der logisch strengen Ab«
leitung für den Mathematiker unbedingte Geltung haben. Hier
liegt in vollendeter Form Das vor, was Ernst Mach die Anpassung

der Gedanken an einander nennt. Die von Mach viel höher gewerthete Forderung einer Anpassung der Gedanken an die Thatsachen wird hier gegenstandlos, weil eben nicht mit Thatsachen, sondern nur mit Gedanken-Konstruktionen operirt wird.
Dadurch wurde das Vertrauen in die konstruktive Kraft des Senkens, das gleichsam aus sich selbst Wahrheit produzirt, in hohem Grade gesteigert und die Meinung erweckt, daß die mit so großer Sicherheit erschauten Sätze objektiv gegebene Wirklichkeiten repräsentiren. Getragen von dieser hohen innern Sicherheit, geht nun Husserl mit kühnem Wagemuth daran, die in der Mathematik bewährte Methode zu einer UgMesis universalis zu erweitern und so eine neue „reine" Logik und allgemeine Wissenschaftlehre zu begründen. Unterstützt wird Husserl dabei von einem durch seine frühere intensive Beschäftigung mit Psychologie gewonnenen sehr scharfen Blick für Das, was in seinen eigenen Denkerlebnissen thatsächlich enthalten ist. Ich habe diese starke psychologische Begabung Husserls in einem Buch, in dem ich seine logischen Deduktionen entschieden bekämpfen mußte, anerkannt und bemerkt, daß Husserl, der durchaus nicht Psychologe sein will, trotzdem dort, wo er Psychologie treibt, fast immer Richtiges und Bedeutsames zu finden weiß. Er isk, so zu sagen, ein, Psycholog wider Willen.
Für seine neue Wissenschaftlehre hat Husserl den Namen „Phänomenologie" gewählt. Durch Aufzeigung und Aufklärung Dessen, was in den Erkenntnißakten wirklich oder, wie Husserl sagt, „originär" gegeben ist, und durch strenge Scheidung der Erkenntnißakte von den Erkennwißinhaltsn sollte das Wesen und sollen die obersten allgemeinsten und unbedingt giltigen Voraussetzungen alles wissenschaftlichen Forschens bloßgelegt und mit voller Evidenz erschaut werden. In einer seiner letzten Arbeiten hat Husserl als Grundlage einer solchen Phänomenologie die„We° senserschauung" bezeichnet. Was er damit meint, läßt sich an folgendem Beispiel verständlich machen. Vor meinem Fenster steht ein Baum. Indem ich meinen Blick darauf richte, sehe ich einen Raum erfüllenden Körper von bestimmter Gestalt, Größe, Gliederung und Färbung. Er hebt sich deutlich von der Umgebung ab und es entsteht in mir ein individuell bestimmter Eindruck. Prüfe ich aber Das, was in mir dabei vorgeht, genauer, so finde ich noch viel mehr. Ich weiß mit unmittelbarer Sicherheit, daß, dieses individuell bestimmte und individuell gefärbte Ding ein Baum, und ich weiß auch daß es eine Pflanze ist. Ich sehe also nicht nur dieses einzelne Ding, sondern ich sehe gleichsam auch die Art und die Gattung, zu der es gehört. Diese Einficht, die

beim entwickelten Intellekt ganz unmittelbar mit dem sinnlichen
Eindruck zugleich gegeben ist, nennt tzusserl „Wesenserschauung"
oder „Wesenserfassung", tzusserl legt besonderen Werth darauf,
festzustellen, daß dwse Wesenserschauung wirklich Anschauung und
nicht etwa ein komplizirter Denkakt sei. Das „Wesen" ist mir
eben so „originär" gegeben, ist eben so ein von mir unabhängiger
„Gegenstand" wie das wirkliche Einzelding selbst.
Für Das, was er als „Wesen" bezeichnet, wählt tzusserl den
terminologisch nach unverbrauchten griechischen Ausdruck „Eidos",
ein Wort, das bei Aristoteles die Art bezeichnet, der ein Einzel»
ding angehört, und zugleich auch die „Form" in Gegensatz zum
„Stoff". Wir haben nun die Fähigkeit, unsere Aufmerksamkeit
sowohl auf das thatsächlich vorhandene Einzelding als auch auf
das darin enthaltene „Wesen" oder „Eidos" zu konzentriren, und
daraus ergiebt sich für tzusserl der grundlegende Unterschied zwi«
schen Thatsachenwissenschaften und „Wesenswissenschaften", die
sich aus der fortgesetzten und ausschließlichen „eidetischen" Betrach-
tungweise ergeben. Als Musterbeispiele für Wesenswissenschaften
werden meistens die Mathematik mit ihren Theildisziplinen und
die formale Logik angeführt. Zwischen diesen beiden Arten von
Wissenschaften besteht nun nach tzusserl <in eigenartiges Verhält-
nis; „Alle eidetische Wissenschaft", sagt er, „ist prinzipiell von aller
Thatsachenwissenschaft unabhängig." Wenn der Geometer szine
Striche an die Tafel zeichnet, so kümmert er sich gar nicht darum,
ob solche Figuren irgendwo in der Welt vorkommen. Er leitet aus
dem Wesen des Dreiecks seine Eigenschaften ab und ist dabei in
keiner Weise an die Erfahrung gebunden oder von ihr beeinflußt.
Die Sätze, die er findet, gelten ganz unabhängig von jeder Ersah»
rung, Anders aber verhält es sich mit den Thatsachenwissenschaf-
ten. „Es giebt keine, die als Wissenschaft voll entwickelt, rein sein
könnte von eidetischen Erkenntnissen und somit unabhängig sein
könnte von den, sei es formalen oder materialen, eidetischen Wis-
senschaften." So ist, zum Beispiel, die Physik, eine Thatsachen-
Wissenschaft, erst dadurch zur Exaktheit gebracht worden, daß die
Wesenswissenfchaft der Mathematik ihr die Grundlagen und Me»
thoden gegeben hat. In ähnlicher Weise soll dereinst die That»
sachenwissenschaft der Psychologie durch eine ihr entsprechende We-
senswissenschaft zur vollen EntWickelung gelangen. Dies zu leisten,
ist die Aufgabe der Phänomenologie, an deren Begründung und
Ausgestaltung tzusserl schon mehrere Jahre arbeitet. Er ist offen-
bar davon überzeugt, daß es auch für das psychische Geschehen eine
„Wesenserschauung" giebt, die den bleibenden Kern der seelischen
Vorgänge mit unmittelbarer Evidenz zu erfassen und auf diesem

Wege zu allgemeinen und nothwendig giltigen Sätzen zu gelangen vermag, die das Seelenleben und seine Produkte mit vollkommener Klarheit und Sicherheit zu bestimmen gestatten.
Ich gestehe unumwunden, daß ich in dem groß und tief angelegten Gedankenbau Husserls eine ganz ungewöhnliche Kraft und Energie des Intellekts finde, die Bewunderung verdient und geeignet ist, auf begabte junge Leute mächtig zu wirken. Husserl hat ja auch schon eine Schule gegründet, die seine „Phänomens» logische" Methode auf die Ethik und Aesthetik anzuwenden beginnt. Der kühne Wagemuth, der der menschlichen Vernunft die Fähigkeit zuschreibt, das Wesen^ der^Hinge".zu schMie^W^aZ-solüt?W^I)rHeiten zu finden,'ist eine psychologisch sehr interessante Krjcheuiung des philosophischen Denkens der Gegenwart.
Trotzdem sagte ich in Göttingen, daß ich eine Phänomenologie, die als „Wesenswissenschaft" der Psychologie Das zu leisten unternimmt, was die Mathematik der Physik thatfächlich geleistet hat, für vollkommen unmöglich halte. Ich halte sie deshalb für unmöglich, weil die „Wesenserschauung", die bei scharf abgegrenzten Objekten der Außenwelt und bei streng definirten mathematischen Gebilden thatsächlich allgemeine und sichere Erkenntnisse liefert, in der Psychologie geradezu verhindert, das „Wesen" der seelischen Vorgänge richtig zu erfassen. Das Psychische ist kein Sein, sondern ein Geschehen. Wer hier scharf abgrenzt und gewaltsam isolirt, Der vollzieht nicht eine aufschlußreiche Zergliederung, sondern eine das Wesentliche verhüllende Zerstückelung. Wer das Denken aus dem Mutterboden des Trieb- und Gefühlslebens herausreißt, aus dem es erwachsen ist und aus dem es immer noch seine Kraft, seine Richtung und seine Nahrung hat, Der vermag eben keine „Wesenserschauung" des Denkens zu vollziehen. „I^a laZi^us est lg, loAicius clss solides" hat unsBergson gelehrt und damit gezeigt, daß die logische Ordnungthätigkeit und die logische Stabilisirung dort versagt, wo ununterbrochene Kontinuität, vollständige Durchdringung und schöpferische Ent-Wickelung das Charakteristische sind. Jeder neue Versuch, das Seelenleben durch eine Statik der Begriffe gewaltsam zum Still-stand^zu bringen und die ihm wesentliche Zeit daraus zu eliminiren, ist für mich ein neuer Beweis, daß in der Psychologie nur genetische und biologische Betrachtungweise das Verständnis; zu erschließen vermag. Die Wesenserschauung ist dort, wo sie thatsächlich stattfindet, ein Entwickelungprodukt. Sie setzt sich aus festgewordenen Assoziationen und sozialen Verdichtungen zusammen, die als Niederschlag der Erfahrungen und der Ordnungarbeit

Vergangener Generationen den Inhalt der gegenwärtig wirksamen Sinneseindrücke bereichert, vertieft und praktisch verwendbar macht. Die Vertreter des Apriorismus sind in einem Verhängnis;-
vollen Irrthum befangen, wenn sie an eine ursprünglich gegebene logische Struktur der Vernunft glauben. Unsere Erkenntnisse sind vielmehr Errungenschaften der lebenerhaltenden und lebenfördernden Thätigkeit des Geistes, den seine biologische und seine soziologische Struktur befähigt, durch gemeinsame Arbeit die Naturkräfte in immer weiterem Umfang in den Dienst des Menschen zu stellen. Vielleicht gelangen wir durch bewußte Anwendung der Denkökonomie (Ernst Mach) und der Menschenökonomie (Rudolf Goldscheid) einmal dazu, auch unsere Seelenkräfte besser und fruchtbarer verwenden zu lernen.

Es scheint, daß der alte Streit zwischen Parmenides und Heraklit, zwischen Sein und Werden, zwischen Statik und Dynamik sich heute unter den Schlagworten Apriorismus und Evolutionismus wiederholt. Karl Joel sucht in seiner inhaltreichen Rektoratsrede „Die Krisis in der Philosophie" zu zeigen, daß beide Denkrichtungen für die wissenschaftliche und philosophische Weiterentwickelung nothwendig seien. Ich selbst gebe zwar zu, daß der Hinweis auf das Konstante, Gleichbleibende auch in der Biologie, in der Psychologie und Soziologie eine gewisse Berechtigung hat und als Ordnungprinzip gute Dienste leisten kann. Das aber, was uns weiter bringt, was immeL neue Probleme aufdeckt und uns immer tiefer in das Wesen der geistigen Welt blicken läßt, sind nach meiner immer mehr gefestigten Neberzeugung doch nur psychologische Untersuchung, evoluttonistische Denkrichtung und vor Allem soziologische Betrachtungweise. Die Vertreter des Apriorismus verwenden meiner Ansicht nach eine sehr tiefgründige und sehr anstrengende Denkarbeit auf unlösbare Probleme. Bei ihnen ist gerade so viel förderliche Philosophie anzutreffen, wie sie an psychologischem Tiefblick aufbringen. Leider haben sie sich jetzt zu einer Art von philosophischer Aristokratie zusammengeschlossen, die ein eigenes philosophisches Organ und eine eigenei„Einstellung" zu besitzen glaubt, mit deren Hilfe man aus sich selbst heraus zu absoluten Wahrheiten gelangen kann. Sie schreiben meist nur für einander und blicken mit starkem, aber wenig berechtigtem Selbstbewußtsein auf die philosophischen Demokraten herab, die sich redlich bemühen, durch immer weiter und tiefer greifende psychologische, historische und soziologische Untersuchungen das ungeheure Reich des Geistes Schritt vor Schritt allmählich zu erobern.

Mit solchen Gedanken fuhr ich von Göttingen nach Halle, wo

mir der Gegensatz von Psychologen und Philosophen noch einmal vor die Augen und vor die Seele treten sollte. Unter der Aegide Vaihingers wurde da der zehnjährige Bestand der Kantgesellschaft gefeiert. Vaihinger ist der Schöpfer, der Organisator, die Seele und das Gewissen der Kantgesellschaft. Durch seine gewinnende Freundlichkeit und Herzensgüte hat er es vermocht, daß nicht nur Anhänger des kantisirenden >Apriorismus, sondern alle Freunde der Philosophie sich in der Gesellschaft zusammenfinden und wohl fühlen können. Trotz seinem Augenleiden war er schon auf dem Begrühungabend anwesend, gab Auskünfte und vermittelte Bekanntschaften. Wirksam wurde er dabei von dem stellvertretenden Schriftführer der Gesellschaft, Dr. Liebert aus Berlin, unterstützt. Sonntag, am neunzehnten April, versammelten sich dieTheil» nehmer in einem großen Saal der Universität. Sehr schön wurde die Feier durch den Bortrag einer Klaviersonate von Herbart ein» geleitet, die nur als Handschrift aufbewahrt worden ist. Danach berichtete Vaihinger ausführlich über die Gründung und über die Entwickelung der Kantgesellschaft. Durch Unterstützung der Zeit» schrift „Die Kantstudien", durch Herausgabe selten gewordener philosophischer Werke, durch Ausschreibung von Preisaufgaben hat die Gesellschaft das philosophische Leben in Deutschland kräftig gefördert. In lautem und herzlichem Beifall brachte die Versamm» lung dem Gründer und unermüdlichen Förderer der Kantgesell« schaft ihren Dank und ihre Sympathie zum Ausdruck. Nach einer kurzen Pause folgte dann der erste der zwei Festvorträge. Professor Bruno Bauch aus Jena sprach über den Begriff des Naturgesetzes. Es war nicht nur mir, sondern auch vielen Anderen nicht möglich, dem Gedankengang, der sich in einer Sphäre hoher Allgemeinheit bewegte, zu folgen. Was ich heraushörte, war eine scharfe Polemik gegen den Psychologismus. Dabei fielen Bemerkungen, in denen mir der Vortragende zu sagen schien, daß die psychologisch orientirten Denker Kant gar nicht verstehen können und deshalb in der Kantgesellschaft eigentlich nichts zu suchen haben. Ich fühlte mich ein Wenig hinausgeworfen. Auch wunderte ich mich sehr darüber, daß der Redner eine der geistvollsten Definitionen des Begriffes Naturgesetz gar nicht erwähnte. Ich meine MLchs tiefgründige Auffassung, nach der di^Naturgesetze „ihrem Ursprungs nach Einschränkungen sind, dje. wir^>ii,l.^"der 'sys^T- ffMist^, Wff,rl5snr" Mach
will damit, wie er ausdrücklich sagt, auf die biologische Bedeutung der Naturgesetze hinweisen. Thatsächlich wird für den entWickelungsgeschichtlich orientirten Denker der ganze Vorgang der stetig

sich vermehrenden Naturerkenntniß durch diese Definition anschau»
lich und lebensvoll. Für das Kind und für den Urmenschen scheint
Alles aus Allem folgen zu können. Allmählich kommen die beut-
lichsten Regelmäßigkeiten zum Bewußtsein, der Kreis des zu Er-
wartenden wird kleiner, die Erwartungen werden zugleich be-
schränkte? und zuversichtlicher und, Dem entsprechend, das Auf«
treten und die Maßnahmen der Menschen sicherer und zweckmäßig
ger. Den Aprioriker aber geht das Alles nicht an. Er bewecit.M
^ichtun^ch^w^eMe^ das
Reich der lebendigen Wahrscheinlichkeiten, aus denen das wirk-
liche. ?eb?u, besteht, Mia Md„ mm ,d.M^KuUMn"FoMer,
Die Verstimmung, die sich nach dem Vortrag Bauchs meiner
bemächtigte, wurde wesentlich gemildert durch ein anregendes
Plauderstündchen mit einem der wenigen Gesinnungsgenossen,
die da waren: Professor Julius Schultz aus Berlin, der gegen die
immer mächtiger werdende apriorististische Strömung feinen und
meinen empirischen und psychologischen Standpunkt energisch und
wirksam vertheidigt. Seine Bücher „Die Psychologie der Axiome",
„Die drei Welten der Erkenntnißtheorie" und „Die Maschinen»
theorie des Lebens" haben allgemeine Beachtung gefunden,
Am Abend wurde uns zu Ehren die „Zauberflöte" gegeben,
wozu Baihinger einen eigenen Prolog gedichtet hatte. Er ver-
gleicht darin Kant mit dem Sonnenpriester, der die Königin der
Nacht besiegt und zum Lichtbringer wird. Das war sehr schön;
aber am Morgen war meine Verstimmung wieder da. Ich wollte
in einer öffentlichen Kundgebung, etwa einem Trinkspruch, mein
Dasein entschuldigen und andeuten, daß auch die psychologisch
orientirten Denker Kant verstehen und verehren können, Wäh»
rend ich nun über Form und Gelegenheit einer solchen Kund-
gebung nachdachte, hatte bereits die eigentliche Generalversamm-
lung begonnen. Die bei solchem Anlaß unvermeidlichen Zahlen
und Wahlen waren zum Glück bald vorüber. Professor Focken-
berg aus Erlangen berichtete dann in sachlicher, gründlicher und
dabei doch sehr anregenden Weise über die eingelaufenen Preis-
arbeiten. Das Thema war: Kants Begriff der Wahrheit und seine
Bedeutung für die erkenntnitztheoretischen Fragen der Gegenwart.
Den Anlaß zu dieser vor fünf Iahren gestellten Preisaufgabe
hatten, wie mir der Stifter des ersten Preises, Professor Imel-
mann aus Berlin, selbst sagte, die lebhaften Diskussionen über
den Pragmatismus auf dem Heidelberger Philosophenkongreß vom
Jahr 1908 gegeben, über die ich in diesen Blättern berichtet habe.
Von den zehn eingereichten Arbeiten hat keine die Preisrichter

ganz befriedigt; sie beschlossen deshalb, zwei zweite Preise zu» zuerkennen.

Professor Vorländer aus Solingen, der eine kurze Lebens» beschreibung Kants veröffentlicht hat, theilte dann Giniges über seinen Plan mit, eine ausführliche Kant»Biographie herauszu» geben. Jedes Wort zeigte, wie vollständig Vorländer sein Ma» terial beherrscht und mit welcher Liebe er sich in seinen Gegen» stand versenkt. Ich freue mich auf das versprochene Werk und wünsche nur, daß wir nicht zu lange darauf warten müssen.

Nun folgte der zweite Festvortrag. Professor Krueger aus Halle sprach über den Begriff des Werthes. Gerade mit diesem Gegenstand haben, sich in den letzten Iahren mehrere Vertreter des Apriorismus beschäftigt; sie glaubten, ganz unabhängig von psychologischen Antersuchungen zur Feststellung von absoluten Werthen zu gelangen, die unbedingt gelten, auch wenn Niemand in seinem Fühlen und Handeln dadurch bestimmt wird. Professor Krueger scheint mir nicht auf diesem Standpunkt zu stehen. Er hält eine psychologische Grundlegung der Werthlehre für noth» wendig und wußte darüber viel Anregendes und Originelles zu sagen. Ich war jedenfalls sehr erfreut, daß auch ein psychologisch orientirter Denker zu Wort gekommen war und sagte nach dem Vortrag zu Vaihingen „Proffessor Bauch hat uns Psychologen aus der Kantgesellschaft ausgewiesen, aber Professor Krueger hat uns wieder hineingeführt." Meine Verstimmungj war vorüber, mein Ausdrucksbedürfniß befriedigt und ich konnte ruhig abreisen.

Schließlich noch ein Wort zum universitätpolitischen Streit über die Errichtung selbständiger Professuren für Experimentelle Psychologie und die darin ausgedrückte Loslösung dieser Diszi- plin von der Philosophie. ,

Meine Meinung war vom Anfang an (und die Eindrücke in Göttingen haben mich darin bestärkt): die Experimentelle Psycho» logie umfaßt mit ihren Verzweigungen in die Gebiete der Paeda» gogik, der Aesthetik, der Jurisprudenz und der Medizin ein so großes Gebiet, daß sie wohl die Lebensarbeit eines Forschers und Lehrers in befriedigender Weise auszufüllen vermag. Auch giebt es ja schon in Deutschland und in Amerika Männer, die ihr gan» zes Können dem einen Ziel zuwenden. Sicherlich kann und darf keinem experimentellen Psychologen verwehrt sein, von seinem Ge- biet aus zu philosophischen Fragen vorzudringen. Also der Psy» chologe kann und darf Philosoph sein, er muß es aber nicht. Da» gegen scheint mir die Philosophie mehr als je der psychologischen Grundlegung zu bedürfen, wenn sie lebendige Philosophie werden

will. Alle großen Philosophen waren tiefe Seelenschauer. Wer
nicht den tiefen Blick in das Innere hat, Der kann vielleicht aus
Worten ein System bereiten und bei sich selbst und bei Anderen den.
Schein einer dialektisch gewonnenen absoluten Erkenntnis; erzeu»
gen. Für mich bleibt jedoch eine Philosophie, die nicht auf um»
fassender Erfahrung und tiefgründiger Seelenschau beruht, tot
an ihr selber. Es ist nur sehr zu fürchten, daß das in den letzten
Jahrzehnten so erfreulich erwachte Interesse für Philosophie sich
in Folge der zur Herrschaft gelangten spekulativen Richtung bald
wieder verflüchtigt. Deshalb dürfen wir empirische Demokraten
uns von dem Hochmuth der Aprioriker nicht einschüchtern lassen;
wir müssen weiterarbeiten an einer psychologisch begründeten,
wahrhaft lebendigen Philosophie.
Wien. WilhelmIerusalem.

Die frühen Stunden.
Die frühen Stunden. I. G. Schmitz (Ferdinand Sohn) in Köln.
DieKathedralen.
In das Geheimnis dunkler Kathedralen
verliert mein Fuß, sich fern vom Lärm der Gassen;
hier muß des Tages Helles Licht verblassen,
wo bleiche Kerzen bange Schatten malen.
Und Bilder blicken aus dem Dämmer nieder,
als schaure ihnen vor der Welt Gewühle;
der Holzwurm sägt im alten Chorgestühle
und von der Orgel summt es hin und wieder.
Die Ahnen sühnten hier einst Schuld und Fehle;
mir aber ists, als fühlte ich ihr Leben
wie Weihrauchdunst an dem Gemäuer kleben;
und das Vergangene zuckt durch meine Seele.
Kleist.
Ein Wanderer warst Du, der in tiefsten Nächten,
die ihm kein leuchtendes Gestirn erhellt,
gerungen mit der Seele finstern Mächten.

Die Zukunft.
Und um Dich her lag eine schöne Welt,
Du aber solltest nicht ihr König werden;
Da sankst Du nieder wie ein wunder Held,
Das ist das Los der Kämpfer hier auf Erden,
daß, allzu spät das Glück den Sieger krönt
mit hoffnungfrohen, lächelnden Geberden.
Auch Dich hat es im Leben nicht verwöhnt
mit Feierstunden reinster, höchster Wonne;
so nahmst Du Abschied, traurig unversöhnt.
Erst, als Du tot warst, kam die Morgensonne.
Ich weiß, nicht, wie es kam,
daß er mein Haupt in seine Hände nahm;
ich weiß, nur noch, daß es mich tief beglückt,
als einen Kuß, er auf mein Haar gedrückt.
Ich weiß nicht, wie es kam.
Es war ein wunderbarer Frühlingstraum
an einem Wintertag,
mir grünte die Natur, ein jeder Baum;
voll goldner Blüthe glänzte mir der Hag.
Und er so gut, wie heiterer Sonnenschein,
sein Helles Leuchten trat zu mir herein.
Und meine Seele drängte zu ihm hin,
ich muhte küssen, immer küssen ihn.
Kennt Ihr dies Glück? Es ist unendlich groß,!
Nun sitz ich hier und denk an ihn bei Tag und Nacht
und werde nimmer die Empfindung los,
welch eine Seligkeit er mir gebracht!
Daß, er mein Haupt in seine Hände nahm,
ich weiß, nicht, wie es kam;
weiß, nicht, wie oft er meinen Mund geküßt,
wie oft sein kühnes Auge mich gegrüßt.
Weiß nur, daß er mich nahm!
Köln. KarlSalm.
Mädchenglück.

Revanche,

Revanche.

aoul Henri Rochette, der große Schwindler, hat sich gerächt. Er wurde der Held einer Affaire und das Kennwort einer Kommission. Das selbe Paris, das ihn vor sechs Iahren den Klauen des Untersuchungrichters entriß, ist das Opfer seiner Rache geworden. Frankreich hat eine Perle aus seiner Krone verloren: die Glorie seines Reichthums. Und dieser Verlust war von einer gewaltigen Erschütterung der Börse und einer künstlich gesteigerten Panik gegen die Banken begleitet. Nochette ließ den ersten Schwärmer krachen und über die „Beraubung des französischen Volkes" zetern. Er weiß, wie man fremdes Geld behandelt, und hatte ausgerechnet, wie groß der Schade gewesen sei, den Frankreich durch die Emissionen der letzten zwanzig Jahre erlitten habe. Resultat: zehn Milliarden. Eine runde Zahl, die sich bequem als Wurfball verwenden ließ^ Jedenfalls blieb sie in der Erinnerung haften. Und die sozialistische Presse sorgte dafür, daß die statistischen Enthüllungen des Geldstrategen durch Einzelheiten ergänzt wurden. Der erste Bluff, den Rochette zumBssten seiner eigenen werthenPerson beabsichtigt hatte, war ihm gelungen. Der Prozeß wurde sä (?älsnäas ,Srss«äs vertagt und Raoul Henri hatte Zeit, zwischen sich und das ungastliche Frankreich den Ozean zu legen. Er ging nach Mexiko; wurde der Freund und Rathgeber Maderos, der von dem viel klügeren Franzosen allerdings nicht lernte, wie man Geld macht; floh, von Madero verrathen, nach dem Norden und trieb sich lange in Mittelamerika Herßum. Dann lockte ihn die Sehnsucht nach dem goldenen Boden der belle ?rsvOe in die Heimath zurück. Doch blieb er noch ein Weilchen in der Schweiz, bevor er sich in die Nähe Lutetiens wagte. Hart an der Octroigrenze miethete er sich ein, um dem Schauplatz, seiner künftigen Heldenthaten möglichst nah zu sein. Er hat sich einen beträchtlichen Rest von Schöpferkraft bewahrt und wird seine unleugbare Intelligenz weiter in den Dienst des Kapitals stellen. Auch der zweite Bluff, der gegen jdie Hohe Finanz gerichtete, hat gewirkt. Denn die Hetze, mit der kleine Boulevardblätter dem biederen Rentner den Schlaf für Wochen raubten, war die geradlinige Fortsetzung des von dem Feldherrn Rochette geführten Krieges. Im Börsensaal wähnte man sich auf einen Sportplatz für Schwerathletik versetzt, der von geworfenen Gegnern bedeckt ist. Und dann kam das Schlimmste: das Gerücht, daß, die goeists ttsllsrsls, das dem Kapital nach größte Kreditinstitut der Welt (die Notenbanken sind ausgenommen), durch innere Mängel genöthigt sei, einen Posten des noch nicht eingezahlten Stammkapitals einzufordern. Die Bank hat ein Aktienkapital von S00 Millionen Francs. Davon ist die Hälfte bezahlt. Sprach das Gerücht Wahrheit, dann mußte man annehmen, daß eine Spannung in den Varverhältnissen der Loeists entstanden sei. Aber das Gerücht log; es sollte die Erregung

des Publikums steigern und einen Run gegen die Locists Lensrals be-
"wirken. Der wäre natürlich das Signal zu einem Krach gewesen: nnd
den wollten die Baissiers. Zum Glück ^entschloß, sich daFDirektoriumcher
Bank sofort zu öffentlicher Abwehr, Der Gouverneur der Bank von
Frankreich wurde ersucht, über die Verhältnisse der Looists Lsusrale
Auskunft zu geben; und diese Auskunft ließ, die Hetzreden schnell ver-
stummen. Auch der Präsident der Looiets erklärte, daß, sie neues Geld
nicht brauche. Die Liquidität der Bilanz sei durchaus zulänglich. Die
LooistS lZellsrsIs arbeitet, nach dem letzten Ausweis, mit fremden Gel-
dern im Gesammtbetrag von 1918 Millionen Francs. Darunter sind
472 Millionen täglich kündbare Depositengelder. Leicht wäre es also
nicht gewesen, einem Ansturm auf die Kassen Stand zu halten. Die
Bar- und Wechselbestände hätten aber zur Auszahlung der Guthaben
reichlich genügt. Immerhin ists weit gekommen, wenn ein Institut von
dieserMacht und Tradition sichzuidoPpelterRechtfertigung vor der lieben
Öffentlichkeit bequemen muß. Vor sechs Monaten hätte Niemand Sol-
ches für möglich gehalten. Daß, es möglich wurde und nöthig schien, daß
all die bösartigen Artikel und Schmähbrochuren nicht wirkunglos zu
Boden fielen: Das hat, mit seinen Künsten, der Herr Rochette erreicht.
Der ganze Vorgang ist der Rede Werth, Ein intelligenter Hoch-
stapler setzt 200 Millionen Francs in Bewegung, täuscht Gebildete und
Angebildete, Kluge und Dumme, Reiche und Arme: und wird bewun-
dert. Eine Bank, die Hunderte von Millionen des Volksvermögens
verwaltet, glaubhafteBeweise ihrer Zahlungfähigkeit erbracht und einen
weithin sichtbaren Platz unter den großen Geldinstituten Frankreichs
erobert hat, wird mißtrauisch angesehen und ist gezwungen, sich öffent-
lich zu vertheidigen. Henri Rochette brauchte nur sein Dulderhaupt hinter
dem Gitter desZellenfensters zu zeigen, um das KersammelteVolkimIn-
nersten zu rühren. Der besondere Seelenzustand der Franzosen, der sich
daraus ergiebt, hat ihren Banken ermöglicht, Papiere jeder Farbe unter
die Leute zu bringen. Von dieser! Sünde kann Niemand sie freisprechen.
Die französische Industrie hat ihre Neberlegenheit nur da gewahrt, wo
sie in den Bezirk des Luxus reicht. Etwas von diesem Modeparfüm
haftete auch am Wesen des französischen Kapitalismus und hat ihn in
üblen Geruch gebracht. Paris ist ein Dorado für internationale Speku-
lanten. Ein Knäuel von Beziehungen, die mit allerlei Engagements
belastet waren, bedeckte die „verbündeten und befreundeten" Börsen:
Paris, London, Petersburg. Und diese Gemeinsamkeit der Neigungen
drückt sich auch in der Art der westöstlichen Börsenerkrankung aus. Die
Effektengeschäfte der drei Nationen waren so in einander verfilzt, daß,
jedes an einer Stelle entstandene Leiden bald wie eine Epidemie aus-
sah. Mexiko, Südamerika, Kanada: überall die selbe Couleur. Peters-
burg bezog all die schönen Sachen vis Paris und setzte dem liebenFranz-
mann, um sich dankbar zu zeigen, seine russischen Papiere vor.
Daß, in London, während Paris sich seines Neberschusses an Ero-
ten zu entledigen suchte, eine Gewaltkur ähnlicher Art durchgeführt

Revanche,
1«l
'wurde, war nicht Zufall, Als die pariser Bankfirma De Neufville S
Co. zusammenbrach, mußte ein englischer Großspekulant in Südameri-
Fanern und Canadians gestützt werden. Rothschild leistete, mit anderen
„starken Händen", die nothwendige Hilfe. Damit schien die Sache er-
ledigt. Man erfuhr nicht einmal den Namen des kranken Mannes.
Die Cith athmete auf. Aber die beruhigende Anonymität konnte nicht
gewahrt werden. Das alte londoner Bankhaus Chaplin, Milne, Gren-
fell 6 Co, stellte seine Zahlungen ein und man erfuhr, dak einer der
^Inhaber, Mr. Artur Grenfell, der Spekulant gewesen sei, dessen Enga-
gements denMarkt bedroht hatten. Mit ihm fiel die fast hundert Jahre
alte Bankfirma und zog noch ein anderes Institut, die Canadian Agen-
ch, in den Abgrund, Die kanadische Agentur des Hauses Grenfell S
Co. war die Trustgesellschaft für die kanadischen Geschäfte und Betheili-
Hungen. Sie hatte Erfolg, so lange der Kanada-Zauber, von dem ja
'ftuch das deutsche Kapital Einiges zu spüren bekam, wirkte. Durch den
Kurssturz der Canadian Pacific-Shares und die Geldkrisis, die in der
Dominion ausbrach, wurden die Beziehungen zudem Märchenland! arg
getrübt. Die Verbindlichkeiten des Mr. Grenfell werden auf fünf Mil-
lionen L geschätzt. Das sind hundert Millionen Mark!
Diese Entladungen ließen erkennen, wie verschieden die Haltung
des französischen und des englischen Publikums war. In London gabs,
obwohl es sich nicht gerade um Sixpence handelte, weder eine Börsen-
paniknoch einGassengeschreivonWeltuntergang und britischem Staats-
bankerot. Leise senkte sichrer rettendeArm,um das führerlos gewordene
Effektenpacket zu halten. Diese Art der Sanirung ist beste englische
Tradition. Rothschild und die Bank von England sind alte Nothhelfer.
Als die größte Diskontobank des Vereinigten Königreiches, die Firma
Overend, Guerneh S Co., im Jahr 1866 in Schwierigkeiten kam, waren
die beiden Retter auf ihrem Posten, Damals hatte allerdings Roth-
schild die Hauptarbeit zu thun; denn die Bank von England mußte, um
den aufgestörten Geldmarkt nicht ohne Stütze zu lassen, ihre Verfassung
>siir eine Weile außer Kraft setzen. Nur dadurch kannte sie die nöthige
Cllbogenfreiheit gewinnen. Die berühmte Peel Akte war selten zum
Schweigen verurtheilt. In den Tagen der Baringkrisis, die 1830, auch
in Verbindung mit einer südamerikanischen Katastrophe, zum Ausbruch
kam, blieb der „Bank" das Schlimmste erspart. Sie entlieh von der
^Sonque de France ein paar Millionen Pfund in Gold und kam mit
dieser Vorsichtmaßregel über den Berg, Wenn im englischen Banken-
bezirk Unordnung' entsteht, hat man das Gefühl, der Glaube an eine
atte, liebe Legende werde zerstört. Die londoner Cith und englische De-
positenbanken sind ja das Vornehmste, was man dem Besucher zeigen
kann. Dazu kamen, als Allerfeinstes, die Konsols. Von all diesen Ver-
zierungen sind im Lauf der.letzten Jahre Stücke abgebrochen worden.
Die „Goldgeränderten" haben ihren Nimbus verloren. Sie zeigten
nicht nur die selben labilen Eigenschaften wieandere Staatspapiere, son-
dern erwiesen sich sogar als böseFeinde derBankenherrlichkeit. ImIahr
s

, 1911 gerieth die Birkbeck-Bank in Konkurs; auch die Vorkshire Pennt) Wank in Leeds mußte die Feuerwehr rufen. Beide Banken hatten eine breite Depositenkundschaft. Die Bank in Leeds kam über die Störungen, weg. Sie konnte sich wieder in die Höhe richten. In beiden Fällen hatte die Entwerthung der Konsols, in denen ein großer Thell der Bankengetder angelegt war, den Kurzschluß der Liquidität bewirkt.

Was sich in Paris und London abspielt, rächt manche unbillige Kritik, die Berlin erdulden mußte. Deutschland ist von den Gewittern >in Mexiko und Südamerika kaum gestreift, sein Geldmarkt durch die Erlebnisse großer Auslandbörsen nicht verwüstet worden. Nur in den Vereinigten Staaten ist man bemüht, der deutschen Finanz Etwas vom. Ruf der bestenBereitschaft abzuknöpfen. Amerikanische Bankiers lassen sich über die große Goldausfuhr der Nnion interviewen und weisen auf die Nützlichkeit dieses Exports für Europa, besonders für die londoner Eity, hin. Die Goldabgabe an die Alte Welt ist Thatsache. Nur hängt sie mit der eiligen Rückwanderung von^ Vankeewerthen zusammen. DaK ist die Kehrseite der Goldbewegung. Die Vereinigten Staaten werden noch immer mit ihren eigenen Papieren überschwemmt, die sie dem europäischen Kapital einst so freigiebig gespendet haben. Das rächt sich nun und'nimmt lieber amerikanisches Goldi/als Shares und Bonds. !Fm Aebrigen konnte sich die Bank von England, der durch Frankreich und Mußland eifrige Konkurrenten auf dem Goldmarkt entstanden waren, an den amerikanischen Eagles und Barren schadlos halten. Wie aber, wenn Amerika die zurückwandernden Effekten nicht aufzunehmen vermochte? Dann hätten sie sich in denPortefeuilles der europäischen Banken gestaut, wären den Kursen noch verderblicher geworden als durch ihre anderen unschönenEigenschzften und hätten dieIlliquidät auf derr internationalen Kapitalmärkten vergrößert. Daß Amerika diese Gefahr verhüten konnte, ist ein Verdienst, nicht der Bereitschaft und richtigen Voraussicht, sondern des Zufalls. Verbleichte Geldstand" in New Vork ist keine rühmenswerthe Tat der amerikanischen Finanzwelt, sondern ein Ergebniß der geschäftlichen Konjunktur. Die läßt dem Geld Zeit zu ruhiger Beschaulichkeit, Oder, wie geschehen ist, zum Austausch gegen Dollarwerthe. Dabei lebt die newyorker Finanz nicht etwa im Schatten der Ereignisse. Die Eintrocknung des Eisenbahnkapitals hat eine allgemeine Nervosität erwirkt. Eine Enthüllung ist der anderen, gefolgt; und Niemand weiß, ob das Ende der Sensationen schon da ist. Die geprellten Opfer rüsten sich zur Rache. An Toten und Lebenden. Mehr als hundert Millionen Dollars Schadensersatz sollen di5 Verwalter der New Vork, New Häven and tzartfordbahn leisten. Die Gesellschaft ist durch eine echt amerikanische Finanzwirthschaft ruinirr worden; und ihr ehemaliger Präsident hat alle Schuld aus Morgan geschoben. Der habe wie ein Diktator geherrscht und das Vermögen der Bahn verschleudert. Da er tot ish muß er die Beschuldigung hinnehmen. Ladon>'

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Be.Iin, — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S m, b, S in Berlin.

I
'Lawra.
Morgen.
Cherfones, wo, an der Südwcstluste der Krim, jetzt das
Städtchen Inkcrman neben Ruinen schlummert, ließ Wla-
dimir.derSohn des tapferen BulgarenbesiegersSwjätoslaw, sich
im Jahr 988 taufen. Als ein Türkenstamm den Vater gemordet
hatte, war der junge Russenfürst nach Schweden geflohen. Mit
skandinavischen Helfern, die der Slawe Warjaeger nannte, kehrte
<r nach Nowgorod zurück; sicherte sich die Herrschaft über Kiew;
folgte dem Ruf des Kaisers von Byzanz, gegen den Swjätoslaw
Bulgarien nicht zu halten vermocht hatte, ins Donauthal und
wurde für seinen Sieg über die Tatarenfprossen mit der Hand
Bnnas,derzweitenTochterderKaiserinTheophano,belohnt.Anna
war die Enkelin eines lakedaimonifchen Bergschankwirthes, galt
aber als die Schwester des Kaisers Basilius; und hatWladimir
sammt seinem Volk in die Christenheit orthodoxen Griechenglau-
bens überredet.IhrEhchcrr.dcrzuvoreinwilderGesellundLüst»
ling gewesen sein soll,wandelte sich nachderTaufe in einenfrom»
mcnMann ernsten Wollens; baute der Heiligen Mutter Gottes
Kirchen und schickte aus Kiew und anderen Städten die Kinder
der Wohlhabenden in Schulen, damit sie lesen und das Wort
Christi begreifen lernten. Die Mütter beweinten ihr Kleinvolk
wie Tote, für immer Verlorene: doch Wladimir stand auf seinem
Willen und wankte nicht von dem Versuch, aus Barbaren fromme,
gesittete Menschen zu machen. Ohne sie zu zerweichen noch ihren

Sinn zu umdüstern; trotzdem die Geschichte ihn Wladimir den?
Heiligen nennt, hat er noch siegreiche Kriege geführtund mit seinen?
Russen, nicht nur, wie die Vorgänger, nur mit den Bojaren, im
fröhlicher Kraft sich des Lebens gefreut. Erst unter Iaroslaws>,
seines Sohnes,Regirungnistete der mönchischeGeistderGriechen-
kirche sich in Rußland ein. Die Vorstellung, daß der munter ins'
Leben Blickende ein Teufelsknecht, dem Herrn des Himmels nur-
der Leidende, im Leid Selige ein wohlgefälligerAnblick fei. Weh>
Jedem, der in und mit der »Welt" haust! Der Erlösung gewiß ist
nur der Einsiedler, der in einertzöhle oder engen Zelle, auf einem
SteinpfeileroderineinemhohlenBaumstamm die Tage verbringt,,
dem Leib nie mehr als die unentbehrliche Nahrung bietet, oft fastet,
Gebete himmelan sendet und vom Band der Ehe (die von der-
Kirche doch als eine heilige Einrichtung anerkannt ward) sich nicht
fesseln läßt. Der Orient, mit seinem aus der Hitze des Lebensge-
nusses in Enthaltsamkeit, als in die Bereitung auf den Weltunter-
gang, strebenden Büßerwahn, erobert die kältere Zone verjüngen
Slawenwelt. Der Pope Marion gräbt sich bei Kiew eine Höhle»
die nach ihm, da er in die Würde des Metropoliten aufsteigt, der
junge Antonius bewohnt. Der war bis auf den Berg Athos ge-
pilgert, dort Mönch geworden; und lebt in dertzeimath nun noch>
kümmerlicher als in Südost die Schüler des Athanasias. Nur
von Wasser und Brot; und auch damit quickt er sich nur an je«,
dem zweiten Tage. Ihm, von dessen Ruhm die Gegend wider-
hallt, gesellt sich zuerst Nikon, dann Theodosios. Der hat schon
als Knabe, wider den Willen der harten Mutter, das Kleid der
Sklaven angethan und mitthnengearbeitet; jedeAnterscheidung»
in Gewand, in Speise und Bettstatt, von den Aermsten als Tod-
sünde betrachtet; eine Flucht ins Heilige Land versucht; dann, da
die Mutter ihn zurückholen und einsperren läßt, versprochen, in
Kursk, der tzeimath, zu bleiben, sich bald aber in die Weihbrot-
bäckerei verdingt. Das Stadthaupt findet an dem Jüngling Ge-
fallen,nimmt ihn zu sich.giebt ihm reiches Gewand; sieht ihn aber
bald wieder in Bettlerstracht, unter der eine Eisenkette den Leib
einschnürt. Endlich gelingt die Flucht. Mit der Karawane eines
Waarenhändlers entschlüpftTheodosios nach Kiew. Dort, hat er
gehört, sind Klöster. Die aber nehmen den Armen nicht auf. Ni-
kons Höhle öffnet sich ihm. Erst nach vier Iahren entdeckt ihn die

Mutter: und wird, weil er ihrem Flehen taub bleibt, selbst Nonne,
um den Sohn, der nicht in die tzeimath zurückkehren will, manch-
mal doch sehen, hören, streicheln zu können. Aus der Einsiedelei
entsteht, nach der Aufnahme eines Bojarensohnes, der sich War»
laam nennt, ein Kloster mit geräumiger Höhlenkirche; und Theo»
dosios wird der Brüderschaft zweiter Abt. Weil er der gütigste
Bruder gewesen war. Niemals müde; stets willig, Alle zu bedie-
nen, Brennholz heranzuschleppen, beim Vermählen des Kornes,
bei derFlecht» und Strickarbeit, von deren Ertrag dieKlosterleule
lebten, einen schwächeren oder trägeren G efährten abzulösen; wäh-
rend des Gottesdienstes unbeweglich auf seiner Steinplatte. Die
Linsen oder Kräuter, die, nur an Sonntagen, auf den Tisch kamen,
dünkten ihn schon ein allzu leckerer Bissen; und Wonne war ihm,
den nackten Oberleib von Fliegen und Mücken zerstechen zu lassen.
Neber dem blutrünstigen Rumpf sang der Mund dann mit dop»
pelter Inbrunst die Psalmen. Als Abt wurde er der treuste und
klügste Verwalter; doch auch der strengste Hirt. Neben der alten
Höhle Hilarions baut er eine zweite Kirche, weiht sie der Jung»
frau, umringt sie mitZellen. DiesenRingschreiteterinjederNacht
ab, horcht an den Pförtchen und klopft mit seinem Stab daran,
wenn er Geflüster erlauscht. Denn die Mönche sollen nicht mit
einander plaudern; sollen beten, arbeiten, im Schlaf zu neuerAr»
beit ausruhen. Hären ist seinHemd,über dem er nur einen schlich-
ten Kittel, nie des Abtes Ehrenkleid, trägt; und in seiner Heerde
duldet er nur Geräth, das Allen zugleich angehört. Nährt sich
von Roggenbrot und fettlosem Kräutersud, ist unsauber (nur die
Hände reinigt er), doch milden Herzens für Anderer Nothdurft:
Blinden und Krüppeln läßt er eine Herberge zimmern, giebt
ihnen den zehnten Theil der Klostereinkunft und schickt vor jedem
Sonntag auch in die Gefängnisse Brot. And so gewaltig war
das Ansehen des Abtes, daß der stolze Fürst von Kiew Gesang
und Saitenspiel sofort verstummen hieß, als er in seinem von
fröhlichen Gästen gefüllten Festsaal, plötzlich, Theodosios erblickte.
Der verdammt Geselligkeit und Musik nicht minder schroff als
Zins und Wucher, Trunksucht und den »tzeidenbrauch, während
und nach der Mahlzeit die Weiber zu küssen". Duldsamkeit pre»
digt er; will sie aber nicht den Feinden Gottes gewähren. „Wer
Dir, vorDeinemAuge, den Bruder, denSohn getötet hat, istDcin

Feind. Ihm sollst Du verzeihen. Nimmcrmchr Einem, der nicht
denrechtenGlaubenhat,einemIuden,Ketzer,Lateiner,Sarazcnen,
Armenier." «Wenn Einer zu Dir spricht, diesen und jenen Glau-
ben habe Gott gegeben, so frage ihn, ob Gott etwa wankelmüthig
sei, und weise ihn auf die Schrift, die sagt: Ein Gott, ein Glaube,
eine Taufe." Das Gefäß, aus dem ein Lateiner gefpeist oder ge»
tränktworden ist, muß gespült und durch Gebet gesäubert werden,
ehe ein Rechtgläubiger wieder daraus ißtoder trinkt. Theodosios
legt noch selbst den Grundstein zu der dritten Kirche, der ersten
ganz aus Stein zufügenden. Hört noch die erste russische Heiligen"
bildlegende (von den vier byzantischen Baumeistern, denen die
Mutter Gottes, mit ihrem Wunder wirkenden Bild und mit den
Gebeinen vier heiligcrMänner, den Auftrag giebt, über dem Höh»
lenkloster von Kiew die Kathedrale zu bauen). Am zweiten Mai»
tag des Jahres 1074 ist er gestorben. Sein letzterWille war, daß
sein Leichnam, ungewaschen, in dem abgetragenen Kittel, der den
Lebenden deckte, in einer Erdhöhle ruhe. Hunderttausende um«
knien in jedem Jahr andächtig die Weihstätte dieses Grabes.
Nnd der Geist des Ehrwürdigen Theodosios von Petschersk
wirkt fort. Im zwölften Jahrhundert ruft ein Bischof vonWladi»
mir dem Höhlenmönch Polykarpios zu, alle Pracht seiner Kathe-
drale, allerGlanz seines kirchenfürstlichen Lebens dünke ihn nicht
edler als Koth und er würde Alles gern hinwerfen, wenn er damit
das Glück erkaufen könnte, als ein Bettler vomHöhlenklosterAl»
mosen zu empfangen. Armuth, Mißgeschick, Schmerz, der Seele
und des Leibes, wird als die Krone frommen Lebens gepriesen;
Leid als die wahre Wollust, die Seligkeit verheißt, empfunden;
die Natur, das Nrwesen der Menschlichkeit, die Welt mit ihren
Kräften und stählenden Kämpfen, wie der Erzfeind verabscheut.
In der Brunst solchen Wahnes verdorren die spärlichen Keime
der Volksbildung, welkt muthiger Wille zu schöpferischer That.
Heilig zu scheinen, wird das Ziel Derer, die in der Gemeine Gel»
tung heischen. Wer gestern mit Weibern praßte, Knaben schändete,
aus Rachsucht oder Goldgier Männer mordete, krümmt sich heute
vor dem Marienbild und badet die Wange inThräncn. Und wer
sich zu völliger Abkehr von der Welt und ihrem süßen Graus im
Innersten nicht entschließen kann, heuchelt wenigstens Heiligkeit
und spricht vor Seinesgleichen: »Nicht, zu genießen, noch, das

Gewicht des Leides zu mindern, sind wir geschaffen, fondern, in
nie endendemWeh uns zu läutern." Ist er reich genug, so stiftet er
ein Kloster oder köstliches Kirchengeräth: und darfdann hoffen, als
ein Heiliger oder Ehrwürdiger Mann im Gedächtniß der Nach»
Welt zu leben. Bis ins vierzehnte Jahrhundert bleibt Kiew die
Glaubenshauptstadt derNordslawen.Da die moskauer Großfür-
sten die Donprovinz grausam drücken, wandert von dort aus, was
den Zehrgroschen erschwingen kann.In dem Schwärm ist der Bojar-
Kyrill, der mit seinem Weib und drei Söhnen aus Rostow nach
Radonesh zieht. Der älteste Sohn geht, nach dem Tode der Eltern,
ins Kloster; den zweiten, Bartholomaeus, lockt das hehre Vorbild
des Theodosios. Als Einsiedler lebt er im Wald, zimmert ein
tzolzkirchlein, läßt sich scheeren und wird der Mönch Sergius.Das
Gerücht, daß dicht bei Moskau ein Frommer lebe, der den Leib
kasteie, mit dem Wink seines Auges Raubthiere bändige und in
Verzückung den Heiland und die Gnadenmutter schaue, wirbt ihm
Gesährtenund ruft Waller ins Dickicht. Die finden armsäligeHerr»
lichkeit. Zwölf Mönche, die in Dürftigkeit ihrem Gotte dienen;
mit einem Birkenspahn ihrAltärchen beleuchten; die Liturgie ver»
tagen, wenn der Kelch leer ist; und doch nicht betteln dürfen. Einen
Abt, Sergej, der schustert, backt. Wasser vom Quell herbeischleppt,
Holz spaltet, den elf Brüdern das karge Mahl bereitet und selbst
nie Anderes als Brot und Wasser zu sich nimmt. Ein Heiliger?
Eines Propheten ist seine Rede. Aus Smolensk kommt derArchi»
mandrit Simon und bringt sein Vermögen ins enge Holzkloster.
Reichere folgen ihm; Kaufleute und Fürsten, Bettler und Woj»
woden drängen sich in die Gemeinschaft des Frömmsten. DerWald-
wird gerodet, das Neuland beackert, Bauernhöfe undDörfer ent»
stehen.So weit istdieKunde vonSergejsWirkengedrungen,daß,
der Patriarch von Konstantinopel ihm einKreuz undeinMönchs»
gewand schickt und ihm die Gründung von Klostergemeinden er»
laubt. Abt Sergius versöhnt dieFürsten von Moskau und Njä-»
san; ruft den Großfürsten Dmitrij vonMoskau, ruft Allrußlands
Volk zum Krieg wider den Mongolenkhan Mamai auf; prophe-
zeit den Sieg auf dem Gefild vonKulikow; und weist die Würde
des Metropoliten von sich. Er hat noch viele Klöster gegründet
und jedes unter die Hut eines Schülers gestellt. Nie aber wollte
er einGoldkreuz tragen und nie aus seiner ersten Schöpfung, dem

Kloster der HeiligenDreifaltigkeit, weichen (das jetzt Troizko°Ser-
gejewskaja-Lawra heißt). Dort ist er, vor der Schwelle des achten
Lebensjahrzehntes, 1397 gestorben. Nnd lebt nun, der Sohn eines
aus demBezirkmoskowitischer Gewaltherrschaft Entflohenen, als
Schutzheiliger Moskaus und seiner Zaren in hundertMillionen
Hirnen. Sein Kloster hat mit dem Ruhm wunderthätigen Segens
sogar das tyeodosische überstrahlt. An jedemPfingstsonntag um»
fängt es die Selbstherrscher und deren Familie. Und in mancher
Schicksalsstunde ist ein Zar zu Fuß ins Dreifaltigkeitkloster ge»
pilgert, um in der Seelensphäre Sergejs Erleuchtung zu finden.
Mittag.
Der Iudenglaube, den Sergejs starr fromme Seele wie ein
Giftkrautaus überhitzter Erde gehaßt hat, bedräut, hundertIahre
nach dem Tode des Ehrwürdigen, das alte Kirchengebäude mit
tiefem Grundmauerspalt. Gossudar Iwan Wassilijewitsch (der
Byzanz mit Asien vermählte, die Vorstcllungwelt oströmischer
Kaiser anden Willensfels mongolifcherHordenkhane band, durch
diese Vereinung für zwei Jahrhunderte einRnssenreich schuf und
oft drum.trotz seiner feigenGrausamkeit.derGroße genannt wurde)
möchte die Herrschaft der weltlichen über die geistliche Macht jedem
Auge beweisen. Metropolit Gerontios hat sich widerspenstig ge»
zeigt: und sollgeduckt werden.Als er die Kathedrale zurHimmel-
fahrt Mariae weihte, schritt er im Rundgang von West gen Ost.
Das dünkt den Gossudar wider den Sinn der Heiligen Schrift.
Wandert nicht auch dieSonne vonOst nach West? So sei fortan
der Weg jeder Prozession. Die ganze Geistlichkeit zeugt für Ge»
rontios; nur der Wladika von Rostow und Gennadios, der Ar»
chimandrit des Tschudowoklosters im Kreml, lassen immerhin die
Möglichkeit gelten, daß Iwan richtig geurtheilt habe. Der muß
nachgeben, den Gerontios selbst ins Metropolitenamt, dem er
grollend entflohen ist, zurückholen; bleibt aber dem Helfer Gen»
nadiosdankbarundmachtihnzum Erzbifchof(Wladika)vonNow-
gorod.Hier steht der gelehrteMann vor derPflicht, denKeimder
Ketzerei auszujäten. Sind die Heiligen Bücher so, wie sie geschrie-
ben wurden, uns, ohne Entstellung, von den Abschreibern über»
l iefert worden ?Darf die Priesterweihehandlung als Vorwand für
«ine Steuer genommen, die Seelenmesse bezahlt, dem Popen für

besonderen Eifer Geld gegeben werden? Kann das von unwürdi-
gen Priestern, Säufern, Lüdrianen,Erpressern, gespendete Sakra-
ment Heil bringen? Solche Fragen waren gestellt und von rasch
anschwellenden Volkshaufen verneint worden. Der Raskol, die
<Zlaubensspaltung, hatte begonnen. Auf offenem Markt wurde,
von Männern und Frauen, Satzung und Brauch der Kirche er»
örtert. Aus Kiew kommt der Jude Scaria nach Nowgorod, streut
seines Glaubens Saat in das Dunkel der wirren Köpfe, ruft aus
Her Heimath zwei kluge Stammesgenossen nordwärts, wirbt sei»
mer Lehre sogar Priester, verpflichtet sie aber, die Wandlung ihres
Sinnes zu bergen und sich am Altar als rechtgläubige Christen
zu geben. Zwei dieser innerlich Abtrünnigen werden denn auch
?n wichtige Hirtenämter nach Moskau berufen. Gennadios fin»
det das Unkraut «jüdischer Asterweisheit" in dicken Bündeln.
Alles mönchische Leben wird verdammt; Paulus selbst habe an
Timotheus geschrieben, daß nur Lügner und Teufelsknechte das
«heliche Leben und den Genuß der Nahrung, die Gott wachsen
ließ, verbieten. Der Glaube an die Dreieinheit, an Christi Gott»
heit zerbröckelt. Die Bilder der Heiligen, der AllerreinstenIung»
frau umjauchzt frecher Spott. And dievonScariaverführtenPrie-
ster haben das Giftnach Moskau geschleppten dastzerzRußlands
geträufelt.IhrAnhang erreicht, daßeinihremStreben günstig ge-
stimmter Mann, Sossima, auf den Metropolitensitz erhöht wird.
1490. Noch im selben Jahr geräth er in Streit mit Gennadios.
Der fragt, in einem von Zorn glühenden Brief, wie Sossima dul»
den könne, daßIwanmorsche Kirchenniederreißenund Friedhöfe
in Gärten wandeln lasse. «Wo Gottes Haus ragte, woAltar und
Opfertifch standen, da hindert jetzt nicht der dünnste Zaun den Zu-
lauf derHunde! Das ist eine Reichsschmach. KennetIhr nicht die
dem Leichenausgräber angedrohte Strafe? Wohl wurde das Ge»
dein derTotenweggeschafft; darfaufder Stätte aber, wo ihrFleisch
in Staub zerfiel, ein Lustgarten in Blüthe prangen?" Wider die
Ketzer, die der Metropolit allzu freundlich schone, fordert Gen-
nadios das strengste Gericht. Sossima kann die Erfüllung des
Wunsches, den die Mehrheit der Bischöfe unterstützt, nicht wei-
gern; ruft aber Gennadios, den Feind, nicht ins Konzil. Dasver-
urtheilt neun Priester, weil sie das Sakrament des Abendmahles
.gehöhnt und die Heiligenbilder geschmäht haben, zum Verlust des

Amtes und weist ihnen fern von ihren Gemeinden den Wohnort
an. Den nach Nowgorod Verschickten schärftGennadios dieStrafe.
Läßt sie vierzig Werst vor dem Stadtthor von Häschern empfangen;
ihnen das Kleidfutter nach außen wenden, Strohkränze, darüber
Helme aus Birkenrinde mit Bastzotteln aufs Haupt stülpen, Ta°
feln mit der Inschrift »Satans Kriegsheer" umhängen und sie
rücklings.mit demSchwanz zugekehrtem Antlitz, aufgemeineZug-
pferde setzen. So reiten sie in Nowgorod ein; jeder wird, als Feini>
Gottes, vomVolk angespien undmuß.mitgefesseltenHänden, still
aus seinem Gaul hocken, bis der angezündete Holzhelm verkohlt
ist. DerWladika hat erlangt, was er wollte. Darf er nunruhigim
Vorrecht seines Oberhirtenamtes wohnen? Nein. Denn ausdem
sichtbarsten Stuhl thront, in der Hauptstadt des Gossudars, Einer,
der dem Frommen von Jahr zu Jahr verdächtiger wird.
Sossima. Ein Schlemmer undGenüßling.der im Ilebermuth
des Weines und geiler Anzucht das Kreuz bespöttelt, die Glau-
benssatzung alsUnsinn verschreitund die Seelen seinerGäste mit
Lästerrede striemt. »Auferstehuug? Keiner kehrt aus dem Grab
zurück. Wer gestorben ist, liebe Leute, bleibt tot und alles von Jesu
Wiederkunft Erzählte ist nur für die Dummen." Soll er Ketzer
verfolgen? Richtet nicht: derHeiland selbst hats gesagt. Wer sich
offen gegen den Kirchenbrauch auflehnt, mag vors weltliche Ge°
richt gestellt werden. «Schnüffeln, wieEiner imInnersten denkt?^
Nicht meine Sache." Der Widerhall solcher leichtfertigen Worte
sickert ins Volk. Und der tapfere Abt Iosephus von Wolokolamst
ruft alle Diener Gottes gegenSossima auf. „EinIudas, ein Erz»
ketzer, wie die Sonne noch keinen ärgeren fah, ein Wolf im Priester»
kleid sitzt auf demThron der HeiligenPetrus und Alexius. Wird
dieserIudas nicht raschvernicktet,nichtjederRechtgläubige mor»
gen ermahnt, alle Gemeinschaft, des Essens und Trinkens sogar»
mit diesem unfläthigenTeufelsknecht zu meiden und seinen Segen
wie Pest zu fliehen, dann, seid gewiß, frißt das Gift der Ketzer»
lehre die ganze Heerde. "So gellt dasWortIosephs,derimBund
mit Gennadios ist: und Sossima muß dcm St'.'.rm weichen, den die
beiden Frommen entfesseln. Seine Gesundheit, stöhnt er, sei zer-
rüttet; entbindet, vor der Gemeinde, seiner Brust das Omophorion,
die mit Edelsteinen geschmückte Schärpe, legt sie aufdenAltar der
Dreifaltigkeitkirche und entschlüpft den Rächern ins Kloster. Zehn

Jahre danach muß auch Gennadios die Würde des Wladika ab»
thun; seiner unerbittlichen Strenge sind allzu vicle Feinde erstan-
den. In der Kirche: weil er die Unwissenheit und den schlechten
Wandel der Popen oft gerügtund lautgesagthat.imZungenstreid
gegen so unwürdige Burschen müsse jeder Iudaist «,der andere
Ketzer siegen. «Da kommt einKerl undbittet mich.ihn zumPricstcr
zu weihen.Ich frage ihn nach derApostelgeschichte: erweiß nicht das
Geringste davon. Er soll mir Psalmen vorlesen: mühsam stolpert
seine Zunge vorwärts. Ich jage ihn weg: und höre dann, ich sei gar
zu streng. Wir haben, sagt man, nicht genug Leute, die lesen können.
Gewiß: ich habe das ganze Land abgesucht und nicht Einen ge»
funden, den ich mit gutem Gewissen zum Priester weihen dürfte.
Deshalb muß der Gossudar überallSchulen einrichtenund die Kin-
der zuerst das ABC lehren lassen, damit sie nachher jedes Buch
und insbesondere die Heilige Schrift lefen können." Er hat auch,
1503, die Konzilsbeschlüsse durchgedrückt, daß fortanMönche und
Nonnen nicht mehr im selben Haus wohnen, für Ordination und
Pfründenvergebung nicht Abgaben gefordert noch angenommen
werden dürfen und daß jedem unkeusch lebenden Priester schleu»
nig, ohne Erbarmen, das Amtsrecht zu entziehen sei. Im nächsten
Juni war Gennadios.'der Unbequeme, selbst aus dem Amt ge-
ärgert. Im Tschudowokloster ist eri im Dezember 1303, gestorben.
Durfte sich aber noch in der letzten Stunde sagen, daß er gegen die
(von Iwans, des Herrschers, Zweifelfucht geförderte) Ketzerei
mehr erwirkt habe als vor ihm irgendein Anderer. Den Judais-
mus hat er nicht völlig auszuroden vermocht. Doch er sah noch
die Flamme, in der die Häupter dieser Sekte verbrannten, und
hörte noch dieKündung des Fluches, der an jedem SonntagIn»
vocavit in allen Kirchen des Russenreiches das AndenkenderNn-
sauberen peitschen sollte. Zwei Jahrhunderte hat er durchdröhnt.
Ob Dostojewskij an den moskauer Metropoliten und Ketzer
dachte, als er dem Staretz, dessen Lebensbahn er von AlexejKa-
ramasow nachzeichnen ließ, den Namen Sossima gab? Der spricht:
»Weil unter denMönchen üble Gesellen sind, Tagdiebe und Pras-
ser, Lüstlinge undStrolche, nehmen die weltlich Gebildeten sich das
Recht, alle Mönche als von fremder Arbeit lebende Schmarotzer,
als unnützliche Glieder des Volkskörpers zu verrufen. Sie wollen
die fromme Demuth nicht sehen, die sich in Einsamkeit birgt und

im Gebet des Herzens Heimath findet. In diesen Einsiedlern aber, diesen demüthigen Betern, wird Rußland einst seine Retter er» ckennen.Denn sie sind die echtenFolger des Heilands, sie erhalten öerMenschheit sein Bild in unbefleckter Reine und werden es ihr vorsAuge zwingen, wenn die gottlose Welt mit ihremWahn von wissenschaftlich verbürgter Wahrheit undAllen in gleichemMaß gewährter Freiheit zusammenbricht. Abermals kommt dann das Licht von, Ost. Was erblicken wir heute? Der Wollust und des Hochmuthes Herrschaft.Ueberzeugung und Ehre, Selbstzucht und Nächstenliebe: das edelste Seelengut wird, wie ein werthloser Fetzen, weggeschleudert, wenn es die Jagd nach Vergnügen, irdischer Macht und Weltrang hindert. In wahrhaft christliche Freiheit weist das mönchische Leben den Weg. Gehorsam bändigt den selbstherrischen Willen, Fasten entwöhnt den Leib anerzogenem Bedürfnis; und Gebet ruft Gottes Hilfe herbei. Entsteht so nicht.nur so Freudigkeit des Geistes, die dauern kann? Die stillen Beter und Faster rüstenzu großem Werk. Mitihnen ist das Volk, das alle un» gläubigen Kräfte, auch die vomGenius beflügelten, ablehnt.Deren Nahen weckt das rechtgläubige Rußlandzuthätiger Einheit." Der geschändete Name ist entsühnt. Noch aber schlägt dieses Sossima Stunde nicht. Noch schwankt zwischen dreiöagern das Kriegsglück. Der kühne Abt Iosephus hat das Wort gesprochen, der Zar gleiche in seinem Wesen zwar anderen Menschen, rage mit seiner Macht aber in den Bereich der Gottheit und sei drum verpflichtet, die Kirche des Heiligen Rußland gegen alle Feinde, von außen drohende und innen wühlende, zu fchützen. Die Iosephiner häufen und vermörteln die Steine, auf denen dieTheokratie ruhen kann. Mutter Moskau wird das Dritte Rom und neben feinem Sohn Michael, dem ersten Romanow, hebt der Patriarch Philaret sich in Regentengewalt. Byzantion ist tot, in Konstantins Stadt haust Her Türke: soll Rußlands Mannheit sich nun Europen vermählen? Schon hat das Reich einThorspältchen dem Fremden geöffnet, Handwerker, Kaufleute, Baumeister, Techniker,Massenwaare und Luxusgeräth einzulassen. Da tost Peter Alezejewitsch heran, stößt das Thor auf und öffnet alle Fenster, durch die das Auge Europa erblicken kann.Mitder„Viehheerde",diezumKampf ge» gen Tataren tauglich war, kann er nichts ausrichten. Er braucht ein Heer, eineFlotte, also Drillmeister und Waffen ausdemWe»

sten, der nicht mehr, wie Iwans Asiatenbyzanz noch, im Mittel-
alter lebt. Peter hat sich.nach dem Sieg über Schweden, den Titel
der oströmischen Imperatoren verliehen, sich stolz den Zaren aller
Reussen genannt; aber dieses Zars Residenz ist Petersburg, die
dem Westmuster nachgebildete Beamtenstadt, nicht Moskau, und
seines Wirkens Ziel ist, dem vergrößerten Reich den Rang einer
europäischen Großmacht zu sichern. Wer dahin strebt, darf die
großen Zeichen der Zeit nichtmißachten; muß den Rath derWissen»
schaft höher schätzen als das Gestammel blinden Aberglaubens.
Die Herrschsucht der Kirche schreckt den harten Reformator nicht.
Läßt er den Stuhl des moskauer Patriarchen, des Seelenkaisers,
ieer?Nein: er setzt sich selbst darauf und brüllt den Priestern, die
ihn, nach Adrians Tod, um die Auswahl eines neuen Glaubens»
Hauptes bitten, ins Gesicht: »Ich bin Euer Patriarch! "Er hört auf
Protestanten, giebt dem Heiligen Synod eine Kollegialverfassung,
«inen Oberprokuratorweltlichen Standes und knebelt jedes Mit-
glied indenEid.daß es denMonarchen auch ingeistlichenAnge»
legenheitenalsdenhöchstenRichteranerkenne.DerCaesar.derBa-
sileus ist nun auch Papst. Einer, der duldsam sein, das Gewissen
nicht knechten, die in Gehorsam Unterthanen nicht ins Joch neuen
Glaubens beugen will. Das gilt für römische Katholiken und für
Protestanten aller Farbe; nicht für Raskolniken. Die sind des
altmoskowitischen Geistes Vorkämpfer, den Peter der Antichrist
dünkt, und müssen deshalb als Ketzer behandelt werden. Ihr
Schwur gilt nicht und kein Amt steht ihnen offen; sie müssen dop-
pelte Steuer zahlen, sich nach einer Sondervorschrift kleiden, ihre
Kinder in der Staatskirche taufen lassen und werden, wenn sie
auch nur dieschüchternstePropagandawagen,gehenkt. Somußes
sein. Wer die Kirche kränkt, ärgert ihr Haupt, den Kaiser. Der ragt
bis ins Gewölk der Gottheit, schafft sich aus eigenem Recht seinen
Mythos und straft die leiseste Regung des Willens zu Wider-
spruch mit dem Verlust befristeten Lebens und ewiger Seligkeit.
Der nächste starke Regent kommt den Russen aus Anhalt»
Zerbst; und trägt einen Weiberrock. Katharina, die dem Haus
Holstein-Gottorp höherenRuhm wirbt, als Peter («der mitBar»
barenmitteln sein Land aus Barbarei erlösen wollte") den Ro»
manows zu werben vermocht hat, übertrifft ihn auch an Toleranz.
Sie nennt sich eine Republikanerin, sieht in Montesquieu den

letzten Heiligen, hat sich als Bachfischlein schon in den Fluß pla-
tonischer Gedanken und in die Schleußbrandung ciceronifcher
Klugheit gewagt, ist den Diderot und Voltaire befreundet: und-
muß, um nicht altmodisch angezogen zu scheinen, duldsam sein.
Dumme Frauenzimmer, wie Anna und Elisabeth, haben wider die
Raskolniken gewüthet. Katharina läßtsie laufen, gönnt ihnen sogar
winzige Aemter, sorgt nur dafür.daß die straffeZucht der Kirchen»
bureaukratie weithin sichtbar sei, und röstet die Seele (die sie freilich
nicht so oft splitternackt zeigt wie den Leib) an der Gluth des Lobes,
das die feinsten Geister des Westens ihrem Edelsinn spenden. In
ihre »heiligen Hände- will Diderot das Wörterbuch derPhiloso»
phi,e legen, das er plant (das aber Mauthner erst, anderthalb Jahr»
hunderte später, den Europäern schenkt). Voltaire nennt sie die
Göttin des Nordens, Unsere Liebe Frau von Sankt°Petersburg,
rühmtihren Geist als derGesammtweisheitallerAkademienüber-
legen und räth den Franzosen, von ihr zu lernen, wie der Staat
seinVerhältniß zur Kirche ordnen müsse. Herder (von demsie.als
ihr erzählt ward, er sei tzofprediger in Weimar und schreibe über
Philosophie, gesagt hat: »Wenn erPfaffe ist, kannernichtPhilo»
soph, wenn Philosoph, nicht Pfaffe sein") flehtunterihremSzepter
die Ukraine in ein neues Hellas erblühen undhofftvon demRuß»
land, das ihres Wesens Eindruck empfing, diezweite Renaissance
des Europäergeistes. Lacht Kathrinchen? Nicht ihr Kopf, nur ihr
Weiblichstes ist schmeichelnder Verführung willig. Alles Gerede
vonUebersinnlichemläßtsieeiskalt.Nichteinmalderwellberühmte
Zauberer Cagliostro darf ihr vors Auge. Grimm hört sie spotten:
»DerMann gab sich für einen spanischen Offizier aus, der Geister *
beschwören könne. Damit, sagte ich, wird er in Rußland sein Glück
nicht machen. In meinem Reich werden die Zauberer nicht ver»
brannt. In meinerzwanzigjährigen Regirunggab es nur eineAn»
klage gegen Hexenmeister: und die wurden, da ich sie vor den Se»
nat führen ließ, als harmlose Dummköpfe entlarvt. Dem Herrrc
Cagliostro war die Stunde günstig. Swedenborgs Lehre hatte irr,
vielen Freimaurerlogen den Wunsch nach Geistererscheinungerr
genährt undAlles lief deshalb dem spanischen Wundermann zu.
Der produzirte seine berühmten Heilungen, zog aus demFutz eines
Gichtkranken Silber: und wurde überführt, selbst in das Bad-
Wasser, in das er den Gichtkranken tauchte, einen silbernen Löffel

geworfen zu haben. Nach anderen mißlungenen Experimenten
kam heraus, daß er kaum lesen und schreiben könne. Als seine
Gläubiger ihn bedrängten, floh er inIelagins Weinkeller, soff sich
mit Champagner und Porterbier voll, kam mit dem Hausmeister
ins Raufen und wurde hinausgeworfen. Höflich. Ielagin setzte
ihn, der gedroht hatte, in die Luft aufzufliegen, in eine Kibitka
und gab ihm und seiner Frau (die sich dort Prinzessin von Santa»
Croce nannte und an die Angel ihrer Reize Patiomkin ködern
wollte) einen alten Invaliden, als Gläubigerscheuche, bis nach
Mitau mit. Das ist die Geschichte von Cagliostro. Wunder-
bares ist nicht drin. Ich habedenKerlwedernahnochvonWeitem
gesehen und niemals irgendwelches Verlangen nach solchem An»
blick gespürt." Die Quacksalber und Possenreißer, die, nach Bis»
marcks Zeugniß, „von den Adepten unserer Kurfürsten bis auf
neuere Zeiten" insZollernhaus Zutritt erlistet haben, fanden am
Hof der verrußten Zerbsterin keinen Spielraum. Ihr Enkel erst,
Alezander Pawlowitsch, hat dieser Sippe sacht wieder die Thür
geöffnet. Katharina hatte, nach der Französischen Revolution,
selbst noch die Freimaurerlogen geschlossen. Der tolle Paul ver»
pslichtetdenKlerus,indemKaiser denvonGott eingesetzten Herrn
der Kirche, ihres Geistes und Körpers, zu ehren. Das war nur
die etwas schrillere Wiederholung des vom ersten Peter Gefor»
derten. Alezander aber, der gewußt hat, daß seinem irren Vater
eine Verschwörung denTod bereite, und der schwächer ist alsseine
von der Gewißheit dieses nützlichen Todes entzückte Frau, löst
sich niemals ganz aus derQual der Gewissensmahnung; möchte,
derErbe der Imperatoren undPatriarchenvonOstrom, dietzand
des Weströmerpapstes küssen, aus dem Munde dieses inAllmacht
Thronenden hören, daß die Sünde des Jünglings dem Mann
vergeben sei; und gleitet aus der Lehre Roufseaus und Laharpes,
derKirchenfelnde und Demokraten, in denNebel mystischerVor»
stellung. Katholiken und Protestanten, Quäker und Herrnhuter,
Irvingianer und Skopzen füllen, in schnellem Wechsel, mit ihrer
Rede seinOhr. Barbara von Krüdener, die Reisende derBrüder»
gemeinde, führt die Feder, die 1815 in die Urkunde der Heiligen
Alliance schreibt: »Die drei Monarchen (Rußlands, Oesterreichs,
Dreußens) betrachten sich als von der göttlichen Vorsehung zur
Herrschaft über drei Zweige der selben Familie Bevollmächtigte

und unterstellen sich nur demtzerrn des tzimmels,demtzeiland,denv lebendigen,LebenspendendenGolteswort.* AlsdcrRomantiker-spuk gefährlich scheint, bläst eines Bauers stinkender Athem ihn weg. Photius Spaßkij.der Pflugscharknechtin der Kutte, wird Herr-der Kirche, des Kaisers, desReiches. Was er will, geschieht. Der rohe Eiferer stürzt denGünstling, demAlexander die Verwaltung, des Heiligen Synods anvertraut hat; gewährt und weigert nach Willkür die Sakramente; bereitet dem lutherischen Bettschätzchen des ihm verbündeten Kriegsministers die feierlichste Form der Toteneinsegnung und stößt Rechtgläubige, weit sie sich nicht vor seinemZelotismus duckten, von der Gnadenpforte. And bewahit noch unter dem ersten Nikolai (der die moskauer Universität die Wolfshöhle nennt, ihr denLehrstuhl der Philosophie nimmt und einen Reitergeneral zum Oberprokurator des Synods kürt) zehn Jahre lang die Glaubensrichtermacht. Der Mushik im Glanz.

Abend.

Unter Nikolai Pawlowitsch: Fotij Spaßkij. Unter Nikolai Alexandrowitsch: GregorijRasputin.„Diesertzypnotiseur in der Mönchskutte hat mit seinen Künsten die kranke Kaiserin umsponnen, denganzenDamenhof intzystero»Ekstasen verzückt und ist ein so mächtigerMann geworden, daßKokowzew nicht gegen ihn aufkommen kann,Witte ihm anhängig und dadurch wieder gunstfähig wurde. "VorIahren warshier zulesen.IederVersuch,demPapst° Kaiser der Orthodoxen Kirche diesen Rasputin (dessen Name einen inUnzuchtLebenden, vonWollustGeknechteten bezeichnet) zu der» ekeln, ist schmählich mißlungen. Kokowzew, der seinem Herrn zu sa» gen gewagt hat, die Fortdauer des Verkehrs mit dem Schädling gefährde die Dynastie, ist gefallen. UndWilte.den der Kaiser sick> lange fern hielt, bald nach der Christnacht des Jahres 1911 aber umarmt und gebeten hat, in seinenAemtern auszuharren, rühmt noch heute den ringsum Gehaßten. Der selbe Sergej Iuliewitsch Witte, der gegenPobedonoszew einst dieFreiheit derKirche ver» focht und laut beklagte, daß dieGemeinden entmachtet, diePriester zuBeamtenund Bureaukraten geworden seien, oft gar als Spione undBüttel derStaatspolizei mißbraucht werden. Dieser Kluge.der eifernd sür die Wahrung seines Rufes als eines Europäers be» müht ist,sollnun einenGaukler,Schürzenlockcrer, feilenSchwind»

ler schirmen? Die Mär klingt nicht wie helle Wahrheit. Wir wissen^
daß Rasputin (auf den neulich einWeib geschossen hat) nicht Do-
stojewskijs schlichtem, schweigsamem Mönchlein ähnelt, »das aus»
sieht wie ein Bauer, den ein großes, seinem Geist unfaßbares Er»
lebniß aus der Seelenruhe geschreckt und furchtsames Zittern ge°
lehrt hat"; noch weniger dem heiter geduldigen Karatajew, der
neben Tolstois Grafen PeterBezuchow dasBrot der Gefangen-
schaft ißt und eines Abends, weil er nicht weiter marschiren kann^
im Schnee, mit einem letzten Lächeln blöder Demuth auf der Lippe,
am Schaft einerFichte von den Franzosen erschossen wird. Müssen
wir deshalb aber alle Schandgeschichten gläubig hinnehmen, die
überRasputinsWandel undWirken verhökert werden ? Sein Bild
zeigt uns ein Antlitz, wie kein Sterblicher oft eins geschaut hat; über
dem Mund eines Genußgierigen, über Wangen, die ruchloser
Teufelinnen Tanzplatz gewesen könnten, eines Heilands Auge,
tzimmelslicht über einem derbenStamm, dessenWurzel in Sumpf-
land gefault ist. War Dieser je Priester? Jemals mönchischerBe»
schaulichkeit hingegeben? Ein Wunderwirker wie der von Origines
der Kirche geworbene Gregorios, der vom Schwarzen Meer naH
Palästina wanderte und in dertzeimath dann denRuhm des Thau-
maturgos erwarb? Ein Hort ehrwürdigen Glaubens wie derAtha-
nasier Gregorios, dessen blanke Wortpfeile die Rüstung der Ketzer
zerbeulten?Oderist er nurder verschmitzte Wüstlingmit dem Tauf-
namen und Täuferblick des Heiligen? Keiner Frage finden wir
Antwort. Ahnen aber, wie hell der Stern dieses Menschen noch
strahlen wird, wenn sein stämmiger Leib das Wundfieber über-
dauert. Schon hat derSynod,derSelbstherrscher sich vor ihm ge-
beugt; schon durfte er, wie Peter im Kreml, sprechen:, Ich bin Euer
Patriarch." Und die Wurfgeschosse, mit denendieDemokratender
Reichsduma ihn im Lebenssitz treffen wollten, ritzten ihm nicht dio
Haut. Tötet ihn auch die Kugel nicht, die tief in den Brustkorb ein-
drang, dann gilt er den Treuen, den gestern noch Lauen als unsterb-
lich.DersibirischeBauer.dcr zutzaus denMägden die Brüste ge-
kitzelt und in Peters Stadt, mit der Stimme des zürnenden Büß»
Predigers, Fürstinnen aus Zobel und Seide ins dampfende Sühn-
bad gerufen hat. Pflüger der Scholle und Befruchter des Schoßes,
unwissende Einfalt, die aus schmutzigem Elend durch grauses unK
großes Erlebniß in Heiligkeit schreitet: Diesen schuf Allrußlands

Sehnen. Am Ende derLawra.des langenWcges zu dem trösten«
denGott.dem die Glieder aus byzantinischer Starrheit.dieSeelen«
kräfte aus asiatischer Molochsstrengc gelöst sind,steht der Bauer,
der nicht Beamter des Himmels, nicht flecklos, wie Theodosios.ist;
der mit Menschen gelitten, aus dem Meer böser Lust sich auf den
Strand gerettet hat und an dessen Lichtkranz tzöllenruch haftet.
«Was ist die Hölle? Staretz Sossima fragt; und antwortet:
«Der ungeheure Schmerz Eines, der nicht mehr zu lieben vermag.
Auch in der Hölle sind Märtyrer. Solche, die sich dem stolzen Geist
Satans ganz und gar ergaben und die sich in der Gluth nun von
ihrem boshaften Hochmuth nähren, wie in der Wüste der Ver»
schmachtende von demBlut.das er aus dem eigenen Körper saugt."
UndAlexejKaramasow,derSossimas Reden aufschrieb, hört von
der Lippe des Bruders das Gedicht von dem uralten, nie ermat-
tenden Kampf weltkluger Kirchenwalter gegen den Galiläer, der
Menschen fischen wollte und doch nicht wußte,wie man sie, Aber-
Millionen, im Netz hält. «Aus dem Sarg, aus dem Duft weißer
Blumen weckt er das tote Kind. And da es lächelnd nun sitzt und
dieRöslein aufs wieder pochende Herz preßt,schreitet,straff noch
unter der Bürde von neunzig Iahren, der Inquisitor vorüber;
nicht im Pomp des Kardinals: im grob gewebten Mönchsgewand.
Auf seinenWinkgreiftdieWache denWunderthätcr.Und zu ihm
spricht, nachts, im Kerker der Greis:,Warum kamst Du? Uns zu
stören? Anderthalb Jahrtausende haben wir gebraucht, um die
Freiheit, die Du verheißen hattest, die dem Menschen aber nur
Schaden stiftet, auszureuten. Du wolltest nicht mit Broten Ge-
horsam erkaufen; wir Habens gcthan. Aus Schwächlingen mit Em-
pörertrieben wolltest Du gottähnlich frcieHclden machenzwirha-
benihrenWillen inKetten geschmicdct.Das Schwertund den Pur-
Pur des Caesars hast Du verschmäht; wir haben beide Machtzei-
chen errafft und gehindert, daß jc wieder des Schwertes Schneide
sich gegen uns wende. Du kehrtest Dich von dem Versucher; wir
schlössen mit ihm einen nützlichen Vaki. Und nun kommst Du zu-
rück? Auf dem brennenden Holzstoß sollst Du es büßen.'Da fühlt
der beredte, dock welke Mund den Kuß des Heilands. Die Kno-
chenhand öffnet desKerkersThür.Und hinter dem befreiten Be-
freier röchelts: Nie aber kehre, niemals, derMenschheit zurück!"

Die Heilsarmee.
Schule Ammon°Tille gelten Lumpenproletarier als Ab»
fallprodukte des sozialen Ausleseprozesses, denen helfen zu
wollen eine Todsünde gegen das Gesetz der Rassenveredelung
sei. Andere verstehen Darwin anders: die Sozialliberalen wollen
mit Gesetzen den Sumpf austrocknen, die Sozialdemokraten hoffen,
die EntWickelung werde dafür sorgen. Für die darin Schmachten-
den haben Beide keinen Trost. William Booth ist in den Sumpf
hineingestiegen und hat Tausenden herausgeholfen. P. A. Clasen
giebt uns in seinem Buch „Der Salutismus" (Jena, Eugen Diede»
richs, 1913) die erwünschte erschöpfende Darstellung seines Lebens
und Wirkens. Wohl keines anderen apostolischen Mannes Wirken
erfüllt so vollkommen die Verheißung, mit der Jesus nach Lukas 4
seine Mission eröffnet hat: „Ich bin vom Geiste Gottes gesandt,
den Armen die frohe Botschaft zu verkünden, den Gefangenen, den
Zerschlagenen Erlösung zu bringen." Denn es hat nie eine Ar»
muth gegeben und giebt keine auf dem Erdenrund, deren Elend
dem der großstädtischen Proletarier des modernen Englands gleich»
käme. „In der Arbeit geschwärzt von Feuer, Rauch und Kohlen,
erfrieren sie daheim und auf der Straße; taub vom Sausen und
Rasseln der Spinn» und Webmaschinen, haben sie kein Hemd und
keinen ganzen Rockbund während in den Ländern englischer Zunge
Tausende von Morgen mit wogendem Getreide bedeckt sind, fehlts
ihnen an Brot." Das hat'Ruskin von den regelmäßig beschäftig«
ten Proletariern gesagt, um die es ja jetzt besser steht; und nun
erst die unregelmäßig und die gar nicht beschäftigten in den stin»
kenden Slums! Sie sind auch sittlicher Fäulniß verfallen. Außer
dem Fuselrausch und der Geschlechtslust in ihren abstoßendsten und
verderblichsten Formen kennen sie keinen Genuß und ihre Bedürf»
nisse befriedigen sie entweder mit den aus der Gosse aufgeklaubten
Abfällen oder mit dem Ertrag von Raub, Diebstahl und Prosti»
tution. Das Laster, schreibt ein minder berühmter Kenner der Zu»
stände, den Clasen anführt, „hatte eine Ausdehnung erlangt, die
gänzlich unbekannt war in den weniger erleuchteten, weniger
freien und weniger reichen Staaten Europas." Und all Das in
unmittelbarer Nähe des feinsten Komfort und Luxus, besonders
Reinlichkeitluxus, der ebenfalls in allen Zeiten und Ländern nicht
seinesgleichen hat!

Es gehört eine Jahrhunderte lang betriebene theologische
Berbildung des Denkapparates dazu, eine ewige Hölle für verein»
bar zu halten mit der Idee eines alliebenden Gottes. Booth ver»

mochte es, obwohl er, wieIesus.dieFleisch gewordene Nächstenliebe war und diese Liebe dem Glauben entquoll, daß Gott die Liebe sei. And es gehört eine sonderbare Enge des Geistes dazu, die Rettung der Erweckten, der Bekehrten, für das alleinige Ziel der Erlösung durch Christus anzusehen, weil Das voraussetzt, daß alle nicht „Erweckten" der Hölle verfallen; und Deren sind noch viel mehr als die Milliarden, denen nach den orthodoxen Lehren der drei Kirchen die Verdammnis droht. Doch die Urgeineinde der Christen war in der selben Geistesenge befangen. „Lasset Euch retten aus diesem bösen Geschlecht", ruft Petrus der pfingstlichen Festversammlung zu. Ein Häuflein zu retten vor der am nahen Gerichtstag der Menschheit bevorstehenden Verdammniß, dazu war nach der Apostel Meinung der Sohn Gottes Mensch geworden. Daß die Gemeinde, die sie organisirten, berufen sei, eine neue Kultur zu schaffen und ein neues Zeitalter irdischen Glanzes heraufzuführen, davon hatten sie keine Ahnung, And jene Enge hat noch oft ähnliche Dienste geleistet. Nur der religiöse Glaube ist stark genug, einen Booth zu bewegen, sein ganzes Leben in strenger Askese einer Menschensorte zu widmen, die allen Sinnen des civilisirten Menschen Ekel erregt; außerhalb des Christenthums ist Solches undenkbar, ist nie und nirgends vorgekommen. Die We« thode des Generals Booth aber (es ist die Methode John Wesleys. des Gründers der Wethodistenkirche) setzt diesen Glauben, und zwar gerade den Teufels« und Höllenglauben, voraus; und sie hat sich für den Zweck der Heilsarmee bewährt. Die Gesammtkirche, die Christenheit, ist eben eine wunderbar fruchtbare Pflanzung Gottes, die, je nachdem es die wechselnden Bedürfnisse fordern, immer neue Gebilde hervortreibt: Kirchen oder Konfessionen, Sekten, Orden, Vereine, reformirende Herrscher, einzelne enthusiastische Privatpersonen. So weit diese Werkzeuge Gottes Konsessionen oder Kirchen sind, haben sie einander bisher mit Erbitterung, nicht selten mit höchst unchristlichem Haß bekämpft. Die Heilsarmee, hofft Clasen, werde dazu beitragen, die Kluft zwischen den Konfessionen zu überbrücken; werde, wie die Philosophie, wie die Loge, wie die interkonfessionellen sozialen und wirthschaftlichen Organisationen, wie überhaupt die Betonung des Ethischen, die immer gleichgiltig mache gegen das Dogma, versöhnend wirken, so daß die Konfessionen endlich einmal in das richtige Verhältnis; zu einander hineinfinden, indem sie erkennen, daß sie berufen sind (nicht, einander zu bekämpfen und zu vernichten, sondern), einander zu ergänzen und sich zu praktischem Wirken zu verbünden. Die Offiziere der Heilsarmee leben, abgesehen vom Coelibat, nicht

weniger asketisch als die allerstrengsten katholischen Klosterorden; Prinz Max von Sachsen hat einige Zeit in Ostlondon gewirkt und in einer Rede bekannt, daß die Heilsarmee mit ihrer aus Nächsten« liebe geübten Selbstverleugnung die Katholische Kirche beschäme. And zwar ohne irgendeins jener „Gnadenmittel", die nach de? katholischen Theologie allein im Stande sein sollen, die Kraft zu Heroischer Tugendübung zu verleihen. Die Heilsarmee hat gar Leine Sakramente. Nicht einmal die Taufe hielt Booth für noch« wendig; doch hatte er nichts dagegen, wenn Salutisten sich oder ihre Kinder taufen ließen.

Die bekannten methodistischen Formen der Seelenrettung widerstreben dem feineren Formensinn der Romanen und auch schon der Deutschen; doch bei Engländern, namentlich der Ante» schicht, bewähren sich diese Formen als die wirksamsten. Aber auch ohne solchen Radau wird in England und noch mehr in den übrigen christlichen Ländern so ziemlich Alles geleistet, was die Heilsarmee leistet: von Konfessionen und konfessionellen Vereinen in Verbindung mit Seelsorge, wenn auch nicht auffälliger Seelen» Rettung, von Philanthropen, Staatsbehörden und Gemeinden ohne absichtliche Seelsorge; selbst ohne direkte Absicht wird ja durch die Erlösung aus materiellem Elend immer auch die Seele gehoben. Wooth freilich war überzeugt, daß ohne planmäßig betriebene Seelenrettung die materielle Hebung keinen Bestand habe. Es wäre mützig, darüber mit den Salutisten zu streiten; daß ihr General Hunderttausende aus einer irdischen Hölle gerettet und der kirchlichen und der bürgerlichen Sozialthätigkeit einen kräftigen Zmvuls versetzt hat, bleibt sein unbestreitbares und unsterbliches Verdienst. Als die Krone seiner Werke bezeichnet er die Bersor» Hung der Geretteten auf kanadischen Farmen. „Ich selber", schreibt Elasen, „habe Verbrecher vormittags an der Bußbank gesehen; nachmittags waren sie schon in einem Arbeitheim. Dirnen sah ich nachts ihren Lebenswandel abschwören nnd fand sie morgens schon in geordneter Thätigkeit. Jetzt, da ich Dies schreibe, mag der Verbrecher in Hadleigh (einer Farmkolonie) den Ackerbau erlernen, Die Dirne als Dienstmädchen ihren Unterhalt erwerben, und wenn ich im nächsten Jahr nach Kanada käme, träfe ich das Paar vielleicht verheirathet in einem Blockhaus, inmitten wohlbestellter blühender Felder und so glücklich und froh wie die zwitschernden ^Vögel im nahen Busch."

Kann es eine schlagendere Widerlegung Ammons und Tilles Heben? Wie viel oder wie wenig auch an Weismanns Lehre vom Keimplasma sein mag: die Erfahrung lehrt, daß nicht selten aus

Kindern von Verbrechern, Huren und Lumpenproletariern tüchtige Menschen werden, allerdings nur, wenn sie früh genug aus dein schlechten Milieu entfernt werden; daß alsoinvielen Füllen nichtdas- Keimplasma, sondern das Milieu über das Schicksal des Menschen entscheidet. Den liberalen Soziologen aber (die „EntWickelung"» auf die der orthodoxe Marxist vertraut, bessert nur bei Mitwirkung des bewußten und vernünftigen Menschenwillens den Gesellschaftzustand) ist entgegen zu halten, daß keine Gesetzgebung zu helfen vermag, wenn nicht der Anhäufung der Menschen in Großstädten und Industriebezirken gesteuert, die Bevölkerung über die Länder gleichmäßig vertheilt, ein gesundes Zahlenverhältnig zwischen den in der Urproduktion und in verarbeitenden Gewerben Beschäftigten hergestellt wird. Jede räumliche Zusammendrängung bedeutet eine Einbuße am Menschenthum, dessen Vollbesitz nur möglich ist, wenn man ein eigenes, freihstehendes Haus besitzt. Die Bewohner großstädtischer Miethkasernen sinken zu Heerdenvieh hinab, zu Ungeziefer, wenn Bettelarmuth und die Wirkungen eines nordischen Klimas hinzukommen. Der ärmste russische Bauer (und wie arm ist dieser Bauer!) bleibt ein Mensch» ein stimmberechtigtes Mitglied seiner Gemeinde und ist mitunter eine charaktervolle Persönlichkeit; die Lazzaroni wirken nicht nur malerisch, sondern haben selbst ästhetische Bedürfnisse und befriedigen sie, sind also Kulturmenschen (dem niederen Volke Italiens sind Goethe, Gregorovius und der Kardinal Wiseman gerecht geworden; Wisemans Schilderungen italienischen Volkslebens sind höchst beachtenswerth); aber der Bewohner der londoner Slums ist vor seiner Rettung nur eine Schmutzpartikel.

Da nun, wie Booth beschrieben hat und Jeder weiß, Hunderttausende ungelernter Arbeiter am Rande des Sumpfes taumeln» in den die nächste ungünstige Konjunktur sie hinabstoßen kann, s» ist radikale Besserung nur durch Entleerung der überfüllten Großstädte, durch innere Kolonisation und Auswanderung möglich.

Was die Erwachsenen betrifft, so hat Booth in Aebereinstimmung mit Roosevelt gefunden (in Deutschland macht man ja wohl ähnliche Erfahrungen), es sei äußerst schwierig, die für landwirthschaftliche Arbeiten etwa noch Geeigneten aus dem städtischen Proletariat herauszusuchen; und die Ausgewählten für ihren neuen Beruf vorzubereiten und bis zum Abschluß der Dienstverträge zu überwachen, erfordere einen sehr kostspieligen Beamtenapparat. Also müssen die Kinder fortgeschafft werden; und um deren Anterbringung in Kanada hat sich unter vielen Anderen auch William Booth bemüht. Clasen erwähnt zwar den Doktor Barnardo (ohne

das Großartige seiner Thätigkeit hervorzuheben; dieser Retter von
Vielen Tausend verkommener Knaben ist 1903 gestorben, aber die
Don ihm gerundeten Einrichtungen leben fort), scheint jedoch nicht
zu wissen, daß unter der Aufsicht des Local Government Board
und des Home Office nicht weniger als 23 Vereine dieses Werk be-
treiben, von denen 17 eigene Heime in Kanada haben. Im Jahr
1911 hat das von Barnardo gegründete Heim 924 Kinder aufge-
nommen, das der Salvation Army nur dreizehn. Eine Mrs.
Joyce,welche dieVerhältnisse hüben und drüben gründlich kennt,faßt
ihr Nrtheil in den Satz zusammen: Jedes hier in England über-
flüssige Kind (und das überflüssige ist immer ein Schädling und
eine Last) ist in Kanada so viel in Gold Werth, wie es wiegt. Hier
überflüssig, dort werthvoll, in diesen vier Wörtern liegt der Kern
des sozialen Problems, auch bei uns, obwohl unsere Polizei die
Entstehung von Slums verhindert.
Stärker noch als das englische Proletarierelend wirkt auf
den fein Empfindenden die mural ins^nit^ der Besitzenden, die
es erzeugt hat, indem sie sich daran gewöhnten, äußerstes Elend
und Kinderausbeutung als integrirende und unentbehrlichste
Bestandtheile der modernen Gesellschaftordnung anzusehen. In
der Zeit, da um die Arbeiterschutzgesetzgebung gekämpft wurdc
bezeugten gefällige Aerzte den Fabrikanten, daß zwölfstündige
Fabrikarbeit sechsjährigen Kindern ganz gesund sei. Und schreck«
licher noch als das Los der Fabrik» und Grubenkinder war
das Los der kleinen Kaminfeger, über die ich im achtzehnten
Kapitel der „Geschichtphilosophischen Gedanken" berichtet habe;
Elasens Buch erinnert auch daran, weil einer von des Generals
Gehilfen in seiner Jugend dieser Kategorie gemarterter Kinder an«
gehört hat. Daß damals die Grausamkeit gegen die Kinder nicht
auf das Gebiet der Industrie beschränkt geblieben ist, haben vor
fünfzig Iahren die deutschen Romanleser von Dickens erfahren;
er beschreibt Folterkammern, die sich als Erziehunganstalten mas-
Birten. Shakespeares Zeit war eine wilde, harte und grausame Zeit,
aber vor dem Kinde trug doch gewöhnlich (leider nicht immer) die
Grausamkeit Scheu. Wie versteht er selbst, durch den Mund des
kleinen Arthur das Herz des zur befohlenen Blendung bereiten
Hubert zu rühren! Unsere Aestheten schwärmen für den tumben
Thoren, der durch Mitleid wissend wird; aber wo bleibt die prak-
tische Konsequenz: die Berurtheilung einer Wirthschaftordnung,
die hundert Jahre lang die Gebildeten eines edlen christlichen Ger-
manenvolkes in mitleidlose Ungeheuer verwandelt hat?
Neisse. Dr. Karl Ientsch.

Kleist in Thun.")

leist hat Kost und Logis in einem Landhaus aus einer Aareinsek
in der Umgebung von Thun gefunden. Genau weiß, man ja Das-
heute, nach mehr als hundert Iahren, nicht mehr, aber ich denke miiv
er wird über eine winzige, zehn Meter lange Brücke gegangen fein
und an einem Glockenstrang gezogen haben .Daraus wird Jemand die
Kreppen des Hauses herunterzueidechseln gekommen sein, um zu sehen,
wer da sei. „Ist hier ein Zimmer zu vermischen?" Und kurz und-
gut: Kleist hat es sich jetzt in den drei Zimmern, die man ihm für e»
staunlich wenig Geld abgetreten hat, bequem gemacht. „Ein reizendes-
Bernermeitschi führt mir die Haushaltung." Ein schönes Gedicht, ein,
Kind, eine wackere That, diese drei Dinge schweben ihm vor. Im
Uebrigen ist er ein Wenig krank. „Weiß, der Teufel, was mir fehlt.
Was ist mir? Es ist so schön hier."

Er dichtet natürlich. Ab und zu fährt er im Wagen nach Bern
zu literarischen Freunden und liest dort vor, was er etwa geschrieben^
hat. Man lobt ihn selbstverständlich riesig, findet aber den ganzen
Menschen ein Bischen unheimlich. Der „Zerbrochene Krug" wird ge^
schrieben. Aber was soll alles Das? Es ist Frühling geworden. Die
Wiesen um Thun herum sind ganz dick voll von Blumen. Das duftet
und summt und macht und tönt und saulenzt; es ist zum Verrückt«
werden warm an der Sonne. Es steigt Kleist wie glühendrothe be>
täubende Wellen in den Kops hinauf, wenn er am Schreibtisch sitzt
und dichten will. Er verflucht sein Handwerk. Er hat Bauer werden
wollen, als er in die Schweiz gekommen ist. Nette Idee Das. In
Potsdam läßt sich so Etwas leicht denken. Ueberhaupt denken die Dich-^
ter sich so leicht ein Ding aus. Oft sitzt er am Fenster.

Meinetwegen so gegen zehn Uhr vormittags. Er ist so allein^
Er wünscht sich eine Stimme herbeiwas für eine? Eine Hand, nun,
iund? Einen Körper, aber wozu? Ganz in weißen Düften und Schlei»
ern verloren, liegt da der See, umrahmt von dem unnatürlichen,
zauberhaften Gebirge. Wie Das blendet und beunruhigt. Das ganze
Land bis zum Wasser ist der reine Garten und in der bläulichen Luft
scheint es von Brücken voll Blumen und Terrassen voll Düften zu
wimmeln und hinunterzuhängen. Die Vögel singen unter all der
Sonne und unter all dem Licht so matt. Sie sind selig und schläfrig.
Meist stützt seinen Kopf auf den Ellbogen, schaut und schaut und will
sich vergessen. Das Bild seiner fernen, nordischen H«imath steigt ihm
auf, er kann das Gesicht seiner Mutter deutlich sehen, alte Stimmen,
verflucht... Er ist aufgesprungen und in den Garten des Landhauses
hinabgelaufen. Dort steigt er in einen Kahn und rudert in den offenen,
morgendlichen See hinaus. Der Kuß der Sonne ist ein einziger und

*) Aus den „Geschichten", die Herr Robert Walser (mit Bildern
vom Bruder Karl) bei Kurt Wolff in Leipzig erscheinen läßt.

fortwährend wiederholter. Kein Lüftchen. Kaum eine Bewegung. Die Berge sind wie die Mache eines geschickten Theatermalers! oder sie sehen so aus, als wäre die ganze Gegend ein Album und die Berge wären von einem seinsinnigen Dilettanten der Besitzerin des Albums aufs leere Blatt hingezeichnet worden, zur Erinnerung, mit einem Vers. Das Album hat einen blaßgrünen Amschlag. Das stimmt. Die Vorberge am Nfer des Sees sind so halb und halb grün und so hoch, so dumm, so duftig. La, la, la. Er hat sich ausgezogen und wirft sich ins Wasser. Wie namenlos schön ihm Das ist. Er schwimmt und hört Lachen von Frauen vom Afer her. Das Boot macht träge Bewegungen im grünlich-bläulichen Wasser. Die Natur ist wie eine einzige große Liebkosung. Wie Das freut und zugleich so schmerzen kann.
Manchmal, besonders an schönen Abenden, ist ihm, als sei hier das Ende der Welt. Die Alpen scheinen ihm der unerklimmbare Eingang zu einem hochgelegenen Paradiese zu sein. Er geht auf seiner kleinen Insel, Schritt vor Schritt, auf und ab. Das Meitschi hängt Wäsche zwischen den Büschen auf, in denen ein melodiöses, gelbes, krankhaft schönes Licht schimmert. Die Gesichter der Schneeberge sind so blaß, es herrscht in Allem eine letzte, unanrührbare Schönheit. Die Schwäne, die zwischen dem Schilf hin und her schwimmen, scheinen von Schönheit und abendlichem Licht verzaubert. Die Luft ist krank. Kleist wünscht sich in einen brutalen Krieg, in eine Schlacht versetzt; er kommt sich wie ein Elender und Aeberflüssiger vor.
Er macht einen Spazirgang. Warum, fragt er sich lächelnd, muß gerade er nichts zu thun, nichts zu stoßen und zu wälzen haben? Er fülM wie die Säfte und Kräfte in ihm leise wehklagen. Seine ganze Seele zuckt nach körperlichen Anstrengungen. Er steigt zwischen hohen, «tten Mauern, über deren grauem Sieingebröckel sich der dunkelgrüne Epheu leidenschaftlich niederschlingt, zum Schloßhügel hinauf. In allen hochgelegenen Fenstern schimmert das Abendlicht. Oben am Rand des Felsenabhanges ist ein zierlicher Pavillon; dort sitzt er und wirft seine Seele in die glänzend-heilig-stille Aussicht hinunter. Er wäre jetzt er» staunt, wenn er sich Wohl fühlen könnte. Eine Zeitung lesen? Wie wärs? Ein dummes Potttisches oder gemeinnützliches Gespräch mit irgendeinem wohlangefehenen, offiziellen Schafskopf führen? Ja? Er ist nicht unglücklich, er hält im Stillen Diejenigen für selig, die trost» los sein können. Natürlich und kraftvoll trostlos. Mit ihm steht es um eine kleine, gebogene Nuance schlimmer. Er ist zu feinfühlend, zu gegenwärtig mit all seinen unschlüssigen, vorsichtigen, mißtrauischen Empfindungen, um unglücklich zu sein. Er möchte schreien, weinen. Gott im Himmel, was ist mit mir? Und er rast den dunkelnden Hügel hinunter. Die Nacht thut ihm Wohl. In seinen Zimmern angekommen, setzt er sich, entschlossen, bis zur Raserei zu arbeiten, an den Schreibtisch. Das Licht der Lampe nimmt ihm das Bild der Gegend weg. DaS stimmt ihn klar und er schreibt jetzt.
An Regentagen ist es entsetzlich kalt und leer. Die Gegend fröstelt

5iHn an. Die grünen Sträucher winseln und wimmern und regen-
tröpfeln nach Sonnenschein. Schmutzige, ungeheuerliche Wolken glei-
ten den Köpfen der Berge wie groß,«, freche, tötende Hände um die
Stirnen. Das Land scheint sich vor dem Wetter verkriechen zu wollen,
es will zusammenschrumpfen. Der See ist hart und düster und die
Wellen sprechen böse Worte. Wie ein unheimliches Mahnen saust
der Sturmwind daher und kann nirgends hinaus. Er schmettert von
einer Bergwand zur anderen. Dunkel ist es und klein, klein. Alles ist
Einem auf der Nase. Man möchte Klötze nehmen und damit um sich
herumhauen. Weg da, weg.
Dann ist wieder Sonne und es ist Sonntag. Glocken läuten. Die
Leute treten aus der hochgelegenen Kirche heraus. Die Mädchen und
Frauen in engen, schwarzen, silbergeschmückten Schnürbüsten,dieMän-
ner einfach und ernst gekleidet. Gebetbücher tragen sie in der Hand
und die Gesichter sind so friedlich und schön, als wären alle Sorgen
zerflossen, alle Falten des Kummers und Zankes geglättet' und alle
Mühen vergessen. And die Glocken. Wie sie daherschallen, daher-
springen mit Schällen und Tonwellen. Wie es über das ganze, sonn-
täglich umsonnte Städtchen glitzert, leuchtet, blaut und läutet. Die
Menschen zerstreuen sich. Kleist steht, von sonderbaren Empfindungen
angefächelt, auf der Kirchtreppe und verfolgt die Bewegungen der Hin-
untergehenden. Da ist manch Bauernkind, das wie eine geborene, an
Hoheit und Freiheit gewöhnte Prinzessin die Stufen hinunterschreitet.
Da sind schöne, junge, von Kraft strotzende Burschen vom Land, und
von was für einem Land, nicht Flachland, nicht Burschen von Ebenen,
sondern Burschen, hervorgebrochen aus tiefen, wunderlich in die Berge
eingehöhlten Thälern, eng manchmal, wie der Arm eines etwas aus
der Art geschlagenen, größeren Menschen. Das sind Burschen von
Bergen, wo die Aecker und Felder steil in die Einsenkungen hinab-
fallen, wo das duftende, heiße Gras auf winzigen Flächen dicht neben
schauervollen Abgründen wächst, wo die Häuser wie Tupfe an den Wei-
den kleben, wenn Einer unten auf der breiten Landstraße steht und
hoch hinaufsieht, ob es da oben noch Menschenwohnungen geben könne.
Die Sonntage hatte Kleist gern, auch die Markttage, an denen
Alles von blauen Kitteln und Bäuerinnentrachten wimmelt und gram-
seit auf der Straße und in der Hauptgasse. Dort, in der Hauptgasse,
sind unter dem Bürgersteig, in steinernen Gewölben und in leichten
Buden, Waaren aufgestapelt. Krämer schreien bäuerlich-kokett ihre
billigen Kostbarkeiten aus. Meistens scheint ja an solch einem Markt-
tag die hellste, wärmste, dümmste Sonne. Kleist läßt sich von dem
lieben, bunten Menschengetümmel hin und her schieben. Ueberall
duftets nach Käse. In die besseren Kaufläden treten die ernsthaften,
bisweilen schönen Landfrauen bedächtig ein, um Einkäufe zu machen.
Viele Männer haben Tabakpfeifen im Mund. Schweine, Kälber und
Kühe werden vorübergezogen. Einer steht da und lacht und treibt sein
rosafarbiges Schweinchen mit Stockschlägen zum Gehen. Es will nicht;

da nimmt er es unter den Arm und trägts weiter. Die Menschen duften zu ihren Kleidern heraus; zu den Wirtschaften heraus tönt Lärm von Zechenden, Tanzenden und Essenden. All die Geräusche und «ll die Freiheit dieser Töne! Fuhrwerke können manchmal nicht durchfahren. Die Pferde sind ganz von handelnden und schwatzenden Menschen umzingelt. Nnd die Sonne blendet so exakt auf den Gegenständen, Gesichtern, Tüchern, Körben und Waaren. Alles bewegt sich; und das sonnige Blenden muß, sich so schön natürlich mit fortbewegen. Kleist möchte beten. Er findet keine majestätische Musik schöner und keine Seele femer als Musik und Seele dieses Menschentreibens, Er hätte Lust, sich auf einen der Treppenabsätze zu setzen, die in die Gasse hinunterführen. Er geht weiter, an Weibern mit hoch aufgerafften Röcken vorbei, an Mädchen, die Körbe ruhig und fast edel auf den Köpfen tragen, wie Italienerinnen ihre Krüge, wie ers kennt aus Abbildungen, an Männern, die gröhlen, und an Betrunkenen, an Polizisten, an Schuljungen, die ihre Schulbubenabsichten mit sich herumtragen, an Mattigen Flecken, die kühl duften, an Seilen, Stöcken, Eßwaaren, falschen Geschmeiden, Mäulern, Nasen, Hüten, Pferden, Schleiern, Bettdecken, wollenen Strümpfen, Würsten, Butterballen und Käsebrettern vorüber, zu dem Gewimmel hinaus, bis an eine Aarebrücke, an deren Geländer gelehnt er stehen bleibt, um in das tiefblaue, herrlich dahinftrömende Wasser zu schauen. Aeber ihm glitzern und strahlen die Schloßthürme wie flüssig-bräunliches Feuer. Es ist ein halbes Italien.
Zuweilen, an gewöhnlichen Werktagen, scheint ihm das ganze Städtchen von Sonne und Stille verzaubert zu sein. Er steht still vor dem seltsamen, alten Rathhaus mit der scharfkantigen Jahreszahl im weißschimmernden Gemäuer. So verloren ist Alles, wie die Gestaltung irgendeines Volksliedes, das die Leute vergessen haben. Wenig Leben, nein, gar keins. Er steigt die holzbedeckte Treppe zum vormals gräflichen Schloß hinauf, das Holz duftet nach Alter und vorübergegangemen Menschenschicksalen. Oben setzt er sich auf eine breite, geschweifte, grüne Bank, um Aussicht zu haben, aber er schließt die Augen. Entsetzlich, wie verschlafen, verstaubt und entlebendigt da Alles aussieht. Oas Nächstliegende liegt wie in weiter, weißer, schleierhafter, träumender Ferne. Alles ist in eine heiße Wolke eingehüllt. Sommer, aber was eigentlich für Sommer? Ich lebe nicht, schreit er und weiß nicht, wohin er sich mit Augen, Händen, Beinen und Athem wenden soll. Ein Traum. Nichts da. Ich will keine Träume. Schließlich sagt er sich, er lebe eben viel zu einsam. Er schaudert, empfinden zu müssen, wie verstockt er sich verhält der Mitwelt gegenüber.
Dann kommen die Sommerabende. Kleist sitzt auf der hohen Kirchhossmauer. Es ist ganz feucht und zugleich ganz schwül. Er öffnet das Kleid, um die Brust frei zu haben. Nnten, wie von einer mächtigen Gotteshand in die Tiefe geworfen, liegt der gelblich und röthlich beleuchtete See, aber die ganze Beleuchtung scheint aus der Wassertiefe heraufzulodern. Es ist wie ein brennender See. Die Alpen sind

lebendig geworden und tauchen ihre Stirnen unter fabelhaften Bewegungen ins Wasser. Seine Schwäne umkreisen dort unten seine stille Insel und Baumkronen schweben in dunkler, singender und duftender Seligkeit darüber. Worüber? Nichts, nichts. Kleist trinkt das Alles. Ihm ist der ganze dunkel glänzende See das Geschmeide, das Hange, auf einem schlafenden großen, unbekannten Frauenkörper. Die Linden und Tannen und Blumen duften. Es ist ein stilles, kaum vernehmbares Gelaute da, er hörts, aber er siehts auch. Das ist das Neue. Er will Nnfaßliches, Unbegreifliches. Anten im See schaukelt ein Boot. Kleist sieht es nicht, aber er sieht die Lampen, die es begleiten, hin und her schwanken. Er sitzt da, vorgebeugten Antlitzes, als müsse er zum Todessprung in das Bild der schönen Tiefe bereit sein. Er möchte in das Bild hineinsterben. Er möchte nur noch Augen haben, nur noch ein einziges Auge sein. Nein, ganz, ganz anders. Die Luft muß, eine Brücke sein und das ganze Landschaftbild eine Lehne, zum Daranlehnen, sinnlich, selig, müde. Es wird Nacht, aber er mag nicht hinuntergehen, er wirst sich an ein unter Sträuchern verborgenes Grab, Fledermäuse umschwirren ihn, die spitzen Bäume lispeln mit leise da» herziehenden Windzügen. Das Gras duftet so schön, unter dem die ,Skelette der Begrabenen liegen. Er ist so schmerzlich glücklich, zu glücklich, deshalb so würgend, so trocken, so schmerzlich. So allein. Warum kommen die Toten nicht und unterhallen sich auf eine halbe Stunde mit dem einsamen Mann? In einer Sommernacht muß, Einer doch eine Geliebte haben. Der Gedanke an weißlich schimmernde Brüste und Lippen jagt Kleist den Berg hinunter, ans Ufer, ins Wasser, mit den Kleidern, lachend, weinend.

Wochen vergehen. Kleist hat eine Arbeit, zwei, drei Arbeiten vernichtet. Er will höchste Meisterschaft, gut, gut. Was da! Gezaudert? ßinein in den Papierkorb. Neues, Wilderes, Schöneres. Er fängt die Sempacherschlacht an mit der Figur des Leopold von Oesterreich im Mittelpunkt, dessen sonderbares Geschick ihn reizt. Dazwischen erinnert er sich des Robert Guiscard. Den will er herrlich haben. Das Glück, ein vernunftvoll abwägender, einfach empfindender Mensch zu sein, sieht er, zu Geröll zersprengt, wie polternde und schmetternde Felsblöcke den Bergsturz seines Lebens hinunterrollen. Er hilft noch; es ist jetzt entschieden. Er will dem Dichterunstern gänzlich verfallen sein: es ist das Beste, ich gehe möglichst rasch zu Grunde!

Sein Schaffen zieht ihm die Grimasse,- es mißlingt. Gegen den Herbst wird er krank. Er wundert sich über die Sanftheit, die jetzt über ihn kommt. Seine Schwester reist nach Thun, um ihn nach Hause zu bringen. Tiefe Gruben liegen in seinen Wangen. Sein Gesicht hat die Züge und die Farbe eines in der ganzen Seele Zerfressenen. Seine Augen sind lebloser als die Augenbrauen darüber. Die Haare hängen ihm in dicken, spitzen Klumpen von Strähnen in die Stirn, die verzerrt ist von «K dek, Gedanken, die ihn, wie er sich einbildet, in schmutzige Löcher und Höllen hinabgezogen haben. Die Verse, die ihm

im Gehirn tönen, kommen ihm wie Rabengekrächze vor; er möchte
/sich das Gedächtnis; ausreißen. Das Leben möchte er ausschütten, aber
die Schalen des Lebens will er zuerst zertrümmert haben. Sein Grimm
gleicht seinem Schmerz, sein Hohn seinen Klagen. Was fehlt Dir, Hein-
rich, liebkost ihn die Schwester. Nichts, nichts. Das hat noch gefehlt,
daß, er sagen soll, was ihm fehlt. Auf dem Boden des Zimmers liegen
^>ie Manuskripte wie von Vater und Mutter scheußlich verlassene
Kinder. Er giebt seiner Schwester die Hand und begnügt sich, sie lange
und schweigend anzuschauen. Es gleicht bereits einem Glotzen; und das
Mädchen schaudert.

Dann reisen sie. Das Meitschi, das Kleist die Wirtschaft geführt
hat, sagt ihnen Adieu. Es ist ein strahlender Herbstmorgen, der Wa»
gen rollte über Brücken, an Leuten vorbei, durch grobpflastrige Gassen,
Leute schauen zu Fenstern heraus, oben ist Himmel, unter Bäumen ist
gelbliches Laub, sauber ist Alles, herbstlich, was weiter? And der
Fuhrmann hat eine Pfeife im Mund. Alles ist wie immer. Kleist
sitzt in eine Ecke des Wagens gedrückt. Die Thürme des thuner Schlos-
ses verschwinden hinter einem Hügel. Später, in weiter Ferne, sieht
die Schwester Kleistens noch einmal den schönen See. Ein Bischen kühl
ist es jetzt schon. Landhäuser kommen. Na nu, solche vornehme Land-
fitze in einer solchen Berggegend? Weiter. Alles fliegt und sinkt vor
den Seitenblicken rückwärts, Alles tanzt, kreist und schwindet. Vieles
ist schon in herbstliche Schleier gehüllt und ein Bischen vergoldet ist
Alles von einem Bischen Sonne, die aus Wolken herausscheint. Sol-
ches Gold, wie das schinimert; und wie mans doch nur im Dreck aus-
liefen kann. Höhen, Felswände, Thäler, Kirchen, Dörfer, Gaffer, Kin-
der, Bäume, Wind, Wolken, ei was. Ists was Besonderes? Ists nicht
das Weggcworfen--Gewöhnlichste? Kleist sieht nichts. Er träumt von
Wolken und Bildern und ein Wenig von lieben, schonenden, streicheln-
den Menschenhänden. Wie ist Dir, fragt die Schwester. Kleist znckt mit
dem Mund und will ihr zulächeln. Es geht, aber mühsam. Es ^st
ihm, als habe er vom Mund einen Steinblock wegräumen müssen, um
lächeln zu können.

Die Schwester wagt vorsichtig, von baldiger Inangriffnahme einer
praktischen Bethätigung zu reden. Er nickt, er ist selber der Neber-
zeugung. Ihm flimmern musizirende, helle Scheine um die Sinne.
Eigentlich, wenn er es sich aufrichtig gesteht, ist ihm jetzt ganz Wohl;
weh, aber zugleich wohl. Etwas schmerzt ihn, ja, in der That, ganz
recht, aber nicht in der Brust, auch nicht in der Lunge, nicht im Kopf;
was? Wirklich? Gar nirgends? Ja doch, so ein Bischen, irgendwo,
daß, es ja sei, daß mans nicht genau sagen kann. Item, die Sache ist
nicht der Rede Werth. Er sagt Etwas; und dann kommen Momente,
wo er geradezu kindlich glücklich ist. Und da natürlich macht das Mäd-
chen gleich eine etwas strenge, strafende Miene, um ihms denn doch
auch zu zeigen, wie sonderbar er eigentlich mit seinem Leben spiele.
>Das Mädchen ist eben eine Kleistin und hat Erziehung genossen. Das,

was der Bruder über den Haufen hat werfen wollen. Sie ist natürlich
seelenfroh, Pag es ihm besser geht. Weiter, hei, hei; ist Das eine Wagen-
!fahrt! Aber zu guter Letzt wird man ihn laufen lassen müssen, den
Postwagen, und zu allerletzt kann man sich ja noch die Bemerkung er-
hüben, daß, an der Front des Landhauses, das Kleist bewohnt hat, eine
marmorne Tafel hängt, die darauf hindeutet, wer da gelebt und ge-
dichtet hat. Reisende mit Alpentourenabsichten könnens lesen, Kinder
aus Thun lesen und buchstabiren es, Ziffer für Ziffer, und schauen ein-
ander dann fragend in die Augen. Ein Jude kanns lesen, der Christ
auch, wenn er Zeit hat und nicht etwa der Zug schon im Abfahren be-
griffen ist, ein Türke, eine Schwalbe, inwiefern sie Interesse daran hat,
ich auch, ich kanns gelegentlich auch wieder einmal lesen. Thun steht
am Eingang zum berner Oberland und wird jährlich von vielen taufen-
den Fremden besucht. Ich kann die Gegend ein Wenig kennen, weil
ich dort Aktienbierbrauereiangestellter gewesen bin. Die Gegend ist viel
schöner, als ich sie hier habe beschreiben können, der See ist noch einmal
so blau, der Himmel noch dreimal so schön; Thun hat eine GeWerbeaus-
stellung gehabt, ich weiß, nicht, ich glaube, vor vier Iahren.
R o b e r t W a l s e r.

Wenn Sie mir einmal mit Geßner die Freude Ihres Besuches
schenken werden, so geben Sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße,
an dem folgender Vers steht: „Ich komme, ich weiß, nicht, von wo, ich
bin, ich weiß, nicht, was, ich fahre, ich weiß nicht, wohin; Mich wundert,
daß ich so fröhlich bin!" Der Vers gefällt mir ungemein und ich kann
ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spaziren gehe. Und Das thue
ich oft und weit; denn die Natur hat hier, wie Sie wissen, mit Geist ge-
arbeitet und Das ist ein erfreuliches Schauspiel für einen armen Kauz
ausBrandenburg, wo, wie Sie auch wissen, die Künstlerin bei der Arbeit
eingeschlummert zu sein scheint. Me Leute glauben hier durchgängig, daß
ich verliebt sei; bis jetzt bin ich es aber noch in keine Jungfrau als etwa
höchstens in die, deren Stirn mir denAbendstrahl der Sonne gurückwirft,
wenn ich am Nfer des Sees stehe. (Kleist, aus Thun, an Zschokke.) Hein-
rich Zschokke, an den dieser Brief gerichtet ist, schreibt in der selben Zeit
über Kleistens „gemüthliches, zuweilen schwärmerisches, träumerisches
Wesen, worin sich immer der reinst« Seelenadel offenbarte". In,Zschok-
kes Zimmer hing der französische Kupferstich „Der zerbrochene Krug",
vor dem Kleist, Wieland, Zschokke sich „zu poetischem Wettkampf ver-
einten. Für Wieland sollte die Aufgabe zu einer Satire, für Kleist
zu einem Lustspiels für mich zu einer Erzählung werden. Kleist hat
den Preis davongetragen."

Goldsammler.
Bank von Frankreich hat in den ersten Inlitagen mit ihrem
Goldstandard die Höhe von vier Milliarden Francs überschrit-
ten. Das wurde als ein Ereigniß gefeiert; denn die Banque de France
hatte nie zuvor solche Kletterleistung vollbracht. Daß die gewaltsame
'Anhäufung von Gold als wirthschaftliche That gepriesen wird, ist neu.
Die Reichsbanken verkünden stolz, daß, ihre Wechselbestände nicht mehr
so rasch in die Höhe wachsen wie in den Tagen, da man noch nicht
Parforcejagden auf das im Weltbereich herumhüpfende Gold machte.
Im Tempo des Wechselumsatzes drückt sich die Lebenskraft der Wirth-
schaft aus; aber die Notenbankleiter schmunzeln, wenn die Geschwindig-
keit auf niedrige Grade sinkt. Als die Bank von Frankreich ihren Vier-
milliardenrecord anzeigte, war ihr Wechselportefeuille um fast IVO
Millionen Francs kleiner als am selben Kalendertag des Vorjahres;
dafür lagen in den Kellern 740 Millionen Francs mehr an gelbem
Metall. Leute, denen die Minderung der Wechfelsumme wichtiger
scheint als das Wachsthum des Goldes, werden als Ketzer verschrien.
Unsere Reichsbank saß, am dreißigsten Juni auf einem Gold-
haufen von 1306 Millionen. Gr war in der Bankwoche vorher noch'
größer gewesen (1371 Millionen); und am dreißigsten Juni 1911 konnte
die Bank erst mit 804 goldenen Millionen aufwarten. In drei Iahren
eine halbe Milliarde mehr: für so viel Gold müßte dem Präsidium
eigentlich die Große Goldene Medaille verliehen werden. Aber die
Banque de France vollbrachte in einem Jahr noch Gewaltigeres als
die Reichsbank in drei Iahren. Das ist bitter. Dafür bleibt dem deut-
schen Institut der Ruhm, daß der „zweite Iuliusthurm" fast vollendet
ist. Von den 120 Millionen, die das Finanzgesetz von 1913 wünschte,
sind 85 Millionen „angeschafft". Sie liegen in der Reichsbank und
werden rasch wachsen, da das Publikum (oder, wie es fachmännisch
heißt, der Verkehr) die Reichskassenscheine, die für das Gold in den
Umlauf „gepreßt" werden, geduldig aufnimmt, die Reichsbank also
nicht gezwungen war, ihre Notendecke, durch einen zu großen Zusatz von
Kassenscheinen, um ihre schöne Goldfärbung zu bringen. Wird die
zweite Kriegsreserve ein eben so ruhmloses Dasein führen wie der
historische Kriegsschatz in Spandau, dem Niemand raschen Umsatz
wünscht? Die Begründung des Gesetzes sagt, daß die „Beschaffung der
Goldreserve mit der Zweckbestimmung des Reichskriegsschatzes erfol-
gen, also, gleich diesem, nur im Fall der Mobilmachung verwendbar
fein soll." Dagegen ist die neue Silberreserve, von deren 120 Mil-
lionen erst 6 ausgeprägt sind, auch als Friedensinstrument gedacht.
Sie soll der Reichsbank die Möglichkeit bieten, „bei besonders un-
ruhiger Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse einen gesteiger-
ten Zahlungmittelbedarf zu befriedigen." Ob das Reichsbankdirek-
torium noch an diese Möglichkeit denkt? Es herrscht über einen
riesigen Goldhaufen, den es doch nicht als Museumsschaustück be-

wachen kann. Als das Gesetz über die Verstärkung der Kriegreserven gemacht wurde, besaß, die Reichsbank an eigenem Gold rund 920 Millionen. Sie wurde seitdem um 400 Millionen reicher, während das Wirthschaftleben an Voraussetzungen eines sehr lebhaften ZahlAngmittelbedarss ärmer geworden zu sein scheint. So meinen die Oberkontroleure des Geldmarktes. In der Erläuterung zu dem neusten Programm gegen die Banken lasen wir: „Die wirthschaftliche und finanzielle EntWickelung Deutschlands ist in ruhigere, durch die Abschwächung der industriellen Konjunktur und die größere Flüssigkeit am Geldmarkt gekennzeichnete Bahnen eingelenkt; und man darf erwarten, daß, nach der gewaltigen Ausdehnung unserer großen Gewerbe, auch die nächste Aufstiegperiode nicht so bedeutende Kapitalanlagen fordern wird, wie die vergangene gefordert hatte." Das ist nicht nur der Ausdruck trauernden Verzichtes auf stolze Hoffnungen, sondern ein Wunsch. Schon im Januar sagte Herr Ravenstein im Reichstag: „Es ist sehr zweifelhaft, ob wir wünschen sollen, daß, unser Wirthschaftleben sofort wieder zu einem schnellen, weiteren Ausstieg ansetze und daß die Reichsbank durch eine besondere Verbilligung des Diskonts zu einer überhasteten Entwickelüng anreize." Alles ist prompt nach der Vorschrift gegangen. Der amtliche Wechselzinsfuß, wurde am fünften Februar auf 4 Prozent erniedrigt; dabei ists geblieben. And die Reichsbank darf mit Genugthuung auf ihr schmales Wechselportefeuille und die Höhe ihrer Girogelder weisen. Wer diese beiden Faktoren als betrübende Zeichen einer schwachen Konjunktur ansieht, ist altmodisch. Heute gilt nur noch das Ideal der Banque de France und der Russischen Staatsbank; denen aber ist ihr Goldschrein auch der Instrumenteschrank für recht wichtige politische Operationen, Geheimrath Havenstein warnte vor dem Gedanken, das Centralinstitut müsse dem herrschenden Kreditsystem bis zur letzten Konsequenz Rechnung tragen. Das sollte heißen: Verlasset Euch nicht zu sehr auf die Reichsbank! Solche Mahnung setzt voraus, daß, die Bank sich in ihren geschäftlichen Dispositionen frei bewegen kann. Sie darf aber Kreditansprüche, die durch Wechsel! oder Lombardirung an sie gestellt werden, nicht zurückweisen, wenn die gesetzlichen Bedingungen für diese Geschäfte erfüllt sind. Und sie bleibt am Ende doch von der Konjunktur abhängig, wenn sie sich auch Mühe giebt, diesen Zusammenhang zu verwischen. Das Goldsammeln wäre nicht so leicht gewesen, wenn nicht die schlechte Geschäftslage mitgewirkt hätte. Die Reichsbank wird weder durch die Industrie noch durch die Börse belästigt. Der starkeZufluß von Wechseln, den die letzteBankwoche indiesemIuni brachte, war nicht etwa dem plötzlichen Ausbruch neuen Thatendranges im Wirthschaftbezirk zuzuschreiben, sondern war die Folge der neuen Bartaktik. Die Banken haben sich für ihre Halvjahresbilanz liquide gemacht. Die Bewegung war übrigens nur ein Vorspiel der Erlebnisse, auf die sich die Reichsbank gefaßt machen muß. Ob ihr der eifersüchtig bewachte Goldhort unversehrt bleibt? Die Geschwindig»

keit, die der deutsche Exporthandel erreicht, ist der Schrittmacher für die Woldbewegung. So lange die Ausfuhr die Pace beibehält, die sie seit Jahr und Tag vorgelegt hat, wird die central gerichtete Bewegung des gelben Metalls im Schwung bleiben. Der Export nimmt rascher zu als die Einfuhr; und das Verhältnis der Gesammtwerthe Beider bleibt zu Gunsten der deutschen Handels- und Zahlungbilanz. In den ersten fünf Monaten des Jahres wurde gegen die Vergleichsperiode «on 1913 in der Einfuhr ein Plns von 23, im Export von 113 Millionen Mark erzielt. In Frankreich ists anders; trotzdem hat sich die Bank zum alten Goldvorrath einen neuen geschaffen. Aus der Gleichheit des Erfolges und der Verschiedenheit des Einflusses wirthschaftlicher Erscheinungen auf die Goldtendenz ergiebt sich, wie falsch es ist, deutsche französischen Verhältnisse zu vergleichen. Die BankvonFrankreich hat Gold gehäuft, ohne sich um die Resultate des Außenhandels und um die Börsenkrisis zu kümmern. Unsere Reichsbank aber hat sich stärker vergoldet, weil die Trägheit der Wirthschaft und die Regsamkeit des Handels es ihr ermöglichten. Auch die russische Staatsbank ist in ihrem Goldbestand weniger von der Wirthschaft abhängig als unsere; sie kommt mit der Geschäftswelt zunächst durch die Unterstützung des Getreidemarktes in Berührung. Sie giebt den Bauern Vorschüsse, lagert das Korn in eigene Silos und sorgt dafür, daß die Agrarreform nicht durch Preissturz gestört werde. Der Grnteausfall entscheidet, ob aus ihren Mitteln viel oder wenig verlangt wird.

Die europäischen Notenbanken haben aus der schlechten Wirthschaftkonjunktur in den Vereinigten Staaten und aus dem Rückgang des amerikanischen Exports Nutzen gezogen. Hier finden wir also wieder den Doppelbeweis für den Zusammenhang zwischen geschäftlicher Stimmung und Goldbewegung. Die Amerikaner sind nicht entzückt von der Thatfache, daß, ihr Gold nach Osten wandert. Und ihre tzeimath, die Vereinigten Staaten, verzeichnet diesmal das schlechteste Ausfuhrergebniß. Der Mai ergab zum ersten Mal ein Passivsaldo des Außenhandels. Daß die Erntebewegung die Tendenz des Exports ändern wird, mildert die Härte der in fünf Monaten, trotz dem neuen Zolltarif, gemachten Erfahrung nicht. Präsident Wilson beschwört die „gute Konjunktur" bei jeder Gelegenheit. Sie folgt aber seinem Ruf nicht. Die Aufhebung oder Erniedrigung der Lebensmittelzölle sollte die Kaufkraft des Volkes steigern. Auch diese Hoffnung ist begraben. Das größte Schnittwaarenunternehmen der Union, die Firma H. B. Claflin, ist zusammengebrochen. Die Ueberkapitalisirung verstopft schließlich die Geldkanäle mit Papier; die Masse der Wechsel thürmt sich zu einem ungeheuren Wall, auf den keine Bank ihr, Banner pflanzt. So ging es auch dem von Claflin junior (der Alte starb, als das Geschäft noch altmodisch war) begründeten Trust der Manufakturwaarengeschäfte. Der Umsatz in diesen Stapelartikeln der Textilindustrie ist ungeheuer groß; aber der Finanzirung sind trotzdem natürliche Grenzen gezogen. Claflins Ende ist aber zugleich ein Beweis

für die allgemeine Trägheit des Konsums. Ein Riesenumsatz von Massenartikeln, wie ihn normale Zeiten bringen, hätte den Kredit einer Großfirma ziemlich lange gestützt. Der Vortheil aus der ver» billigten Einfuhr fremder Lebensmittel scheint aber durch das Angebot ausländischer Textilwaren aufgewogen worden zu sein. Und der amerikanische Geschäftsmann glaubt, die neue Wirthschaftpolitik sei an den Schwächen der Konjunktur, dem Versagen des Kredits und den sichtbaren Folgen beider Vorgänge mitschuldig. Der amerikanische Reichthum konnte die schlimmsten Blößen einer Geschäftskrisis nicht verdecken. Das Gold hat ein gesichertes, doch unfruchtbares Dasein geführt oder nur dem Ausland genützt. London hat Eagles, aber keine Shares oder Bonds genommen. Die Geschichte der amerikanischen Emissionen verzeichnet die unerhörte Thatsache, daß. im ersten Halbjähr 1914 in der londoner Cith nur für N/s Millionen L Pankeewerthe untergebracht wurden (gegen IM/s in der selben Zeit des Vorjahres). Nun hat eine kräftige Propaganda für die Förderung des amerikanischen Exportes begonnen; im Dollarland muß für die Aussuhr die Trommel gerührt werden! Bisher galt die Vorherrschaft der Vereinigten Staaten auf dem Weltmarkt als unerschütterlich. Jetzt möchte Onkel Sam schnell wenigstens Südamerika erobern. Die Friedenskonferenz von Niagara Falls, deren politischer Ertrag ja nicht sehr groß ist, soll die Geschäfte zwischen Nord und Süd in rascheren Fluß bringen. Der National Foreign Trade Council, dem Industrielle und Großhändler aller Gebiete angehören, will die neue Aera des amerikanischen Außenhandels vorbereiten. An Energie und Kapitalsaufwand wird es nicht fehlen. Der Erfolg hängt von der Antwort auf die Frage ab, was die Union den anderen Ländern zu bieten hat. Nicht jeder Maare ist so leicht die Richtung zu weisen wie dem Gold. Ladon.

Ungern, lieber Herr Ladon, rede ich, Isios, Ihnen in wohlerwogenen Text drein. Da Sie aber,noch einmal,von der französischen Börsenkrisis, als von einem vielleicht nicht überall ernsthaft genug beachteten Symptom, sprechen, möchte ich, als Politiker, bescheiden, doch hörbar, vor der Ueberschätzung dieses Symptoms warnen. Die pariser Panik war durch eine bunte Reihe abnormer Vorgänge und Stimmungen bewirkt worden! und war nie tief, in solchem Umfang, begründet. Die Organisation der französischen Banken ist nicht mehr „zeitgemäß-; und daß der Käufer der Staatsrente, der sich, als die Dreiprozentige den Kurs von 105 hatte, mit 2,86 Prozent begnügen mußte, bei der neuen Emission Ä,13 Prozent erhielt, ist gewiß nicht unwichtig. Aber Frankreichs Finanzwirthschaft hat sich von viel ärgeren Blutverlusten stets schneller erholt, als das Ausland erwartete. Und wir sollten uns vor dem Fehler hüten, den die pariser Stimmung machte, wenn sie sich in den Glauben verleiten ließ^ Deutschland könne sich an Kapitalkraft nicht mit dem Nachbar vergleichen. Frankreich bietet uns das Musterbild der Demokratie mit Personalhintergründen. Finanz, Heer: die

mächtigen Gegner des Herrn Poincars möchten, daß, unter seinem Präsidium nichts in Ordnung scheine. Wir würden noch ärger irren, wenn wir glaubten, der Zustand der französischen Armee sei so schlecht, wie verärgerte Senatoren ihn neulich im Luxembourg schilderten.

MK n dem „Seele und Wirthfchaft" überschriebenen Artikel (im Heft SM 33) hat Herr Dr. Karl Ientsch über Professor Münsterbergs Wuch „Psychologie und Wirthschaftleben" berichtet, die dort mitgetheilten psychologischen Eperimente aber nicht weiter auf ihre Richtigkeit geprüft. Da die Experimentalpshchologie heute noch so ziemlich mit ihren Versuchen steht und fällt, wird es von Interesse sein, Münsterbergs Hauvtversuch, zur Auslese der geeigneten Trambahnwagenführer, etwas näher zu besehen. Vor den Augen der Versuchsperson bewegen sich in einem einfachen Apparat lange Kartonstreifen. Zwei parallel laufende Gerade in ihrer Mitte deuten das Gleis an. Der ganze Streifen ist in Quadrate getheilt, wovon in die zwischen den Gleislinien befindlichen die großen Buchstaben des Alphabets der Äeihe nach eingedruckt sind. Neber das ganze Blatt ist regellos eine Masse der Zahlen 1 (ein Fußgänger), 2 (ein Pferdefuhrwerk) und 3 (ein Auto) in rother und schwarzer Farbe vertheilt. Die rothen Ziffern bedeuten die Moventia, die das Gleis kreuzen werden, die schwarzen die ungefährlichen mit paralleler Richtung. Ist die rothe Ziffer eins, zwei oder drei Quadrate vom Gleis entfernt (in der selben Zeit ^machen die Fußgänger einen, das Fuhrwerk zwei, das Auto drei Schritte, gleich Quadrate), dann muß, der Prüfling den Buchstaben uusrufen, in dessen Quadrat die Kreuzung erfolgen wird. In der mehr oder minder großen Zahl der hierbei gemachten Fehler ergiebt sich ein Maßstab für die Eignung des Geprüften. Es ist klar, daß ous dieser Prüfung nur der Befähigungdurchschnitt der Versuchspersonen und kein absolutes Maß, zu erhalten ist, daß auch sehr viele Versuche gemacht werden müssen, damit aus dem letzten einigermaßen Giltiges sich ergebe. Das wäre an sich noch nicht so schilmm. Unangenehmer ist, daß, die Moventia der Straße nicht so entgegenkommend sind, Täfelchen umgehängt zu haben, deren Farbe die Bewegungrichtung angiebt und auf denen Ziffern eine gleich bleibende Geschwindigkeit garantiren. Ein harmloser Parallelgänger macht plötzlich eine Wendung auf den Hacken und kreuzt rechtwinkelig das Gleis. Ein scheuendes Pferd verwandelt im Nu einen schwarzen in einen rothen Wagen, ein Chauffeur muß, einem plötzlich auftauchenden Hindernisz ausweichen und wird selbst zu einem solchen. Die allerwichtigste Gefahrenquelle der unerwarteten Hindernisse bleibt also in Münster«

Ein Brief.

bergs Versuch vollkommen unbeachtet. Er ist zwar sehr sinnreich, aber auch nicht mehr. Die prinzipielle Schwierigkeit liegt eben darin, die so manichfachen Bewegungvorgänge einer Großstadtstrahe durch Quadrate und Ziffern zu versinnbildlichen. Ein weiterer Mangel der Versuchsanordnung: sie prüft nur die Arbeitfähigkeit der centripetalen Nerven, nicht Huch die der centrifugalen und der Muskeln. Ein Mann, der die Gefahr sehr rasch erkennt, muß, ihr deshalb noch nicht rasch vorbeugen. Rasche Auffassung «nd Zaghaftigkeit oder MIappe Muskeln findet man oft in dem selben Individuum vereint. Der Mann, der sich bei Münsterberg bewährt, kann also an der Bremse vollständig versagen. Schließlich kann der Versuch nur kurze Zeit andauern, da das Zahlenlesen viel mehr ermüdet als das Wagenführen. Der Versnch müßte sich aber, um ein richtiges Bild zu geben, über möglichst lange Zeit erstrecken; ändert sich doch die Beweglichkeit des Arbeiters mit den einzelnen Abschnitten des Arbeit« tages. Die anderen Versuche Münsterbergs kann ich nicht ganz überprüfen, doch scheinen sie an ähnlichen Mängeln zu leiden wie der eben besprochene. Sollen solche Versuche für die Praxis von Werth sein, dann muß das Folgende beachtet werden. Der Versuch muß das Leben möglichst getreu und ohne Auslassungen wiederholen, die charakteristischen Vorgänge aber in Konzentration bringen. Man kann den Straßenbahnwagenführer nicht dadurch auf feine Eignung prüfen, daß. 'man ihn Wochen lang begleitet und sein Benehmen im Gefahrenfall beobachtet, vielmehr muß, der Versuch gestatten, das Selbe in wenigen Stunden zu thun. Von der Plattform eines in gleichförmig langsamer Fahrt befindlichen Straßenbahnwagens aus wäre die Strecke kinematographisch aufzunehmen. Einige Statisten müßten damit beschäftigt sein, plötzlich auftauchende Hindernisse in reicher Abwechselung zu stellen und erst im letzten Moment zu verschwinden. Der Versuchsperson wäre dann die Aufnahme, doch in beschleunigtem Tempo, vorzuführen. Vor ihr müßte sich eine Bremse, gleich der am Trambahnwagen, befinden, aber mit dem Projektion-Apparat verbunden sein. Die Bewegung der Bremse hätte die Vorführungsgeschwindigkeit zu mindern oder gleich Null zu machen. Erscheint nun das Hindernis im Bild, dann wird sich unzweideutig ergeben, ob es der Mann im Ernstfall überfahren hätte. Verschwindet das Hinderniß im Bild, während er bremst, dann hätte er überfahren; im Gegenfall war er aufmerksam und geschwind genug. Auch diese Anordnung hätte kleine Fehler, aber solche, die bei Versuchen überhaupt nicht vermieden werden können. Bei dem Mangel an einer verläßlichen Schutzvorrichtung wäre die durch meinen Versuch ermöglichte Auslese der Geeigneten und damit die Verlegung der Schutzvorrichtung in das Auge des Führers sehr erwünscht. Die Unkosten würden hier allerdings größer, doch darf nzan sie nicht scheuen, wenn man wirkliche Ergebnisse erlangen, nicht nur mit diesen ernsten Dingen spielen will.

Serausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mozimilian garden in Berlin. — Verlag der .-Zukunft w «erlin, — Druck von Paß « Sarleb S, m. b. K. in Berlin.

Berlin, den 1. August 1U14.

Der Krieg.

SommerwirdSchicksal."AmsechzehntenMai1914
ists hier gesagt worden. Neun von zehn Lesern dachten:
Die Grille eines Mürrischen; auf und über unserer Erde sah es
lange ja nicht so still aus; nachAgadir,Tripolis,Balkan ist Alles
müde und uns lächelt, endlich wieder, eines heiteren Sommers
Sonne; stärkste Bürgschaft: das ins Herzliche gewandelte Ver-
hältnis; zu England. Nun ist, dennoch, Sturm geworden. And
wenndesSchicksalsWaltennichtsichtbareWandlungdesMacht-
standes erwirkt, ists Englands Schuld. (Bielleicht habt Ihr in-
zwischen gelesen: »Das Verdienst britischer Friedensliebe.")
Oesterreich-Ungarn hat dem Königreich Serbien Krieg an-
gesagt. Oesterreich-Angarns Truppen stehen im Feld. Daß in
solcher Stunde alle Kritik des Vergangenen, auch des noch Fort-
wirkenden schweige, gebietet die einfachste, Allen verständliche
Pflicht. Geböte sie schon, selbst wenn wir die Stunde nicht nah
glauben müßten, die unser eigenestzeerindengroßenKampfaus-
rücken sieht. Mich dünkte nothwendig (und ich habe diescrUeber-
zeugung oft schrofferenAusdruck gegeben, als Manchem behagte),
daß der Kampf früher ausgefochten werde; und die Art, wie er
unter demIulimond,mit unwürdigemSchimpfundaufscheuchen-
dem Lärm, journalistisch vorbereitet wurde, schien mir so häßlich
wie schädlich. Vorbei. Jetzt ist nicht Muße, zu erörtern, obs nicht
besser gewesen wäre, wenn der Strahl aus entwölkterHöhe erden-

wärts zuckte. Wer staatsmännisch denkt, darf nicht an dieBewin»
selung gemachterFehler die Zeit vertrödeln; sondern muß sich auf
diese Fehler, wie auf den gewachsenen Fels, stellen und Einem
nur nachfragen: »Wie nütze ich das Gewordene?" Der Ton ad»
vokatorischer Klägerschriftsätze, der den Handel fo widrig ein»
leitete, darf nicht länger in unserem Ohr haften. Jetzt gehts um
die Macht; nicht um Recht oder Anrecht: ums Vaterland. Nicht
heute mehr ist zu prüfen, ob das Wagniß des Wurfes klug war.
Denn der Würfel fiel. Feget drum alle Erinnerung an Oester»
reichs Fehl und Schwachheit, an das allzu flinke Fuchteln mit
Deutschlands Schwert aus dem Gedächtniß! Vor fünf Iahren
und fünf Monaten habe ich hier gesagt, die Mächte, die für Ser»
bien einenKrieg führen wollen,mögen es thun. „Heute lieber als
morgen. Dann soll man ihnen nicht erst Zeit zu gemächlicher Vor»
bereitung lassen, sondern die Stunde wählen, die in Berlin und
Wien den Generalstäben die für den Kampf günstigste scheint."
Das ist nicht geschehen; auch nicht, als Rußland kaum das zur Lan»
desvertheidigung Nothwendige zu leisten vermochte und Frank»
reich kein brauchbares Pulver hatte. Den Versuch, die Serben, die
sich tapfer geschlagen haben, als Mörderbande zu verschreien,
konnte ich nicht mitmachen. Heute spreche ich wieder, wie 1909:« Eu«
ropaundihrenGeschwisternmuß bewiesenwerden.daßdiezwischen
Nordsee und Adria herrschenden Kaisermächte Kraft und Aus»
dauer genug haben, um auch auf einem umlauerten undumdrohten
Weg andasZielihresWollenszugelangen. DieDeutschenmüfsen
überzeugt werden, daß von Ost ein Krieg kommen kann, dem nur
ein Tropf zaghaft ausbiegen würde und der nicht, wie die Kurz-
sicht wähnt, für Oesterreichs, sondern für Deutschlands Lebens»
interesse zu führen wäre." Dieser Krieg tost nun an unseres Reiches
Mauer. Dürfen wir die Genesis und den Termin laut benörgeln?
Jetzt den Beweis an die Ecken kleben, daß pfiffigere Geschäfts»
führer feinere und billigereArbeitgeliefert hätten?Das hülfe nicht;
könnte nur schaden: die Wollenseinheit zersplittern, die unser stärk-
ster Hort ist. In diesem Sommer wird Schicksal. In seinem Schoß
ruhen der deutschen Menschheit helle unddunkleLose. „Wasauch
drauswerde:stehzuDeinemVo!k!EsistDeinangeborenerPlatz?"
Lernet an derHeilsamkeit des Wollens wenigstens zweifeln,
das sich seit drei Wochen in mancherlei Lauten ausgetobt hat. Der

Kluge selbst, dem Wissenschaft und Erfahrung das Auge klärte, hat
im Wirbel des Ereignisses oft geirrt. Vor fünfundfünfM^ahren
wMeHellmuthMoltke,schonCHefdespreußischenGeneralsta
den Oesterreichern gegen Frankreich HMM. »Ohne Bedingungen
undForderungen", sagte er zuTheodor von Bernhardt. Der da-
hinter in sein Tagebuch schrieb: »Eine bessere Ansicht tonntensich,
als in Preußen herrschend, die Oesterreicher gar nicht wünschen,
und wenn siesich einebestellendürften."WäreMoltkes Meinung
damals durchzudrücken gewesen, wir hätten heute nicht ein Deut»
sches Reich mit preußischer Spitze. So weit, hitzige Patrioten, wirkt
in"öerUchicksalsstunde ein Entschluß. Preußens Gesandter in
Petersburg, Herr von Bismarck, sah dieNothwendigkeit anders
als in Berlin der Generallieutenant. Er schrieb an den Minister
Freiherrn von Schleinitz: »Nicht blos an der Kreuzzeitung habe
ich bishermitBesorgnißdieWahrnehmunggemacht,welcheAllein-
herrschaft sich Oesterreich inderdeutschenPressedurchdasgeschickt
angelegteNetzseiner Beeinflussung geschaffen hatund wie es diese
Waffe zu handhaben weiß. Ohne sie wäre die sogenannte Seffent»
licheMeinung schwerlich zn diesertzöhe montirtworden;ich sage:
die sogenannte, denn das wirkliche Gros der Bevölkerung ist nie-
mals sür den Krieg gestimmt, wenn nicht die tatsächlichen Leiden
schwerer Bedrückung es gereizt haben." Schleinitz beruhigt ihn
bald: »Der Kriegsfuror ist, glücklicher Weise, in Preußen gänzlich
erloschen." Bismarck aber sieht den Zustand noch immer wie im
Winter 1833, als er an Gerlach schrieb: »Jede Zurückhaltung
Preußens wird mit einem pharisäischem Befremden als Verrath
an der deutschen Sache stigmatisirt. Die guten Oesterreicher sind
wie derWeberZettel imSommernachtstraum. Sie habenimOrient
ihr Kreuz zu tragen, wollen in Deutschland die große Rolle spielen,
inItalienauchden,Löwen<machen und für die europäische Politik
über uns disponiren, ohne uns in der deutschen auch nur ein,Gott
vergelts' zu sagen. Wir machen dabei, wie mir scheint, stets den
Fehler eines blöden Jungen, dersich von seinem an Arroganz und
Pfiffigkeit überlegenen Compagnon überzeugen läht,wieNnrecht
er thut, sich nicht für ihn zu opfern." Jetzt knirscht er: »Wir wer-
den nicht einmal Oesterreichs Reserve, sondern wir opfern uns für
Oesterreich, wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß
am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache und Oesterreich
bekommt Luft." Er hat den Krieg gegenFrankreich nicht gescheut.

Doch er wollte ihn in der seinem Vaterland günstigsten Stunde führen; nicht in einer vom Bundesgenossen gewählten.
Was war 1839 geschehen? Am ersten Januar hatte Kaiser Napoleon zu dem Gesandten FranzIosephs gesagt:»Ich bedaure, daß die Beziehungen unserer Länder nicht mehr so gut wie früher sind, bitte Sie aber, Ihren Kaisermeiner persönlichen Hochachtung zu versichern." Europa horcht ängstlich auf. An allen Börsen stürzen die Kurse. Trotzdem draußen noch Niemand weiß, daß Louis Napoleon (den Orsinis Attentat in den Entschluß geärgert hat, Oesterreich aus Italien zu drängen) mit dem Grafen Cavour ver» abredet habe,VictorEmanuel,derKönigvonSardinien(Piemont) solle die Lombardei undVenetien, Parma und Moden«, Frankreich aber, für seine Hilfe, Savoyen und Nizza erhalten. Oester» reich braust inZornauf. DendiplomatischenVerkehrmitPiemont hat es schon abgebrochen. Jedem (auch Herrn von Bismarck) ge° klagt, daß Sardinien ihm die ruhige Verwaltung der Lombardei unmöglichmacheunddienationaleWühlarbeitfürein Großitalien beendet werden müsse; wenn nicht anders: um den Preis eines Krieges. Wien warte nur auf die Gelegenheit, den lästigenNachbar zupacken und zuvernichten. NachNapoleons drohenderAnspräche erklärt es, die Forderung der italischen Einheit, das Verlangen, alle Italiener, auch die von Oesterreich beherrschten, mit einem Staatsverband zu umfassen, sei nicht einen Tag länger zu dulden; jede Nachgiebigkeit unvereinbarmitOesterreichsWürde. Daß Frankreich den Piemonlesen helfen werde, will Niemand recht glauben. Louis Napoleon gilt, wie heute der Zar, als der Erzfeind allerVölkerfreiheii; und ersoUte.gegenOesterreichsehrwürdige Legitimität, dieRevolution unterstützen? InDeulschland wird für die wiener Wünsche so laut die Trommel gerührt, daß einhellesOhr sie bis andieNewa hört. „Werjetzt in dem heiligen Kampf zurückbleibe, verrathe das Vaterland und zerreiße die deutsche Nation. Mit lärmendem Terrorismus wurde jede abweichende Meinung erstickt. Niemals war seit 1848 so lauten Schalles Deutschlands Ehre und Deutschlands Einheit gepriesen worden, wie es in diesem Zeitungsturm des wiener Preßbureau geschah." (Sybel.) England will vermitteln. Antwort vom Ballhausplatz: »Wir brauchen nicht Vermittler, sondern Alliirte." Rußland schlägt einen Europäerkongreß vor, auf dem auch die italifchen Staaten vertreten sein sollen. England, Frankreich,

Preußen stimmen dem Vorschlag zu. Oesterreichs Geschäftsführer, GrafBuol.ruft: »Lieber an den Galgen als aufsolchenKongreß." Zaudert dann aber länger mit der endgiltigen Antwort, als der klerikal-militärischen Hofpartei in den Kram paßt. Schon fürchtet Cavour, den Kriegswagen seinerkühnen Politiknoch einmal bremsen zu müssen. Doch der Franzosenkaiser lächelt sphinzisch; und flüstert dann: «Seid ohne Sorge; aus Alledem wird nichts." Erzherzog Albrecht von Oesterreich kommt nach Berlin und fordertPreußens Hilfe. Wenn es einverstanden sei, werde Oesterreich ein Ultimatum an Sardinien richten und zugleich eine Viertelmillion seiner besten Soldaten an den Rhein schicken, um dort, mit Preußen und denanderenTruppendesDeutschenBundes,gegen Frankreich zu kämpfen. Prinz-Regent Wilhelm lehnt den Plan kühl ab,räth,auf das Ultimatum zu verzichten, und sagt offen, daß Oesterreich auf diesem Weg allein bleiben würde. Der Erzherzog scheint von der Richtigkeit des Rathes überzeugt und nimmt auf demBahnhof in herzlicherFreundschaftAbschied vondenHohenzollern, die ihn geleitet haben. Als Wilhelm ins Schloß heimgekehrt ist, meldet ihm Franz Josephs Gesandter, das Ultimatum Oesterreichs sei nach Turin abgegangen (aus der Militärkanzlei des Kaisers; ohne Zustimmung Buols, der noch warten wollte). Darin ist gesagt, die beispiellose Geduld, die Oesterreich, Jahre lang, gegen die steten Herausforderungen und Wühlereien der großitalischen Hetzer und ihrer Begünstiger gezeigt habe, könne nicht fortwähren; deshalb verlange es, daß die turiner Regirung binnen dreiTagen dieAbrüstung durchführe; sonst: Krieg. Dreiundzwanzigster April 1839. Cavour erwidert, die Frage, ob Sardinien sein Heer entwaffnen müsse, werde der Kongreß beantworten. Rußland mobilisirt vier Armeecorps, um für den Fall raschen österreichischen Sieges bereit zu sein. Das liberale England, nicht nur das der Whigs, begeistert sich für die Auferstehung Italiens. Preußen erklärt,««! sechsundzwanzigstenApril,in einem Rundschreiben den Großmächten, daß es zunächst neutral bleiben und sich auf den Schutz des Bundesgebietes beschränken werde. Vier Tage danach rückt das österreichische Heer in Piemont ein. Schlägt aber nicht. »Die großeArmee stand den ganzenMai über unthätig in der Lomellina; statt die sardinischen Streitkräfte schnell zu vernichten, wartete sie ruhig ab, bis Napoleon, über den MontCenisund zurSee überGenua, die große französischeArmee

herangeführt hatte. Die wiener Regirung aber sandte den alten
Feldmarschall Fürsten Alfred Windischgraetz nach Berlin, um
durch einenneuen Vertrag die Hilfe Preußens zu gewinnen." (Ge-
neraladjutant Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen.) Nichtdem
beiAspern undWagram bewährten Feldzeugmeister Heß, den das
Heer ersehnt, ist das Oberkommando anvertraut worden, sondern
demGrafenFranzGyulai.DerfühltselbstseineSchwachheit,möch°
te der großen Pflicht entschlüpfen, hörtaber aus demMund seines
Protektors, des Generaladjutanten Grafen Gränne, das allzu
lustigeTrostwort: »HatsRadetzky,der alte Esel, getroffen, so wirst
Du cs auch treffen." Ertriffts nicht;verzaudert diekostbarsteZeit.
AndVictorEmanuelsagt(später): «DerGyulaiverdient einDenk-
mal, weil er uns schonte, bis die Franzosen kamen." Mit seinen
hundcrtzehntausend Mann konnte er das um die Hälfte kleinere
Piemontesenheerüberrennen,Turinbesetzen,dieAlpenpässesper-
ren. Er wartet. Der Prinz-Regent von Preußen schickt den Gene-
ral Willisen nach Wien, um zu erkunden, welche Truppenzahl
Oesterreich an den Oberrhein werfen könne, und umPreußens be»
waffneleVermittlung anzubieten.Damit ist das österreichischeMi-
nisterium, an dessen Spitze Rechberg den Grafen Buol-Schauen-
stein abgelöst hat, nicht zufrieden. Sardinien, heißts dort, müsse in
Ohnmacht gezwungen,dann aber auchNapoleon.derfrecheUsur-
pator, gestürzt und der angestammte König Heinrich der Fünfte
auf den Thron gesetzt werden. Dafür ist Preußen nicht zu haben.
Und während noch verhandelt wird, marschiren die Franzosen
in Piemont ein und schlagen Gyulai bei Montebello und Ma-
genta. Daß nun Kaiser Franz Joseph selbst (mit Heß als Ge-
neralstabschef) den Oberbefehl übernimmt, daß Wilhelm die
Mobilmachung des Preußenheeres anordnet und in Petersburg
und London für den Gedanken bewaffneter Vermittlung auf
der Grundlage des territorialen Besitzstandes wirkt, nützt nicht
mehr. Toskana, Modena, Bologna haben ihre Regenten weg-
gejagt, sich der Sache Sardiniens verlobt und den Piemontesen
ansehnlichen Zuzug geleistet. Oesterreich wird bei Solferino ge-
schlagen; seintzeergehthinter die Etschzurück,giebtdieLombardei
auf undbequemt sichbald danach in einen Waffenstillstand. »Der
in Berlin anwesende Feldmarschall Fürst Windischgraetzgabsein
Ehrenwort darauf, daß nach seiner Aeberzeugung der Waffen-
stillstand keinen anderen Zweck haben könne als den, der preußi-

schen Armee Zeit zu ihrem Aufmarsch zu gewähren und dann die
Thätigkeit von Neuem zu beginnen. Aber vier Tage danach er-
folgte der Friede von Villafranca und Kaiser Franz Joseph kün-
digte seiner Armee in einer Proklamation an, er habe diesen Frie-
den geschlossen, weil er von seinen natürlichen Bundesgenossen
im Stich gelassen worden sei. DerPrinz-Regent kam (imGarten
von Sanssouci) an den König heran und meldete ihm, mitThränen
indenAugen,denunglücklichenFriedensfchluß."(KraftzuHohen-
lohe.) Franz Joseph durfte den Grund, der ihn zum Friedens-
schluß zwang, nicht enthüllen. Aus dem österreichischen General-
stabswerk über den Krieg in Italien kennen wir diesen Grund.
Da fast alle Armeecorps auf dem Kriegsschauplatz standen (ein aus
Ungarn zusammengesetztes mußte, als unzuverlässig, ins Innere
zurückgeschickt werden) und für die zwei neuen Corps, derenAuf-
stellung angeordnet worden war, Offiziere, geschulte Leute und
Ausrüstung fehlten, war die Erfüllung des Versprechens, einHeer
andenRhein zuschicken, unmöglichgeworden. Sollte, nach Oester-
reichs Niederlagen, Preußen amRhein und in Frankreich siegen?
Dann war es Herr über Deutschland. Deshalb forderte Wien,
daß der Prinz-Regent als Bundesfeldherr dem Befehl des Bun-
destages unterstellt und im Hauptquartier von den sicbenzehn
Kommissaren unter steter Aufsicht gehalten werde. Deshalb be-
quemte es sich amTagnach diesemAntrag, dessenAblehnungnicht
eine Stunde lang zweifelhaft war, zum Abschluß des Friedens
mit dem „frechen Usurpator" (der wieder lächeln konnte).
DieFolge des diplomatisch und militärisch schlecht vorberei-
teten Ultimatums war, daß Oesterreich die Lombardei und (schon
damals) dieGewißheit der Herrschaft überVenetienverlor. Weil
es sich über die eigene Kraft eben fo wie über die der Gegner ge-
täuscht und großitalische Konspirationen gewittert hatte, wo fichs,
nach dem Wort Visconti-Venostas, nur um die »große, natür-
liche Verschwörung" einer ganzen Nation handelte, deren Theile
aus Fremdherrschaft in Selbstbestimmung, aus Zersplitterung in
Einheit strebten.Bismarck,Bernhardi,GuidoUsedom(Bismarcks
Nachfolger in Frankfurt, der schon empfohlen hat, »die Öffent-
liche Meinung in die Zwangsjacke zu stecken und an ihre Stelle
unsere Meinung zu setzen"): alle Gegner des wiener Verlangens
nach Preußens Gefolgschaft athmen auf. Und freuen sich neben-
bei noch der Thatsache, daß die Italiener vonFrankreich geprellt

worden sind und sich nun, wenns so weit ist, den Preußen ver-
bünden müssen. Auch der italo» preußische Vertrag vom achten
April 1866, der demKönigWilhelm dieSicherheitgab, daß zwei»
hunderttausend Italiener, sobald er das Schwert gegen Oester-
reich zog, über den Mincio in das Land ihrer Sehnsucht vor»
drangen, war schließlich ein Ergebniß der wiener Fehler.
Deren Wiederholung brauchen wir heute nicht zu fürchten.
Graf Berchtold ist nicht der Mann überhasteter Entschlüsse; auch
nicht einer, der sich der Kampflust Tiszas blind gefangen giebt. Und
GeneralstabschefConradvontzoetzendorfvonanderemSchlagals
dieFeldherren von 1859. Wir können gewiß sein, daß jedeMög»
lichkeit vorbedacht, vorgewogen ward. DieserFeldherrweiß, was
er will, und, was er kann. Daß er den nächsten Feind geschlagen
oder eingekesselt haben muß, ehe vonNordost der größere anrückt.
Er wird nicht warten, bis dem Piemont, gegen das er ficht, Sukkurs
kömmt. Sein Heer ist gut. And sein stählerner Wille hat Flügel.
„WennFürsten Krieg wollen, so beginnen sie ihn und lassen
dann von einem fleißigen Juristen beweisen, daß auf ihrer Seite
dasRecht sei.- So höhntFritz von Preußen. In der wienerNote
an Serbien, deren rauhe Härte ohne Vorgang in der Geschichte
ist, lehrt jeder Satz, daß Oesterreich-Ungarn den Krieg wollte. Weil
es überzeugt war, ihn wollen zu müssen. Weil es nicht warten
durfte,bis es als neueTürkeibehandelt.vonvieroderfünfSeiten
zugleich angegriffen wurde, Rußland auch die Polen noch köderte
und der gefährliche Glaube entstand, den armen FranzFerdinand
überlebe im ErzHaus leinkrästigerWille. Weil nur der Krieg, den
die besten Geister derArmee, nicht aus Ehrgeiz noch gar äusBe»
förderungsucht, ersehnten, dietzauptschäden beiderReichshälften
und der Gesammtmonarchie heilen könnte. Weil er heute noch,
vielleicht nicht mehr morgen, zu führen wäre. And weil felbst die
Niederlage nach muthigem Kampf, von dem die Waffenehre Heller
leuchtet, der Meinung vorzuziehen ist.das tzabsburgerreich halte
sich nur mühsam noch auf zitternden Beinen und könne zwar mit
der Zunge keifen, doch nimmermehr mit dem Schwert kämpfen.
Denkbar ist auch, daß Freiherr von Conrad gesagt hat, er vermöge
nicht für denReichsschutzzubürgen,wenndieAnion Serbiens mit
Montenegro vollzogen und Rumänien fest anRußland gekettetsei.
Nur dieAblehnung, nicht die Annahme des in derNoteGeforder»

ten konnte den Wienernnützen. Denklugen Serben Paschitschund
Patschu war der Muth und der Witz zurAnnahme, auch des unan-
nehmbar Scheinenden, zuzutrauen. »Wir müssen jetzt (hätten sie
gewispert)das Ganzeschlucken: gerade.weildieOesterreicherwün»
fchen, daß wirs nicht über die Lippe lassen. Ihre Enttäuschung mag
uns trösten, bis Rußland bereit ist und auch diesen Tag slawischer
Schmach rächt." SolcherVerzichtaufHeldenallurehättetrutzigere
Kühnheit gefordert als derverwegensteKampfgegenAebermacht.
Doch denMinistern redet in Serbien längst dasOffiziercorps drein
(das sie deshalb gern mal geduckt sähen) und das Haus Karageor-
gewitsch steht auf schwankem Grund. Herr Paschitsch hat als Pa-
triot gehandelt: ohne großen Gestus fast Alles hinuntergewürgt.
Da er, fürs Erste, aber ein paarTropfeninderBitterwasserflasche
lassen mußte und er Oesterreichs Absicht aus nüchternem Auge
sah, wußte er genau, was kommen werde, und stimmte, noch bevor
er die Antwortnote (ein Meisterstück weiser Taktik) dem Gesandten
Franz Josephs übergab, dem Beschluß der Hecresmobilisirung
zu. Inzwischen arbeiteten die Juristen des Ballhausplatzes an
der Rechtfertigungschrift. Die mag einstweilen ruhen. Die war
wichtig, so lange der Handel als Rechtsfrage frisirt wurde. Was
wäre, jetzt noch, durch den Beweis gewonnen, daß Wien in diesem
Fall von seinen Agenten nicht besserbedientworden istals in den
FällenNastitsch undProchaska? Ich bin sicher, daß derDoppel»
mord in Sarajewo der belgrader Regirung höchst unwillkommen
war (so ist, nach dem Bericht des Herrn Dr. Dillon, eines Gelehrten
und Politikers von Eigengewicht, auch die Meinung des Grafen
Berchtold);daß der serbische Bauer und Kaufmann, Intellekwelle
und Soldat sich nicht in den Sünderwinkel zu verkriechen braucht;
und daß eines Tages ein PaschitschdemOesterreicher.der ihnnach
dem Anlaß zu den vielen Verschwörungen fragt, ungefähr ant-
worten wird, wie, 1873, Visconti-Venosta dem Minister Franz
Josephs geantwortet hat: «Diepaar kleinen Verschwörungen von
kurzer Dauer waren unbeträchtlich neben der großen, natürlichen,
spontanen Verschwörung Aller. EureRegirungmethodenundPo-
lizeisitten haben in unseren Reihen die Disziplin erhalten." Die
Sucht nach Kriminalgeschichten könnte durch die schmähliche Cail-
lauzposse (,,Ia sainte Krce«) doch bisindenHerbstgesättigtseinund
dürfte nicht ins Politische langen. Oesterreich-Ungarn hat mehr
Serben als beide Serbenstaaten: daher die Schwierigkeit. Der

Kriegsoll sie wegwirbeln.Das ist seinnächsterZweck.Ist ernothwen-
dig, dann ist er auch gerecht; und, nach dem tapferenWortMacchia-
vellis, ein frommes Werk, wenn nur von seinem Panzer noch Hoff-
nung blinkte.Glorie kann er, wie mühsam er, imGebirg,imSteinge-
röll der Engpässe, sein mag, der Großmacht, die ihn gegen einklei-
nes,armes,von zweiFeldzügen erschöpftes Volk führt, nicht brin-
gen. Und daß er populär ist, von tzeerund Volk mitIubel begrüßt
wird, sollten unsere Genossen nicht zu laut betonen. „Kriegerischer
Sinn beseelte das Heer, von freudiger Siegeszuversicht waren Of-
fiziere und Soldaten bewegt. Tausende von Landleuten strömten
an den Straßen zusammen, um dem Heer Lebensmittel feilzubieten
undumsich des kriegerischen Anblickeszu erfreuen. Der Kriegwar
für die wehrhaften Völker der Monarchie eine Herzenssache und
ihre heißen Wünsche begleiteten das Heer in den Kampf." Diefe
Sätze hat Herr Dr. Friedjung über denAusmarfch des Heeres ge-
schrieben, das nach Skalitz und Trautenau, Iitschin und König-
graetz zog.Ueber die Rechtfertigungschrift der Staatsjuristen wird
in stillerer Zeit zu reden sein. Daß ein Krieg nothwendig war, be-
weist nur sein Ertrag. Papier gilbt. Oesterreich-Ungarn braucht
raschen, nicht allzu theuer bezahlten Sieg.
Wo derPlan ausgebrütetworden sei, inWien oder in Ber-
lin, ward gefragt; von Eifernden geantwortet: ‚In Wien"; und
dann gemeldet, »dieMittheilung,daß die österreichischeNoteder
berliner Regirung nicht früher als den anderen Kabineten be-
kanntgeworden fei, habe in London, Paris und Petersburg einen
vortrefflichen Eindruck gemacht." Trotz der Rüge des Herrn Lieb-
knecht(aber inUebereinstimmungmitdemtzandeln rother Partei-
herrscherlbleibe ich in der Meinung, daß verantwortlich Regirende
oft nicht nur berechtigt, fondern sogar verpflichtet sind,Wahreszu
leugnen und Unwahres zu behaupten. Dieses Recht, diese Pflicht
des vonKollektivsittlichkeit Geleiteten schränken zweiBedingungen
ein.DieUnwahrhafiigkeit darf weder erweislich noch demStaats-
interesse zuwider sein. Eigentlich ists nur eine Schranke: denn er-
wiesene Unwahrheit schadet dem Kredit des Staates, von dessen
Höhe sie kam. Schändlich wäre, zum Beispiel, und infamirend wie
einVerbrechen imAmt die Angabe, eineGroßmacht, die deutlich
ausgesprochen hat, daß sie mit ihren Freunden das Schwert
ziehen und fechten werde, habe sich von diesen Freunden ge-

wendet und werde dem Kampf thatlos zuschauen. Schändlich: weil
die falsche Angabe die Nation des Angebers betrügt, ihr die Ge-
fahrensumme kleiner zeigt, als sie ist, und, vielleicht, einenRückzug,
dessenUrsache die Gegner kennen und ausmünzen, als einen Akt
muthiger und drumVortheil einheimsenderWeisheit aufschwin-
delt. Aber auch die Taktik, die zu der »Mittheilung« gerathen
und den «vortrefflichen Eindruck" bewirkt hätte, wäre schroff zu
tadeln. Weil die dem Deutschen Reich gebührende Achtung den
Glauben an die Mittheilung verbietet und weil der vortreffliche
Eindruck seinen Ausdruck in den Worten fände: »Die Berliner
leugnen aus Angst, wollen also nicht mehr, was sie zuvor wollten.«
Wennauch nurdenkbar wäre, daß der KanzlerdesDeutschenRei-
ches nicht, bis ins Kleinste, genau wußte, was Oesterreich-Ungarn
in Belgrad fordern werde, denkbar, daß wir mit folcher Explosiv-
note überrumpelt würden, dann säßen wir in engerer Klemme als
indenTagendesDeutschenBundes und wären nicht Oesterreichs
Reserve, nein, Oesterreichs Lanzenknechte. Dann müßte der Na-
tionalstolz gegen ein Bündniß auflodern, das uns aus dem Rath
scheidet, aber mit der Hauptlast der That bebürdet. Schon ist das
Bündniß nichtmehr, was es war; uns viel ungünstiger.Oesterreich-
Ilngarn müßte große Theile seines Heeres zum Schutze der Gren-
zen gegen Italien, Rumänien, Serbien.Montenegro verwenden,
ehe es uns gegen russische Angrifse beistünde. Daß es uns plötz-
lich vor die Nothwendigkeit eines Kampfes gegen die stärkste Koa-
lition derErdgeschichte zwingen könne: schon dieVorstellung müßte
deutsches Selbstgefühl, deutsches Selbstbestimmungrecht in drei-
mal heiligen Zorn empören. Warum wird derNmlauf so gefähr-
licher Märchen geduldet? Warum nicht gesagt, was ist (weil es
sein muß): daß zwischenWien undBerlinAlles vereinbart war?
Wir wären in Knechtschaft gesunken, unwürdig der Männer, die
PreußensVorherrschaftinDeutschlanderkämpften,wir hätten uns
Duncans schlaftrunkene Kämmerlinge zu Herren gesetzt, Wenns,
fünfzig Jahre nach Königgraetz, jemals noch anders sein könnte.
»Die wichtigste Sorge ist jetzt, daß der Krieg lokalisirt werde."
AusBlättern allerFarben grinst mich derSatz an. Die wichtigste
Sorge? Der Mächte, in denen wir unsere Gegner von morgen
sehen sollen. Die müssen wünschen, daß Oesterreich-Angarn sich
etwas einer Genugthuung Aehnliches hole und von der Straf-

expedition mit einem Lorberreislein heimkehre. And was geschieht
nach dieser herrlichen Lokalisirung des Krieges? Dann erst ist Ser-
bien wirklich »russisch" (was es bisher nicht sein wollte: weil es
unter der Vormundschaft des mächtigen Moskowiters eben so
wenig wie die Czechen zu einem Sonderstammesrecht käme). Dann
erst müßte Oesterreich-Angarn mit dem Haß, der Totfeindschaft
allerSerben als mit Unwiderruflichem rechnen. Nurder Serben?
Aller vom Bukarester Frieden Begünstigten. Auch der Rumänen,
die eine Irredenta, einen antiaustrifchenPatriotenbund, eine groß-
walachische Schulpolitik haben. Auch der Griechen, die wissen, wo-
durch ihr epirotischer Schmerz entstand. Rußland gewönne Zeit;
könnteseinestrategischenBahnenausbauen,seintzeerwesen stärken
und in Südost,wenns seinmuß,unter Hingabe von Gold und Land-
fetzen, die Bande jungerund alterFreundschaftnoch fester knüpfen.
Die Triple-Entente würde, auch ohne was Geschriebenes, zum
Dreibund. Schon durch dieWuth,die der zweiteIulibluff aufge-
peitscht hätte. Deutschlands, Oesterreichs, Ungarns Wirtschaft
fände noch wenigerRuhe als in den Iahren seitAgadir. And der
Krieg käme in der Stunde, die den Anderen genehm ist; käme uns
dann, nicht ihnen, als Aeberraschung. (Italien, das nicht vergessen
werden darf, hätte die Gewißheit, daß Oesterreich bald um sein
Leben fechten müsse, und könnte die jetzt ungemein klug begonnene
Anpassung an neueMöglichkeiten.mit dem ganzenAufgebot seines
Zenie äe Iä juxtäp«Zition,in aller Stille fortsetzen.) Nein: wenn nun
lokalisirt werden soll, war der Anfang ein Werk desWahnsinns.
Daran kann ja auch Oesterreich selbst nicht gedacht haben. Dieser
Gefühlsaufwand,diesetäglicheAnkündunginbrünstigerWillens-
einheitund kühner Opferbereitschaft: für den Krieg gegen Serbien?
Der Oesterreicher hält auf Distanz und derMagyar will lieber ver-
flucht als belacheltwerden. Nicht die glotzende Einfalt würde glau-
ben, daß sichs auch am Anfang nur um die Abstrafung Serbiens
gehandelt habe. Nie wieder wäre aus der Erde, nicht nur aus der
vonBriten, Franzosen, Russen bewohnten, dieAeberzeugung zu
roden: „WeilRußland militärisch nicht fertig und durch Putsche
gehemmt ist, Frankreichs Heer sich, in zu knapper Jacke, umhäutet
und England als der Entente müde galt, wollten die verbündeten
Kaiserreiche den Zweibund zwingen, den Krieg, für den er sich
rüstet, sofort auszufechten; haben sich aber von dem Plan weg-
gedrückt, als England sagen ließ, Wenns, wider seinen Wunsch,

losgehe, sei es bei den Gefährten." Lokalisirung? Redet doch
Deutsch! Ein vor dem ersten Schwertstreich verlorener Krieg.
Das Wagniß ist ungeheuer. Ein Anfang, nicht ein Ende.
Wähnt Einer, die Evolution des Slawenthums, dem unsere
Willensträgheit Südosteuropa ausgeliefert hat, sei heute noch
aufzuhalten? Ein Zweiter, Rußland, das Tataren und Türken,
Bonaparte und Louis Napoleon überdauert hat und nach jeder
Niederlage kräftiger wurde, sei, nicht hinter dem Baikalsee, son-
dern in geschlossener Schlachtline mit seinen Freunden, so sicher
ins Herz zu treffen, daß seine Ohnmacht auch nur ein Jahrzehnt
lang währt? Hält einDritter die Briten für so blind, daß er ihnen
zutraut, sie würden, mit andächtig gefalteten Händen, still in ihren
Klubsesseln sitzen, bis keine Kontinentalmacht, auf lange Zeit hin-
aus auch kein Kontinentalbund die Vorherrschaft des Deutschen
Reiches bestreiten könnte, dessen Dreadnoughtziffer ihrer bald
gleichen würde und an dessen Gnade dannIndiens Zukunft hinge?
Sehet, was ist, nicht, was Euch vorgegaukelt wird. England ist
freundlich, weil es uns eine Trumpfkarte zerrissen, deutschen Wett»
bewerb um den Islam nicht mehr zu fürchten hat; ohne Flotten-
kontingentirung darf es, bei Gefahr feines Lebens, zu fester Ge-
schäftsverbindung mit Deutschland sich niemals entschließen.
Unterschätzet die Gegner nicht! Nach dem ersten Schuß wäre das
Alstergeschwür nicht fühlbarer als ein trockener Hautpickel. Die
Woge junger Slawensehnsucht spült schneller vielleicht, als der
Westmensch ahnt, den Russenaussatz in dunkle Tiefen. Frank-
reich würde mit der Tollkühnheit des grimmigsten Galliers fech-
ten und dem Führer die Krone versprechen. Die Haltung man-
cher anderenMacht kann das Hoffen bitter enttäuschen. DasWag-
niß istungeheuer.Mußte abergewogenwerden.ehe dieVorberei-
tung begann. Spätes Zaudern brächte nutzlose Schmach.Auf dem
Weg, den wir beschritten haben, ist dem großen Krieg nicht auszu-
biegen; fraglich nur noch,wann ergeführt werden soll.WehDem,
der mit soAngeheurem getändelt und, statt das Ziel und den Preis
des Kampfes in Klarheit zu heben, seine Eitelkeit geletzt hätte?
Unaustilgbar ist, was in den Kanzleien, auf der Straße, in der
Presse feit vierWochen geschah. Und ruchlos stünde der Verant-
wortliche, einGevehmter, vor derNation, der nicht durch fruchtbare
That die Notwendigkeit dieses Geschehens bewiese.

Bachs Matthäuspassion.
s unterliegt keinem Zweifel, daß der Schöpfer der Matthäuspassion ein Musiker von allseitig gründlichstem Wissen und Können war: unerreicht nicht nur in den strengen Künsten der Harmonie und des Kontrapunktes, ein Meister des Orgelspiels, wie die Geschichte von keinem zweiten zu berichten weiß, gepriesen als Lehrer, der Generationen herangebildet hat, nicht minder als er« fahrener Kenner der Orgelbaukunst geschätzt, bewährter Erfinder neuer Musikinstrumente, glänzender Violinvirtuose, vielbewunderter Klavierkünstler... Der Eitelkeit und der Ruhmsucht in gleichem Maß abgeneigt, war Johann Sebastian Bach, der als Zwei« unddreißigjähriger den gefeierten Rivalen seiner Kunst, den Franzosen Marchand, zum Turnier herausforderte, seines Werthes sich wohl bewußt. Vom Leben nicht verwöhnt, mehr als einmal ungerecht gekränkt, ist er doch an deutschen Fürstenhöfen mit Ehren reich bedacht worden. Der bescheidene Mann war für Titel und Auszeichnungen nicht unempfänglich; man weiß, daß er die Ernennung zum „Königlich«Polnischen und Kurfürstlich-Sächsischen gofcompositeur" seiner eigenen Bemühung zu danken hatte; der Entschluß, das stattlichere Amt eines fürstlichen Kapellmeisters mit dem des Kantors an der leipziger Thomasschule zu vertauschen, ist ihm nicht leicht geworden.

In Leipzig hat Bach, zugleich Musikdirektor in vier Kirchen, sein eigentliches Lebenswerk, die künstlerische Reformation der evangelischen Kirchenmusik, durchgeführt: als Thomaskantor hat er in Wahrheit seine Bestimmung erfüllt. Darum mußte die leipziger Zeit, ganz nur der einen Aufgabe gewidmet, ein Menschenalter wahrhaft übermenschlicher Entfaltung, ganz die tragische Zwiespältigkeit im Schicksal dieses größten Künstlers offenbaren. Bachs Kirchenmusik, die der Menschheit aller Zeiten ein Vermächtniß seltenster Art geworden ist, wurde, so lange er lebte, von Denen, die damit zu schaffen hatten, nur eben ihres Zweckes wegen gewürdigt: sie blieb der Welt unbekannt, während die Kirche sich eher durch das Riesengeschenk belastet als zu Dank verpflichtet fühlte. Ihr mußte ja ein Mann vom Schlage Bachs, dessen künstlerische Schaffenskraft (Das spürte Jeder) die Säulen eines philistäischen Tempels zn stürzen vermochte, im Grunde unbequem und mißliebig sein. So war Bachs Leben, je mehr es dem Dienst der Kirche geweiht war, in der That ein Kampf gegen die Kirche. Fast noch ein Knabe, durch äußere Verhältnisse genöthigt, seinen Nnterhalt zu verdienen, fand er als Organist in der Erfüllung seiner Pflicht

reiche Gelegenheit, seinem Bedürfniß nach künstlerisch freiem Ge-
stalten zu genügen. Der Einundzwanzigjährige, der, seines Weges
noch unsicher, von dem späteren Bach wohl nur wenig ahnen ließ,
mußte verwarnt werden, weil er durch „viele wunderliche Varia»
tiones" die Gemeinde „konfundiret" habe. Wann und wo der
Meister in Kirchen wirkte, sein allzu künstlerisches, allzu kühnes
Musiziren, allzu kühn auch in der Einführung von Ausdrucks»
Mitteln, die so neu wie unerhört waren, hat stets Befremden, ja,
heftigen Widerspruch erregt, seiner Kunst den Vorwurf des Un»
kirchlichen eingetragen. Fortwährende Verstimmungen, die den
Gegensatz eines schroffen, eigenwilligen Charakters auf der einen.
vedantisch»hochmüthigen Beamtenthums auf der anderen Seite zu,
bekunden schienen, in denen sich aber in Wahrheit jener unwillige,
mißtrauische Widerstand deutlich zu erkennen giebt, haben den
Thomaskantor bis an sein Ende begleitet: ohne freilich seinen reli»
giös ergebenen Sinn verbittern, seinen künstlerischen Thätigkeit»
drang dem Gottesdienst entfremden zu können.
Bach war ein Mann von eisernem Fleiß und unermüdlicher
Arbeitkraft; aus innerster Nothwendigkeit schaffend, doch in über»
legener Meisterschaft bewußt Gestaltender, zugleich Diener und
Herr seines Werkes; begabt mit unerschöpflichem Reichthum der
schöpferischen Phantasie, doch haushälterisch, wirtschaftlich in
wahrhaft vorbildlicher Weise: es beschwert nicht, sondern es ehrt
sein künstlerisches Gewissen, daß er sehr viele seiner weltlichen Ge»
legenheitkompositionen nachträglich für kirchliche Zwecke verarbei»
tet hat (wenn wir dem preußischen Finanzminister Bitter glauben
dürfen, so waren selbst Theile der Matthäuspassion vor der Voll»
endung des Werkes schon in der Trauermusik für den Fürsten
Leopold von Anhalt-Köthen verwendet worden).
Noch mehr solcher Thatsachen, willkürlich zusammengetragen
und zu einem Ganzen geordnet, könnten nicht genügen, ein Bild
von Bachs in jedem Sinn verehrungwürdiger Persönlichkeit anzu»
deuten, wohl aber, das Bild in Frage zu stellen, das Mancher im
Herzen tragen zu müssen glaubt: soll er für den Genuß der Pas»
sionmusik in rechter Verfassung sein.
Wo Zustimmung selbst in Worten maßvoller Zurückhaltung
sich verbietet, können auch Beispiele nur Selbstverständliches, All»
bekanntes in Erinnerung bringen. Keiner, und sei er der Nnemp»
fänglichste, könnte das Werk zum ersten Mal hören, ohne daß sich
ihm die intensive Lebendigkeit der bewegten Chorsätze mittheilte;
unter allen ragt einer hervor: de.r nach den Worten Jesu: „Einer
unter Euch wird mich verrathen" die hastige, so zu sagen, nervöse

Unruhe der Jünger schildert: „Herr, bin ichs?" Wollte man nach Vergleichbarem suchen, man müßte sich entschließen, an grundlegende Dinge des modernen Theaters zu denken, an die Tradition der Meininger und an Max Reinhardts Chorregie. Dem Bereich des Musikers entlehnt, seinen Wirkungen abgelauscht, wird hier bewußt als Darstellungmittel der Szene verwendet, was freilich in der Passionmusik fast nur formales Prinzip zu sein scheint: ich meine die Polyphonie der Chöre, welche, wie nichts Anderes, dem bachischen Stil gemäß Kst. Nur ausnähmweise ist von der Regel abgewichen: nirgends mit stärkerer Begründung als in dem Ausruf des Volkes: „Barrabam!" Im Text des Evangeliums steht geschrieben: „Sie sprachen: Barrabam." Nichts weiter. Ganz so, wie stets zu lesen ist: „Sie antworteten und sprachen..." Nur der Instinkt eines echten Dramatikers konnte eben an dieser Stelle ergänzen: Sie sprachen wie aus einem Munde; konnte den kurzen, wilden Schrei eines ungegliederten, zu drohender Einheit geschlossenen Haufens errathen. Nie ist das Elementare des Augenblicks, in dem eine tumultuarisch entfesselte Menge blitzartig von einem Gedanken ergriffen und überwältigt wird, sicherer erfaßt, nie zu so verblüffender Wirkung gestaltet worden. Dies „Barrabam" der Matthäuspassion müßte ein theatergeschichtliches Ereigniß geworden sein, stünde es nicht in der Matthäuspassion. Der eine Takt, welcher der Einfall eines wahrhaft genialen Psychologen ist, lehrt uns zugleich erkennen, daß der Meister des vielstimmigen Vokalsatzes, den wir in den Chören bewundern, doch stets dem dramatischen Musiker unterthan war.

Ich will noch Anderes in Erinnerung rufen. Man weiß, daß Bach Worte des Matthäusevangeliums in den Text derIohannespassion aufgenommen hat, fast unverändert den fünfundsiebenzigsten Vers des sechsundzwanzigsten und später den ein- und zweiundfünfzigsten des siebenundzwanzigsten Kapitels. Nur aus dem dramatischen Bedürfniß des Musikers ist dieser Vorgang zu erklären; durch die musikalische Gestaltung wurden eben diese Sätze, in beiden Passionen, Träger der stärksten Dramatik: ich denke zunächst an den unbeschreiblich rührenden Ausdruck jener Gesangsphrase: „(Petrus) ging hinaus und weinete bitterlich", danach an die niederschmetternde Wucht in der orchestralen Schilderung der Geschehnisse, die den Tod Jesu begleiten. Voraussetzung aller musikdramatischen Kunst ist der Begriff „Musik als Ausdruck".

Ist es denkbar, daß Zorn und Empörung sich erschreckender offenbaren könnten, daß ergreifendere Töne der Reue, der Zerknirschung, des Schmerzes sich finden ließen, als Dergleichen in Bachs

Musik vollendet ist? Es genügt mir, Wortansänge zu wieder»
holen: „Erbarme Dich, mein Gott, um meiner Zähren willen!"
„Erbarm' es Gott! Hier steht der Heiland angebunden!" „Ach
Golgatha, unseliges Golgatha!" „Sind Blitze und Donner in
Wolken verschwunden?" Dies sind Beispiele: Aeufzerungen eines
Größken, zugleich Höhepunkte ästhetischer Möglichkeit, die auf dem
Wege fast zweihundertjähriger EntWickelung von den Größten
Keiner überschritten, kaum je erreicht hat.

Ist von einem Meisterwerk die Rede, so geht es nicht an, den
Inhalt von der Form zu trennen, als könnte er ohne sie gedacht
werden. Die Matthäuspassion, von leidenschaftlicher Dramatik er-
füllt, ist vollkommen in der Beherrschung der dramatischen Aus-
drucksmittel. Anerkannt und unantastbar wie die Kunst der musi»
kalischen Deklamation ist die eminent dramatische Behandlung des
Orchesters: nicht minder als die Verwendung der einzelnen In»
strumente im Dienst der Charakteristik die Anordnung der Gruppen
im Interesse der szenischen Gliederung. Der Gedanke, Personen
der Handlung durch instrumentale Symbole zu repräsentiren, die»
ser Gedanke, der bei Richard Strauß, wie ehedem bei Berlioz, als
durchaus spontane Leistung gewürdigt werden muß, liegt auch der
orchestralen Konzeption der Passionmusik zu Grunde. Bach kannte
(richtiger: schuf) Wittel zur dramatischen Wirkung, die freilich
mancher „absolute" Musiker zu bemäkeln geneigt ist, wenn er sie
bei Gounod oder Verdi angewendet findet. Ein Beispiel: der Chor
„Laß ihn kreuzigen" ist, als er wiederkehrt, in eine höhere Tonart
versetzt, nur um der gesteigerten Situation willen, in der er dies»
mal erscheint. Aehnlich steht es mit der verschiedenartigen Verwen»
dung des selben Chorales in verschiedenem Zusammenhang: ge«
wissermaßen ist hier die Funktion des „Leitmotives" erfüllt; doch
nicht im Sinn einer pleonastisch hinzutretenden Bestätigung, son»
dern im Sinn eines Epigrammes: das seinen tieferen Sinn der»
möge der Situation enthüllt, in der es auftritt, und wiederum der
Situation den Sinn einprägt, den es, an und für sich, nicht zu be»
sitzen scheint. Wenn es wahr ist, daß das Mittel solcher epigram»
matischen Wirkung das beste und vornehmste des Dramatikers ist:
sicher ist Niemand seiner so mächtig gewesen wie der Schöpfer der
Matthäuspassion. Kein Zweifel, die Sopranarie, die nach denWor»
ten „Er hat uns allen wohlgethan", benannt wird, ist ein edel emp»
fundenes, in seiner Form vollendetes Musikstück: wie begründet
ist seine Wirkung aber gerade an der Stelle, an welcher es, ohne
musikalisch-technische Nöthigung, untergebracht ist, als Antwort
auf dieFrage des Landpflegers „Was hat er dennUebels gethan?"

Die Arie selbst, die unser Artheil über die unmittelbar folgende
Entgegnung des Volkes vorwegnimmt, dies „Laß ihn kreuzigen",
das zum Inhalt der Arie in schroffem Gegensatz steht, die Frage
des Landpflegers, Alles erscheint in besonderem, hellerem Licht, zu-
gleich hart aneinandergerückt und grell geschieden. Solcher Art
finden sich in der Matthäuspassion Leistungen, die rasfinirtester
Kunstverstand nicht zu überbieten vermöchte; unvergleichlich der
künstlerische Takt, der die Darstellung des Evangeliums durch die
Unterbrechung eingefügter Choräle, Arien, mehrstimmiger Gesänge
vergrößert, vertieft, bereichert, sie zu einem meisterhaften Mama
vollendet, dessen feierlich gemessenes Tempo die Energie der trei«
benden Kräfte zugleich zu bändigen und zu vervielfachen scheint.
Dies hat Bach bewirkt, ohne doch der Szene zu bedürfen; im
Ernst: er hat sie ersetzt, indem er alles äußere Geschehen, Alles,
was die Bühne anschaulich machen müßte, durch einen Erzähler
berichten läßt. Der Evangelist steigert den Ton epischer Sachlich»
keit zu dramatischer Lebendigkeit nur dort, wo er die Rolle des un»
persönlichen Berichterstatters verläßt, wo das erzählte Geschehen
mehr als nur Voraussetzung des Wortdramas ist; plastisch treten
die Gestalten, deren Rede und Gegenrede wir vernehmen, aus dem
Rahmen seines Bortrages; durch die (nachArt des antiken Chores)
hinzutretenden Gesänge der „Tochter Zion" und der „Gläubigen"
wird alles unsichtbar Zusammenhängendeinmaniseste Beziehungen
verwoben, Letztes, Allgemeinstes durch die Choräleverkündet, deren
Gefüge sich wie ein mächtiger Bogen über das Ganze spannt.
Die großartige, doch höchst kunstvolle Anordnung desStoffes:
die dramatisirte Darstellung des Bibeltextes, erweitert durch dich«
terische Reflexionen; die Choräle der Kirchengemeinde, welche das
unmittelbare Verhältniß zum Gottesdienst begründen; und die
beiden Hälften des Riesenwerkes doch nur als monumentale Am»
rahmung der Charfreitagspredigt gedacht: dies Alles (was nur
dem auf Aeußeres Gerichteten den Vortheil anregender Abwechse-
lung verspricht) scheint an sich bedingt durch die praktisch-formale
Anlage des Werkes; und für diese hat es Bach an Vorbildern in
seiner Zeit nicht gefehlt; die, Worte, die dem Text des Evangeliums
hinzugefügt sind, stammen von einem Dichter, dessen Anspruch auf
Unsterblichkeit zweifelhaft ist. Darin eben zeigt sich die Ursprung-
lichkeit seines Genies, das Bach in der Matthäuspassion, ohne von
gegebenen Bedingungen abzuweichen, nur getragen von der Größe
seines Gegenstandes, die vorgefundene Form zum Ausdrucksmit-
tel einer wahrhaft neuen Kunst umgeschaffen hat, indem er ihr
einen wahrhaft neuen Inhalt gab. (Der Vorgang ist nicht ohne

Analogie: Mozart, als er sichs angelegen sein ließ, eine Zaubertheateroper zu komponiren, hat ein Werk geschaffen, das, im höchsten Sinn, eben so sehr religiös wie die Passionmusik dramatisch genannt zu werden verdient.) Kein Zweifel: eigentlich künstlerische „Wirkung" kann sich Bach nicht als Ziel gesetzt haben; damit ist aber über die seinem Werk innewohnende Wirkungtendenz nichts ausgesagt. Es sind nicht die Größten, welche, um ihre Größe besorgt oder durch die Größe ihres Vorhabens verwirrt, Wirkung suchen oder Wirkung meiden. Bach war, wie allen ganz Großen, derInftinkt fürWirkung eingeboren: er brauchte sie nicht zu suchen.

Bier Jahre nach der Vollendung der Matthäuspassion hat Bach eine „Katholische Hohe Messe" geschrieben, welche vonVielen für sein größtes Werk angesehen wird (übrigens in der Reihe seiner geistlichen Kompositionen keineswegs die einzige, der ein lateinischer Text zu Grunde liegt). Diese Thatsache hat nichts Befremdendes: denn der Meister der evangelischen Kirchenmusik steht über dem Gegensatz kirchlicher Bekenntnisse. Mit Dem, was gemeinhin Protestantismus genannt oder dafür gehalten wird, hat er nichts zu schaffen; er ist dem Geist des Urchristenthums so nah wie die Größten der christlichen Kunst, bei denen, wie bei Rembrändt oder bei Dostojewskij, die Grenzen der christlichen Kunst aufgehoben scheinen, denen Kunst und Christenthum in gleicher Weise den Ausdruck höchster, reinster Menschheit bedeutet.

In diesem Sinn ist man berechtigt, all die Momente für sekundär, für relativ zufällig zu halten, die geeignet sein könnten, den allgemein-menschlichen Charakter der Matthäuspassion in Frage zu stellen, die Möglichkeit ihrer kulturellen Bestimmung nach irgendeiner Richtung einschränkend zu determiniren. Selbst die Frage nach der Heimstätte des Werkes ist ohne Belang. Der Versuch einer theatralischen Aufführung wäre absurd; dennoch, wenn man von prinzipiellen Bedenken des evangelischen Ritus absehen will: es ist nur „Zufall", daß Bach nicht in der Lage war, sich der Szene zu bedienen, Zufall sogar auch in historischem Sinn: angesichts der kostümirten Passionspiele, die seinem Zeitalter durchaus nicht fremd waren. Die Idee des universellen musikalisch-dramatischen Gesammtkunstwerkes, das auch die Zuhörer als Mitwirkende fordert (Aehnliches scheinen die Choräle der Passion anzudeuten), war von je der Kirche vertrauter als dem Theater; wobei freilich die Kirche sich dem Theater mehr annähert, als das Theater sich je von der Kirche zu entfernen vermöchte: denn Anfang und Ende des Theaters haften im religiösen Kultus. Gerade in unseren Tagen freilich weckt der Name „Theater" sofort die Vorstellung eines modernen Premierenpublikums; und der Titel „Musikdra-

matiker" wird vorzüglich von Solchen usurpirt, die. weder Drama«
tiker noch Musiker sind: so ist es rathsam und mag letzten Endes
eine Forderung sprachlichen Taktes bleiben, daß man solcheWorte
meidet, wenn von Bach die Rede ist. All die Entrüsteten aber, die
auch jede ideelle „Theatralisirung" der Passion als Kirchenraub
verschreien, mögen sich vor allen Dingen mit jener adeligen Witwe
auseinandersetzen, welche bei einer kirchlichen Aufführung, auch
sie in nicht geringerer Entrüstung, ausgerufen haben soll: „Be-
hüte Gott, Ihr Kinder! Ist es doch, als ob man in einer Opera-
Komoedie wäre!" Diese indignirte alte Dame, der das Theater
nicht eben als Ort sittlicher Erhebung gegolten haben mag, hat das
verdammende Urtheil der Zeit fummarisch ausgesprochen. Auch
der Chronist, der ihre Worte der Nachwelt erhielt, ist dieser Mei-
nung; und der Verfasser der „Unvorgreiflichen Gedanken über die
neulich eingerissene theatralische Kirchenmusik" konnte seiner Leser
sicher sein, zumal, alserdenSatzprägte: „Es bewegt der theatralische
Kantatenstil die Gemüther zwar wohl,abernichtzurAndacht, sondern
nur zur eitlen Freude, um sich die Ohren damit Zu kitzeln und die Ge-
danken mitNovitäten zu erfüllen." EinAnderer, der als ehemaliger
Königlicher Kapellmeister den Nachweis seiner fachkritischen Kom-
petenz wohl nicht schuldig ist, mit der Vernichtung Bachs beschäf-
tigt (auch hier ist der Kirchenmusiker betroffen), durfte sich verneh-
men lassen: „Kurz, er ist in der Musik Dasjenige, was ehemals der
Herr von Lohenstein in der Poesie war..." Wobei der Vertreter
der zweiten schlesischen Dichterschule gemeint ist, dessen Namen
noch heute der Literarhistoriker mit tiefstem Abscheu ausspricht. Es
war ausgemacht, daß Bach von „schwülstigem und verworrenem
Wesen" sei; und der Händelbiograph Chrysander ist durchaus nicht
originell, wenn er, ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts,
Bach gelegentlich einem „pietistischen Prediger" ähnlich findet.
Kein Verständiger kann aufgefordert werden, Dergleichen ernst zu
nehmen; aber es kann nicht schaden, wenn wir uns hier und da
solcher Artheile erinnern: denn wir sind in Gefahr, aus Gewohn-
heit und mißverstehender oder mißverstandener Ehrfurcht der Mat-
thäuspassion diejenige Empfänglichkeit vorzuenthalten, deren die
Zeitgenossen nicht mächtig waren. Nur Zufall kann es ja nicht sein,
daß das Werk dem Zeitalter der Klassiker verschollen blieb und erst
in den Tagen der Romantik, hundert Jahre nach seinerEntstehung,
zu neuem Leben erweckt wurde. Aber wir wissen nicht, ob von
den Zeugen jener zweiten „Uraufführung" ein einziger behaupten
durfte, er habe mit rechtem Sinn gehört, was er gehört. Kundige
glauben sich heute zu vollem Verständnis; gereift. Wissen wir, ob
die Entwtckelung, welche die Matt Häuspassion vorweggenommen,

genau in uns ihr Ende erreicht hat? Bei keinem Werk ist wie bei diesem unsere Auffassung Ergebnis; langsamen Fortschreitens: selbst der Begriff „Tradition" wird hier Mahnung, nicht auszuruhen, sich vorwärts zu richten. Ist es nicht thöricht, zu meinen, die Bachtradition müsse in eben dem Stadium abgeschlossen sein, von dem wir, eben wir, durch respektvollen Abstand getrennt sind? Ist es Respekt vor den Großen, gerade den Werken der Großen gegenüber um ein halbes Jahrhundert im Rückstand bleiben zu wollen? Dann müßten unsere Enkel gehalten sein, die Passion« musik im Geist unserer „Modernen" zu hören. Sollten Klugheit und geschichtlicher Sinn uns nicht eher die Aufgabe erkennen lehren : zurEntwickelung der,Bachtradition unserenBeitrag zu liefern, unbekümmert darum, ob er, historisch geworden, späteren Generationen unantastbar oder verwerflich scheinen wird?
Ich bekenne, daß ich zu all diesen Neberlegungen durch eine münchener Aufführung (die Bruno Walter leitete) angeregt worden bin. Diese Aufführung, von durchaus modernem Kunstempfinden erfüllt, zugleich von tiefstem Respekt und leidenschaftlicher Ueberzeugung getragen, hat Befremden erweckt, mag manchem anders Gewöhnten den Eindruck des „Un-Bachischen" zurückgelassen haben. Anbachisch war sie ohne Zweifel vom Standpunkt jener Aeberlieferun'g, als deren Urheber vielleicht (ich spreche nur eine Vermuthung aus) Felix Mendelssohn zu gelten hat; und unbachisch ganz gewiß auch im Sinn der Aufführung, die, mit unzureichenden Mitteln, der Thomaskantor selbst ins Leben gerufen hat: denn wie wäre es denkbar, daß Bach die Menschen seiner Zeit zu einer wahrhaft „bachischen" Verwirklichung seines künstlerischen Willens vermocht haben könnte, dessen in seiner riesenhaften Größe er selbst sich wohl nicht bewußt war? Nur vergängliche Werke haften in der Zeit, deren Gepräge sie tragen, sind nicht wandelbar: sie können und sollen sich nicht wandeln. Die Kunst der Größten, der Anvergänglichen gehört allen Zeiten, ist stets neuer, unabsehbarer Möglichkeiten voll: unabsehbar selbst Dem, der ihren Grund gelegt hat. Und unbegrenzt, unabsehbar, immer neu ist auch dieAufgabeder nachschaffenden Kunst. WidersinnigdieErwägung, ob Gluck etwa auf das Beiwerk würde verzichten wollen, von dem Wagner seine „Iphigenie" befreit hat; oder: wie Shakespeare, wennerlebte, die Spiele beurtheilen würde, mit denen Reinhardt die Besten der Gegenwart entzückt. Wer kann sagen, wie die Werke der Großen dargestellt werden sollen? Wie die Berufenen unserer Zeit sie erstehen lassen: in solcher Gestalt erfüllt sich, was sie uns sein können.
München. Klaus Pringsheim.

Selbstanzeigen.
Die weiße Zeit. Verlag von Georg Müller in München.
W a s s e r st u r z.
Ich liege in der Nacht.
Ueber Felsen ein Fall
dem Berg entrollt,
prasselt und schlaffrei.
Die Andern vom Erdschoß,,
die faulen Brunnen
des verborgenen Dunkels
langweilen die Wasserleitung,
Er aber ward stürmisch zu Tage,
wirbelt dahin im Lärm des Lichts,
nachts mich heilig andonnernd
mit Abgrundweisheit.
Ueber mich auch rase hinweg reißenden Falls,
wenn mein Wort lahmt,
rauchendes Wasser.
Genie und Bürger.
In schwarze Himmel hat die Sonne
ein Messingauge sich geglotzt.
Ob dort das dunkle Dickicht wohne,
sie hat sich doch hinangetrotzt.
In Qualen zwar und Bitternissen,
zerrissen und auf Bieren wankend,
doch kam er an. Und Flinke drangen nach,
schon rings ausschweifend, wolkengierig,
in Freude hoch der Gipfellüste,
dem Thalgestank der Thäler fern.
Wohl ihm, der so von Meer zu Meere
den sturmgespülten Kahn doch trieb,
sich noch aus jedem Sternenheere,
der Sterne Menge Herabhieb.
Der aber nie zu Sternen sprang,
ihm dient der Drang.
Und tadelt nicht den Bürger!
Er bezahlt den Bazillenwürger.
In jeden Himmel hat das Rohr,
Schiff, Bahn, Aeroplan
Ein Guckloch sich geglotzt.

Zum Rinnsal ward der Ozean,
zum hygienischen Spucknapf.
Wolken von Butterstullenpapieren umhüllen
den sterbenden Gaurisankar.

Leid.

Wie bin ich vorgespannt
den Kohlenwagen meiner Trauer!
Widrig wie eine Spinne
bekriecht mich die Zeit.
Fällt mein Haar,
ergraut mein Haupt zum Feld,
darüber der letzte
Schnitter sichelt.
Schlaf umdunkelt mein Gebein.
Im Traum schon starb ich.
Gras schotz aus meinem Schädel,
aus schwarzer Erde war mein Kopf.

Albert Ehren st ein.

Liebesgarten. Gedichte. Georg Müller in München.

Wo sind noch unbetretne Länder?
Wo ist noch ein unbefahrnes Meer?
Wo schreitet noch der Sechzehnender
Vor Königen und Helden her?
Wo tritt das Einhorn aus den Tannen
Noch vor die Jungfrau hin und kniet?
Wo sind noch Schemen, sie zu bannen?
Wo ist noch heiliges Gebiet?
Wo zünden noch beschworne Feuer
Vom Himmel, wie es einst geschehn?
Wo giebt es heut noch Abenteuer,
Die es sich lohnte zu bestehn?
Wo ist das Wunder noch lebendig?
Warum erreicht es uns nicht mehr?
Die Ferne ist so unbeständig,
Die Nähe ohne Gegenwehr.
Wir aber, die im Walde warten,
Bis sich die Zeit erfülle, sehn
Noch manchmal fern den Liebesgarten
Hell durch das Rosendickicht Wehn

Und fangen dann und wann von drüben
Wohl einen Ton ein im Verzieh«,
Aber noch während wir ihn üben,
Fällt Laub und wir verlieren ihn....
München. Alexandervon Bernus.
v
Srste Grnte. Verlag von Reich S Pollack in Berlin.
Mein Gedichtbuch „Erste Ernte" ist das Ergebniß eines Jahr»
zehntes und beginnt mit der Geschichte einer Liebe. Dann folgt eine
Reise nach Italien, die in den Dolomiten anfing und in Sizilien
endete. Eine kürzere Reihe von Gedichten ist unter dem Titel „Berlin"
zusammengestellt, enthält aber auch Stimmungen aus der Mark in
der Nähe Großberlins. Den größten Theil nimmt der letzte Abschnitt
„Schicksale" ein. Das Gedichtbuch ist mit sechs Federzeichnungen ver-
seben, die der berliner Kunstmaler Herr Dr. Arthur Grunenberg für
die Erste Ernte anfertigte. Als Probe gebe ich aus meiner Reise
nach Italien das Gedicht „Der Dolomitenwanderer" wieder.
Die Dolomitenthürme werden hell.
Ich steige auf wie durch ein Mondgelände.
Nicht Vogelflug noch Pflanzenwuchs noch Quell
Und nirgendwo ein wandernder Gesell.
Der Iochwind nur fällt durch zerrissne Wände.
Der letzte Weg verendet steil und schmal
Und Tiefen öffnen sich, die wir nicht fassen.
Kein Führer bringt Dich mehr mit Seil und Stahl
Zurück, hinab ins warme Traubenthal,
Das Du so lange unter Dir gelassen.
Friedrich Otto.
^ ^" x<>
Das Ufer. Dritter Band der Lyrischen Bibliothek. Saturn°Ver°
lag Hermann Meister in Heidelberg.
Hochgebirge.
Von Grat zu Gipfel, über denen Zeit
In Frost schweigt und in goldner Sonnenbläue,
Fliegt groß ein Vogel und in stiller Scheue.
Der Himmel hat hier seinen Trost geschneit.
Des Ungeheuern Lichtes weißer Prall
Bricht aus dem Bann der strahlenden Giganten.
Du fühlst den höchsten Geist des All,
Den Träume jemals zwischen Welten spannten.
IacobPicard.

Alchemie/)
ür das Ansehen der Alchemie während des Mittelalters war wichtig, daß, Männer wie Albertus Magnus, Roger Bacon, Arnaldus Villanovus und (Pseudo-) Raymundus Lullus die Metallverwandlung für eine Thatsache hielten und von sich selber behaupten, daß, sie ihnen gelungen sei.
Der Dominikanermönch und Bischof Albert von Bollstadt wirkte in Köln und war berühmt als Gelehrter und als ein Mann von edler Gesinnung. In keinen und seiner Zeitgenossen Schriften finden wir eins in gewissem Maß, neue Lehre von den Elementen. Statt der aristotelischen vier Elemente werden neue Grundstoffe aufgestellt. Albertus Magnus betrachtete die Metalle (eigentlich die einzigen Körper, die der Chemie des Mittelalters von Interesse waren) als aus Arsenik, Schwefel und Wasser bestehend, doch sagt er, daß, der Schwefel des Philosophen nicht der gewöhnliche, gemeine Schwefel fei. Er behauptet auch, daß, von allen Metallen das Silber am Leichtesten in Gold umgewandelt werde; man brauche nur feine Farbe und sein Gewicht zu verändern. Albertus scheint jedoch das alchemistische Gold nicht für ganz das Selbe gehalten zu haben wie das natürliche Gold. Auch sein berühmter Schüler Thomas von Aquino war ein überzeugter Anhänger des Glaubens an die Goldmacherkunst.
Der englische Gelehrte und Theologe Roger Bacon war in vieler Beziehung ein weitblickender Mann mit neuen Ideen, aber er lebte in der unerschütterlichen Aeberzeugung von der Möglichkeit der Metallverwandlung. Man könnte keinen Baum machen, meint er, weil er aus so verschiedenen Grundstoffen bestehe; aber mit den Metallen, die ziemlich gleichförmig seien, sei es anders. Nach der verbreitetsten Ansicht seiner Zeit hielt er die Metalle für Zusammensetzungen aus Schwefel und Quecksilber nach verschiedenen Verhältnissen. Einem Gewichtstheil' vom Stein der Weisen schreibt er die Fähigkeit zu, eine Million Gewichtstheile unedlen Metalls in Gold zu verwandeln.
"Arnaldus Villanovus, der in Barcelona wirkte, wurde als der bedeutendste Arzt der Welt angesehen. Er glaubte, daß die Tinktur, deren Vereitung er in einer ganz unverständlichen Bildersprache schildert, nur ihr hundertfaches Gewicht in Gold verwandeln könnte. Erstaunlich kühn war Raymundus Lullus in seinen Behauptungen und vielleicht gerade darum unter den Alchemisten so berühmt als Der, dem die Bewältigung der schwersten Ausgaben leicht gelungen sei. Lullus ist Schüler des Arnaldus, dem er nachahmt und den er in mystischen Redeweisen und in unverständlichen Angaben über das Verfahren des Goldmachens und der Herstellung des Steins der Weisen
*) Fragmente aus dem ernsthaft interessirenden Werk „Die Materie" von dem schwedischen Professor The Svedberg, das (mit fünfzehn Abbildungen) in der leipzigerAkademischenVerlagsgesellschast erscheint.

noch übertrifft. Man zweifelt jetzt, daß, die alchemistischen Schriften, die den Namen Raymnndus Lullus tragen, wirklich den berühmten "Spanier zum Verfasser haben, der, auf Mallorka geboren, eine stürmisch bewegte Jugend am Fürstenhof von Aragonien verlebte, später allen Freuden entsagte, um sich den Wissenschaften zu widmen, und in seinem Alter die nordafrikanischen Mauren zu bekehren suchte, die ihn schließlich steinigten. Vermuthlich hat man es mit untergeschobenen Arbeiten eines verwegenen und phantastischen Schriftstellers zu thun. Der Pseudo-Lullus schreibt über den Stein der Weisen: „Nimm von dieser köstlichen Medizin ein Stückchen, so groß, wie eine Bohne. Wirf es auf tausend Unzen Quecksilber, so wird dieses in ein rothes Pulver verwandelt. Davon giebt man eine Unze auf tausend Unzen Quecksilber, die davon in ein rothes Pulver verwandelt wenden. Davon wieder eine Unze auf tausend Unzen Quecksilber: dann wird Alles zu Medizin. Von dieser einen Unze wirf auf tausend Unzen neues Quecksilber, so wird es auch zur Medizin. Von dieser Medizin wirf nochmals eine Unze auf tausend Unzen Quecksilber, so wird es ganz in Gold verwandelt, welches besser ist als Gold aus den Bergwerken." Dann wieder ruft er aus: „Das Meer wollte ich in Gold verwandeln, wenn es von Quecksilber wäre!" Mit diesen wahnwitzigen Uebertreitungen war man weit von den hellenistischen und arabischen, verhältnismäßig bescheidenen Versuchen, die Farbe und das Gewicht der Me> talle zu ändern, abgekommen. Aber gerade dieses phantastische Dunkel, dieses Gewaltige und Wunderbare entsprach dem Geist des Mittelalters. Die geheimnißvolle Bildersprache der Alchemisten, ihr vorsichtiges Auftreten, ihre mit seltsamen Gerüchen erfüllten Laboratorien trugen dazu bei, daß allgemein an ihre Macht geglaubt wurde.

Am Beginn des vierzehnten Jahrhunderts werden wahrscheinlich die Schriften erschienen sein, die eine Zusammenfassung und Erweiterung der alchemistischen Anschauungen des dreizehnten Jahrhunderts brachten, zugleich aber auch manche gute Vorschriften zur Darstellung verschiedener Stoffe, Beschreibungen von Apparaten, Anweisungen sür deren Gebrauch und Angaben von chemischen Verfahren enthalten. Diese Schriften („Lumms psi-tsotionis" und ähnliche) wurden für Uebersetzungen von Arbeitendes Arabers Dschafar ausgegeben. Der ausgeprägte Autoritätenglaube des Mittelalters, besonders, wo es sich um Autoritäten aus alten Zeiten handelte, verführte zu solchen Fälschungen. Wir finden sie immer und immer wieder in jener Periode, Die „Suinms," ist eine zusammenhängende Darstellung der Theorie über die chemische Zusammensetzung der Metalle, die den einzigen Beitrag des Mittelalters zur Beantwortung der Frage nach den Materienarten bildet. Nach Pseudo-Geber bestehen alle Metalle aus Queck« silber und Schwefel in verschiedenen Verhältnissen und von verschiedener Reinheit. Das Quecksilber ist das metallische Prinzip, das Glanz und Dehnbarkeit giebt; der Schwefel ist das brennbare Prinzip, das die Zerlegung ermöglicht und von dem die Farbe der Metalle ab-

hängt. Oft werden diese Beiden auch als der männliche und der weibliche Samen bezeichnet. Hier und da sagen die Schriften, die vielleicht nur Sammelwerke sind, daß, das „philosophische" Quecksilber und der „philosophische" Schwefel etwas Anderes sind als die natürlichen Stoffe des selben Namens, die auch aus Mercurius und Sulphur bestehen. Diese Ansicht wurde später Gemeingut. Gold sollte hauptsächlich Mercurius und nur sehr wenig Schwefel, aber Beide von größter Reinheit und gut „fixirt" enthalten. Die „Fixirung" ist ein dunkler Begriff, dem vielleicht die Thatsache zu Grund liegt, daß, das Quecksilber bei den Versuchen zur Metallverwandlung erhärtete (nämlich durch Amalgambildung). Sieht man die Metalle als zusammengesetzte Körper an, so ist die Metallverwandlung theoretisch möglich, wie es auch Geber behauptet. Er bleibt, trotz feiner neuen Lehre von der Zusammensetzung der Metalle, wie das ganze Mittelalter, bei den vier Elementen, Luft, Erde, Feuer und Wasser, und hält sie für die Bausteine aller Stoffe und, auf eine besondere Art, auch der Metalle.
Ihre volle Durchbildung erhielt die mittelalterliche Lehre von den Stoffarten durch Basilius Valentinus. Er soll ein Benediktiner-Mönch aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen sein. Es ist unmöglich, zu entscheiden, wie weit die Werke mit ihrem Inhalt an bedeutenden, aus der Erfahrung stammenden Kenntnissen und mit der Zusammenfassung des alchemistischen Systems des Mittelalters, die feinen Namen tragen, wirklich echt sind. Man weiß, daß Basilius Valentinus der berühmteste alchemistische Name im sechzehnten Jahrhundert war, aber man hat weder vom Verfasser der Schriften, die im siebenzehnten Jahrhundert als die valentinischen bezeichnet wurden, noch von der Zeit ihrer Abfassung irgendwelche sichere Kenntnis Nach Basilius Valentinus bestehen die Metalle außer aus „philosophischem" Quecksilber und Schwefel auch noch aus „philosophischem" Salz als dem Prinzip der Löslichkeit. Lullus hat ihn in vieler Beziehung beeinflußt; wie Dieser, dehnte er seine Lehre von den Elementen auf alle Körper aus, indem er behauptet, daß sie „alle aus drei Wesen gemacht seien: aus Mercurius, Sulfur und Sal". Diese Lehre, auch von Paracelsus angenommen, wurde von Van Helmont bekämpft und erst durch Bohle endgiltig beseitigt. Basilius Valentinus ist eine interessante Erscheinung, bald ein scharfer und nüchterner Beobachter und bald wieder äußerst phantastisch, besonders in seinen Schilderungen von der „heimlichen Wundergeburt der sieben Planeten und Metalle". Ihm und noch mehr seinen Nachfolgern galt das Suchen nach dem Stein der Weisen als gleichbedeutend mit dem Streben nach der Seele Seligkeit. Sie gebrauchen religiöse Bilder für alchemistische Begriffe und wiederum hermetische Ausdrücke für die Sünde und die Erlösung der Menschheit. Was Basilius sich in der Anwendung religiöser Bilder erlauben konnte, ersieht man aus seiner allegorischen Darstellung der Dreieinigkeit und des Steins der Weisen. Da sagt er: „Wie Christus, der sündenfreie, für die Sünden der Welt starb, so stirbt das Gold, das makel-

lose, das alle Proben wunderbar besteht, für seine unvollkommenen
und kranken Brüder und Schwestern und, in Herrlichkeit wieder er-
stehend, erlöst und tingirt es sie zu ewigem Leben und macht sie durch
und durch zu gutem Golde/
Des Basilius Valentinus „Zwölf Schlüssel, dadurch die Thören
dem uralten Stein unser Vorfahren eröffnet und der unerforfchliche
Brunnen aller Gesundheit erfunden wird", ist eine mit zwöls symbo-
lischen Zeichnungen ausgestattete Schrift. Mit Hilfe eines anderen
Buches, „Offenbarung der verlorenen Handgriffe", kann man die Vor-
gänge sich verdeutlichen, wie sie in den „Schlüsseln" gemeint sind. Der
„König" oder der „Löwe" soll „von dem hungrigen grauen Wolf" ver-
schlungen werden, der Wolf wird im Feuer verbrannt und damit der
König wieder frei. Wird Dies dreimal wiederholt, so überwindet der
Löwe den Wolf. Darunter ist die Reinigung des Goldes durch wieder-
holtes Schmelzen mit Spießglanz gemeint. Das gereinigte Gold wird
in Königswasser gelöst (Salpetersäure mit Salzsäure gemengt) und
giebt so das surum votäbils, das schon viel! früher als Ärzeneimittel
angewandt und gerühmt wurde. Weiter als bis zur Darstellung dieses
flussigen Goldes kann man leider dem Verfasser nicht folgen. Wie er
durch die Vermählung von Venus mit Mars (nämlich durch Aus-
lösen von Eisen und Kupferoxhd in Schwefelsäure) den grünen Leun
herstellt oder die Prinzipien des Quecksilbers und des Schwefels ver-
einte, bleibt uns ein Räthsel, eben so, wie Diese, zusammen mit dem
„philosophischen Gold", das aus dem surum powbils gewonnen wurde,
den Stein der Weisen aufbauen. Die letzte und wichtigste Operation
ist die zehn Monate hindurch allmählich gesteigerte Erhitzung des philo-
sophischen Quecksilbers und Goldes im „philosophischen Ofen", wo-
durch der ^„schwarze Rabe" den ,,Pfau" und dieser den „weißen Schwan"
gebärt, der wieder den „Vogel Phönix mit seinen Jungen" erzeugt.
Dieser aber (eine rothe Substanz) ist der Stein der Weisen, der sich
bis zur Unendlichkeit vermehren kann. Man vermag leider nicht zu
begreifen, wie Jemand, und wäre es der geschickteste und begeistertste
Adept (so wurden die Männer genannt, die das Geheimniß, des Steines
der Weisen besaßen), solchen Vorschriften folgen könnte.
Durch viele wichtige Beobachtungen hat Basilius zur Kenntniß
der chemischen Reaktionen beigetragen. Schon Dioskorides hatte ge-
funden, daß ein Stoff ^ eine so große Neigung haben kann, sich mit
dem Stoff L zu verbinden, daß er den Stoff O aus seiner Verbindung
Knit L verdrängt. Valentinus hat viele Fälle dieser Art beobachtet.
Er sagt: „Vitriol schlägt nieder Asreurium vivum (Quecksilber) und LsI
Isi-Wri (Pottasche) das Gold, Kupfer und gemeines Salz das Silber,
Eisen Kupfer, eine Lauge von Buchenaschen den Vitriol, Essig den
gemeinen Schwefel, Eisen Tartarum und Salpeter den Antimonium."
Während des Mittelalters wird man solchen zerstreuten Beobach-
tungen nur einen geringen theoretischen Werth beigemessen haben.
Die allgemeine Auffassung des Verhaltens der Stoffe zu einander

verblieb bei dem alten Ausspruch des Empedokles: „Gleiches verbin-
det sich mit Gleichem" und man wird Wohl meist Anschauungen ge-
huldigt haben, ähnlich der des Albertus Magnus, der die Neigung
der Metalle zum Schwefel durch das Streben des in den Metallen
enthaltenen philosophischen Schwefels, sich mit dem natürlichen Schwe-
fel zu verbinden, begründete.
Bei ihrem planlosen Suchen nach dem Ausgangsmaterial, der
„insteris prims", für den Stein der Weisen erwarben die Alchemisten
unfreiwillig bedeutende praktisch-chemische Kenntnisse. Kali, Natron,
Schwefel- und Salpetersäure waren schon von Pseudo-Geber gekannt,
vielleicht schon vor ihm. Das Königswasser kannte man früher als
die Salzsäure. Diese, den „Spiritus Sälis", stellte Basilius durch Er-
Kitzen von Kochsalz mit Eisenvitriol dar. Eine ganze Reihe von Sal-
zen wurde entdeckt oder unterschieden, so Alaun und Vitriole, Sal-
peter, Salmiak und Ammoniumkarbonat, Silbernitrat, Quecksilber-
chlorid, Zink-, Wismut» und Antimonsalze. Der „Triumphwagen der
silntimonii" von Basilius Valentinus ist die erste Monographie über
einMetall und ein sehr verdienstlichesWerk, wenn auchNiemand mehr
seinen Glauben an die wunderbaren Heilkräfte des Antimons theilt.
Basilius Valentinus ist der letzte Alchemist, der ein wissenschaft-
licher Forscher von Bedeutung war. Wohl haben die Chemiker nicht
vor der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts aufgehört, an die Me-
tallverwandlung zu glauben, aber kein Forscher nach Valentinus hat
in der Kunst, Gold zu machen, das Endziel seines Strebens gesehen.
Damit ist nicht gesagt, daß, die Alchemie nachher in geringerem Maße
betrieben worden sei als früher, aber sie verlor den Kontakt mit der
Naturforschung ihrer Zeit, namentlich, seit die Naturforschung ihre
Wandlung in wahre Wissenschaft begonnen hatte. Der Wahn wurde
offenbar, je mehr das Dnnkel des Mittelalters sich lichtete. Die Al-
chemie ist das Kind des Mittelalters; in dem Dämmer der Nnwifsen-
heit und der Mystik konnte sie Eindruck machen, in kritischerer Zeit
konnte sie die Probe nicht bestehen. Allgemein als Irrthum erkannt
wurde sie jedoch erst spät; und lange hatte sie noch zahlreiche hoch-
stehende Anhänger. Könige und Große waren von je her Beschützer
der Alchemie, besonders solche Fürsten, die an Geldmangel litten.
Heinrich der Sechste von England ertheilte an drei Adepten das Pri-
vilegium der Goldmacherei. Sie verfertigten Münzen aus Kupfer-
legirungen, die man in Frankreich verschacherte. Von da aber ent-
gegnete man mit gleicher Münze, nur mit französischer Prägung,
während Schottland seine Grenzen und Häfen gegen diese verderb-
liche Einfuhr sperrte. Münzen aus alchemistischem Golde und Silber
sind oft genug gemacht worden, aber nicht immer sind die Klagen über
ihre Anechtheit gehört worden. Ganze Bücher sind über diese Mün-
zen, die oft besondere Aufschriften trugen, geschrieben worden. Goldene
Rosenobel, die Lullus angefertigt haben soll, sind bekannt, Dänische
Dukaten von Christian dem Vierten, Darmstädtische Dukaten undSpe-

ziesthaler von 1717 und viele andere. Noch in ganz später Zeit war man nicht im Stande, kleinere Verfälschungen analytisch nachzuweisen. Die meisten Fürsten jener Zeiten hielten sich einen oder mehrere Alchemisten, wie es gerade kam. Besonders Kaiser Rudolf der Zweite war ein Schutzherr der Adepten. Er hinterließ nach seinem Tod unermeßliche Reichthümer, die er nach dem zu seiner Zeit verbreiteten Glauben mit Hilfe der hermetischen Kunst erworben haben soll. Es war eine unsichere Sache für die Alchemisten, großen Herren zu dienen. Konnten sie nach längerer Arbeit die Wünsche ihrer Herren nicht erfüllen, so wurden sie mit Schande und Spott fortgejagt; und glückte es ihnen, Gold zu machen, so wurden sie gewöhnlich hingerichtet oder gefoltert. Wenn sich ihr Gold als falsch erwies, wurden sie in einem mit Blattgold überzogenem Gewand an einen vergoldeten eisernen Galgen gehängt. Bestand ihr Gold jedoch die Probe, so suchten die Herren unter Anwendung aller grausamen Mittel das Gsheimniß des Steins der Weisen von ihnen zu erpressen. Aber Keiner verrieth sich. Ein berühmter Adept aus dem Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war Setonius Scotus. Er wurde als ein Besitzer des Steines der Weisen gerühmt, da er Metalfverwandlungen mit Glück ausgeführt haben soll, und mußte auch eine lange und harte Gefangenschaft ausstehen. Durch sein Schicksal gewarnt, traten die späteren lAdepten, wie Laskaris und andere, nur vorsichtig mit Fürsten in Verbindung. Maria Theresia ließ einen gewissen Sehfeld gefangen setzen und peitschen; aber er bestach seine Wächter und entfloh. Sogar Friedrich der Große trat als Beschützer der Alchemie auf. Eine Frau von Pfuel (sie ist nicht die einzige Alchemistin) widmete sich mit ihren beiden Töchtern in Potsdam auf seine Kosten der Kunst des Goldmachens. Ob mit Erfolg, ist nicht bekannt geworden.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert, der Zeit des Verfalls der Alchemie, stammen die wunderlichsten Angaben über dieKraft des Steines der Weisen. Während man schon im dreizehnten Jahrhundert glaubte, daß eine kleine Menge dieses Steinstoffes eine große Menge Metall umwandeln könne, und annahm, daß, zum Beispiel, das Quecksilber bei seinem Nebergang in Gold zusammenschrumpfe, behauptete man zu dieser Zeit, daß einige Körnchen des grauen Pulvers einen silbernen Löffel in einen rein goldenen Löffel von größerem Gewicht verwandelten. Das bedeutet doch, daß man glaubte, der Stein der Weisen könne neue Materie aus nichts erzeugen. Auch mit der Wiedererweckung von Pflanzen aus ihrer Asche, der ?sIii>Asnssis, beschäftigten sich die Alchemisten des achtzehnten Jahrhunderts. Und die Erzeugung des Homunculus wird Wohl ab und zu von den Hermetici noch in jener Zeit versucht worden sein. Pzracelsus war der Urheber solcher Bestrebungen. Er hielt es für möglich, unter Anwendung chemischer Methoden aus dem Sperma einen kleinen lebendigen Menschen zu erzeugen.

Alchemie und Mystik waren oft, wie wir gesehen haben, verbündet. Schon die Alexandriner gebrauchten geheimnißvolle Formeln

und glaubten, daß, die Stellung der Sterne auf die Metallderwandlung von Einfluß, sei. Und waren die arabischen Gelehrten Materialisten, so finden wir das Mystische in desto stärkerem Maße als früher im Westen, Bei Rahmundus Lullus, bei Basilius Valentinus herrscht die innigste Verbindung von religiösen Anschauungen und alchimistischen Theorien. Der eine und andere westlündische Gelehrte huldigt Wohl' einer nüchternen Auffassung. Die Sitte des frühen Mittelalters, Gebete als Zeitmaße zu benutzen, gelangte zu einer gewissen Bedeutung in der Alchemie. Die Vorschrift, irgendeine Substanz sechs Vaterunser lang zu kochen, wurde mit der Zeit so ausgelegt, daß, man während der Arbeit Gebete hersagen müsse, und endlich glaubte man, die Gebete seien das Wirksame. Nicht einmal Luther durchschaute die Alchemie. Ohne ihren Mißbrauch zu kennen, schätzte er sie schon wegen des schönen Bildes von der Auferstehung der Toten, das er in der Theorie über die Herstellung des Steines der Weisen fand. Melanchthon dagegen verhielt sich abweisend und sagte, die Alchemie sei betrügerisch und sophistisch. Der Gebrauch alchemistischer Ausdrücke als Bilder für religiöse Dinge erreicht den Höhepunkt bei Jakob Böhme. Bei ihm ist der Stein der Weisen das Selbe wie Bekehrung oder Erlösung und der grüne Löwe der Alchemie der Löwe aus dem Stamme Iuda.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat die alchemistische Verirrung, einst so mächtig, sich überlebt. Schließlich stirbt sie aus Mangel an Nahrung, da der Glaube an eine Zusammengesetztheit der Metalle in der Zeit Lavoisiers ganz verschwindet.

Upsala. The Svebb erg.

Die armen Banken.

inzelne Banken wollten die Vergütung für täglich kündbares Geld auf 1 Prozent erniedrigen, thaten es aber nicht, weilruhigeNeber- I'egung vor den Konsequenzen warnte. Wenn das Publikum erst einmal sein Geld abgehoben und anderswo (die berliner Sparkassen zahlen 3Vs Prozent) untergebracht hat, kehrt dieses Geld vielleicht nicht so bald z,nrück. Die geplante Aenderung sollte gegen einen Sturm des Geldes auf die Banken schützen, die nicht wissen, wie sie den Mammon zinsbar anlegen sollen. Ein nettes Gegenstück zu dem Drängen nach Barreserven! Die Banken möchten nicht durch die lästige Zärtlichkeit des Publikums zur Erwägung gefährlicher Reformideen gezwungen werden. Je dünner der Depofitenbelag, desto kleiner der Anlaß, die Bankleiter zu zwicken. Wie bereiten sich «uf ein meues Kapitel deutscher Bankgeschichte vor. Aeberschrift: Pflege der Kapitalsanlage, Keine Emissionen, keine Spekulation- und Grundstückgeschäfte mehr. Kredit »nach Maßgabe" des Bedarfs und im engsten Rahmen vorsichtiger „Gebcchrung"; sonst aber nur Vermögensverwaltung. So wird es wohl ein-

mal kommen; denn die «rux der Barvorräthe könnte erst nach der Beseitigung der Depositenzinsen tragbar werden. Die schönen Tage der bequemen Verzinsung des Bargeldes mit 3 Prozent sind vorüber. Auch die Lebensbedingungen der Banken sind nicht für die Ewigkeit gemacht. Eine neue Zeit bricht an. Eine bessere? Wer kanns wissen? Hätte man je geglaubt, daß eine Bank die geehrte Kundschaft auf die Strohe setzen werde, weils in der politischen Atmosphäre nicht ganz sauber roch? An den schlimmsten Serbentagen gab es auffallende Verkäufe aus den Wechselstuben der Dresdener Bank. Ob viel, ob wenig abgegeben wurde: die Börse war so unruhig, daß die Bank sagen mußte, sie habe schlechte Nachrichten über das zu erwartende Resultat der österreichischen „Demarche" in Belgrad erhalten und könne deshalb der Kundschaft nicht zur Verlängerung ihrer Börsenengagements rathen. Das war ein Artheil über den Stand der Kurse und deren wahrscheinliche EntWickelung. Die Börse fragte mit Recht: Oui t>on«? Man war gewöhnt, daß die Banken gemeinsam handelten, wenn die Situation besondere Vorsicht heischte. Jetzt trat eine Bank allein als Weltrichter aus und kümmerte sich nicht um die allgemeine Nervosität. Die Börse glaubt natürlich nie an ideale Beweggründe. Diese Zweifelsucht erhält ihr den Humor und hilft über gefährliche Stunden hinweg. So behandelten die Börsenleute die Extravorstellung der Dresdener Bank ein Bischen ironisch und meinten nach einer Weile, vielleicht sei nur kluge Taktik, was sich als Sorge um das Wohl der Kunden ausgebe.

Da die Dresdener Bank mit einer ziemlich hohen Quote an der stlebernahme der neuen Bulgaren betheiligt sein soll, so erwies sich die Vermuthung, sie habe der Diskontogesellschaft das bulgarische Geschäft „erleichtern" wollen, als hinfällig. Doch wer das Publikum erst ängstlich macht, kann nachher nicht verlangen, daß die Leute sich um die neuen Papiere, die man ihnen anbietet, reißen. Der Bulgaren-Handel war kein ganz bequemes Geschäft. Ob ein für das deutsche Kapital und die Industrie Vortheilhaftes, wird sich erst zeigen. In der bulgarischen Sobranje ist die Regirung hart getadelt worden, weil sie den Anleihevertrag unterzeichnet hat. Von den SW Millionen Francs, die zu 84 übernommen, zu mindestens 88 Prozent begeben werden ^ sollen, werden dem bulgarischen Finanzminister, nach Bezahlung der drängendsten Schulden und der an Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu vergebenden industriellen Aufträgs, 70 Millionen bleiben. Das ist wenig; und die Schmalheit dieses Restes war der Grund zum Widerspruch der regirungfeindlichen Partei. Auf die deutsche Gruppe, an deren Spitze die Diskontogesellschaft steht, entfallen zwei Drittel der Anleihe; die österreichisch-ungarische Bankwelt übernimmt ein Drittel, Rußland hätte es lieber gesehen, wenn das Geschäft in Frankreich gemacht worden wäre; freilich kam ihm die Erkenntnis?, erst, als an dem Ernst Bulgariens, sein Geld aus Deutschland zu holen, nicht mehr gezweifelt werden konnte. Vorher war auch die französische Haute Fi» nance, der Serbien, Griechenland und die Türkei näher standen als Bulgarien, gegen alle Pumpversuche der Herren von Sofia seh>/ kühl

gewesen. Und da die Franzosen, wenn sie wirklich bereit gewesen wären,
ihre Freundschaft gewiß theuer verkauft hätten, wirkte das Geschrei'
über die „wucherischen Forderungen" der deutschen Banken nur komisch.
Das Prinzip der Gegenleistung ist ja, wie die ganze neue Anleihetech-
nik, auf Frankreichs Erde gewachsen. Die schöne Marianne ist eine
tüchtige Rechnerin und das Vorbild für die anderen Nationen, die beim
Abschluß, ihrer Rentengeschäfte nochveralteteMethodenanwandten. Erst
Frankreich lehrte die Welt, wie mans machen muh,, um von dem Geld,
das man verleiht, einen Theil zurückzubehalten. Die deutschen Unter-
händler hatten gefordert, daß, von dem deutschen Kapital kein zu großes
Stück als frei verwendbares Geld nach Bulgarien wandere. Das war
die Folge einer Erfahrung und zugleich ein Schutz, gegen den Vorwurf
zu schwachenmationalen Empfindens. Gerade imVerkehrmitBulgarien
mußte man vorsichtig sein. Die Bulgaren hatten sich vor dem Krieg
zu leidlicher Wirthschafthöhe aufgearbeitet und lehnten deshalb stolz
jede Bedingung ab, die südosteuropäischen Erlebnissen angepaßt war.
Die Anleihen, die Bulgarien vor dem Ausbruch des Kampfes abschloß,
waren denn auch nicht als Erfolge zu buchen. Die Franzosen hatten
sich zwar bereit erklärt, den Bulgaren bei der KonvertirungihrerSchuld
zu helfen. Aber die Gefühle kühlten sich ab,- und heute giebts Dinge,
die näher liegen als die Sorge um einen kultivirten Rententyp. Die
neue Anleihe wird mit 3 Prozent verzinst; und wenn der Kurs, zu
dem sie ausgegeben wird, nur 88 Prozent beträgt, so ists, wie in alter
Zeit, eine Verzinsung von beinahe 6 Prozent.
Da der Balkan gerade jetzt wieder recht übel aussieht, wurden die
deutschen Finanzleute, die mit dem vollzogenen Bulgarenpakt in der
Tasche nach Haus kamen, nicht als Sieger begrüß,:. Man wand ihnen
keine Kränze, ließ, sie vielmehr fühlen, daß die Ausstattung des Kurs-
zettels mit neuen Bulgaren kein Gewinn sei. Vielleicht. Aber die Be-
stellungen für die Industrie, 100 Millionen und dazu noch 50 für den
Ban einer Bahn und eines Hafens, sind am Ende nicht zu verachten.
Die Gründung einer Bergwerkgesellschaft zur Ausbeutung der bulga-
rischen Kohlenfelder, mit festem Lieferungvertrag von den Staats-
bahnen, gehört zu den Errungenschaften des deutschen Bankenkonsor-
tiums. Der neue Betrieb wird eine gemifcht-wirthfchaftliche Unter-
nehmung sein: Staatsbeamte sollen mit in der Verwaltung sitzen; und
der Fiskus wird am Gewinn betheiligt. Für die Ausbeutung nnd Ver-
werthung der Kohle ist hier wohl der erste Fall einer organisirten Ver-
bindung von Staat und Privatkapital. Anfangs war über ein Tabak-
monopol verhandelt worden, in dessen Verwaltung sich auch Staat und
Private theilen wollten. Der Plan wurde aber von dem bulgarischen
Großgrundbesitz heftig bekämpft und die Regirung ließ ihn, um des lie-
ben Friedens willen, fallen. Ob er damit für alle Zeiten aufgegeben
ist, weiß man nicht. Der Tabak gehört zum wichtigsten Inventar Bul-
gariens. Da die wirthschaftliche Zukunft die Lösung neuer Finanz-
Probleme fordert, kann das Monopol noch einmal Wirklichkeit wer-
den. Unter den Bürgschaften, die für den Dienst der neuen Anleihe

gestellt wurden, sind verschiedene Einnahmen aus dieser Sphäre: die Banderolensteuer, die Abgaben der Besitzer von Tabakfeldern und das Staatsmonopol auf Cigarettenpapier. Diese Abhängigkeit, die schon durch ältere Anleihen geschaffen ist, kann vielleicht die Brücke zu einem internationalen Tabakmonopol schlagen. Als Bulgarien noch für ein glückliches Land galt und die europäischen Mächte sich um die Geschäfte auf der neu tapezirten Balkanhalbinsel rissen, glaubte keine, im Orient könne jetzt noch viel Geld verloren werden. Bulgarien sollte das Dorado sein und man warnte die deutsche Geschäftswelt vor dem klugen Franzmann, der sich dort einnisten wolle. Ismpi psssäti. Der Balkan ist wieder zum Gräuel geworden; und der Abschluß, her bulgarischen Anleihe siel auf den ungünstigsten Zeitpunkt. Nicht durch die Schuld der Manager (der Handel begann schon im vorigen Jahr), sondern durch Schicksalstücke. Ob die neuen Bulgaren rasch unterzubringen sein werden? Zunächst ist ein Vorschuh, von 12g Millionen gegen sechsprozentige Schatzfcheine, die am ersten August 1915 fällig sind, auszuzahlen. Bis zu diesem Tag müssen die ersten 250 Millionen des neuen Anlehens übernommen sein. Für die zweite Hälfte ist der erste August 1917 festgesetzt. Die Anordnung ist so, daß, Risiken (schlechte Börsen, politische Störungen) vorweggenommen sind. Für 1914 haben die verbündeten Institute noch keinen Gewinn aus der Bulgarenanleihe zu buchen. Der bleibt fürs nächste Jahr, obwohl ihn das Jahr der enttäuschten Hoffnungen (und des Weltkrieges?) brauchen könnte. Die Erträge der Bankenwerden kaum z eigen, daß Deutschlands Handelsmacht sich weiter ausgedehnt hat. Nach dem Ablauf des ersten Halbjahres war die Ausfuhr, der Menge nach, mit 338 Millionen Doppelcentnern um 30 Millionen größer als die Einfuhr (gegen ein Plus von 21 Millionen im Vorjahr); und im Werth blieb nur noch eine Differenz von 409 Millionen Mark zu Gunsten des Imports. 1912 hatte dieser Neberschuß, 1123 Millionen betragen. Der deutsche Welthandel nähert sich in seinem Ergebnis der Grenze der Passivität. Darf man den Banken verdenken, daß, sie sich, mit bereitwilligem Verständnis;, an den Chancen der Exportpolitik betheiligen? Ohne den Kredit, den sie gewähren, ist eine kräftig betriebene Ausfuhr kaum möglich. Am auf dem Wettmarkt erfolgreich zu konkurriren, muß, man Preiskonzessionen machen; und wer draußen zum Selbstkostenpreis verkaust, braucht entweder reichlichen Ersatz, durch hohe Inlandpreise oder ausgiebigen Kredit. Die Banken sagen in ihren Berichten stets, daß, ihre Acceptschulden mit dem Außenhandel wachsen. Das ist eine Entschuldigung, die überflüssig wäre, wenn ein zu hoch hinaufragendes Acceptkonto nicht als Schönheitfehler gölte. Aber man muh sich in modernere Auffassung bequenien: sonst sönnm die Finanzleiternicht Weltpolitik treiben. Am die neusten Reformen mit dem Stempel geläuterter Erkenntniß zu versehen, hat man auf Englands Beispiel gewiesen. Das möge aber auch als Vorbild dienen, wenn es sich darum handelt, kür das GesclvZft die Grenzen des Weltcieistcs abzustecken. L a d o n,

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Haiden in Berlin, — «cilag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S m, b, S in Berlin.

Berlin, den 8. August 1914.
Wir müssen siegen.
Horchet! Durch die Nacht, Ihr Brüder,
Welch ein Donnerruf hernieder?
Stehst Du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?
-r wirv. Aus Scharlachdunst steigt er, endlich; des erharrten
Mitlag wird gelb sengende Gluth sein und purpurn der
Abend. Entweihet denTag nicht durch fruchtlosen Schwatz. Wer
im Recht ist? Wenns darauf ankäme, könnte man dem Narren»
rath horchen und die großen Gegenstände des Menschheitstreites
voreinen Gerichtshof schleppen, von dessen Höhe dann ein Spruch,
mit sauber getippelten Beschlußgründen, ins Europäerthal hinab-
flösse. Vernunft würde Anfinn. Fraget die Buche, wer ihr das
Recht gab, den Wipfel höher zu recken, als Pinien und Tannen,
Birken und Palmen vermochten. Heischet sie vor ein Tribunal, dem
dieKrüppelkieferpräsidirt.AusderKrone rauschts: »Meine Kraft
ist mein Recht." Ueber das mit einem Volke geborene Recht, zu
leben, zu gedeihen, himmelan zu wachsen, giebts keinen Richter.
Jeder wäre befangen. Icdcn müßtenwirablchnen.Und befangen
find wir, Alle, die nicht in der dünnen Gletscherluft des weisen
Greises Goethe horsten, im Urtheil über das uns schädliche Han»
dein fremder Nationen. Getäuscht, überlistet, verrathen haben sie
uns? Wir Möllens nicht glauben. Gar nicht erst, saumselig, prüfen,
ob derBeweis stark oder schwach, sc Issest oder bröckelig ist. Aufs
KindernachttöpfchendieGeschäftsführer,die sichbetölpelnließen;
is

die nicht wüßten, daß der alteUrstand ewigerNatur Wiederkehn,
wenn Ares sich in Gold schient und seinerBrut, dem Graus und
dem Schrecken, befiehlt, vor den Kriegswagen die Rosse zu schirren.
Daß demFeind.den er ins Herz treffen will,treffen muß, um nicht
selbst zu verbluten, nie Einer zuflöten darf: »Wollen Sie nun die
Güte haben, in aller Ruhe Ihren Wasfenfchmuck anzuthun!" So
lange es irgend geht,sind wir anständigeKerle; können aber.wenns
sein muß, auch Schweinhunde werden. Das hatFritz nicht nur für
seine Preußen gesagt. Jetzt hören wir nah: »Während wir noch,
auf ihre Bitte, vermittelten, hat die Bande schon ihren Reberfall
vorbereitet!" Hören wir aus derFerne: »Die winzigste Konzesston
Wiens hätte den Krieg verhindert. Was aber nützte uns Ver»
Mittelung, die nichts erwirkte als den Vorsprung des, auf schma»
lerem Raum, schneller zum Kampf bereiten Gegners?" Taktik.
Die von mancher Vertragsklausel gefordert wird. Gut. Nun
aber ists genug. Spitzfindige Rechtserörterung gebiert nicht den
Geist, den Germania heute wieder von ihren Kindern verlangt.
Wer im Recht ist? Wer die Macht hat: darum nur gehts noch.
Wären wir Angreifer, nicht Angegriffene, tausendfache Kränk-
ung bliede.hunderttausendfach brennenderSchimpf unszu rächen;
und aus sechzig Millionen Seelen klirrte, so hell, so scharf, so
wild, 5 ^ käme er aus eines einzigen empörten Jünglings Brust,
der Schrei: Recht oderAnrecht.wir stehen oder fallen fürs Vater»
land! Siegen wollen wir. Siegen müssen wir. Nicht vor Roben
und Brillen beweisen, daß wir ehrliche Leute von friedlicher Ge»
müthsfarbe sind. Cecil Rhodes, der ein großer Kerl, ein Gigant
in Lackschuhen und mitTuberkeln war, hat einem Splitterrichter in
die Käsfratze gebrüllt: »Dieser Krieg ist gerecht, denn er nützt mei»
nem Volk und mehrt meines Landes Macht!" Hämmert in alle
tzerzcn den Satz. Klebet ihn, der hundert Weißbücher aufwiegt, an
alle Mauern. An die Amtshäuser und Straßenecken der Städte,
derDörferaufolutrothem Papier. Schreibet darunter:»DieHorde
will uns ans Leben. Ein Bastardgebild brüstet sich in den Wahn,
die Enkel der Kohortenbesieger vernichten zu können. Das Schwert
heraus! DerFußfrecherFeinde schändetunserenBoden. Schlagt
sie tot) Das Weltgericht fragt Euch nach den Gründen nicht!"
Zu den Waffen! Zu den Waffen <
Was die Hände blindlings raffen!

Mit dem Spieße, mit dem Stab
Strömt ins Thal der Schlacht hinab!
Und hebet die Herkunft, hebet das Ziel des Kampfes aus dem
Stank und Dunst kleinen Haders. Weil der stramme Nikolai (Ni»
kolajewitsch, Großfürst und Großmacht) den schlaffen Nikolai
(Alezandrowitsch, den Zaren und Staatsgefangenen) unterduckte,
weil eine Depesche zu früh abging, eine zu spät ankam, weil es
allerlei Mißverständniß gab und Einer die Hofe voll, der Andere
zwar bängliche Lust, doch nicht den Muth zu offenem Treubruch
hatte: deshalb führen wir diesen Krieg? Deshalb stehen auf Euro»
Pens Erde zwanzig Millionen Männer in Waffen, bereit, mit
KugelnundBayonnetles einander zuschlitzen? And wennOester-
rei H»Angarn einenArtikel in seiner Serbennote umgekrämpt oder
den mausigen Großfürsten die Schnelle Kathrins an die Men»
schenschwachheit seiner erlauchten Ahnen, Romanows und Hol»
stein- Gottorps, gemahnt hätte, wäre anderes Schicksal geworden?
Wäre Friede geblieben? Solchem Krieg müßte die Menschheil
fluchen. Dieser ward nicht aus Zufall. Dieser Krieg wäre gewor»
den, wenn Franz Ferdinand heute noch den Generals Hut mitden
grünen Federn aufs braune Haupt stülpte. Hebet die Herkunst
ans Licht! Aus Kalisch (der erstenRussenstadt, die Deutschlands
Heer jetzt bezwang) kam 1813 der Aufruf des Fürsten Kutusow.
,An dieDeutschen! In der Stunde, da Rußlands siegreiche Krie-
ger in Gemeinschaft mit ihren preußischen Bundesgenossen deut-
schen Boden betreten, künden die Monarchen von Rußland und
von Preußen allen Fürsten und Völkern Deutschlands die Rück-
kehr derFreiheit und Unabhängigkeit an. Beide Herrscher eint der
Wille, diese entwendeten, aber unveräußerlichen Stammgüter
den Völkern zurückzuerobern und mit ihrer Macht die Wieder»
geburteines ehrwürdigenReiches zuverbürgen. IederDeutsche,
der dieses Namens noch würdig bleiben will, reihe sich rasch in un»
ser Heer; jeder, Fürst, Edelmann, Bürger und Bauer, fördere mit
Herz und Sinn, Blut und Gut, Leib und Leben den Befreiung»
plan des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen.
DieGestaltungdes Werkes bleibt allein den Fürsten und Völkern
Deutschlands vorbehalten. DerBeherrscherallerReufsen,derauf-
gestanden ist, den fremden Einfluß in Deutschland zu hemmen,
will nichts Anderes werden als der Schützer des wiedergebore»
IS»

nen Reiches. Frankreich, schön und stark durch sich selbst, widme sich fortan der Arbeit fürHas Glück seines inneren Lebens. Das wird von keiner Macht gestört und von keiner wird Frankreich aus den Grenzen gedrängt werden, auf die es berechtigten Anspruch hat. Aber Frankreich wisse auch, daß die anderen Mächte ihren Völkern dauerbare Ruhe sichern wollen und deshalb die Waffen erst ablegen werden,wenn in Europa jedemStaat die Unabhängigkeit von fremdem Gebot verbürgt ist/ Blankes Wortgeschmeide. Der es anlegen heißt, möchte den Zar»Befreier von Europa mimen; kann ohne die Preußen, die bei Zorndorf einst Elisabeths Russen so weidlich prügelten, nicht Bonapartes Rückgrat brechen; und hat des versiechtenDeutschenReichesAuferstehung niemals fürchten gelernt. Für Preußen spricht Alexanders Verstand; sein Herz schlägt fürFrankreich. Gneisenau erkennt, daß nur »der dreifache Primat der Waffen, der Verfassung, der Wissenschaft uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann". Auch der Russenkaiser witterts; und besinnt drum die Heilige Alliance. Doch erst sein härterer Bruder ahnt, welche Gefahr aus der beutfchen Scholle keimen kann. Von Wehen ward sie geschüttelt. Der Wille der Völker langt nach dem Recht der Persönlichkeit. Neber den Firnen blinkt neues Hoffen auf die Einung aller Deutschen. In Fritz Wilhelm von Zollern sähen sie gern ihren Kaiser. Schon spitzt Nikolai Pawlowitsch, den Louis Philippe Herrn Nicklas zu nennen Pflegte, das Ohr. In Paris ist Alexis de Tocqueville Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Nicht Diplomat, also nicht mit Zunftvorurtheil belastet. Kein Adler; nur ein gescheiter Mensch. Er glaubt nicht, daß Preußen je Deutschlands Vormacht sein werde, fürchtet aber für Westeuropa die zarische Herrschaft: und möchte deshalb die Politik der Französischen Re» publik aus der alten Straße steuern, die an ein lohnendes Ziel führen konnte, so lange hinter dem uneinigen Deutschland nur Polen und das kaum debarbarisirte Rußland lag, doch in einen Sumpf münden müßte, seitRußlands erstarkter Leib das Kleid europäischerGroßmacht trägt. SollFrankreich der Freund Deutschlands werden oder zur Verslawung des Westens mitwirken? «In einer neuenWelt müssen wir unsere alten Grundsätze ändern und die Kräftigung unserer Nachbarn wünschen, damit sie an unserer Seite eines Tages dengemeinsamenFeind genOstenzurückwerfen

tonnen.« Die Schicksalsfrage französischerPolittktauchtdem Blick
Tocquevilles auf; er, der nur fünf Monate im Amt bleibt, findet
ihr nicht die Antwort. Kaiser Nikolai aber spricht, noch im selben
Sommer 1849, zu dem General Lamoriciere(der in Algerien Abb
el Kader gefangen und auf dem Bastilleplatz gegen die Barri,
laden gekämpft hat): »Wenn, wider Ihren und meinen Wunsch,
Deutschland einig wird, braucht es, um dieser Einheit froh zu
werden, einen Mann, der vermag, was Napoleon selbst nicht ver-
mochte. Und ersteht derMann, wird die bewehrteMasse gefähr»
lich, dann ists unsere Sache, Rußlands und Frankreichs, sie zu
bändigen." So hats angefangen. DerMann, denNikolai fürch-
tet, lebt; steht aber noch nicht am Steuer. Zehn Jahre danach ist
er Preußens Vertreter in Petersburg und schreibt an Schleinitz:
„Die Nachrichten von den fortdauernden Unfällen derOesterrei»
cher im Feld und von den Siegen der Verbündeten (Frankreich»
Piemont) werden hier mit einem Frohlocken aufgenommen, als
ob es Triumphe der eigenen Armee wären. Die Verherrlichung
des französischen Hee.res in allen Ständen ist so lebhaft, daß sie
auch für mich, der ich mich für die Landsmannschaft mit den Oester»
reichern doch nicht vollständig begeistern kann, ihr Verletzendes
hat. In den höheren Ständen, besonders in Moskau, ist es eine
Art von Fanatismus, der gar nicht mit sich diskutiren läßt. Baron
Liewen,ein älterer Herr und Chef des Generalstabes, äußerte mir
gestern sein lebhaftes Bedauern über die Nachricht von einem
Waffenstillstand, weil die Nemesis ihr Werk an Oesterreich noch
langenichtvollendethabe. Ichfluchtenun leider, daß dieserGöttin
dieGelegenheitzurFortsetzungihrerThätigkeit durch diesePause
nicht wird benommen werden." DerMann wird Minister. Ist so
tapfer, daß er keinen Versuch preußischer Demüthigung duldet.
Ist so klug, daß er vor dem Krieg, der im Feuer französischer Ge»
schütze denReif deutscher Einheit schmiedet, die Neutralität Ruß»
lands(und, als deren Folge, Oesterreichs) erwirkt. Aber der Mann
ist sterblich, ist absetzbar. Und der Brand glimmt weiter. Ein un-
bedachter Gestus: die Flamme lohtauf. Sarajewo? Die Serben?
Die Mausfalle. Eine der unbedachten Gesten. Nicht mehr.
Drum: fortan keineRechtfertigung; keinGestöhn über Undank
und Untreue, widernatürliche Bündnisse und perverses Handeln;
keinGelübde,Rechtsverletzung instillerZeit zu sühnen. Aus Alle»

dem wächst uns nicht eingenießbarerPfefferling.Mitden unsjetzt Nächsten waren wir schon in Erzfeindschaft.ziehensie, Wieste uns, schnödesten Verrathes;und hausten inniglich mit den Feinden von heute. Subsidienverträge.vonschlimmererArtals derfranko-russische, kennt die Geschichte der meisten Staaten; auch Oesterreichs, auch Preußens. Und daß ein Zar mitMonarchenmördern paklirt, wäre neu? Stand nicht der selbeAlexander,der Kutusow den Deut» scheu das Morgenroth der Freiheit künden ließ, unter der Vormundschaft der Männer, die seinenVater, denReusscnkaiserPaul, gemordet hatten?Wir stehen nicht, stellen uns nicht vor Europens Gericht. Dem Reichsgeschäft könnten viel bessere Advokaten, als ihm wurden, nicht nützen. Mit Worten mag jeder Flinke, wenn der Gegner ihm nicht dreinreden darf, beweisen, daß auf feiner Seite das Recht und die frömmste Sittsamkeit ist. Fruchtloses Mühen. Ohrenschmaus, der nicht nährt.Nach vierundvierzigIahrenwird noch umstritten, wer den Krieg von 1870 verschuldet, gewollt, begonnen hat. Einerlei. Wichtig ist nur, daß Riesen und Knirpse wissen, wer ihn gewonnen hat. Reden und Aktensammlungen, be« klemmten Odems Sturm und Gelöbnißszenen: zu spät. Schweigen und schlagen! Wenn unsere MachtdesFeindes zerstampft, lachen wir derNachrede, unser Handeln sei wider denRechtsbrauch gewesen. Nnd rängen wir die Trias nicht nieder: was hülfe die Anerkennung, daß unser einfältiger Biedersinn überrumpelt ward? Wir sind imKrieg.Noch scheint esnichtAllenbewußt. Infanterie, Artillerie, Kavallerie: da sind unseres Rechtes Beweise. Andere höhnt derFeind. Wir müssen siegen: sonst wird uns niemalsRecht. Zu den Wasfenl Jeglicher kämpfe mit der, die ihm taugt.

Wer in unzählbaren Wunden
Jener Fremden Hohn empfunden,
Brüder, wer ein deutscher Mann.
Schließe diesem Kampf sich an!

Recht! Treubruch von gestern! Das ist Ursache und Inbegriff dieser ungeheuren Stunde? Seit dem vierten Iunitag des Jahres 1908 istAlles in Bereitschaft. Edward Grey spricht: »Ich bin dafür, daß Britanien und Rußland sich auf der Basis der Vernunft und der Ehrlichkeit über alle Fragen, die ein gemeinsames Interesse berühren, verständigen, und werde mit diesem Wunsch

fallen, wenn dasNnterhaus ihm die Erfüllung versagt. "DieMehr-
heit stimmt ihm zu. Aeber alle Fragen, die ein gemeinsames Inter»
esse berühren; zunächst also über die Hauptfrage: Wie groß darf,
wie stark das DeutscheReich werden? Sechs Tage danach istKö»
nig Eduard in Reval. Tischrede: »Ich bin gewiß, daß der neue
Vertrag das Band, das Rußland und England umschlingt, noch
fester knüpfen und uns gestatten wird, wichtigen Zukunftfragen
in Freundschaft eine befriedigende Antwort zu finden." Damals
sagte ich hier: «England, Frankreich, Rußland: ein neuer Drei»
bund. Ein längst vorauszusehender. Die alte Kluft zwischen russi»
scher und britischer Orientpolitik ist überbrückt. Rußland muß von
asiatischem Verlustin Europa entschädigt, Italien dem altenBund
entfremdet, Oesterreich dem neuen Concern gewonnen (oder zer-
schlagen) werden. Ein ungeheures Ereigniß." HerrLemonon, der
^ in seinem Buch »tVLui-ope et w politique öntanique« meine lauten
Warnungen aus dem Juni und Juli 1908 erwähnt, sagt offen:
«HerrHardert hat nicht geirrt. Die anglo°russischeVerständigung
ist eine Gefahr für Berlin. Deutlicher noch als in Asien richtet in
Europa die Front der drei Mächte England, Frankreich, Ruß»
land sich gegen das Deutsche Reich." Die Warnung habe ich so
oft wiederholt, daß sie manchem Hörer lästig wurde. Jeder las ja
täglich aufHundert Blättern, folcheGefahr spuke nur durch Narren-
iöpfe.»Anglo-russischeInteressengemeinschaftistunmöglich. Zwi-
fchen England und dem Deutschen Reich schwebt nicht einmal der
Schatten entzündlichen Streitstosfes. Der franko-russische Zwei»
bund selbst lockert sich schon. Der Entente (^orcliale sind die Briten
müde. Ihr Flirt mit Rußland war ein Privatvergnügen des Kö»
nigs Eduard und lebt heute nur noch in ein paar Hetzblättern.
Deutsche Bürgermeister, Pfarrer, Journalisten werden in Eng»
land bejubelt. Wir sind die besten Kunden des Inselreiches. Ge»
gen uns Krieg führen?KeinnüchternerBritedenktdaran."Ruch»
lose Verblendung! Mit den Versuchen, ihren Bann zu brechen,
könnte ich einen Band füllen. Das muß heute ausgesprochen wer»
den, weil es zeigt, daß auch von Einem, der nicht auf der Amts»
wacht sitzt noch klüger als Andere, nur nicht willig zu Blindheit ist,
dieEntwickelunglinie früh erkannt werden konnte.Abernicht sollte?
VonMond zuMond herzlicher, hörten wir.wurde das Verhältnis^.
DieFranzosen schäumen.DieRussen knirschen.Beide sind vonEng-

land geprellt. Nur uns liebt es. Sein Königund seine Königin kom-
men nach Berlin. Zugleich mit dem Zaren. »Galt ihre Anwesenheit
auch nur einem Familienfest, so bildet doch die damit bekundete
Herzlichkeit der persönlichen Beziehungen unter den drei Mona»
chen ein werthvolles Imponderabile des wechselseitig ungestörten
Fortschrittes der großen Kulturnationen Europas." So redet der
Kanzler des Deutschen Reiches. Im Mai 1913. Im Juni 1914
kommt ein britisches Geschwadernach Kiel. Eins, freilich, auch nach
Kronstadt. And der Admiral, der die Ehre haben soll, Deutsch»
lands Gast zu sein, tröstet die Freunde: »Der Kaiser hat uns ein-
geladen. Deshalb kommen wir. PolitischeBedeutung? Nichtdie
allergeringste." Schadet nicht. Wir lesen von Matrosenverbrü de-
rung. Lesen, wieder, das Verhältnis der beiden Reiche sei nie zu»
vor noch so herzlich gewesen. Ein Halbdutzend rüpeliger Briefe
schimpft mich, weil ich vor achtTagen drucken ließ, England werde
nicht neutral bleiben. Vierter August 1914. Im Reichstag klagt
der Kanzler Rußland infamen Treubruches an und berichtet, das
deutsche Heer habe im Vormarsch gegen Frankreich die Grenzen
Luxemburgs und Belgiens überschritten. Im Reichstag fragt ocr
Botschafter des Britenkönigs den Staatssekretär Von Iagow, ob
die Verletzung des Neutralenrechtes wirklich soeben eingestanden
worden sei. Die Frage wird bejaht; und der Grund angegeben,
der den Marsch durch Belgien erzwang. DerBotschafter dankthöf»
Nch.EhenochAbendwird.bringterEnglandsKriegserklärungins
AuswärtigeAmt und erbittet fürsichund seineGehilfen die Pässe.
Recht! Nur für den Fall eines nicht von Frankreich ver-
schuldeten deutschen Angriffes hat England derRepublik fchleu»
nige Waffenhilfe zugesichert; »in case ok an unprovokeci attack.«
Nach der amtlichen deutschen Darstellung ist dieser Fall nicht ge»
geben; hatFrankreich unser Reichsgebiet angegriffen. DieBriten
halten die Prüfung des Thatbestandes nicht für nöthig. DerVer»
trag vom achtzehnten Oktober 1907 verbietet jeder Krieg führen»
den Macht, Truppen, Munition» und Proviantkolonnen durch
luxemburgisches und belgisches Gebiet zu führen. Deutschland
hatdenVertrag^unterzeichnet,hatihm,stöhntderKanzler,inNoth»
wehr zuwider gehandelt. Dem Verletzer des Völkerrechtes sagt
England Krieg an. Soll auch diesem dritten Reich nun etwa be»
wiesen werden, daß es vomRechtsboden wich? Ist dazu Muße?
DieNordseezeugevondeutscherMoml. Schweigen und schlagen!

«Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz
schützen und dem Deutschen Reich zu Waffenhilfe gegen franzö-
sischen Angriff verpflichten. Heute istItalienderNachbarrepublik,
an die sein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreundet: und
wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus demLcmd Victor
Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens Protektor ist
Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens einziger Feind ist
ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich°Ungarn.Was ist von
solchem Bündniß noch zu erwarten? Welchen Vortheil bringt es
uns? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen verletzten
Jahre standItalienbei unserenGegnern." („DerDreibund": »Die
Zukunft"vomdreißigstenOktober1909.)WasvorAllerAugen liegt,
findet doch Glauben? Nein. Wahnvorstellung, heißts; harmlose
Extratouren; wenn Ernst wird, schlägtItalien für uns. Zwar hat es
selbst, offen, gesagt, im Fall deutsch-englischen Krieges müsse sein
Heer und seine Flotte zu Haus bleiben. Zwei langgestreckte Küsten,
meist osfeneHäfen, nach dem erstengeglücktenHandstreichwäre die
Hauptstadt bedroht: wer so schwache Stellen hat, darf sich mit der
größten Seemacht nicht in Händel einlassen. Doch wer denkt an
deutsch-englischen Krieg?Denkanns ja nichtgeben.Nur russischen
oderfranzösischenAngriffzund gegen die sind wirItaliens gewiß.
Des Königreiches, dessenMinister, Tittoni, im Parlament gerufen
hat: »Die italo» russische Verständigung ist ein Ereigniß, dessen
ganze Wichtigkeit erst die Zukunft entsch leiern wird." DessenKö nig
denZaren(nacheinerReise,dieOesterreichsGebietwie einen Pest-
bezirkumkreiste) sammt demHerrnIswolfkij in Racconigi empfing;
dann ein Franzosengeschwader einlud und mit den Serben Peters
und Nikolas (seines Schwiegervaters) zärtliche Grüße tauschte.
Aber die Eroberung Tripolitaniens und der Kyrenaika ändert ja
Alles. Fortan muß Italien gegen Frankreich und England sein.
(Weil der Weg in die neue Kolonie, die von Tunis und vom
Sudan aus gefährdet ist, von der britischen SeefestungMalta be-
herrscht wird? Ich habe denGrund nie begriffen; immer die Mei«
nung vertreten, daß Italien nun erst rechtjederMöglichkeit eines
Konflikte« mit den Westmächten ausbiegen müsse.) Und wir ha-
ben fetten Köder fürRom: Nizza, mit kleineren Perlen der Azur-
küste.Korsika.TunesienKeinerkannihmBesseresbieten.Iialiener-
fülltseineBündnißpflicht. »InvollemUmfang": lesenwirnocham
ersten Augusttag. Am vierten: »Italien bleibt neutral". Rügt, in

der offiziösesten Zeitung, die «eigenmächtigen Sonderattionen'
der Bundesgenossen, die ihm gar nicht oder zu spät ihre Pläne
angekündet haben; behauptet,öffentlich, der (nach deutscherDar»
steUung durch denAngriffRußlandsund Frankreichs begonnene)
Krieg gehöre nicht zu den defensiven, für die der Dreibund er-
dacht worden fei; will aber versuchen, mit der Wahrung seiner
Interessen den Vortheil der Vertragspartner zu bündeln. An»
gemein freundlich. Die fünf Corps, die es einst in den Elsaß wer-
fen sollte, kommen nicht. Fürs Erste marschirt nirgendwohin auch
nur ein Mann. AberItalien zieht neueReserven ein. Rüstet das
tzeer und die Flotte. Will es Südtirol, Istrien, Valona erobern?
So häßlicher Verdacht darf nicht wuchern. Italien (sagt uns der
Offiziosus) »handelt im Einvernehmen mit seinen Verbündeten
und sein Entschluß zu wohlwollender Neutralität hat weder in
Wien noch in Berlin überrascht." Vortrefflich. Nur müßte der
beredte Mund, dem wir diese Mittheilung danken, uns auch den
Nutzen eines Bündnisses erkennen lehren, das nicht in Kraft tritt,
wenn drei Großmächte, die gewaltigsten, uns bekriegen.
»DieTriple-Entente ist lahm, nur noch einSchemenundder
Dreibund fester als je.« Acht Jahre lang, mindestens, seit in Al°
gesiras der Russe Cassini, die Briten Nicolson und Mackenzie»
Wallace und der Italiener Visconti-Venosta Frankreichs Ge-
schäfte führten, habe ich den Glauben bekämpft, dessen Formel
dann dieser Satz wurde. Vergebens. Nun kämpft dieTriple»En»
tente gegen das Deutsche Reich und der Dreibund ist zum Zwei»
bund geschrumpft. So wars, Alles, erwartetworden? Daran hatte
inDeutschland «kein Mensch "mehr gezweifelt? Und nurTaktiker«
kunst empfahl, bis in den vierten Augustabend überall die An»
nähme solcher Koalition und solchen Rücktrittes als ausbündige
Tollheit höhnen zu lassen? Gut. Zwist würde des Feindes Ohr
freuen. Alles war erwartet. Alles kam, wie es kommen mußte. Und
sollte morgen Italien sich wider Oesterreich, Rumänien sich wider
Ungarn wenden, Griechenland gar für Serbien aufstehen: auch
darüber dürften wir uns nicht wundern. Hätten zum Staunen,
zu Strafe nicht Frist. Jede Flamme leuchte dem Vaterland!
Elende und kalte Klügler sind aufgestanden in diesen Tagen,
die sprechen in derNichttgkeit ihrerHerzen: Vaterland undFrei»
heit, leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Ein»

fälligen vetyört! Wo es dem Menschen wohlgeht, daistseinVater»
land, wo er am Wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.
Diese sind wie die dummen Thiers nur aufden Bauch undauf
seineGelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wehen des
himmlischen Geistes. Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des
Tages, und was ihnen Wollust bringt, deucht ihnen das einzig
Gewisse. Darum heckt Lüge in ihrem eitlen Geschwätz und die
Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren.

Auch ein Thier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die
Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur
äußerlich tragen. Der Mensch aber soll lieben bisindenTod und
Vonseiner Liebe nimmer lassen noch scheiden. Das kann kein Thier,
weil es leicht vergisset, und kein thierischerMensch, weil ihm Ge-
nuß nur behagt. Darum, o Mensch, hast Du ein Baterland, ein
heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach Deine Sehn-
sucht ewig dichtet und trachtet.

Wo Dir Gottes Sonne zuerst schien, wo Dir die Sterne des
Himmels zuerst leuchteten.woseineBlitzeDirzuerstseineAllmacht
osfenbartenundseineSturmwindeDirmitheiligenSchreckendurch
die Seele brauseten: da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über DeineWiege
neigte, wo Deine Mutter Dich zuerst mitFreuden auf dem Schöße
trugundDeinVaterDir die Lehren derWeisheit und desChristen»
thums ins Herz grub: da ist Deine Liebe, da ist Dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln und wohne Armuth
undMühedort mitDir:Du mußt das Land ewig lieb haben; denn
Du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in
Deinem Herzen.

Da istFreiheit,woDu leben darfst, wie es dem tapferen Her»
zen gefällt; woDu in denSitten undWeisen und Gesetzen derVäter
leben darfst; woDichbeglücket,was schonDeinenUreltervaterbe»
glückte: wo keine fremden Henker überDich gebieten und keine frem»
denTreiberDich treiben, wie man dasViehmit demStecken treibt.
Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf
Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue insich ver»
schließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt
und zu besitzen begehrt. Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein
Wahnund eineThorheitAllen,diesür denAugenblick leben.Aber

die Tapferen heben sie zumtzimmel empor und wirken Wunder in dem Herzen der Einfältigen.
Aufdenn,redlicherDeutscher!Bete täglich zu Gott, daß er Dir das Herz mit Stärke fülle und Deine Seele entflamme mitZuver» ficht undMuth.Daß keine LiebeDir heiliger fei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude Dir süßer als die Freude der Freiheit. (Aus Arndts Katechismus für den deutschen Wehrmann.)
Frage: Du liebst Dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?
Antwort: Ja, mein Vater, Das thu' ich.
Frage: Warum liebst Du es?
Antwort: Weil es mein Vaterland ist.
Frage: Du meinst, weil Gott es gesegnet hat mit vielen Früchten, weil viel schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende ist, es verherrlicht haben?
Antwort: Nein, mein Vater; Du verführst mich.
Frage: Ich verführte Dich?
Antwort: Denn Rom und das egyptifche Delta sind, wie Du mich gelehrt hast, mit Früchten und schönen Werken der Kunst und Allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als Deutschland. Gleichwohl, wenn Deines Sohnes Schicksal wollte, daß er darin leben sollte, so würde er sich traurig fühlen und es nimmermehr so lieb haben wie jetzt Deutschland.
Frage: Warum also liebst Du Deutschland?
Antwort: Mein Vater, ich habe es Dir schon gesagt!
Frage: Du hättest es mir schon gesagt?
Antwort: Weil es mein Vaterland ist.
Frage: Sage mir, mein Sohn, wohin kommt Der, welcher liebt? In den Himmel oder in die Hölle?
Antwort: In den Himmel.
Frage: And Der, welcher haßt?
Antwort: In die Hölle.
Frage: Aber Derjenige, welcher weder liebt noch haßt: wo» hinkommt Der?
Antwort: Welcher weder liebt noch haßt?
Frage: Ja! Hast Du die schöne Fabel vergessen?
Antwort: Nein, mein Vater.
Frage: Nun? Wohin kommt Der?
Antwort: Der kommt in die siebente.tiefsteund untersteHölle.

Frage: Wenn der Zweck des Krieges nun nicht erreicht wird, das Blut vieler Tausend Menschen nutzlos geflossen, die Städte verwüstet und das Land verhert worden ist, wenn Alles unter» ginge und kein Mensch, Weiber und Kinder mit eingerechnet, am Leben bliebe, würdest Du den Kampf noch billigen?
Antwort: Allerdings, mein Vater.
Frage: Warum?
Antwort: Weil es Gott lieb ist, wenn die Menschen ihrer Freiheit wegen sterben.
Frage: Was aber ist ihm ein Gräuel?
. Antwort: Wenn Sklaven leben!
(Heinrich von Kleist: Katechismus der Deutschen.)
Das deutsche Land sieht nicht aus, als müsse es sterben, das deutsche Volk nicht, als könne es in Fremdhörigkeit gleiten. Vor Land und Volk schaart sich, ihre Hoffnung, das Heer. In keinem anderen ist so ernsthaft, mit so rastlosem Eifer, mit solcherPreußen» inbrunst gearbeitet worden. Keins wird, auf dem weiten Rund der Erde, so andächtig bewundert, vom Feind selbst so hoch geachtet. Höret denHymnus, den ihm just vor einem Jahr General Vau sang,einFührer, vielleicht der oberste, derFranzosenarmee. Im Senat sprach der General: «Der Organisator einesHeeres mußzunächst immer denKraftwerth des Gegners wägen, mit dem dieses Heer sich einesTages vielleicht zu messen haben wird. Wenn ich von unserer Armee spreche, ist mein Blick also immer auf die des Deutschen Reiches gerichtet." (Rufe: «Ires dien!«) «Einzelne glauben, die höhere Präsenzziffer des durch das Gesetz vom Sommer 1913 vergrößerten deutschen Heeres könne durch unsere Reserven ausgeglichen werden. Das ist einIrrlhum. Deutschland wird 830000Mann unterdenFahnen haben; wirverfügen (ohne die eingeborenen Truppen) über 530000 Mann, vondenen50000 in Afrika stehen; ob diese 30000 am Tag der Mobilmachung in der Heimath sein können, wissen wir nicht. Deutschland hat also 350000Mann mehr alswir. DieseZiffer bedarf keines Kommentars. Wie steht es mit den Reserven? Wir dürfen nur die Leute rechnen, die mindestens ein Jahr lang ausgebildet worden sind. Dann kommen wir auf dieGesammtzisfervon 3978000 (darunter istabereingroherTheilausnureinjähiigcrDienstzcit); inDeutschland ist die unserer entsprechende Ziffer: 4376000. Deutschland

hat also 400000 Mann mehr als wir; und wird, wenn das neue
Gesetz in volle Auswirkung gelangt ist, 1200000 mehr als wir
haben. Aus diesem Vergleich schließe ich, daß sich uns diePflicht
zuneuerAnstrengung aufzwingt, deren Grenze nur durch die Kopf-
zahl der nachwachsenden Männer, durch finanz» und sozialpoli»
tische Erwägung bezeichnet wird, derFrankreich sichabernichtent»
ziehen kann, wenn es nicht abdanken, sich selbst aus der Reihe der
Großmächte streichenwill. Gewiß: was unsanZahl fehlt,müssen
wir durch die Leistung, des Stehenden Heeres und der Reserven,
auszugleichen trachten. Nicht immer hat das größere Truppen»
aufgebot den Sieg erfochten. Ausbildung und innere Einheit
müssen erhöht werden: schon dazu brauchen wir die längere Dienst»
zeit, die uns den dritten Jahrgang unter die Fahnen stellt. Das
deutsche Wehrgesetz ist die (durch äußere Umstände beschleunigte)
Krönung eines Werkes, dessen Vorbereitung und Ausbau jeder
Anerkennung würdig ist. Die deutschen Effektivbestände sind heute
so stark, daß sie nach derAnkunft der n ächstenReservisten (für Pfer»
de ist gesorgt und automobile Lastwagen liefern der Artillerie die
nöthige Munition) sofort ins Ield rücken können. Diesem Zustand
müssen wir unseren Grenzschutz anpassen. Heute könnte Deutsch»
land mit der Mobilmachung bequem zwei Tage vor uns fertig
sein und uns überrumpeln. Wenn wir uns nicht gegen solche
Möglichkeit sichern, locken wir selbst den Gegner ineine ihm gün»
stige Gelegenheit: und wir haben keinen Grund, zu glauben, daß
er sie nicht ausnützen werde." (Rufe: »l'res Kien!«) «Das deutsche
Heer hat eine Offensivkraft, wie sie feit den Tagen unseres Ersten
Kaiserreiches in Europa nicht mehr gesehen ward. In ihm lebt
der Geist der Offensive; nicht nur strategischer: auch politischer.
Von dem Bewußtfein dieserPflicht sind seine Führer ganz erfüllt.
Feldmarschall von der Goltz hat gesagt, daß starke, aufsteigende
Völker offensiverPolitik bedürfen, deren Folge dann eine offensive
Kriegführung ist; träg gewordene, zuRückzügen bereite Völker füh-
ren denKrieg widerwillig und beschränken sich auf strategische und
taktische Vertheidigung. Dem Feldmarschall scheint der Grund»
gedanke der Strategie untrennbar von dem der Politik. And was
wir vom Handeln Deutschlands sehen, zeigt uns dieWesenszüge
kräftiger Vaterlandliebe und männlichen Willens. Darauf darf
Deutschland stolz sein. UnserePflicht aber ist, auf diese Regungen
ernsthaftzu achten .Alle Redner haben den friedlichen GeistFrank»

reichs betont und damit das Empfinden des Landes wahrhaftig
gedeutet." (1re8 dien!) »DieFranzösische Republik will denFrie»
den, hat diesen Willen oft bewiesen und denkt nicht daran, irgend»
eine Macht herauszufordern oder anzugreifen." (Beifall.) «Sie
will frei bleiben und unabhängig weiterleben. Um dieser Zukunft
sicher zu sein, muß sie das durch Deutschlands Anstrengung ge»
störte Gleichgewicht wiederherstellen. Dann erst kann sie sich sorgen»
losen Friedens freuen." (Beifall.) ,Da wir den Frieden wollen
und dem Gegner mit der Möglichkeit auch die Verantwortung des
Angriffes lassen, befiehltPflichtuns,dafürvorzusorgen,daß unser
Heer immer und überall zurAbwehr bereit sei. DerFriede ist nur
zu wahren, wenn wir stark sind, wenn der Gegner uns stark weiß
und unsere Kraft achten gelernt hat." (LauterBeifall.) »Deshalb
brauchen wir eine Organisation, die er selbst für nützlich hält.
Glaubt er uns schwach, dannverführtdieserGlaubeleichtinMiß»
brauch derAeberlegenheit. Ist er von der hohen Leistungfähigkeit
unseres Heeres überzeugt, dann wird er vor dem Entschluß zum
Krieg zaudern. Sind in beiden Heeren die Cyklen nicht mehr gleich,
werden nur auf einer Seite die Daten der Einstellung und der
Entlassung geändert, dann hat das zurOffensive bereiie Heer den
Vortheil. Hier ist der Hauptgrund, der den Obersten Kriegsrath
verpflichtet hat, demVorschlag, den Mann dreißig oderzweiund»
dreißig Monate dienen zu lassen, seine Zustimmung zu weigern
und ein ungeschmälertes drittes Dienstjahr zu fordern. Ich hoffe,
daß mir gelungen ist, Ihnen ein klares Abbild der Bedingungen
zu geben, denen unsere Heeresorganisation fortan genügen muß.'
Ein Beifallssturm, wie der Greisensaal des Luxembourg ihn
lange nicht hörte, hat denRednerbelohnt (der dicht vor derAlters»
grenze stand und aus dem aktiven Dienstscheidensollte).Alsjunger
Offizier istPau im franko-deutschenKrieg schwer verwundet wor»
den, wird von den Schreibern drum ,,Ie gwneux mutile« genannt:
und da die Tribunenfirma Barthou-Etienne ihn.alsdenMarius
der alten Triarier, vorschickte, konnte man fürchten, seine Hast«
werde versuchen, den Schild des Deutschen Reiches zu zerbeulen,
sein Mund kränkende oder Kränkung andeutende Worte sprechen.
Nicht eins kam über die Lippen des tapferen Mannes. Schlicht,
ernst,würdig sprach er; aus demsclbennoblenSoldatengeistwie,
vor dreizehn Iahrcn, General de Galliffct, der mir, als Kriecis-
minister, sagie: «IhreArmee ist höchsterAnerkennung Werth. Sie

hat uns geschlagen. AlsFranzose, der seinVaterland liebt, kann
ich nie aufhören, dieses nationale Unglück zu beklagen. Doch der
Soldat, derFachmannmuß offen aussprechen:Unsere Niederlage
war verdient. In Organisation, Strategie und Mannszucht war
das deutsche Heer unserem weit voraus und sein Sieg darum kein
Glückszufall, sondern eine dem Völkerschickfal abgerungene Noth»
wendigkeit. Wenn die ungeheureArbeit IhrerMoltke undRoon
fruchtlos geblieben wäre,müßte derZunftsoldatanseinemBerufe
oerzweifeln. Warum hatten wir nicht eben so fleißig geschuftet?
Mein altesSoldatenherzfreutsich.in allem Patriotenschmerz, der
Erfahrung, daß die große Leistung nach Gebühr belohnt worden
ist. Die Gerechtigkeit forderte damals Deutschlands Sieg."
Fordert ihn heute: weil die Leistung nicht lässiger ward.
Die nur entscheidet. Nicht Rechtsdüftelei noch, was an «er«
hebendem Schauspiel" zu liefern wäre. Wo liegt die Welt, der
jemals erweislich würde,daßBriten,Slawen,Franzosen,Italer,
Wallonen, Walachen schäbigeWichte, treulose Lügner sind?Und
welcherErtrag kam bis heute a> s dem Versuch, sie sozu erweisen?
Das politischerDenkform fernste und drum regirbarste allerVöl»
ker hört feit Wochen, daß es von Veiter und Nachbarn betrogen
wurde; tobt, statt zu fragen, wessen Hauptpflicht die Durchleuch»
tung und Vereitelung schnöder Trugpläne war, seinen Zorn an
Wehrlosen aus; und muß dann, in seinem hellen Leben zum ersten
Mal, von Scham erröthen. Nicht Deutschlands Recht: Deutsch-
lands Macht ist jetzt zu erweisen. Wir müssen siegen. Sonst stirbt
mit derMacht auch dasRecht. Wäre das Gewimmel der Feinde
stärker, dann schlüge in seiner Kraft der Puls des Rechtes zur Vor»
reckung über die deutsche Menschheit. Bei der stärksten Schwadron
ist der Herrgott: jauchzt Fritz. Und ein als Reservemann einbe»
rufener Straßenbahnschaffner sprach am Sonntag, im Innersten
fast so königlich wie Preußens einzig großer König, zu mir: «Bis
zum letzten Augenblick fahre ich; denn aber schnell los. Wir werden
schonfertigmit die Kosaken." So sind Millionen. Deutsch: in Orb»
nung,Unterordnung gewöhnt, vor keinerNothwendigkeit zagund
ihrerSache, groß oder klein, durch ernsteArbeit mächtig. Nun ist
Kriegergeist in ihnen erwacht. Der Geist des modernen Krieges,
der nicht nur tötlicher, der auch aller Leben gebärenden Kräfte
kräftigster Auszug ist. Aus solchem Heer wirkt eines Gottes Ge»
walt. Eitle Schwatzer hole der Teufel! Wir müssen siegen

Psychologen und Philosophen.

Entgegnung.

JKker unselige Zwist zwischen Philosophen und Psychologen hat sich nachgerade in so bedauerlicher Weise verschärft, daß die sachlichste Aeußerung auf der einen Seite sehr leicht von der anderen als persönlichste Kränkung empfunden werden kann. Um der Gerechtigkeit willen und um jedem neuen Mißverständniß vorzubeugen, sei von vorn herein betont, daß, ich keineswegs nur der einen Seite daran, wie auch an dem allgemeinen st^tus Kolli, die Schuld beimesse. Wenn aber in konkreten Fällen auf Grund von Mißverständnissen einem Einzelnen noch die ihm völlig fernliegende Absicht auf Verschärfung des Gegensatzes zugeschoben werden soll, so ist es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, sich dagegen zu wehren.

In eine solche Lage versetzt mich der Artikel von Herrn Professor Jerusalem in der „Zukunft" vom achtzehnten Juli 1914. Er sieht durch meinen Vortrag, den ich auf der letzten'Iahresversammlung der Kant-Gesellschaft gehalten habe, „die Psychologen aus der Kant-Gesellschaft ausgewiesen". Dadurch bringt er nicht nur mich, sondern auch die Kant-Gesellschaft in ein ganz falsches Licht im Verhältnis; zu den Psychologen. Freilich betont er, daß er dem Gedankengang meines Vortrages nicht folgen konnte. Nm die logische Bedeutung des Naturgesetzesbegriffes zu behandeln, mußte ich allerdings, wie ich ja auch ausdrücklich bemerkte, nicht nur eine gewisse logische und mathematische, sondern auch naturwissenschaftliche Schlulung voraussetzen. (Daher auch mein Kampf gegen leere Abstraktionen.) Daß ich nmn dabei mehr an die Physik als an die Psychologie anknüpfte, lag nicht nur an mir, auch nicht nur an der historischen Thatsache, daß die kritische Erkenntnißtheorie seitKant vorwiegend an der Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft orientirt ist, sondern an dem diese historische Thatsache selbst erklärenden systematischen Charakter der Probleme als solcher, Und wenn ich dabei den Psychologismus ablehnte, so lehne ich damit doch nicht die Psychologie ab. Davon bin ich weit entfernt.

Auch gewährt es mir ja eine gewisse Beruhigung, daß Herr Professor Jerusalem gerade durch den Vortrag von Professor Krueger, an dessen psychologischen Nebungen ich selber sogar noch während meines letzten hallischen Dozentensemesters theilgenommen hatte, die Psychologen wieder in die Kant-Gesellschaft „hineingeführt" sah. Was mag in meinem Vortrag nur die Verstimmung des

Herrn Professors Jerusalem und sein Mißverständnis hervorgerufen haben? Ich kann mir nur denken, daß es ein elementares Beispiel verschuldet hat, an dem ich gleich im ersten Abschnitt meines Vortrages den Unterschied zwischen Naturgesetz und Regel deutlich machen wollte. Ich sagte nämlich, daß die alljährliche Tagung der Kant-Gesellschaft eine regelmäßige Erscheinung sei und es auch bleibe, „selbst wenn sich einmal einige Feinde des Kantianismus hinterhältig einschleichen sollten", wodurch die Regelmäßigkeit keinen Abbruch erlitte, aber zugleich bewiesen wäre, daß die Regel noch kein Naturgesetz sei, da dieses keine Ausnahme gestatte, wie die Regel. (Vom Wortlaut kann sich nun Jeder selbst überzeugen, da der Vortrag inzwischen im Druck erschienen ist.)
! Damit hatte ich aber doch weder die Psychologen als „Feinde des Kantianismus" bezeichnet noch auch angenommen, daß sie sich als solche getroffen fühlen würden, überhaupt nicht meinen von vorn herein durch das „selbst wenn" als hypothetisch charakterisirten Ausnahmefall als realen bezeichnet. Und wenn nun endlich auch mit diesem hypothetischen Fall zugleich gesagt ist, daß, wer die Ziele einer Gesellschaft, und sei es auch einer philosophischen, bekämpft, ehrlicher Weise nicht gut dieser Gesellschaft angehören könne, so kann Das doch nicht ein rechtmäßiger Grund zur Verstimmung sein. Denn Das gehört doch zu Dem, was sich nach Bischer „immer von selbst versteht". Darüber kann kein Streit sein, auch nicht zwischen Psychologen und Philosophen, auch nicht zwischen Herrn Professor Jerusalem und mir.
Wir vielgeschmähten „Aprioriker" stehen wohl überhauptnicht in dem Gegensatze zu der „wahrhaft lebendigen Philosophie", in dem Herr Professor Jerusalem uns zu sehen neigt. Auch unser „Platz ist daF fruchtbare Bathos der Erfahrung", wie schon Kant gegen das bereits zu seiner Zeit einsetzende Mißverständnis seines „Apriorismus" zu bemerken Gelegenheit hatte. Nur stellen wir mit Kant auch noch die Frage, was denn Das eigentlich bedeutet, was in der Erfahrung liegt und ihre Fruchtbarkeit möglich macht. Diese Frage allerdings lassen wir uns in unserem „Hochmuth der Aprioriker" nicht wehren, selbst auf die Gefahr hin, daß hier die Differenz zwischen uns „Apriorikern" und Dem, was Herr Professor Jerusalem als die „wahrhaft lebendige Philosophie" anzusehen neigt, beginnen sollte.
Jena. Professor Dr. B r u no Ba u ch.

Bosnien,
Bosnien.
Bosnien und die Herzegowina unter der Verwaltung Gester-
reich-Ungarns. Mit einer Karte. (VIII u. 832 S.) Geheftet
28 M., gebunden in tzalbfranz'31 M. Veit S Co. in Leipzig.
Schon mehr als einmal standen die beiden von Oesterreich-Ungarn
auf Grund des Berliner Vertrages im Jahr 1878 besetzten und dann
im Jahr 1908 annektirten ehemals türkischen Provinzen Bosnien und
die Herzegowina im Mittelpunkt des europäischen Interesses. Im
Deutschen Reich war dieses Interesse aber stets ein im Wesentlichen
politisches; man hat hier allzu leicht vergessen, daß, die genannten
Länder auch von anderen Gesichtspunkten aus Beachtung verdienen.
Nirgends vielleicht hat sich am Palkan (abgesehen von der altenHaupt-
stadt Konstantins) der Einschlag des orientalisch-islamitischen Wesens
so rein erhalten wie an dieser Grenzscheide zwischen Orient und Occi-
dent. Ein eigenartiger Zauber umfängt Jeden, der seinen Fuß, hier
zuerst auf orientalischen Boden setzt; und die aus dem Aufeinander»
prallen zweier so verschiedenen Kulturkreise entspringenden Gegen-
sätze sind ganz besonders geeignet, den aufmerksamen Beobachter zu
Nachdenken und Studium zu stimmen. Auch ich habe mich dieser
mächtigen Einwirkung nicht zu entziehen vermocht, als ich im Dezem-
ber 189Ä, von dem damals leitenden Minister, Herrn von Kallah, zur
Organisirung des landesstatistischen Dienstes berufen, zum ersten Mal
den bosnischen Boden betrat. Auf den in amtlicher Thätigkeit ge-
wonnenen reichen Erfahrungen, die später noch durch mehrere Reifen
ergänzt wurden, und auf den von der Regirung veröffentlichten amt-
lichen Berichten und Monographien baut sich das Werk auf, das in
streng wissenschaftlicher, aber doch zugleich auch weiteren Kreisen ver-
ständlicher Fassung Kunde zu geben bestimmt ist von der großen, durch
die Habsburgermonarchie geleisteten Kulturarbeit, Aber es ist nicht
nur das fesselnde Bild eines großen Kulturwerkes, das da von der
Donaumonarchie jenseits der Save im Interesse des europäischen Frie-
dens und des Fortschrittes der abendländischen Kultur geschaffenwurde,
sondern zugleich wird uns ein höchst interessantes Stück kolonialer Ver-
waltung vorgeführt, wenn Man diesen Begriff nicht allzu eng nimmt,
ihn nicht auf überseeische Gebiete beschränkt. Jahrhunderte lang wur-
den die Provinzen vom osmanischen Regiment streng vom Abendland
abgeschlossen. Die islamitischen Rechtsideen konnten hier daher beson-
ders tiefe Wurzeln fassen. Leider war aber Kultur und Wirthschaft
völlig verwahrlost. Unaufhörliche Fehden zerrütteten die spärlichen
Reste des ehemaligen Wohlstandes und thatsächlich herrschte im gan-
zen Landesbereich vor dem Einmarsch der österreichisch-ungarischen
Truppen Anarchie. Die neue Verwaltung hat dem Land nicht nur
die lange entbehrte Ruhe und Sicherheit wiedergegeben, sondern auch
in emsiger Arbeit ein dichtes Netz kulturförderlicher Maßnahmen ge-
schaffen. Die einzelnen Fäden dieses Netzes dem Verständnis^ des dent-
is'

scheu Lesers zu zeigen und ihm auf diese Weise einen rascheren und leichteren Einblick in das Kulturwerk zu ermöglichen, als das bisher zugängliche Quellenmaterial vermochte: Das war mein Ziel. Nach einer kurzen Schilderung der Lage und der natürlichen Beschaffenheit der beiden Länder und einigen Bemerkungen über ihre Geschichte werden zunächst die staatsrechtlichen Verhältnisse der Provinzen, die seit 19l0 eine Verfassung haben, und dann die allgemeinen Grundlagen der Verwaltungorganisation dargestellt. Danach folgen Kapitel über die noch unter dem Einfluß der osmanischen Rechtsentwickelung stehenden Iustizverhältnisse, über das Agrarproblem, das die eigentliche soziale Frage des Landes in sich schließt, die forstlichen Einrichtungen, die konfessionellen und Bildungzustände, endlich auch das Verkehrswesen, an dessen Verbesserung gerade jetzt mit erhöhtem Eifer gearbeitet wird. Ich habe mich bemüht, nicht nur ein lebendiges Bild der bis jetzt wirklich erreichten Kulturfortschritte zu bieten, sondern auch die Grundlinien der von der obersten Staatsleitung im Land befolgten Wirthschaft- und Verwaltungpolitik zu beleuchten. Strenge Unparteilichkeit entspricht dem wissenschaftlichen Charakter des Werkes. Ueberall werden daher die von der österreich-ungarischen Regirung zu überwindenden Schwierigkeiten gewürdigt und die von ihr erzielten Erfolge anerkannt, zugleich aber auch ihre Fehler und Unterlassungen einer freimüthigen Kritik unterworfen. Das Endergebnis kann nicht immer volle Befriedigung wecken. Die sehr starken nationalistischen Strömungen, die in kurzer Zeit zur Verdrängung des deutschen Beamtenthums und der deutschen Amtssprache führen müssen, das damit sich verbindende Streben nach wirthschaftlicher Autarkie, endlich die allmähliche Ausgestaltung der beiden Länder zu einem selbständigen Rechtsgebiet waren schon bisher höchst unerfreuliche Anzeichen eines im Land sich von Jahr zu Jahr lauter regenden Separatismus. Ueber dem Feuer der großserbischen Propaganda sind die politischen Leidenschaften eines gewissen Theiles der bosnischen Bevölkerung offenbar bis zum Siedepunkt erhitzt worden. Ich darf Wohl darauf hinweisen, daß ich mein Buch mit den warnenden Worten geschlossen habe, die man im alten Rom den Konsuln zurief, wenn das Vaterland in Gefahr war.

Ein paar Fragmente aus dem Buch:

Der innere Charakter der obersten bosnischen Verwaltung zeigt manche Eigenheiten und Abweichungen von der in der Monarchie und namentlich in Oesterreich eingebürgerten Ministerialverwaltung. Dieser besondere Stempel ist der obersten bosnischen Verwaltung vor Allem durch den Mann aufgeprägt worden, der am Längsten die Geschicke Bosniens geleitet hat, durch den Gemeinsamen Finanzminister von Kailay. Aus dem diplomatischen Dienst des Orients hervorgegangen, mit der Geschichte des Balkans eng vertraut und der serbo-kroatischen Sprache kundig, war er wie vielleicht kein Zweiter für diese ihm vom Monarchen übertragene Aufgabe prädestinirt. Er hat verstanden, sich einen Stab vortrefflicher Mitarbeiter zu schaffen. Auch bewies

er sonst einen scharfen Blick bei der Auswahl der für die höheren Ver»
Waltungposten bestimmten Funktionäre, wobei er, obwohl Nngar von
Geburt, mehr Oesterreicher als Nngarn heranzog. Den bosnischen Ver»
Wallungangelegenheiten widmete er sich mit besonderer Vorliebe und
wahrhaft unermüdlichem Eifer. Durch und durch Autokrat, behielt
er die zahlreichen Fäden dieses ziemlich komplizirten Geschäftsbetriebes
in seiner Hand und ließ, sich in seine Verwaltung von keiner Seite
hineinreden. Selbst fachlichen Vorstellungen war er wenig zugäng-
lich, wenn diese mit den von ihm festgehaltenen Grundsätzen nicht
übereinstimmten. In seinem Regirungprogramm standen die Gedan-
ken der möglichsten Konzentration der Verwaltung, der wirthschaft-
lichen Hebung des Landes von oben, der Schonung des islamitischen
Elementes, der starren Absperrung und der Unterdrückung der poli-
tischen und geistigen Bewegungfreiheit vornan. Sorgsam war er be-
müht, im Lande den Zustand der äußeren Ordnung mit allen verfüg-
baren Mitteln aufrecht und sich dadurch am Ruder zu erhalten. Sein
Konservatismus ging in dieser Richtung so weit, daß. er jeder ernst-
lichen Lösung des sozialen Hauptproblems des Landes, der Agrarfrage,
ängstlich auswich. An den einmal von ihm als richtig erkannten Ver-
waltungsgrundsätzen hielt er mit großer Konsequenz, nicht selten mit
zähem Eigensinn fest. Im Einzelnen freilich erinnerte sein Regiment
vielfach an das des aufgeklärten Polizeistaates aus dem achtzehnten
Jahrhundert. Er ließ, sich nicht nehmen, fast alljährlich längere Zeit
im Lande zu verweilen, um die Zustände und Fortschritte mit eigenen
Augen zu prüfen und Beschwerden abzuhelfen. Mit den verhältniß-
Niäßig bescheidenen Mitteln des Landes wußte er lange Zeit gut Haus
zu halten und erst später begann er, den bis dahin jungfräulichen Kredit
des Landes auszunutzen. Die Einnahmen und Ausgaben des Landes
wurden von ihm regelmäßig höchst vorsichtig präliminirt, um jeder ^
Verlegenheit auszuweichen und nicht an die finanzielle Unterstützung
der wiener und pester Regirungen appelliren zu müssen. Ein besonde-
rer Vorzug seines Regiments war die ungewöhnliche Raschheit und
die Energie, mit der die Geschäfte der Centralleitung besorgt wurden.
In diesem Punkt stach und sticht noch heute die oberste bosnische Ver-
waltung höchst Vortheilhaft von der Ministerialadministration der
Monarchie, besonders Oesterreichs ab. Nicht das selbe Lob kann frei-
lich der fachmännischen Seite der Centralleitung immer gespendet wer-
den. Die oberste bosnische Verwaltung erstreckt sich naturgemäß, auf
sehr verschiedene Agenden und der Beamtenstab der bosnischen Bu-
reaux ist nicht sehr groß. Für einzelne Agenden (Forstwesen, Vauver-
wattung, Finanzsachen, Sanität) find Wohl Fachmänner bestellt; an-
dere fachtechnische Gebiete müssen aber von den für die allgemeine
Verwaltung bestimmten Referenten mit erledigt werden. Trotz den
aus der Verwaltung der Monarchie zu entnehmenden Vorbildern ist
es daher um die fachtechnische Erledigung mancher Verwaltungagen-
den nicht immer zum Besten bestellt und das unter Kallay eingerichtete

Institut externer Konsulenten (für einige Gebiete der Landwirthschaftverwaltung, namentlich die Viehzucht) hat nicht genügende Abhilfe bringen können. Es fehlte und fehlt noch jetzt mitunter nicht an einem gewissen Dilettantismus in der Behandlung fachtechnischer Fragen. Auf der anderen Seite muh man anerkennen, daß die bosnische Centraiverwaltung auf manchen Gebieten schöpferisch vorgegangen ist und höchst Originelles geleistet hat. Daß, Kallah bei der Pflege der Verkehrsbeziehungen des Landes zur Monarchie die Interessen der jenseitigen Reichshälfte gegenüber Oesterreich wenigstens indirekt begünstigte, scheint mit Rücksicht auf seine ungarische Abkunft und seine engen Verbindungen mit der herrschenden ungarischen Gentry begreiflich. Jedenfalls schuldet ihm Oesterreich nicht besonderen Dank. Merkwürdiger Weise hatte er aber gerade in einzelnen großen österreichischen Blattern sehr warme Fürsprecher und begeisterte Lobredner gebunden. Für Lob Anderer und Selbstlob war er sehr empfänglich; er ertrug weder in den Delegationen noch im eigenen Lande eine unparteiische Kritik seiner Maßnahmen. Für die in den parlamentarischen Körperschaften gegen ihn gerichteten Angriffe, die in den letzten Fahren feiner Amtstätigkeit an Schärfe sichtlich zunahmen, wurde er reichlich durch das Lob einzelner publizistischen Organe der Monarchie und des eigenen Landes entschädigt. Manche haben in der Verherrlichung seines Namens und seinex Regirungmaßnahmen ganz Anglnubliches geleistet. Die letzten Jahre seiner Verwaltung waren nicht mehr ganz ungetrübt. Der Selbstbethätigung der Bewohner und einer wahren Selbstverwaltung durchaus abhold, hatte er nicht verstanden, den in der südslawischen Bevölkerung stark entwickelten Hang zum politischen Leben früh in die richtigen Bahnen zu lenken. Diese sollte nach seinen Grundsätzen alles Heil von der Regirung und durch die Regirung empfangen. So hat er auch der so äußerst wichtigen, wenn auch höchst schwierigen Frage der Schaffung einer modernen Gemeindeorganisation in den okkupirten Provinzen weniger Aufmerksamkeit geschenkt, als schon im Hinblick auf die dadurch zu bewirkende Milderung der konfessionellen Gegensätze angebracht gewesen wäre. Die in der ersten Zeit nach der Okkupation unternommenen Arbeiten für eine planmäßige Organisirung der Gemeinden wurden von ihm fistirt. Der in der südslawischen Volksrasse stark entwickelte Trieb zu politischer Bethätigung, dem das natürliche Feld dafür abgeschnitten war, machte sich nun in anderer Richtung Luft. So kam es, daß seit dem Jahr 1896 von den Häuptern der serbisch-orthodoxen Partei die Begründung einer autonomen Kirchen- und Schulverfassung auf das Programm gesetzt und mit allem Eifer erstrebt wurde. Jahre lang zog sich der darüber mit der Regirung entstandene Konflikt hin und dessen Abschluß bedeutete durchaus nicht einen Sieg der Regirung. Ein immer stärkeres Knistern war im Lande in den letzten Iahren seines Regimentes wahrzunehmen. Denn schwer lastete seine Hand auf der durch übertriebenen polizeilichen Druck erbitterten Bevölkerung. Der von

ihm begründete Bau zeigte damals bereits zahlreiche Risse und nur
sein Tod (1903) hat ihn davor bewahrt, den Zusammenbruch zu er-
leben. Mögen aber die dem Staatsmann Kallay entgegengebrachten
Sympathien nicht allseitig und nicht immer warm gewesen sein, so
müssen doch selbst seine Gegner ihm jene Achtung zollen, auf die eine
starke, selbstbewußte und schöpferische Persönlichkeit Anspruch erheben
kann. Sein Nachfolger sah sich alsbald genöthigt, die von seinem Vor-
gänger allzu straff gespannten Zügel des Regimentes zu lockern. Aber
das Rad war bereits im Rollen und nicht mehr auszuhalten. Man
mußte jetzt viel weiter gehen und dem jungen Land eine Verfassung
nach westeuropäischem Zuschnitt gewähren. Einstweilen versucht man
noch, an den übrigen Grundsätzen Kallahs festzuhalten. Das wird auf
die Dauer aber nicht möglich sein,
In keinem Theil des nördlichen Balkangebieles war die Islami-
sirung der herrschenden Bevölkerungschichten Wohl so weit vorgeschritten
wie gerade in Bosnien. Hier hatten sie nicht nur den Glauben der os-
manischen Eroberer angenommen, sondern auch das ganze Gebäude
des islamitischen Rechtes sich zu eigen gemacht. Wo sie in größerer
Zahl beisammen wohnten, wie insbesondere in den geschlossenen Orten,
da war wirklich orientalisches Leben zu Haus. Eine tiefe Kluft trennte
diese herrschenden Gesellschaftschichten der bosnischen Mohammedaner,
die auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken konnten, eben so
von ihren christlichen Volksgenossen wie überhaupt von der Kulturwelt
des europäischen Westens. Aeber diese wichtige Volksschicht konnte
das neue Regiment nicht einfach zur Tagesordnung übergehen, son-
dern man mußte den Versuch machen, sie für das neue Verwaltung-
stzstem, das den Grundsatz der Gleichheit aller Volksgenossen vor dem
Gesetz proklamirt hatte, zu gewinnen und sie allmählich mit dem ver-
änderten Zustand der Dinge auszusöhnen. Wahrlich keine leichte Auf-
gabe! Denn nicht nur stieß, die neue Verwaltung überall auf die durch
die alten Gesellschaftformen so tief begründeten Vorurtheile, fondern
sie sah sich bald auch vor die höchst heikle Ausgabe gestellt, zwischen
den im Land herrschenden Rechtsformen des islamitischen Ostens und
den westeuropäischen Rechtsauffassungen eine Brücke zu schlagen. Nicht
weniger schwierig war es, die einander seit Arväterzeiten in fast un-
versöhnlicher Feindschaft gegenüberstehenden, durch religiösen Fanatis-
mus erhitzten Bevölkerungschichten zu gemeinsamer, friedlicher Arbeit
zu vereinen. Auch hier hat die neue Verwaltung ein großes Erziehung-
werk geleistet. Mußte sie anfangs fast alle Geschäfte der Administration
durch ihre eigenen Kräfte besorgen, so hielt sie doch als letztes anzu-
strebendes Ziel die allmähliche Heranziehung des Volkes selbst zur
Durchführung öffentlicher Agenden im Auge. Schritt vor Schritt konn-
ten so die Grundlagen für eine Selbstverwaltung im Land gelegt wer-
den. Schon jetzt wirkt die Bevölkerung bei vielen Gerichtsverhandlun-
gen und eben so in Agrarstreitigkeiten mit entscheidender Stimme mit
und die Verwaltungbefugnisse der größeren Gemeinden sind nach und

nach bis an die äußerste Grenze des Zulässigen ausgedehnt worden. Während anfangs die Regirung selbst die Leitung der rein lokalenwirth» schaftlichen Agenden in ihrer eigenen Hand behielt, hat sie auch hier vor längerer Zeit begonnen, die Zügel zu lockern, damit die Interessenten selbst für sich sorgen. Die Organisation der landwirtschaftlichen Bezirtsgenossenschaften und der Viehzuchtgenossenschaften giebt beredtes Zeugnis von dieser staatsklugen Politik der Regirung.

Dabei muhte die neue Verwaltung für ihre wirtschaftlichen und kulturellen Maßnahmen meist selbst erst die richtigen Wege und Mittel erkunden. Die ersten großen Organisatoren war so gut wie ganz auf sich und die Erfahrungen angewiesen, die sie während ihrer früheren Berufstätigkeit im Orient gesammelt hatten. Aus die Unterstützung der Wissenschaft konnten sie kaum zählen. Die nahm sehr lange von dem groß,en Kulturwerk, welches jenseits der Save in mühevoller Arbeit aufgerichtet wurde, wenig oder gar keine Notiz. An den Hochschulen des Reiches interessirte man sich höchstens für die Frage des staatsrechtlichen Verhältnisses der okkupirten Provinzen, die in wenig praktischen Diskussionen erörtert wurde. So auf sich selbst angewiesen, mußte die bosnische Verwaltung sich ihre Bahnen mit eigener Hand vorzeichnen und es war unausweichlich, daß, sie dabei in manche Irrthümer und Fehler verfiel. Seit der Annexion ist in diesem Zustand der Dinge Vieles besser geworden. Das Interesse für bosnische Fragen ist in weiteren Kreisen der Monarchie sichtlich im Wachsen begriffen und auch die Wissenschaft beginnt, sich dafür zu erwärmen. Es fehlt jetzt nicht mehr an gründlichen Erörterungen einzelner bosnischer Probleme, wenn wir auch von einer planmäßigen Durchforschung dieses ganzen ausgedehnten Verwaltungskomplexes noch sehr weit entfernt sind. Jedenfalls bleibt es eine merkwürdige Thatsache, daß, bis in den Winter 1913/14 auf der ersten Hochschule des Reiches, die auch von zahlreichen bosnischen Jünglingen besucht wird, keinerlei regelmäßige Vorlesungen über die nun auch formell mit der Monarchie verbundenen Reichslande abgehalten wurden.

Eine mächtige Bewegung hat vor einiger Zeit die Völker der Balkanhalbinsel ergriffen und sich in blutigem Ringen gegen die letzten Reste der osmanischen Herrschaft Luft gemacht. Diese Bewegung ist auch an den im Verband der österreichisch-ungarischen Monarchie lebenden Theilen des serbo-kroatischen Volksstammes nicht spurlos vorübergegangen. Schon vor der jüngsten Valkankrisis hatte diese Bewegung hier und da Formen angenommen, welche die Staatslenker der Monarchie zu erhöhter Wachsamkeit und zur Proklamirung der formellen Annexion zwang. Die bald darauf erlassene bosnische Verfassung war bestimmt, diese Bewegung in gesetzliche Bahnen zu leiten, damit ihre stürmischen Fluchen leichter gebändigt werden könnten, Nnter diesem Gesichtspunkt betrachtet, war die Verleihung der bosnischen Verfassung gewiß, ein Akt hoher Staatsweisheit. Ob aber dadurch die an die Verwaltung des Landes sich knüpfenden Schwierig

Bosnien.
keiten gemildert worden sind, ist eine andere Frage. Schon die kurze Spanne Zeit, die seitdem in das Land gegangen ist, hat genügt, um zahllose separatistische Wünsche zu wecken, deren Erfüllung geradezu den Lebensnerv der Monarchie bedrohen muß^ Die fortschreitende Erstarkung der nationalen Volkswirthschaft hat in Bosnien bereits eine Strömung entfesselt, welche den wirthschaftlichen Separatismus predigt und das grosse Kulturwerk der Monarchie als kolonisatorische Ausbeutung brandmarkt. „Bosnien den Bosniern" heißt das Schlagwort, das von den Vertretern dieser Richtung ausgegeben worden ist. Man blickt mit steigender Mißgunst, zum Theil mit Hiß auf die im Land seßhaften „Fremden", welche die Industrie und den Handel beherrschen. Eine starke nationalistische Bewegung macht sich seit Iahren in den beiden Provinzen geltend und richtet ihre Spitze nicht nur gegen die aus der Monarchie eingewanderten Beamten, fondern auch gegen die als friedliche Kulturträger wirkenden Kolonisten.
Schließlich müssen jdiese separatistischen Bestrebungen auchjauf das politische Gebiet hinübergreifen und zu den Gefahren einer wirthschaftlichen Entfremdung und zu der Erschwerung des gegenseitigen Rechtsverkehres wird noch das Gespenst einer politischen Amwälzung treten. Schon mehren sich die Anzeichen, daß weite Kreise der beiden Provinzen mit deren passiver Stellung sich nicht mehr bescheiden wollen. Man erstrebt von dieser Seite einen erhöhten aktiven Einfluß auf die politischen Geschicke des Landes, um in naher oder fernerer Zukunft dessen rechtliches Verhältniß zur Gesammtmonarchie von Grund aus umzugestalten. Noch wagt man nicht, das Schlagwort des Trialismus offen auszusprechen. Aber warum sollte das Ziel nicht höher gesteckt werden? Warum nur wirtschaftliche Autarkie und politische Autonomie, da doch der Gedanke der Schaffung einer gleichberechtigten Gebietskörperschaft neben den beidenStaaten derMonarchie so nah liegt? Nach mehr als einer Richtung sehen wir bereits derartige Vorstöße unternommen. Schon hat man versucht, im Wege der Landesgesetzgebung die Bedingungen festzustellen, unter denen fortan Beamte in den bosnischen Landesdienst aufgenommen werden sollen, obwohl die im Lande thätigen Beamten die Eigenschaft von Reichsbeamten besitzen, deren Rechtsverhältnisse die Reichsgewalt zu ordnen hat. Schon fordert man, daß, die neue bosnische Gebietskörperschaft auch an den gemeinsamen Institutionen der Monarchie als gleichberechtigter Faktor theilzunehmen habe. Längst schon hat die wirthschaftliche und politische Rivalität zwischen Oesterreich und Nngarn auch auf Bosnien hinübergegriffen und die Verwaltung dieses Reichslandes wahrlich nicht erleichtert, Soll sich beim nächsten Ausgleich zwischen Oesterreich und Nngarn etwa Bosnien als dritter zu diesen zwei Kontrahenten gesellen? Es ist höchste Zeit, daß die Reichsgewalt solchen Träumereien mit starker Hand ein Ende bereite. Nichts wäre gefährlicher, als wenn die Centralgewalt durch fortwährende Konzessionen sich über die Verlegenheiten des Augenblickes hinweghelfen wollte.
Leipzig. Professor Di-. Ferdinand Schmid,

Billiges Vieh, theures Fleisch.

ie Landwirtschaft klagt über schlechte Schweinepreise, die nicht mehr die Kosten der Produktion decken. Der Bund der Viehhändler Deutschlands hat auf seiner Hauptversammlung in Köln am vierzehnten Juni dieses Jahres erklärt, er sei in ernster Nothlage, da er mit Verlust arbeite. Der Deutsche Fleischerverbandstag erklärte auf seiner Tagung in Danzig fast zur selben Zeit, das Fleischergewerbe trage keine Schuld an den theuren Ladensleischpreisen. And Gasttvirthe und Hausfrauen klagen, daß, trotz, billigen Viehpreisen die Detailpreise noch immer nicht weichen wollen und die Lebenshaltung so außerordentlich erschwert werde. Unzufriedenheit herrscht also überall und Niemand will eine Schuld auf sich nehmen. Der Abgeordnete von Schuckmann hat eine mit hundertfünfzig Unterschriften versehene Interpellation folgenden Wortlautes in den Landtag eingebracht: „Was gedenkt die Staatsregirung angesichts der Thatsache, daß, sich an vielen Orten, namentlich in Großstädten und Industriebezirken, trotz, dem bedeutenden Rückgang der Viehpreise ein erhebliches Mißverhältnis zwischen Vieh- und Fleischpreisen gebildet hat, zu thun, um im Interesse der Bevölkerung auf eine angemessene Preisbildung auch für das Fleisch hinzuwirken?" Die Allgemeine Fleischerzeitung, das Interessen-Organ selbständiger Fleischer, nennt diese Interpellation „unerhört", verweist auf die Feststellungen der Enque^ekommission, die erkennen ließ,en, daß die Preise sich „normal" gestalten und künstlich nicht beeinflußt werden, spricht der Interpellation sachliche Gründe ab und tröstet sich und Andere mit der Vertagung des Landtages, die verhindert habe, dem Fragesteller zu antworten. In ähnlicher Weise beurtheitt die Allgemeine Fleischerzeitung eine in die Zweite Kammer Hessens eingebrachte Interpellation; und sie findet es wieder „unerhört", daß sich die Stadtverwaltungen von Dresden, Zwickau und andere in letzter Zeit mit dem selben Thema befaßten. Sie wird aber nicht verhindern können und erlauben müssen, daß, den Gründen nachgegangen wird, die den Ladenpreis des Fleisches heute rechtfertigen. Das liegt bei der Wichtigkeit dieses Nahrungmittels im Interesse unserer Gesammtwirthschaft und damit auch zugleich im Interesse des FIcischergewerbes.

Ich habe über dieses Gewerbe im Lauf dieses Jahres mehrfach gesprochen, aber niemals behauptet, daß, es ungemessene Schätze einheimst, wie das Publikum gemeiniglich anzunehmen geneigt ist. Nur Wenige bringen es, auch hier, wie in jeder anderen Branche, zu Vermögen. So lange die Ladenschlächter, namentlich die der Großstadt, nicht zu Reformen schreiten, die sie leistungfähiger machen, werden sie Angriffen ausgesetzt sein. Der Konsument kennt die Viehpreise und vermag die Spannung zwischen ihnen und den Ladenfleischpreisen

nicht zu begreifen. Er weih nichts von den unverhättnihmäßig hohen Unkosten und Verlusten, die auf dem einzelnen kleinen Ladenbetrieb ruhen, nichts von der Mitarbeit der Familienmitglieder, nichts von der viel zu großen Zahl der Konkurrenzläden, die alle, in zum Theil recht bescheidenen Ninfang, nur Fleisch aus den selben Orten beziehen und sonst nur einander, vielleicht durch bessere Ladenausstattung oder größere Borgwirthschaft, überbieten können.

Die vielen kleinen Ladenbetriebe drängen in der Großstadt zu einer strafferen Organisation auf kaufmännischer Grundlage, die auch das bisher leider nur noch zu weit verbreitete Uedel der Borgwirthschaft beseitigt und die Kaufkraft und Leistungfähigkeit des Fleischers erhöht. Die Feilfchvertheilung bleibt auf diese Weise in den Händen der Fleischer; nur muß, vielleicht manche kleine, jetzt selbständige, aber schwierige Einzelexistenz sich zu einer sicheren, fest bezahlten Beschäftigung entschließen. Mag auch diese EntWickelung den bisherigen Ver suchen zur Hebung des gewerblichen Mittelstandes nicht ganz entsprechen, so glaube ich doch, daß, dem Fleischergewerbe damit am Besten gedient ist, zumal es ohnehin nicht hindern kann, daß, Andere sich über kurz oder lang der Fleischversorgung bemächtigen werden, fei es auch nur als Preisregulatoren. Wandlungen wird das Fleischergewerbe vornehmen müssen, will es bei der alle paar Jahre wiederkehrenden Fleischtheuerung nicht immer erneuten Angriffen ausgesetzt sein.

Auch bei den jetzt von der Regirung beschlossenen Erhebungen über die Verhältnisse des kaufmännischen Mittelstandes werden die des Fleischergewerbes Wohl ein Gegenstand ausführlicher Besprechung sein. Der Hansabund hat der Regirung Grundsätze unterbreitet, in denen er die allzu rasche Vermehrung der Detailgeschäfte, die prozentuale Steigerung der Geschäftsunkosten und die Forderung allgemeiner und kaufmännischer Vorbildung der sich selbständig machenden Kleinhandels- und Gewerbetreibenden der Aufmerksamkeit empfiehlt. Diese Forderungen sind berechtigt. Wir leiden unter einer Aeberfülle von Detailgeschäften, die namentlich in der Lebensmittelversorgung nicht zur Verbilligung beigetragen hat. Eine bedenkliche Theuerung, deren Ende noch nicht abzusehen ist, zeigt uns das tägliche Leben auch auf vielen Gebieten außerhalb der Lebensmittelbranche. Schleunige Rückgänge in der Lebenshaltung der nicht reich Bemittelten sind unvermeidlich. Und die Folgen solchen Rückganges braucht man nicht erst auszumalen! sie würden manche Existenz, die bisher gesichert schien, vernichten oder mindestens arg schwächen. Gerade im Haildel mit Lebensmitteln ist die Heilung nur möglich, wenn die anarchische Wirrniß, endlich einem festen System weicht.

Wilmersdorf. Stadtrath Max Steinborn.

Selbstanzeigen.
Das Zesusbild. Epigramme für Ketzer und Grübler. B. Vehrs
Verlag in Berlin.
Es handelt sich in diesem Epigrammband um ein persönliches
Bekenntnis und um eine grundsätzliche Abrechnung mit dem Christen»
thum und seinem Stifter vom Hintergrunde einer langen Familien-
geschichte her. Jede neue Generation nimmt von neuen Voraussetzun-
gen aus und mit neuen Gaben und Kräften den Kampf auf und fördert
die Lösung des Problems. Schon im Großjvater von mütterlicher
Seite aber vollzieht sich zum ersten Mal der grundsätzliche Bruch mit
dem Christenthum. Er ist der jüngste Sohn des verdienten Stcmts-
rnthes Nicolovius und ein Enkel von Kornelia Goethe? Schlosser.
Von ihm heißt es in der „Einführung": „Er findet bis ins hohe
Mannesalter im Katholizismus die einzige Tröstung für seine innere
Hoffnunglosigkeit. Nun aber begiebt sich das Erstaunliche. Sein äußer-
lich verfehltes Leben mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit immer wieder
überdenkend, bricht er allmählich in unablässig-ernster Geistesarbeit
nicht nur mit dem Katholizismus, dem er seine Karriere zum Opfer
gebracht, nicht nur mit jeder christlichen Dogmatil und Heilsvermitte-
gung, nicht nur mit Allem, was Kirche heißt, fondern auch, als Erster
seines Geschlechtes, mit der christlichen Ethik, deren schwärmerisch-
fanatischen Charakter er mit voller Klarheit erkannt hat. Nur ihre
menschlich-natürlichen Bestandtheile hält er unverbrüchlich fest. Ja,
damit die EntWickelung in ihrer Eigenart sich ganz scharf herausstelle,
spricht der Greis in spätesten Aufzeichnungen zugleich von dem ver-
hängnißvollen Einfluß, den, neben der .Traumwelt des Christenthums',
Platons Philosophie auf die Gestaltung seines Denkens und Lebens
ausgeübt habe, nur mit einem Schritt noch entfernt von den ge-
nialen Schlußfolgerungen Nietzsches." Der Autor redet dannvon seinen
Eltern, besonders von seiner Mutter, und von sich selbst und sagt über
den Inhalt des Werkchens: „Widerspruchsvoll, wie er erscheint, wird
er von rechts und von links angefochten und von dem Verfasser ver-
theidigt werden. Dann wird über sein eigenes Leben und Streben
noch Einiges mehr gesagt werden müssen. Heute war es erfreulicher
für den Autor und nothwendiger und anregender für den Leser, Etwas
jvon den Hinter- und Nntergründen zu verrathen. Aber schon hier
sei eine Warnungtafel aufgerichtet allen Schwächlingen und Muckern:
.Epigramme für Ketzer und Grübler!' Wer nicht den Muth der
eigenen Meinung, die Tapferkeit voraussetzunglosen Forschens besitzt,
Der mag unbehelligt und behutsam bei Seite schleichen. Kein Wort
in diesem Buch ist für ihn geschrieben. Hat der Autor doch selbst dem
Starken und Freien Manches vorenthalten, was zu kühn erscheint für
diese schwächliche Zeit. Den Denunzianten aber und den Sykophan-
ten, die im Kampf der Geister nach dem Büttel schreien, schleudert er
ins feige Angesicht das tiefsinnige Donnerwort: „^lsirio oontrs Oeum,
nisi Deus ipss!" Niemand ist gegen Gott, wenn nicht Gott selbst!
Walter Vielhab <: r.

Selbstanzeigen.
IW

Die Aalköiat. Aerztliche Rundschau Otto Gmelin in München,
Seit Oskar Loew den Kalk als Bestandtheil jeder Körperzelle, und zwar als einen an die Eitveißkörver des Zellkerns gebundenen Bestandtheil nachgewiesen hat, haben die Stosfwechselphysiologie und die Ernährungtherapie die Nutzanwendung daraus gezogen. Wenn der Kalk im Körperhaushalt eine viel wichtigere Rolls spielt, als zuvor angenommen wurde, dann darf die Regelung des Kalkstoffwechsels nicht mehr dem Zufall überlassen bleiben, sondern eine rationelle, dem Kälkbedürfniß des Körpers entsprechende Kalkzufuhr muß dafür sorgen, daß, die aus dauernder Kalkunterernährung, wie sie „gemischte Kost" in der Regel mit sich führt, erwachsenden Schädigungen des Organismus vermieden werden. Den Weg dazu weist die von Rudolf Emmerich und Oskar Loew ersonnene Kalkdiät, von der ich hier eine auch medizinischen Laien verständliche Darstellung gebe. Die überraschenden Heilerfolge der Kalkdiät, besonders bei Tuberkulose und Heufieber, haben längst zu einer immer weiteren Ausdehnung der Kalktherapie geführt. Auf der anderen Seite lassen die günstigen diätetischen Erfolge bei gesunden Menschen die Kalkdiät als ein Postulat der Volksgesundheit und der Leistungfähigkeit des Volkes erscheinen.

München. Dr. E rn st Franck.

«

Die Quellen des künstlerischen Schaffens. Klinkhardt S Bier» mann in Leipzig.

Die erste prinzipielle Behauptung dieses Buches ist, daß, keine Aesthetik ernsthaft ans Ziel führen kann, die aus der Zergliederung und Zerfaserung des Rezeptiven, des Genießenden ihr Rüstzeug nimmt. Das ist so wenig möglich, als wollte man aus dem Geschmack der Speise das Wesen der Kochkunst erklären, als wollte man das Wesen des Gewehrs aus den Wunden darstellen, die es schlägt, oder aus der, so zu sagen, rein physischen Beschreibung des Vorganges beim Abschießen, Was wir brauchen, ist ein Lösen von der rein beobachtenden, nicht Grundsatz suchenden, nicht chemischen Art der Analyse des Schaffens. Der Produktive ist in Wahrheit das einzige Maß ästhetischer Dinge? und erst wenn die Quellen seiner Energie gefunden sind, kann das Rezeptive, das nur ein Negativ seines Wesens ist, vollkommen begriffen werden. Die zweite Behauptung des Buches betrifft die Quellen des künstlerischen Schaffens selbst. Diese sind: die ursprüngliche, Jedem „eingeborene" Sehnsucht, das erotische Gefühl, das, im Gegensatz zum sexuellen, sich in Geistigkeit umsetzt, nicht „Sublimirung" ist (Freud), sondern Eigenkraft! dann die Lust an der Verewigung dieses Ersehnten und Geliebten, die Einankerung des als schön Gefundenen in toten Stoff, in die unbeirrbare Festigkeit der Materie. Wie sich diese beiden gegensätzlichen und dabei doch im Innersten verwandten Kräfte polarisiren, wie bald die eine, bald die andere vorwiegt, wie das Erotische in der Tragoedie und der Karikatur zur Kampfkraft wird, welche sich gegen das Anerotische, gegen das Häßliche und Widrige des

Lebens aufbäumt, wie diese Kräfte auch in der Natur symbolisch ein-
gefühlt werden und über den Rahmen des Künstlerischen hinaus im
Religiösen, in Politik und Wissenschaft sich ausleben: Das mag .aus
dem Buch selbst ersehen werden, dessen Motti sind: Nietzsches Wort:
„Lust will Ewigkeit" und Dilthehs Satz: „Jede Aesthetik ist unfrncht-
bar, die nicht mehr an dem Ideal des Zeitalters mitarbeitet."
Semmering. Erich Major.
Rönigskinöer. Briefe aus schwerer Trennungzeit einer Ehe. Fritz
Eckardt in Leipzig.
'Mein Roman „Königskinder" ist eingekleidet in die Form eines
Briefwechsels Mischen zwei einander innig liebenden Ehegatten, die we-
gen schwerer Krankheit Jahre lang von einander getrennt leben müssen.
Diese Form giebt die Möglichkeit, die Hauptprobleme der Sexual«
ethik, die in diesem Buch, in dessen Mittelpunkt ein junger Sexual-
reformer steht, ganz besonders behandelt werden, vom Standpunkt des,
wie mir scheint,völlig verschiedenen männlichen und weiblichen Fühlens
aus zu betrachten. Die Frage der Doppelliebe, der freien Liebe, der
sexuellen Aufklärung des Kindes, des unehelichen Kindes, der unbe-
friedigten Frau, der Ehe überhaupt sinö in typischen Charakteren dar-
gestellt. Ohne Prüderie habe ich gesprochen und die Gefühle so darge-
stellt, wie sie in verschiedenen Menschen leben. Aber ich habe mich auch
bemüht, die Dezenz zu wahren, die das Kunstwerk verlängt, wenn es
uns erheben soll. Neben dieser Gedankenreihe läuft eine zweite: die
Erziehung zum Leid. Der „Held" des Romans hat sich, bei aller An-
erkennung der Tragik des Lebens und des Leides, nicht nur zur Herr-
schaft über das Leid erzogen, er versteht auch, es zur Veredelung seines
inneren Menschen zu nützen. Sein Bestreben geht dahin, auch feine
Aattin zu dieser Lebenskunst zu führen. Dies gelingt ihm so ganz, daß,
sie, von Stufe zu Stufe über das Leid sich erhebend, sogar den Tod des
Gatten nicht nur zu ertragen vermag, sondern ihrerSeele nutzbarmacht.
Bremen (St. Martini). EmilFelden.
Srnst Bassermann. Zu feinem sechzigsten Geburtstag. Reichs»
Verlag Gustav Ziemsen.
Seit Iahren versichern, intrs muros st extra, außerhalb der Par-
teigrenzen und drinnen, Alle, die mit der nationalliberalen Politik im
Reich nicht zufrieden sind: die müsse wieder zu Bennigsen zurückkehren,
von dem sie, sündhaft mit Fortschrittlern und Sozialreformern koket-
tirend, sich entfernt habe. Der sechzigste Geburtstag Ernst Bassermanns
schien mir ein gerechter Anlaß!, darzuthun, daß es sich hier um eine der
Legenden handelt, von denen auch sonst unser politischer Tagesbetrieb
alltäglich lebt: „die Linien aufzuweisen, die von Bennigsen zu Basser-
mann führen," Das habe ich in dem kleinen Druckheft versucht.
Dr. Richard Bahr.

aß beim ersten Erscheinen des Kriegsgespenstes die Börsen von
Wien, Paris und von Petersburg schlimm aussehen würden,
war zu erwarten. Die Katastrophen in London und Berlin aber mußten
überrasjchen. London hatte während der letzten Börsenkrisen in Paris
und Petersburg gesagt, im Bereich der Stock Exchange gebe es keine
gefährlichen^ Stoffe. Das englische Publikum sei schon lange in seinen
Werthpapiergeschäften vorsichtig gewesen und nach der Entwerthungder
südamerikanischen und mexikanischen Papiere kein ernsthafter Verlust
zu fürchten. Diese Diagnose war falsch. Man brauchte nur den Kurs
der englischen Konsols zu sehen, um die Erschütterung der Börse zu er-
kennen. Auch in Berlin war der Zusammenbruch arg. Wo blieben
die Retter, die Banken, von deren hilfreichem Schutz man in Friedens-
tagen so oft gehört hatte? Sie mußten die Börse sich selbst überlassen.
Am zweiten Tag, als man den Umfang der Verwüstung sah, wurden
Erleichterungen für die Ultimoliquidation beschlossen. Weniger konnte
man nicht thun. Aber die Wirkung dieses ersten Entschlusses würde
gelähmt. Viele ausländische Börsen hatten die Schlagbäume herunter-
gelassen und den Verkehr auf den Effektenmärkten gesperrt. Dadurch
war Berlin zum Sammelpunkt aller Verkäufe, ernsthafter und be-
sonders spekulativer, geworden. Was Wien zu Haus nicht loswerden
konnte, schob es nach Berlin ab. And die „Leerverkäufer", die Herren
Baissiers, die im Kriegsfall eine besonders üble Rolle spielen, nutzten
und trieben die Angst des Publikums durch Blankoabgaben. Dieses
SpieV einheimischer und fremder Contremineurs veranlaßt« Banken
und Börsenvorstand, die Sperrung des Termingeschäftes zu verfügen.
Ultimokurfe wurden nicht mehr notirt. Der Handel blieb aus den Um-
satz gegen Barzahlung beschränkt. Diese Vorsicht hatte eine schlechte
Folge: durch das Fehlen des Ultimoverkehrs, der die „Unruhe", das
GleichgewichtpendÄ, im Börsengetriebe darstellt, blieb der Kassamarkt
sich selbst überlassen; und die Kurse der Terminpapiere sanken noch
tiefer, obwohl! Kaufordres aus dem Publikum vorlagen. Wenn man
aus friedlichen Tagen auf die jüngste Börsennoth zurückblickt, wird
man die verfehlte Wirkung der Sperre des Ultimogeschäftes unter die
guten Lehren des Krieges aufnehmen. Auch über den Nutzen der Bör-
senschließung läßt sich streiten. Sie ist im Grunde doch nur ein Aus-
druck der Furcht vor der eigenen Angst. Man will verhindern, daß die
Kurse durch hastige Verkäufe ruinirt werden, Gut, Man hindert aber
auch die Möglichkeit neuer Käufe, die doch möglich waren. Nicht Jeder
ist so thöricht, einen Krieg für den sicheren Weltuntergang zu halten,
Oberbürgermeister Mermuth, der frühere Schatzsekretär, hat von
den „Angstmeiern" gesprochen, die sich um Deutschlands finanzielle Be-
reitschaft nicht kümmern, sondern kopflos über Vernunft und Vermö-
gen stolpern. Aber wenn sich die erste Verblüffung gelegt habe und
die Gedanken sich auf die ihnen gänzlich ungewohnte Situation einge-

stellt haben, werden die Geschäfte bald wieder in Gang tommen. Das klingt natürlich im Lärm des ersten Schreckens wie gekünstelte Beruhigungmusik; kann aber durch die Ereignisse bestätigt werden. Jedenfalls ist das deutsche Volksvermögen aus Werthen zusammengesetzt, die ein Sturm nicht schnell wegblasen kann. Herbst und Winter des Jahres 1912, die den Beginn des Balkankampfes brachten, hinterließen dem deutschen Effektenkapital einen Verlust von 3000 Millionen. Die sind wieder eingebracht worden. Nur wer verkaufen mußte, weil er mit geborgtem Geld gekauft hatte, oder der Aengstliche, der nur noch Katastrophen sah, verlor sein Geld. Für die Anderen bedeutete der Kursfall nur eine „rechnerische Verschiebung", die später wieder ausgeglichen wurde. So ist es immer gewesen, wenn sich im Effektenbereich starke Veränderungen zeigten; und so wird es wieder werden. Natürlich nicht bei Papieren, die kein Fundament haben. Solche „Werths", die der Schwindel produzirt. giebt esander berlinerBörse nicht; dieVor» schrift für die Zulassung bürgt dafür, daß sie nicht in das Gebiet des amtlichen Effektenverkehrs eindringen. Damit ist nicht gesagt, daß die Qualität aller in Berlin, Frankfurt, Hamburg und sonstwo notirten Papiere gleich sei. Im Allgemeinen stützt sich das in Werthpapieren angelegte Kapital doch entweder aus den Kredit öffentlich-rechtlicher Faktoren oder aus nachweisbaren Besitz. Die deutschen Reichs- und Staatsanleihen sind von der Existenz des Reiches und der Bundesstaaten abhängig. Ist es nöthig, mit dem Verschwinden dieser Machtgebilde zu rechnen? Selbst wenn das Deutsche Reich von seinen Feinden besiegt werden sollte, wird es nicht aufhören, zu bestehen. Bares Geld ist zwar der am Leichtesten greif- und begreifbare Ausdruck des Vermögens; aber wenn die Katastrophe so groß ist, daß die Staats-Papiere in ihren Lebensbedingungen wanken, dann nützt auch das bare Geld nicht mehr. Das Publikum hat, wie bei jeder politischen Störung, die Sparkassen belagert. Alles ist ausgezahlt worden. Aber die Sorge um die Sicherheit des in den feuersichersten Kasematten bewahrten Geldes ist doch ein die Oeffentliche Meinung belastendes Moment. Die 20 Milliarden deutscher Spargelder, die in den öffentlichen Sparkassen liegen, sind keiner Gefahr ausgesetzt. Ihre Decke besteht zum größten Theil aus Hypotheken, zum kleineren aus Staatspapieren. Und für das Sparkassengeld haftet nicht nur das materielle Vermögen, sondern auch noch das Wort und der Besitz von Stadt, Kreis und Staat.
Auch die Milliarden, die im Betrieb der Banken stecke ', sind dort besser aufgehoben als in der Matratze. Man darf sich durch die oft gehörten Klagen über nicht genügende Elastizität des Bankenkapitals nicht kopfscheu machen lassen. „Liquidität": Das ist am Ende nur ein Schlagwort, mit dem der Wagemuth der Finanzwelt gedämpft werden sollte. Und da diese Waffe injden letzten beiden Iahren so oft gebraucht worden ist, hat sich ein günstiges Verhältniß zwischen greifbaren Mitteln und schwerfälligen Engagements herausgebildet. Die Banken haben an der Börse versagt, weil sie sich liquide halten wollten. Das

kann sie entschuldigen. Sie haben den Effektenmarkt sich selbst über«
lassen, um für die Ansprüche des Publikums gerüstet zu sein. Also
ist aus dem Schaden, den die Börse hatte, ein Bortheil für die Depo-
sitengläubiger geworden. Die Industrie wird durch die Einengung des
Geldstromes nicht in ihren Lebensfunktionen getroffen. Sie kann, im
besten Fall, nur mit halber Kraft arbeiten und vermindert dadurch ihre
Ausgaben, wenn auch die Löhne steigen. Die Zahl der Arbeiter wird
viel kleiner und der Werth der zurückbleibenden steigt. Trotzdem sind
die Anrosten mit den Summen, bieder normale Betrieb erfordert, nicht
zu vergleichen. Die Gesellschaften werden nach dem Friedensschluß
wieder rentabel. Eine völlige Vernichtung des industriellen Be-
sitzes ist undenkbar. Kohle und Erz find Reichthum, den kein Feind
uns rauben kann. Die Hochöfen, Warzenstraßen, Maschinen, elek-
trischen Centralen können zerstört werden. Sie sind aber, durch so-
lide Bilanzirung, so niedrig bewerthet, daß ihre WiderHerstellung, mit
Hilfe der vorhandenen Fonds, kein allzu schweres Opfer sein wird.
Und die Vernichtung dieser Besitzthümer (in den Bergwerken steckt
ein Kapital von rund Millionen) ist so unwahrscheinlich, daß
selbst Pessimisten sie nicht in Frage ziehen. Viele Unternehmen ha-
ben große Bankguthaben. Die industriellen Schuldverschreibungen,
von denen fast 4 Milliarden in Umlauf find, werden ihre Zinfen
wohl weiter zahlen. Tritt eine Stockung ein, so ist sie ja durch den
Ausfall der Einnahmen genügend erklärt und braucht nicht etwa als
Symptom einer Gefährdung des Kapitals selbst aufgefaßt zu wer-
den. Nur wer annimmt, daß die Entwickelnngmöglichkeiten der deut-
schen Industrie für alle Zeiten vernichtet seien, könnte die Papiere aus
dem Maschinenreich für ganz entwerthet hatten. Das glauben nur
Wenige; denn selbst an den schwärzesten Tagen wurden für eine große
Anzahl von Aktien Kurse notirt, die bewiesen, daß es noch Käufer gab.
Wie lange es dauern kann? Vielleicht geht es sehr schnell, viel-
leicht sieht man viele Monde wechseln, ehe Friede wird. Aber es giebt
eine sichere Chance: was der Krieg zerstört hat, muß rasch ersetzt wer-
den. Unsere Technik kann es auch rasch ersetzen. Nur darf das Geld,
das als Mittel zur Sanirung nöthig ist, nicht versteckt oder ins Aus-
land gebracht werden. Viele glauben, daß sie ihre Barmittel im Aus-
land besser unterbringen können als in der Heimath. Die Bewegung
des londoner und pariser Wechselkurses in den ersten Paniktagen ließ
vermnthen, daß englische und französische Devisen gekauft worden seien,
um beutscher Gelder nach England und Frankreich überzuleiten. Solche
Transaktionen sind nicht nur thöricht und wider das nationale Inter-
esse, sondern auch verlustreich. Denn die Zurückleitung des Geldes
bringt fast immer eine Einbuße durch die Vertheuerung der einheimi-
schen Devisen. Bei dem doppelten Geldwechsel bleibt jedesmal ein Stück
Kapital hängen. Wer vernünftig rechnet, muß sich doch sagen, daß die
beste Taktik die einer möglichst erfolgreichen Schwächung des Aus-
landes ist. Die deutsche Wirthschaftmacht, die nicht nur in der Ein-

bildung lebt, kann sich mit ihren wiedergewonnenen Kräften um so breiter auf dem Weltmarkt dehnen, je schwächer die Konkurrenten sind. Sie muß also selbst über einen möglichst langen Kapitalradius verfügen, damit sie ihre Absatzgebiete im Ausland zurückerobern kann.
Mit der Schisfahrt stockt auch der überseeische Handel; der ist, trotz passiver Handelsbilanz, ein wichttgerVermögensfaktor. Aber seit Jahr und Tag hat der Export sich gesteigert und der Industrie einen guten Theil ihres Schwunges erhalten. Im Krieg hört die Ausfuhr auf, der Import schrumpft zusammen und beschränkt sich am Ende nur noch auf Lebensmittel. Aber auch diese Zufuhr ist nicht unbegrenzt: werden die Küsten blockirt, so ist es mit der Einsuhr zu Ende. Die Blockade muß natürlich durchgeführt sein. Daß die Handelsschiffahrt ruht, versteht sich von selbst. Den Rheder« bleibt der Schiffraum, der in den letzten Iahren weit ausgedehnt worden ist, unverwerthbar und sie haben auch noch mit dem Verlust von Schiffen durch Kaperung zu rechnen. Aber auch diese Schäden sind wieder gutzumachen.
Werden die Amerikaner von dem Krieg Nutzen haben? Ihr Gold hat ihnen, zum großen, Theil, Europa abgenommen. Die Ausfuhr, die nach den Ernten ihre eigene Ernte hat, sollte dafür sorgen, daß das Gold wieder ins Land zurückfließt. Durch diese Rechnung würde ein europäischer Krieg einen Strich machen. Die Vereinigten Staaten werden in Südamerika Ersatz suchen und Engländern, Franzosen und Deutschen die Bissen wegschnappen. Das sind aber nicht die letzten.
L a d o n.
Eins ist gewiß: wirtschaftlich und finanziell sind wir bereit, wie kein Staat jemals zum Krieg bereit war. Am Anfang der letzten Iuliwoche hatte die Reichsbank, bei einem Notenumlauf von 1891 Millionen, einen Metallbestand von 1691, einen Goldbestand von 1357Millionen Mark. Daß alle Staaten die Thore sperren, durch die das Gold, vielleicht gar ins Land des zum Krieg bereiten Nachbars, guswandern könnte, daß die Staatsbanken also die Diskontsätze hastig erhöht haben, ist nur natürlich. Wer daraus schließt, er müsse sich Goldhaufen ins Haus legen, ist ein Narr. Die Noten der Reichsbank sind eben so gut, so sicher wie Gold. Die Schwierigkeit, die dadurch entstand, daß die Effektenbesitzer auf ihre Papiere, die nur mit RiesenverlNst oder gar nicht verkäuflich waren, kein halbwegs ausreichendes Darlehen erhalten konnten, wird, wenn diese Zeilen gelesen werden, wohl zum Theil schon gemindert sein. Auch die unklngen Leute, die >ihr Geld aus den Bankkassen holten, werden es bald wieder zurückbringen. Liegts da denn nicht in besserer Hut als in einer Privatwohnung? Jeder Deutsche hat jetzt die Pflicht, verständig zu sein und sich zu sagen, daß er schließlich sich selbst schädigt, wenn er zur Entkräftung des Gemeinwesens beiträgt. Das Deutsche Reich braucht die Sammlung aller Kräfte, auch der unscheinbarsten. Wankt keine davon, dann trotzt es einer Welt in Waffen.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G. m, b tz in Berlin.

Einer gegen Vier.

Moltke und seine Leute.

HMie Leistung des Großen Generalstabes hat, heute schon, ehr» fürchtigen Dank jedes im Deutschen Reich Heimischen der» dient. Ihr ist gelungen, ihr ganz allein, in jedes Herz Zuversicht einzupflanzen; jedes auf denTon zu stimmen,der vonScharnhorsts Lippe klang, da er, vor hundert Iahren, zu seiner Tochter Julie sprach: „Mag der Feind noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege über uns erfechten: dieAnlage dieses Krieges ist so, daß im Lauf des Feldzuges uns sowohl die Aeberlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann." Kein anderes tzeer der Erde ver» möchte die Mobilmachung, die wir sahen, noch den Aufmarsch, dessen Echo wir hörten. Vorn ficht derFeldherr.derFührer einer Armee, eines Corps. Vor Aller Augen. Sein Name funkelt, auch «ines glücklichen Unterführers, nach dem Sieg über die Welt hin. Die Bereiter des Sieges sitzen lange im Dunkel; und wenn derAb» glänz der über hellen Schlachtenjubel in Nacht sinkenden Sonne die Stirn des Strategen umleuchtet: niemals reckt die große Schaar der Gehilfen sich aus dem Schatten. Niemals hat fies begehrt. Mcmals wird sie begehren,auf ihreLeistungdenBlickderNation zu heften. Was siePflicht dünkte, hat sie gethan. Unsere ist, ihr.schon heute, aus Ehrerbietung zu danken. Den Arbeitern der Kriegs-Ministerien, des Militärkabinets und. (allen voran) des Großen Oencralstabes. Auf die Männer mit den Karmesinstreifen müßte -Deutschland stolz sein, in alle Ewigkeit deutschen Lebens stolz blei» den, sc'bst wenn sein Sieg kleiner würde, als er werden muß. Die wichtigste Meldung der ersten Mobilmachungwoche, die schönste ig

schienmirder(vonderungeduldiglangendenMengekaumbemelk-
te)Satz zu bergen,der,in verkürzen, putzlosenRedeweisetzellmuths
des Ersten, dem Volk ankündete, „bisher sei an den Gencralstal>
keineRückfrage gekommen". Das bedeutet:AlleswarinOrdnung.
Größtes und Kleinstes genau so, wie es das Hirn des Strategen
erdacht, sein Stift es vorgezeichnet hatte. Munition und Provi-
ant, Kleidung und Schuhzeug, Zelte und Schmieden, Telegraph
und Telephon. Alles. Kaum irgendwo fehlte beim Aufruf auch
nur ein Mann; so sorgsam waren die Listen geführt. Jeder Soldat
war gut gekleidet, beschuht, gewaffnet,mitdernöthigstenNahrung
versorgt. Jeder Eisenbahnzug ging pünktlich ab; in jedem war je-
dem Soldaten seinPlatz angewiesen undRaum für dieMannschast
gelassen, die unterwegs zusteigen sollte. Nirgends Wirrniß, Ge-
knäuel.vermeidlicherLärm. Wo längerer Aufenthalt sein mußte,
war (von der Militärbehörde oder von freundlichen Volksge»
nofsen) den Kriegern eine Labung bereitetworden. Von der ersten
Minute an fühlteslch der ins Feld Gerufene in sicherer Hut; fühlte,
daß die Riesenmaschine, in der er nun ein winziges Rädchen sein
sollte, richtig arbeiten werde. Wer ahnt, welchen Werth die Stim-
mung der in den Krieg ziehendenTruppe hat, wird dasEreigniß
dieser Mobilmachung nie vergessen. Ein paar Stichproben aus
Feldpostkarten, dieLandwehrmännerverschiedenen Dienstgrades
mir schrieben: »Nach dem Antreten sagte uns der Bezirksoffizier,
auch England habe uns den Krieg erklärt; eine Welt stehe gegen
uns in Waffen und der Kampf werde schwer sein. Wir dachten:
Macht nichts; auf einen Feind mehr oder weniger kommts nicht
an. Wir schaffens.« „Die Stimmung ist großartig. Und: ohne
Alkohol! Wir sind Dreihundert. Keiner kam betrunken und Keiner
hat, in zwölf Stunden, einen Tropfen Schnaps oder Bier zu sich
genommen. Einmal gabs Kaffee (besseren als sonst auf kleinen
Bahnhöfen) und Schmalzstullen. Später anständige Bouillon
mit Fleisch. Obs bei den Russen so aussieht?" «Wundervoll ist
die O rganisation! Das merkt auch der einfachste Knecht vom Lande-
Deshalb sind alle fröhlich. Kein Drückeberger. Dreißig Ueber»
zählige, die zurückgestellt wurden, waren die Einzigen, die traurig
dreinblickten. Wir gehen nach Osten. Als wir mal lange hielten,
putzten flinke Kerls den ganzen Zug mit Birkenreisern. Der sah
nun aus wie eine Kremserreihe, die imFrühjahr nachBaumgarten-
brück oder Chorin trabt. And die Berliner, immer obenauf, hatten

auch gleich Kreide und schrieben an dieWagons allerlei Ulkiges.
,Von Berlin über Petersburg nach Zarskoje Selo.' ,tzerrenpartie
nach Petersburg.' So war die Stimmung. Trotzdem nicht fürzehm
PfennigeAlkoholisches geschlucktwurde.And weils so ist,rufen wir,,
alle Mann, aus voller Brust mit Ihnen: Wir müssen siegen l "Wem
ist diese Stimmung, diese Vorbürgschaft ehrenvollen Kampfes zu
danken? Nur den Karmesinenen. Den Männern, die Tag vor
Tag, Jahr vor Jahr in der «Großen Bude", im Haus Moltkes,
gearbeitet haben. NieUeberlastung bemurrten. Nie aus geckiger
Selbstgefälligkeit auf ihr Tagwerk schauten. Der Pflicht noch zu
fehlen meinten, wenn sie nicht jede Nervenfaser im Dienst ver-
brauchten. Die wissen, was Einer wissen kann. In Feindesland
kennen siejedesGehölzundjedenSumpf,jedeNebenbahnlinie und
Marschmöglichkeit. Inihnen glüht, aus ihnen wirkt Scharnhorsts
Geist. Des weisesten Soldaten, der dem nachfritzischen Preußen«
staat gelebt hat. Des großen Erziehers zu nationaler Freiheit. Der
selbst ihren Morgen nicht mehr leuchten sah, doch, durch seines
LebensArbeit, zu hindern vermochte, daß je wieder auf deutscher
Erde der Fremdling gebot. „Der Dienst darf dem Mann nicht
verleidet, zugleich aber auch nichts verabsäumt werden, um in ihm
den jeglichem Kriegsheer unentbehrlichen Geist der Disziplin und
Kriegszucht tief und unauslöschlich zu begründen. Keine ungesetz»
liche Handlung soll durchgehen, keine zweckwidrigeUngebunden»
heit gestattet werden. Dagegen muß ihre Zurechtweisung bei An»
wissenheit oder Anbeholfenheit im Dienst auf eine liebevolle und
väterliche Art geschehen." So dachte der Mann, den in Preußens
tzeldenlenz der Iubelruf Gneisenaus grüßte: „Scharnhorst leitet
uns! Iedestzerzist hochgestimmt. Als unsere Kavallerie vonBres»
lau abzog, flog in der selben Richtung ein Schwärm Krähen. Ha,
sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das Franzosenblut gut
geschmeckt; sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu saufen.
Ich bin nie so hoch beglückt gewesen. Die Morgenröthe eines schö-
nen Tages erblickend, lebe ich der beseligendenAeberzeugung, daß
wir nicht wieder unterjocht werden können: denn die gesammte
Nation nimmt Theil an dem Kampf. Sie hat einen großen Cha-
rakter entwickelt und damit ist man unüberwindlich." So wars
1813. So ists 1914. Weil Scharnhorsts Blut in jedem Aederchen
des Generalstabes pocht. Eine Wirrung, ein sichtlicherFehler im
Mechanismus: und die Stimmung, für deren Bereitschaft poli-

tisch nichts, nicht dasAllernöthigstegeschehenwar.hättesichdüster
getönt. General Hellmuth vonMoltke und seine Leute: Hurra! Sie
haben gewacht, während die Staatsmannschaft schlief.
Im Morgengrau des sechstel: Mobilmachungtages fiel
Lüttich (Liege), die von zwölf neuen Forts mit Panzerkuppeln um»
gürteteHauptstadt desWallonenlandes, in die Hand des deutschen
Heeres. Wurden viertausend belgische Soldaten entwaffnet, ge»
fangen. Stand eine Reichsarmee als Herrscher auf einem Platz,
den von Berlin fast elfhundert, von Paris nur noch dreihundert»
sechzig Kilometer scheiden. War von der Memel bis an die Maas
und die Ourthe die lange Nachschublinie, für Truppen, Waffen,
Munition, Nahrung, gesichert. Am Morgen des sechsten Mobil»
machungtages. Machts nach! Kein Loblied überschwänge solche
Leistung. Und sie wurde ohne argeBelästigung der Bürger möglich,
die,seufzend,auf denEintritt insHeer verzichten mußten. Noch geht
in Deutschlands Hauptstädten das Leben behaglich weiter. Briefe
kommen seltener und später, Straßen- und Untergrundbahnen
arbeiten nicht mehr mit ganzer Kraft, Schleckermüssen auf manche
Gaumenwonne verzichten und Kleingeld ist nur noch mit List zu
erjagen. Kaum der Rede Werth. Das Wesentliche ist, außen, noch
durchaus wie in Friedenszeit. Abertausend Berliner waren am
achten Mobilmachungtag imGrunewald. Kamen bequem hinaus
und herein. Alle getrosten Herzens. Hundertmit frohemLied auf
der Lippe. Nirgends Bangniß, weder in Thorn und Graudenz
noch in Metz und Saarbrücken, vornahem Eindrang des Feindes.
Die Angstmeinung, die deutsche Grenzwacht könne dem Ansturm
weichen, würde verlacht. Und doch weiß Niemand, wer die Armeen
und derenTheile führt; wann das Große Hauptquartier (zunächst
wohl nach Aachen) ausrücken wird; welche Truppe vorgestern,
gestern im Feuer war; wer fiel. Nichts. Nur eben: daßAlles in
Ordnung ist; Iederauf seinemPosten; jedesKriegsgeräth ansei-
nem Platz; jede Möglichkeit vorbedacht. Und doch hat schoninder
ersten,Woche der Kriegsschauplatzsich über zwei (oderdrei?) Kon-
tinente gestreckt. In Westafrika und in Rufsisch-Polen, an der
Maas, an der Weichsel, am Wolta wurde gefochten; Algeriens
Küste von kecken deutschen Seekanoniren beschossen; im Ostbecken
des Mittelmeeres unsere Flagge gezeigt; an Englands Küste san-
ken, freien Willens und beneidet von den nicht in sicherenTodzu-
gclassenenKameraden, deutsche Helden, die Minen in dieThemse

gesät und den Britenwunsch vereitelt hatten, Tommy Atkins von
London aus als Landsoldaten fürBelgiensNeutralitätnachAnt»
werpen zu verfrachtenzinNord-undOstsee, am Weißen, Schwar»
zen, GelbenMeer, bei Sansibar, Swakopmund, Kamerun, Kiaut»
schau regt sichs feindsälig gegen das Deutsche Reich. Und inkeines
Mannes, keines kräftigen Weibes Brust zittert das Herz. Alle
vertrauen den Lenkern der Wehrmachtgeschicke. Alle wissen, daß.
und sühlen, warum ihnen vom Einzelnen nicht mehr erzähltwer»
den darf: und freuen sich des Willens zuunbeirrbarem Schweigen
im Amt, den der zweite Hellmuth vom großem Oheim ererbt hat.
(Noch ist auch das Bürgerhaus des Reiches pilzdicht. Daß, zum
Beispiel, zweiWochen vor derMobilmachung der Magistrat von
Berlin Bröl korn einzuhandeln begann, wußte ein breiterTroß von
Beamten nndKaufleuten: dennoch drang keinLaut durch dieMau»
erritzen). Alle empfinden,endlich,wie stark ihrReich.ihresSinnens
und Mühens Gebild, heute noch ist. Alle erhoffen jeder treulich
geschmiedeten, erprobten Waffe raschen, wuchtigen Sieg (auch dem
alten, zähen Grafen Zeppelin, nach immer wieder enttäuschender
Mißwcnde, mindestens eine Mandel nützlicherLuftschläge). Und
dieses Hoffen kommt nicht aus eitlem Wahn. Schauet um Euch!
Was aufs Schlachtfeld gefahren und was für den Hausgebrauch
herangeholtwird,istinvorbildhafter,lückenloserOrdnungisogardie
VraveFrachtpostkutsche, die, mit braunen Gäulen, nun Wiederdas
Auto ersetzen muß. Des Heeres Gesundheit viel fester und seine
Kopfzahl viel größer, als derKühnste zu wünschen wagte. Trotz»
dem durch alle Straßen noch reisige Jugend kribbelt. Der Land»
stürm, auch der für die Waffe erzogene, ruhig seinem Bürgerge»
schüft nachgeht und dem Siebenunddreißiger, mag er von Kraft
und Kampflust strotzen, auf seine Meldung erwidert wird: «Sie
brauchen wir noch nicht". Nirgends ist Mangel. Empfiehlt sich
einer als zweier Sprachen gründlich Kundigen: «Danke; aberhier
sind Achtzig vorgemerkt, deren Hälfte vier, fünf Europäersprachen
beherrscht". Machts nach, Briten, Franzosen, gar Russen! Nur
Deutschlands Menschheit darf getrost sprechen: Wir sind bereit.
Wir müssen bereit sein. Denket an den Aufsatz zurück, den
Alfred Schlieffen im Dezember 1908 schrieb und der Kaiser dann,
beim Neujahrsempfang, den Kommandiernden Generalen vor»
las. Schlieffen war fünfzehn Jahre lang das Haupt des Großen
Generalstabes gewesen. Schüler des Römers aus Parchim. Leh»

rer des Generals Hellmuth vonMoltke, dermorgen beweisen muß,
daß er nicht nur des Erbes gewissenhaftester Hüter, daß er auch
Machtmehrer und Ahn eines neuen Strategengeschlechtes zusein
vermag. Die Pläne, die der Imperatorenkopf des greisen Mar-
schalls für denZweifrontenkrieg ersann, hat Schlieffen, der geist»
reicheGelehrteimWaffenrock,modernerWehrkraft,Wehrmöglich-
keit angepatzt. Nach seinem Rücktritt vom Amt hielt er sich still.
Sprach erst nach dreiIahren, nur einmal noch, in demAufsatz »Der
Krieg in der Gegenwart", zu seinen Landsleuten. Hatte er ihnen,
Soldaten und Bürgern, tröstlich Ermuthigendes zu sagen?
Seit in Frankfurt der Friede geschlossen ward, haben die
HecreDeutschlands undFrankreichs anKopfzahl, anWucht und
Leistungfäh'gkeit der Waffen einander zu überbieten versucht.
Dieses rastlose Mühen hat bewirkt, daß die Bewaffnung beider
Heere heute fast gleich stark ist und eine wesentliche Verbesserung
kaum noch denkbar erscheint. Mußte aber auch den anderen Mäch-
ten den Entschluß zu rascherWehrstärkung aufzwingen. In West
und Ost sind deshalb jetzt, bis ans Japanische und Ochotskische
Meer, die Waffen von ziemlich gleichem Werth. Leichte, schnell
zu ladende und weithin tragende Geschütze; rauchloses Pulver;
das Geschoß so klein, daß es die Niederwerfung eines gelben;
braunen, schwarzen Menschen (der ja schwerer als ein weißer außer
Gefecht zu setzen ist) kaum noch verbürgt, doch in großen Mengen
auf dem Heereszug mitgeführt werden kann und die Ausnützung
der Feuergeschwindigkeit ermöglicht. Diesen Geschossen darf kein
Mann und keine Truppe sich ohne Deckung aussetzen. Schon bei
Mars°la»Tour hat ein angreifendes preußisches Regiment in
einer halben Stunde 68 Prozent seines Bestandes verloren; im
mandschurischen Krieg eine Iapanerbrigade in noch kürzerer Zeit
90 Prozent: in Südafrika hat ein gedeckter Schütze vierzehn An»
greiser niedergestreckt. Am sicheren Bewußtsein der Aeberlegen»
cheit kann sich Keiner mehr rösten. Und Alle waren zu völliger
Aenderung derTaktikgenöthigt. DieInfanterie vermag nur noch
unter steter Deckung an den Feind heranzukommen und dietzaupt-
5orge der Artillerie, die ihr dazu helfen soll, muß sein, sich gegen
das feindliche Feuer zu schützen; gegen Gewehr und Schrapnell
Versucht sies mit Panzerschilden. Die Gefechtsfront verbreitert
sich. Armeen, wie sie 1866 und 1870 ins Feld rückten, würden heute
c?nen viermal größerenRaum einnehmen. Bei Königgraetz fochten

220000. bei Gravelotte 186000 Mann. 1909 hätte Deutschland
4750000, Frankreich gar S500000 Mann für den Krieg bereit
gehabt. Freilich steht dieseBereitschaftzlffer nur auf dem Papier.
Der Fabrikarbeiter, der nach fünfzehn Iahren in Reihe und Glied
zurückkehrt, hat die alteTaktikvergessen,kenntdieneueWaffenicht
und könnte unter der Last von Gewehr, Munition und Tornister
einen Tagesmarsch von vierzig Kilometern nicht mehr leisten. Eine
MillionMann: beträchtlich grötzerwird dasFeldheer auch heute
selten sein; auf Sieg darf es, dem weder die Aeberlegenheit der
Zahlnoch die derWaffe gesichert ist, nur hoffen, wenn die Massen
fest zusammengehalten und gegen ein gemeinsames Ziel geführt
werden. Auf dem Riesenschlachtfeld ist wenig zusehen. Das Fuß»
Volk nur, wenn es in hastigem Lauf aus einer Deckung in die andere
eilt. DerFeldherristunsichtbar: hinterderFront;sitzt am Schreib»
tisch vor der Schlachtfeldkarte, schickt durch Draht und Funken,
Automobile und Motorräder denFührern seine Befehle und em»
pfängt die Meldungen, die aus lenkbaren Luftschiffen und Fessel-
ballons eintreffen. Seine wichtigste Pflicht ist erfüllt, wenn er, ehe
ein Zusammenstoß möglich wird, den Corps das Tagesziel und
die Straßen angegeben hat, auf denen es zu erreichen ist. Die
Schlachten werden länger dauern, aber nicht mehr Blut fordern
als die alter Zeit. In den Kriegen Fritzens und Bonapartes be»
trug der tägliche Schlachtverlust 40 bis 30, im mandschurischen
Kriegnur 2 bis 3 Prozent; und der kurze Kampf bei Mars-la»Tour
hat mehrMenschenleben Hingerafftals die vierzehn Tage beiMuk»
den. Die Gefahr langerFeldzugsdauer ist nicht zu unterschätzen.
DasWirthschaftleben der Völker heischt schnelle Entscheidung und
würde bei einer Strategie, die den Gegner allmählich matt machen
will,von schwer heilbaremSiechthum heimgesucht.Deshalbmüssen
die Gegner trachten, einander auf zwei oder drei Seiten anzu-
greifen; die Front und mindestens eine Flanke zu packen. Den
Kundschafterdienst, der feststellt, wo Front und Flanken zu finden
und zu fassen sind, werden die Luftschiffe zu leisten haben; die in
der Luft aber nicht ungefährdet sein werden. Denn auch der Feind
hat seine Kundschafter himmelan geschickt und in dem unvermeid»
lichen Kampf wird der Aerostat siegen, der höher als der Gegner
steigen, ihn mit einem Sprenggeschoß vernichten und sich rasch
der aufwirbelnden Flamme entziehen kann. Luftschiffe werden
gegen Luftschiffe, Kanonen gegen Kanonen, Reiter (die, vom Er-

kundungdienst nun befreit, den Rücken des Feindes durch Feuer»
Wirkung zu schwächen suchen) gegen Reiter zu kämpfen haben und
danach erst zu wirksamer Unterstützung der Infanterie fähig sein.
Noch ein Kampf ist zu bedenken: der zwischen dem Ingenieur und
dem Artilleristen entstanden ist. Frankreich hat seine ganze Ost»
grenze befestigt, Deutschland sich ein Sprenggeschoß von unWider»
stehlicherDurchschlagskraftgeschaffen. NeuerWettstreit;demauch
die anderen Mächte micht müßig zuschauen durften. Belgien, die
Niederlande, Italien sorgten für starke Festungwerke, vom Zuider-
fee bis ans Mittelmeer thürmt sich eine Mauer und sogar die
Schweiz hat die Gotthardpässe und alle Zugangspfade bis in die
Region ewigen Schnees befestigt und mit Garnison belegt. Ruß»
land schützt der breite, morastige Graben, der die jenseits von der
Weichsel liegenden deutschen Provinzen einschließt und die Be»
festigung der russischen Westgrenze erleichert. Auch gegen Oester»
reich schufen die Nachbarn sich Schutzwälle. Dänemark kann die
Zugänge in die Ostsee sperren und hat Kopenhagen in einen großen
Wafsenplatz umgewandelt. England kann, wann es ihm beliebt?
seine schwimmende Festung in die Nordsee schicken und hat sich die
Möglichkeit gesichert, von einem jütischentzafen aus in Schleswig
einzufallen. Italien und Oesterreich haben sich gegen einander ver-
barrikadirt. Der Eisenring, der die mitteleuropäischen Kaiserreiche
umklammern sollte, ist seit dem Streit um Bosnien geschlossen.
«Damit ist die militärische Lage Europas gegeben. In der
Mitte stehenungeschütztDeutschland und Oesterreich, ringsherum
hinter Wall und Graben die übrigen Mächte. Der militärischen
Lage entspricht die politische. Zwischen den einschließenden und
den eingeschlossenen Mächten bestehen schwer zu beseitigende Ge»
gensätze. Frankreich hat die 1871 geschworene Rache nicht auf-
gegeben. Wie die Revanche°Idee ganz Europa unter dieWaffen
gerufen hat, so bildet sie auch den Angelpunkt dergesammten Po»
litik. Der gewaltige Aufschwung seiner Industrie und seines Han»
dels hat Deutschland einen weiteren unversöhnlichen Feind ein»
gebracht. DerHaß gegen den früher verachteten Konkurrenten läßt
sich weder durch Versicherungen aufrichtiger Freundschaft und
herzlicher Sympathie mildern noch durch aufreizende Worte ver»
schärfen. Nicht Gefühlsregungen, sondern das Soll und Haben
bestimmen die Höhe des Grolls. Rußland wird eben so durch die
ererbte Antipathie des Slawen gegen den Germanen, die über»

lieferte Sympathie mit dem Romanen wie durch sein Anleihebe-
dürfnitz an dem alten Verbündeten festgehalten und wirst sich jetzt
auch noch derjenigen Macht in die Arme, die ihm am Meisten
schaden kann. Italien, an jeder Ausdehnung nach Westen der»
hindert, hält die Verdrängung der Fremden, die einst über die
Alpen indie fruchtbaren Gefilde der Lombardei herabstiegen, noch
nicht für vollendet. Es will sie weder an den Südhängen des Ge»
birges noch an den Küsten des Adriatischen Meeres dulden. Es
ist nicht ausgemacht, daß diese Leidenschaften und Begehrlichkeiten
sich in gewaltsames Handeln umsetzen werden. Aber das eifrige
Bemühen ist doch vorhanden, all diese Mächte zum gemeinschaft«
lichenAngriff gegen die Mitte zusammenzuführen. Im gegebenen
Augenblick sollen die Thore geöffnet, die Zugbrücken herabgelassen
werden und die Millionenheere über die Vogesen, die Maas, die
Königsau, denNiemen, denBug und sogar über denIsonzo und
dieTirolerAlpenvernichtendhereinströmen.Die Gefahr erscheint
riesengroß. Sie verringert sich etwas, wenn man ihr nähertritt.
England kann den deutschen Handel nicht vernichten, ohne
den eigenen arg zu schädigen. Sein wohlverstandener Vortheil
verlangt, seinen verabscheuten Konkurrenten, der aber gleichzeitig
sein bester Kunde ist, am Leben zu lassen. Ehe es die angekündete
Landung in einem jütischen Hafen ausführt, wird es Telegramme
aus Afrika, Indien, Ostasien und Amerika abwarten. Wenn es
die Welt in Brand steckt, hat es Besseres zu thun, als seine Armee
(nach dem bismärckischen Rezept) in Schleswig arretirenzu lassen.
Rußland hat im Vollbesitz der Kraft und der Macht allen Ver-
lockungen seines Verbündeten zu einemAngriffwiderstanden. Ob
ihm jetzt, nachdem es das Wesen des modernen Krieges kennen
gelernt hat, dieserAngriff verlockender erscheint, muß fürzweifel»
Haft gelten. Frankreich hat sich vorgenommen, den Genuß der kalt
gewordenenRachenurinGesellschaftguterFreundevorzunehmen.
Alle fühlenBedenken vor den ungeheuren Kosten, den möglichen
großen Verlusten, und vor dem rolhen Gespenst, das im Hinter-
grund auftaucht. Die allgemeine Wehrpflicht, welche Hoch und
Niedrig, Reich undArm als gleichwerthiges Kanonenfutter ver»
wenden will, hatdie Kampfeswuth gemildert. Die für uneinnehm-
bar erachteten Festungen, hinter denen man sich warm und sicher
fühlt, lassen es minder verlockend erscheinen, herauszustürmen und
die Brust im Gefechte zu lüften. Die Waffenfabriken, Geschütz-

gießereien, die Dampfhämmer, welche die Panzerthürme Härten,
haben mehrfreundliche Gesichterund liebenswürdiges Entgegen»
kommen hervorgebracht, als alle Friedenskongresse zu schaffen
vermochten. Jeder trägt eben so sehr Bedenken, den zahlreichen,
wohlbewaffneten Gegner anzugreifen, wie er sich scheut, das ei-
gene, Verderben bringende Werkzeug anzuwenden, das er sich
mühsam geschaffen hat, von dem er aber noch nicht recht weiß, ob
er es auch zu handhaben verstehen wird. Nnd wenn nun auch
alle Bedenken beseitigt, alle Schwierigkeiten gehoben sind, der
Entschluß gereift ist, der gewaltige Vormarsch von allen Sei»
ten angetreten werden soll, muß sich die bange Frage: .Werden
auch die Anderen kommen, werden sich auch die fernen Ver»
bündeten zur rechten Zeit einstellen, werde ich nicht allein und ver-
lassen dem Keulenschlag des Aebermächtigen ausgesetzt sein?'
in der Brust jedes Einzelnen vernehmbar machen. Diese Zweifel
zwingen, stillzustehen, abzuwarten, die Rache zu verschieben. ,Die
Koalition ist fertig', wird Vonjenseits des Kanals herübergerufen.
Daß sie zu kriegerischen Thaten übergehen wird, ist trotzdem durch»
aus zweifelhaft und auch vorläufig keineswegs nöthig. Die Stell-
ungen, welche die verbündeten Mächte eingenommen haben, sind
so günstig, daß sie allein durch ihr Vorhandensein eine beständige
Drohung bilden und selbstthätig auf das durch den Wirthschaft-
kämpf und die Geschäftsreisen erschütterte deutsche Nervensystem
wirken. Am diesem Druckzu entgehen, muß man versucht sein, nach-
zugeben, sich den Zumuthungen zu fügen, einen Vortheil nach
dem andern aus den Händen zu lassen. (Hört! Hört!)
Während in dieser Weise gekämpft wird, hat sich das Bild
plötzlich verschoben. Durch diejüngsten Ereignisse auf der Balkan»
Halbinsel sieht sich Oesterreich für geraume Zeit nach jener Seite
gebunden. Es verlangt von feinem Verbündeten Anterstützung,
kann ihm selbst eine solchenicht gewähren. Der gegnerifchenTak»
tik ist es gelungen, Jedem der Beiden einen gesonderten Kriegs»
schauplatz anzuweisen, sie zu verhindern, mitvereinter, vernichten»
der Ueberlegenheit erst einen, dann den anderen Gegner nieder»
zuwerfen. Oesterreich muß die"Front nach Süden, Deutschland
nach Westen nehmen. Rußland behält sich vor, mit voller Kraft
dieEntscheidunghierunddortzugeben. Trotz der fo viel günstiger
gewordenen Lage scheinen die Feinde ringsherum immer noch
nicht zu denWaffen greifen zu wollen. Die vielen Bedenken sind

noch nicht beseitigt. Auch nach der Trennung sind Oesterreich wie Deutschland noch immer zu stark." Schliefsen: im Dezember 1908. Seitdem sind alle Heere gewachsen; wurde die Türkei an den Südostrand von Europa gedrängt; Oesterreich-UngarnsLage noch vielunbequemerz in OstRumänien, in West Belgien dem Deutschland feindlichen Mächtetrust angeködert. (Belgien: durch die verhängnißvolle Thorheit von Agadir, nach der aus unserem Erdtheil nie wieder, nicht für eines Tages Dauer, Ruhe ward und die der Geschichtschreiber einst als den Ausgangspunkt aller in Krieg treibenden Kräfte buchen wird. «Die Deutschen, läßt Grey in Brüssel sagen, ,fordern von dem französischen Aequatorialgebiet Zipfelchen, die bis an denKongo reichen. Sie bedrohen den neutralen Staat, der, im Namen des allmächtigen Gottes, zum Heil der Menschheit begründet ward. Nur um den Landbesitz dieses Staa» tesistsihnenzuthunzdie zackigen Fetzen, die Frankreich ihnen jetzt giebt,wären deraufgewandtenMühejanichtwerth/ Dieschlaube» gründeteRede hat schon gewirkt. Der belgische Bürger sieht indem DeutschenReichdenErzfeind.derdas vomKönigLeopold hinterlassene Gut rauben will. England müßte sich des deutsch-französischen Kongovertrages freuen: weil der unverhüllte Vorstoß ins Kongogebiet die Belgier denDeutschen verfeinden, die nachwirkende Erinnerung an die von Bismarck dem Belgierkönig Leopold gewährte tzilfe tilgen und die brüsselerRegirung den beiden großen Westmächtennöhernmußte." »DieZukunft" vomelftenNovemberund zweiten Dezember 1911. Der Gedanke, durch rasche Schwichtigung ihrer afrikanischen Sorge die Belgier in den Entschluß zu bringen, nur mit lautem Protest sich gegen den Durchmarsch unserer Truppen zu wehren, scheint, leider, nicht aufgekommen zu fein.) Nach dieserWandlung des Bildes konnte die Politik, der in Schlieffen einVertheidiger erstand, noch stärker als zuvor » versucht sein,nach» zugeben,sich den Zumuthungenzufügen, einenVortheil nach dem anderen aus den Händen zu lassen". Sie erlag der Versuchung, bis Oesterreichs aufflackernder Wille zum Leben, den Tiszas und ConradsTollkühnheit derwienerVerzweiflung entband.hastig den gewaffnetenVorstoß erzwang.Nun wardosfenbar.daßderernste, tüchtige Militärtheoretiker, da er den LandsleutenNachgiebigkeit empfahl, nicht mehr als Wortführer des Großen Generalstabes sprach; und daß ich, ein armsäliger Civilist, dem Generaloberst am sechzehnten Januar 1909 hier erwidern durfte: «Ein Meister de'

Kriegswissenschaft mag er sein; ein Politiker ist er nicht. Sonst-
hätte er gefühlt, daß über diesen großen Gegenstand heute ganz
Anderes zu sagen wäre. Deutschland wünscht sich Ruhe; will
aber nicht jeden Preis dafür zahlen. Daß seine Waffe unüber-
troffen bleibe, muß es fordern; darauf geben ihm die Milliarden»
opfer ein unverjährbares Recht. Einschnüren und demüthigen läßd
es sich nicht. Hat noch immer nicht verlernt, unwürdige Zumu-
thung mit dem Schwert abzuwehren. Deutschlands Volk will
nutzlose Händel meiden; jeden nothwendigen Krieg aber, auch ge»
gen die stärkste Schaar, so führen, daß es vor den Ahnen und vor
den Enkeln selbst einer Niederlage sich nicht zu schämen braucht."
Niemals (Jeder muß es jetzt empfinden) hat, unter dem zweiten
Moltke. der Generalstab zag die Einheit des deutschen Wollens
bezweifelt. Nie lähmte ihn die Betrachtung der Thatsache, daß die
verbündeten Kaiserreiche auf gesonderten Kriegsschauplätzen fech-
ten müssen (manchmal; nicht immer; nicht zwifchen Czenstochau
und derPolenhauptstadt) und daßOesterreich uns nicht wuchtige
Hilfe gewähren kann (höchstens, vielleicht einmal, mit seinen guten
Bergbatterien gegen die aufPathes Filmen demErdkreis gezeigte
französische Gebirgsartillerie). Er redet nicht viel (und bedauert
gewiß, daß frvhcEile zweimal fchon glorreicheReiterthaten „ als in
derKricgsgeschichic einzig dastehend" ankündete); hält sich an den
bewährten Iapanerbrauch, nur durchaus unschädliche Meldung
ins Ohr derNation zu lassen. Ist, überall, aber zum Handeln bereit.
Die Karmesiner: Hurra l Moltke.Waldersee, Kühl undGefährtenk
?our I^e Werlte?
Dem Kommandirenden General Otto von Emmich, der die
Erstürmung der (von Brialmont vor einem Merteljahrhundert
stark befestigten) Stadt Lüttich leitete, hat der Kaiser und König
den Orden?our I.e Werlte verliehen. Wie je einer, ist dieserOrden
verdient. Nur: muß er in alle Preußenewigkeit denFremdnamen
tragen, den, unter anderem Himmel, Fritz ihm einst gab? Wilde
Teutonen toben wider Fremdwörter auf Geschäftsschildern und
Speisekarten. Englisches Cafe, Russische Konfitüren, Französische
Bonbons, Liqueurs, Kodes et Ivwnteaux, lailol- Ivlaäe, Pavillon
^ascotte, llaricots verts, On parle tran^ais: wird nicht mehr er»
laubt. Mir wurde in Briefen vorgehalten, ich dürfe nicht dulden,
daß imAnzeigentheil(mit dem ich garnichts zu thun habe)eine reim«

'ser Firma ihren Champagnerwein empfehle. Von Schildern und
Schaufenstern werden, in nächtigerHast, die gefährlichsten Gold»
lettern abgeklaubt. Die eifernde Wuth kommt aus löblichem Ge»
fühl, das aber nicht von Vernunft gehemmt ward. Der lailleur und
Konfektionär könnte sich, wenn ernicht Schneider sein, nicht mitje-
dem Fips auf einer Stufe stehen will, fortan getrostKleidner heißen.
Mäntel und Röckc: wem klingts übel? Unsinnig wird, bis in
Winkelgassen, mit hochtrabenden Welschworten gesündigt. Doch
schon dieSpeisenkarte ist ein Theil desFremdengewerbes und muß
auchdemAusländerverständlich sein. KalbsrippenstückmitButter-
tunke und Drieschlingen: vor solcherAnzeige kann er sich eben so we»
nigwasGreifbares.Schmeckbares vorstellen wiederLübecker.dem
KiewienerSpeisekarteMatrosenfleischoderUngarisches Rebhuhn
(eine Mehlspeise) preist. Coteletle mit Champignons, Blusen:
wittert nicht Landesverrath! Mir sch cintauch nicht edlen Strebens
Werth, daß ein Hurenmarkt als Palast, nicht mehr als ?alais, sich
der Kundschaft empfehle. Ausrodung aller Fremdwörter? Kaiser,
Krone, Szep<er, Prinz, Orden,Armce, Kommando, Corps, Gene-
ral, Offizier, Mobilmachung, Reserve, Rekrut, Adjutant, alasuite,
Infanterie,Artillerie,Bataillon,Compagnie,Kirche,Konsistorium,
Altar, Kreuz, Bibel, Sakrament, Pastor, Präsident, Direktor, In-
spektor, Bank, Kasse, Konto, Kurs, Diskont, Depositen, Quittung,
Börse, Industrie, Fabrik, Universität, Rektor, Professor, Dozent,
Student, Konditor, Magistrat, Musik, Theater, Oper, Literatur:
soll Alles nun Kehricht werden? Auch: Nation, Politik, Diplo«
matie.Bibliothek, Presse, Religion? Und warum ärgert eine Bar
mit englischemBeinamen das Auge heftiger als dieDepositenkasse
einer Kommerz- und Diskontobank, ein Englischer Garten, eine
Russische Kolonie, ein Palais öellevue oder Sanssouci, dieAdju«
tantur einer Gardekavalleriebrigade? Warum?.. Das deutsche
Schwert soll ja nicht denRückweg in Barbarei bahnen. Auchnach
dem Sieg dürfte das Deutsche Reich weder auf Fremdenkundschaft
noch auf Warenabsatz in die Fremde verzichten. Auch dann soll
die feinste Frucht ausländischen Geistes und Vermögens uns
munden. Frucht von jeglichem Feld: Dostojewskijs, Kiplings, Ver-
laines, Maeterlincks, Somows, Whistlers, Manets; aber auch
von dem für Zunge und Magen bestellten. Nach der Kriegs-
kargheit sind guteBordeauzund Champagner, Cognacund Char-
treuse, Stilton und Natives, Kaviar und Russenleckerei gar löst-

liche Dinge. Nur: für die erste Mannesgroßthat im Franzosen-
krieg den Orden ?our I.e merite? Das müßte nicht sein. Ist denk»
bar, daß den Suchomlinow, Kitchener, Ioffre jetzt ein Kriegerorden
mit deutscher Schildinschrift verliehen würde? Unserer hieß bis
1740 „De la Zener«5lte"; wurde dann vom jungen Fritz um-
getauft. Kann er nicht zum zweiten Mal den Namen ändern?
Er hat zwei Klassen: Für fortwirkende Leistung im Krieg und im
Frieden. Nur folche Leistung dürfte er krönen; des Kämpfers, des
Forschers, des Lichtbringers; nur eine, die den Tag überdauert.
Jeder andere Orden, auch der vomSchwarzenAdler und das Eiser-
ne Kreuz, ist durch Geburtrecht vererbbar; muß vielleicht sein) kann
Gunst bezeugen, anhänglicheTreue und gutenWillen löhnen. Die-
ser eine darfs nicht. Dieser hebe den tzeldenmuth und den Schöpfer-
geist aus derReihe. Auf den Balken des blauen, von Adlern be-
wachten Kreuzes sei, unter dem ^ und der Preußenkrone, in alle
Zukunft zu lesen: «Für die That.« Wie der kühnste Ahn, Kaiser
Wilhelm, ziehst Du wider drei Großmächte und deren Trabanten
ins Feld. Deines Dankes höchstes Zeichen heiße fortan: Thatkreuz.
Furchtlos und flecklos...

EinIahrdumpfenundlautenGramesistgegangen,feitEmile
Ollivier starb. Am Mittelmeer wollte er, im Bannkreis der Mar-
seille? tzeimath, bestattet sein und als Gruftzier wählte er eine
Marmortafel, der, über demNamen des Ruhenden, der Satz ein»
gemetzt werden sollte: „l^ne ^rancie esperance clans une Zrancie
psix." Der große Friede des Grabes ist demGreis zu gönnen, der
einst selbst eine großetzoffnung war. Einberedterund berühmter
AdvokatundSprecher im dorpsl^e^islätif. Gründlich gebildetund
aus den sichtbarsten Kulturquellen getränkt. Er kennt geistliche und
weltliche Rechtssatzung, Buonarotti und Rafael, Racine und La«
martine. Sehr französisch (mehr mediterranisch als gallisch) und
dennoch durchaus nicht den Preußen feind; noch im März 1867 hat
die Möglichkeit deutscher Einung, die nach Königgraetz nur unter
preußischer Spitze denkbar schien, ihn nicht geschreckt. Erfinderund
Finder des empire liberal, des dicht von der Verfassung umgitter-
ten Kaisertumes, von dem Louis Napoleon Bonaparte-Bcau»
Harnais (Holländer, nicht Korse, blonder, nicht schwarzer Bona-
parte)seinletztestzeilerhoffenlernte.AlsAbgeordneterhatOllivier"
1863 aus dem Mund seines Kaisers gehört: „Ich werde stets kon-

sequent bleiben. Da ich für Italiens Unabhängigkeit gekämpft, für PolensAuferstehung gesprochen habe, muß ich auch da, wo sichs um die deutsche Frage handelt, meinem Gefühl und Grundsatz treu sein." Dem, was derDeutsche „Nationaltitätprinzip" nennt. Der verschämteAbsolutismus hinkt: schnell also die Probe von dem Ge» gentheil. Frankreich ist aus Mexiko gewichen, hat für den Papst und die Polen nichts Rechtes zu thun Vermochtundmuß dieRache fürSadowaaufEis legen. Eugenieistverhaßt,Rouher verbraucht» Ollivier soll das neue Ministerium, das volksthümlich liberale, bilden. Am zweiten Januar ists fertig. Dervierundvierzigjährige Marseille? wird Präsident und Iustizminister. Sein erster Schreck ist das Duell, in dem Prinz Pierre Bonaparte einen Schimpf- gehilfen Rocheforts erschießt. Sein erster Bluff, auch noch im Januar, der Vorschlag allgemeiner Abrüstung, den Bismarck, den Virchow und Genossen zu Graus und Grimm, ohne Säumen von seinerAmtsschwelle weist. EinIahr zuvor hat der spanischeStaats» rath Salazar in einer Brochure empfohlen, den Erbprinzen Leo» pold von tzohenzollern auf Spaniens Thron zu fetzen. Im April 1869 ist der Plan an den Fürsten Karl Anton von tzohenzollern gekommen und von ihm, im Namen seines ältesten Sohnes, Höf» lich abelehnt worden. Nach dem freien, vomtzausgesetz verbürg- ten Recht der fürstlichen Linie, die mit der königlichen nur einen Stammvater (aus dem dreizehnten Jahrhundert) gemein hat und aus eigenem Willen, ohne erst in Berlin anzufragen, jede Krone annehmen oder ablehnen darf. GrafBenedetti, Frankreichs Ge» sandter, foll den Bundeskanzler aushorchen: und erfährt, daß. König Wilhelm nicht zugestimmt hätte, die Sache aber schon ohne feinen Widerrath abgethan sei. Noch nicht; trotzdem sie älter ist als Salazars Schrift. Daß Leopold in Madrid willkommen fein würde, hat schon im November 1868 die Neue Freie Presse er» zählt; und den Erbprinzen, den Eidam des Königs von Portugal, auf Kosten seines Bruders, »des Rumänenfürsten vonBratianus Gnaden", gelobt. Eugenie, die Spanierin, ist fürDon Carlos, ihr Louis (heimlich) für den Prinzen von Asturien. Doch beide Groß» mütter Leopolds waren Basen Napoleons und Fürst Karl Anton ist ihm eng befreundet: vielleicht gehts, trotz lauten und leisen Widerständen, mitLeopold. Im September 1869führtWerthern, Preußens Vertreter in München, Don Eusebio di Salazar y Ma» zaredo in Karl Antons Weinburg. Als vom Ministerpräsidenten

MarschaUPrimundvondenCortes des Königreichs Bevollmäch-
tigter bietet der Spanier die Krone Iberiens an; zuerst demRumä»
nenfürsten, deralsGast in der Weinburg weilt, dann, nach Karls
unbedingter Weigerung, dem Erbprinzen. Der zaudert; hängt den
Entschluß an drei Forderungen, deren Erfüllung Sybel in der
„Zukunft" einst «unmöglich" genannt hat: keine Gegenkandidatur,
einstimmige Wahl, unerschütterliche Freundschaft mit Portugal.
Pause. Ollivier ist schon im Amt, als Bismarck nach Bukarest
schreibt: »Der politische Horizont hat, von Berlin aus gesehen,
auge nblicklich eine so beruhigte Färbung, daß sich nichts von Inter-
esse darüber sagen läßt und ich nur den Wunsch hege, daß kein uner»
wartetes Ereigniß das neubelebte Vertrauen auf den allgemeinen
FrieoeninFragestellenmöge." Kommt derWunschaus demtzer«
zensschrein? InderletztenFebruarwochepochtSalazarzumdrit»
tenMal. Wichelm ist schroff gegen die Annahme, dieihn einAben»
teuer dünkt; KronprinzFricdrichWilhelm warnt den Vetter Leo-
pold vorBismarck, derjctzt vorwärts treibe, doch imNothfall nicht
hei fcn werde. Am vierten März lehntLcopold noch einmal dasAn»
gebot ab. Vielleicht ist Friedrich, des Sigmaringers dritter Sohn,
willig? Der zweite liest in einem Brief des Vaters: »Da in Spa-
nien avant tout ein katholischer Hohenzollern gewünscht wird, so
habe ich Fritz, imFall seines Einverständnisies, vorgeschlagen. Ich
hosfc, daß er sich dazu bestimmen lassen wird. Doch ist Alles erst im
Werden und dasGeheimniß mußvorläufig gewahrt bleiben.Deine
liebe Mutter wird es einen ungeheuren Kampf kosten; aber sie wird
schließlich nicht in den Gang der Weltgeschichte eingreifen wollen.
AuchDies ist ja eine unbegreifliche Fügung der Vorsehung. "Fritz
will auch nicht.(»DeinBruder hat so wenigEhrgeiz, daß ich nicht
mehr an die reussile derThronkandidaturglaube. DerKönigwill
nicht befehlen, Fritz aber ohne Befehl sich nicht dazu entschließen.
Man muß die Sache also fallen lassen. Ein großer historischerMo-
incnt für das Haus Hohenzollern ist verloren gegangen, ein Mo-
ment, wie ernochniemals dagewesen, wohlniemals wiederkehren
wird! Die äußerst interessanten Verhandlungen können nun bei
den Akten ruhig schlafen, bis in ferner Zukunft einmal ein Histo-
riker die Geschichte unseres Hauses schreiben wird." Aus Briefen
KarlAntons.) Der alte König selbst, dem dieGeschichte längst un-
heimlich ist, telegraphirt, zweimal, an Prim: Endgiltig abgelehnt.
Bismarck hat wunde Nerven und antwortet auf jede Frage, er

könne mchts thun; Prim müsse sich direkt an den Prinzen wenden.
Ist aber »mit demFehlschlag sehr unzufrieden": fagtKarl Anton;
und tröstet sich, amzweitenIuni,mit neuerHoffnung: «DieSache
ist nochnichtganzaufgegeben; fiehängtnochaneinigenFäden,die
aber schwach wie Spinngewebe sind." Lothar Bucher und Major
von Versen haben aus Spanien gute Kunde gebracht; das Spiel
liege für Leopold über alles Erwarten günstig. Der wird nun weich
und spricht am zwanzigsten Juni zu Salazar.denPrim und Ser-
rano, der Regent, wieder nach Sigmaringen geschickt haben, das
entscheidende Wort: Ich komme nachMadrid.Erlangt auch dieZu-
stimmung des Königs (die er nicht braucht). Inzwischen hat Ollivier
das Plebiszit erkünstelt, das dem Kaiser erlaubt, sich am Flacker-
schein einer mächtigen Mehrheit (7 gegen 1 VsMillionenStimmen)
zu rösten, und den Herzog von Gramont als Minister der Aus-
wärtigenAngelegenheiten hingenommen. In die Sommerwonne
platzt die Meldung: Ein Hohenzollern besteigt den Ibererthron!
Gramont denkt schon an Krieg; sagt zu dem VertreterRumäniens,
Frankreich werde nach der Kriegserklärung schnell denSturzdes
FürstenKarl erwirken, weil erseinemBrudernichtvondemWag-
niß abgerathen und sich damit als einen Feind des Kaisers gezeigt
habe. ZweiStunden nach dieserDrohung reist derGesandte(Strai)
nachSigmaringenund trifft dort einenSendling des altenKönigs,
der denRücktrittdesErbprinzen empfiehlt.Leopoldist.aufBayerns
Bergen, nicht rasch erreichbar; sein Vater handelt für ihn. Tele»
graphirt am zwölftenIuli nach Madrid an Prim, daß fein Sohn
die Kandidatur zurückziehe. Und wird in Paris seitdem als »?ere
^ntoine"in Schänken und Singspielhallen verspottet. Strat bringt
dem Herzog von Gramont die Urschrift der Verzichtserklärung.
Dieser dreiste Dandy, den Lug die höchste Diplomatenkunst dünkt,
hat am sechsten Juli in der Kammer gesagt:»Wir glauben nicht, daß
die Achtung vor denRechten eines Nachbarvolkes uns verpflich-
tet, zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den
Thron Karls des Fünften setze.Wird dieser Versuch gemacht, dann
werdenwir, ohne schwächliches Zaudern, thun, was die Pflicht uns
befiehlt." Seit ers las, schläft Bismarck nicht mehr; nach demer-
zwungenenRückzug aus Spanien will er seine Entlassung erbitten:
»weil er dietzaltung nicht vertreten will, durch die der Friede er-
kauft worden ist ".Da kommt, am dreizehnten Iuliabend, aus Ems
eine Devesche des Königs. Benedettihat, »aufzuletzt sehrzudring»

licheArt" verlangt,Wilhelm solle sich »für alleZukunft verpfttch.
ten, niemals wieder die Zustimmung zu geben, wenn die Hohen-
zollern auf ihre Kandidatur zurückkämen.'' Halb Sieben. Molrke
undRoonsitzenamEßtisch.Zwei Fragenzrasch. Können wir schla-
gen? Getrosten Muthes. Sofort? Morgen lieber als im Herbst.
Aus der Chamade wird die Fanfare. Auch Benedetti hat aus Ems
telegrapirt; und seine Depesche, nichtdievonBismarckredigirte,
wirbelt denSturm in diepariserKammer. »Wir sindgeohrfeigtwor«
den; das kleine Preußen hat sich erfrecht, demReich Bonapartes
vorAllerAugen eine Maulschelle zu geben!" Aus allen Winkeln
heults:»vn souttlet! "Thiers mahnt zuwürdigerRuhe.Gambetta,
der sich schon heiser geschrien hat, heischt die Verlesung der De-
pesche, weil die Opposition dem Ministerium nicht traue. Ollivier
erklettert die Tribüne, hebt die Hand, senkt sie in die Brusttasche
zieht sie aber leer wieder heraus, da seine Mehrheit ihm brüllend
verbietet, die furchtbare Depesche ans Licht zu bringen. „I^a cke>
pecne!« »vn souttlet!« Links gellt, rechts dröhnt derSchlachtruf.
Gramont reckt sich. „Ich habe die Depesche gelesen." Ein Bürge.
Aus solchem Wortbrand wird Krieg, schrillts aus dem Geknäuel
der Republikaner; und wer weiß, ob wir gerüstet sind? Ich,
spricht derKriegsministerLeboeuf, Marschall von Frankreich; ich
weiß, daß wir bis ins Kleinste fertig und erzbereit (arckipretysind.
Derzweite Bürge. Der dritte ist Ollwier selbst. »Gewiß: von diesem
Tag an beginnt für meine Kollegen und mich eine große Verant-
wortlichkeit. WirübernehmensieleichtenHerzens."VierzehnTage
danachist das beiWeißenburg,Wörth,Spichern geschlageneFran-
zosenheer auf wirrem Rückzug; Paris von Pöbelaufständen durch-
tobt; Ollivier gestürzt und durch den General Grasenvon Palikao
ersetzt: WilhelmstzauptquartierauffranzösischerErde. Nnd?ere
Hntoine (einer der klügsten, bescheidensten, noch im Dunkel klar-
sten Hohenzollern, die wir kennen) schreibt an seinen Karl: »Von
Deinem Strat erfuhr ich die wahrhafte Stimmung und Absicht in
Paris; er trug dazu bei, daß ich die Renunziation Leopolds viel-
leicht vierundzwanzig Stunden früher bekannt machte, als ohne
seinen dringenden Rath geschehen wäre. Dadurch, daß ich im rich-
tigen Augenblick den französischen Kriegsvorwand durch die Ver-
öffentlichung der Entsagung neutralisirt habe, ist vielleicht der
preußisch-französische Krieg populär und ein deutscher Krieg ge-
worden. Durch einige Verzögerung hätte er eine dynastische Fär-

KmgbekommenundganzSüddeutschland hättePreußen im Stich
gelassen. Ich bittedaher.Stratnichtzu tadeln, sondernseinerguten
Absichten wegen um so mehr zu loben, als ihm bewußt war, daß
Deine Gegner in Rumänien den Krieg herbeiwünschten, um Dich
zu stürzen. Strat wollte deshalb den Krieg a Wut prix vermieden
Wissen; denn auch er, wie Niemand in Frankreich, hatte nicht die
entfernteste Ahnung von der ekrasanten Superiorität unsererWaf-
fen. Napoleon hat die deutsche Einheit in vierundzwanzig Stun«
den zu Stande gebracht!" Und mit ihm, mit seinem Kaiserhaus
hat der Abgrund die drei Bürgen verschlungen, die leichten Her-
zens die große Verantwortung solchen Krieges auf sich nahmen.
„Kous I'äccepwns d'un coeur IeZer":die sieben Worte haben
Olivier Emile Ollivier gewürgt;ihm unstillbareren Haß eingebrän-
detals, drei Iahrhundertezuvor.alleTeufeleiendemOllivier, der
Barbier und Berather, Spürhund und Henkersknecht Ludwigs
des Elften war. Wo er schlich oder kauerte, da murrte oder gisch-
tete es umihn: »Dieserist der Mann mit demleichtenHerzen, der
uns tänzelnd ins Verderben gerissen hat!" Staunend hat er ge»
fragt: «Was werft Ihr mir vor? In Littres Wörterbuch steht:
.Leicht heißt auch, was nicht mit sittlichem Gewicht niederdrückt'.
Ich habe die Nothwendigkeit des Krieges mit reinem, unbelaste»
ten Gewissen hingenommen; nicht leichtsinnig, sondern nur ohne
den Druck sittlicher Bedenken. Das wollte ich sagen: und habe es
so ausgedrückt, daß ich vor derGrammatik und vor der Moral be»
stehenkann." Vergebens. OepecKeundsouttletwurden vergessen:
das dritte Schlagwort aus der Abendsitzung Tollwüthiger über-
schrienochdenIahrhundertwechsel. WieSchicksalwarsüberDem,
dessen lächelnder Plaideurmund essprach. Und funkelt düster nun
von dem weißen Marmor der Grufttafel ins zarte Dämmergrau
des Mittclmeeres weit hinaus: »O'un coeur leZer..." Von der
zweiten Ianuarnacht bis in den neunten Augustmittag des Jahres
1870 war Ollivier Ministerpräsident; sieben Monate und sieben
Tage lang. Dreiundvierzig Jahre hat er dann noch erlebt; in sieben-
zehn Bänden die Reize des empire liberal, seines verkrüppelten,
imSteckkissen gestorbenen Kindes, zu schildern, mit hitzigerem Eifer
sich zu entschuldigen oder doch mildernde Umstände zuerschwatzen
versucht. Das rastlose Mühen blieb unbelohnt. Von eines langen
Lehens LeistungAlles weggeweht bis aussieoenWorte. Alles. Daß
der Sohn des marseiller Republikaners ein berühmter Advokat,

eintüchtigerPräfekt.einumschwärmterKammerrednerwar; einer
der Fünf, die im GesetzgebendenKörper rumorten, bis der erknute»
ten oder erkauften Mehrheit Zorn von derLippe schäumte: Fünf
wider sechzigmal Fünf. Daß er im Klerikerrecht und im Bürger»
gesetzbuch heimisch war,sich an mancherleiLiteratur undKunst dilet-
tirte,LisztsSchwiegersohn,WagnersFreundund Patron, endlich,
als der große Richard Cosima, die Schwester Blandinens Ollivicr,
geheirathet hatte, gar des Tristanschöpfers Schwager wurde. Daß
erim Sturmschritt, ein schlanker Vierziger, alle Schanzen des Vor-
urtheils nahm und sich unter sieben Monden auf steiler Zinne hielt,
trotzdem Rochefort ihn täglich mit giftigem Sprengstoff beschoß
(der Republikaner Graf Victor Henri von Rochefort»Lu?ay aus
den Papierscharten der Zeitung »I^^äl^eillaise" den Marseille?
Spießerssohn, der vor den Kaiser nun, vorseinen liberalen Kaiser
den Schutzschild hält). Alles verhallt. Akademiker ist er: und darf
im Haus der Akademie nicht reden; nicht dem Kollegen und Tot-
feinde Thiers noch ins Grab hinein das Ehrenrecht absprechen.
Im Louvre selbst hört er den Groll knirschen. Als sich das Antlitz der
Republik schon runzelt. O'un c«ur le^er... Versungen. Verthan.
Ollivier durfte behaupten und konnte aus Akten beweisen,
daß er nicht für den Dreibund Frankreichs, Italiens und Oester-
reichs gegen Preußen war, niemals in Kriegswagniß strebte und
daß ungefähr um die selbe Stunde, auch wenn er nie gelebt hätte,
der Feldzug gekommen wäre. Den, hieß es nach der Niederlage,
hat Keiner gewollt. Kaiserin Eugenie athmet noch; hört noch vom
Leid ihrer armen Wahlheimath. «Am einerFrühstückslaune dieser
Frau zu gefallen, läßt der Kaiser eines Tages Frankreich in die
Luft fliegen "chatte ein französischerDiplomatzuBismarckgesagt.
Ist Eugeniens Geist noch wach genug, um der Lostage ihres Le-
bens zu denken? 1867. ZarAlexander, der Zweite, ist, mit Gort-
schakow, nach Paris gereist; nicht, um die Weltausstellung zu
sehen, sondern, um ein politisches Geschäft zu machen. Er bietet
ein Bündniß und die Bürgschaft für die Rheingrenze an. Louis
Napoleon, Träumer und Genüßling, hellsichtiger Zeiterfasser und
des Dunkels eulenfroher Verschwörer, weicht entscheidenderAnt»
wort aus. Alexander will sie erzwingen; und läßt drum in die
Tuilerien melden, er werde vor den anderen Dinergästen kommen.
Bleibt er, nach all den Schauspielen, Jagden, Paraden, endlich
mit dem Wirth allein? Eugenie wirbelt ins Gemach; strahlend,

prächtig aufgeschirrt, bis an den Kehlenrand voll von lustigem
Wortwitz;Augenweide und Ohrenschmaus. Des Zaren Stirn um-
wölkt sich; und von seinerLippe fällt, bis er abreist, nie wieder ein
das Staatsgeschäft streifendes Wort. 1870. Kronrath in Saint-
Cloud. Ollivier, der Ministerpräsident, ist nicht geladen. Leboeuf
berserkert, schleudert sein Portefeuille, des Kriegsministers, auf
die Zimmerdiele und brüllt, als wäre er wirklich der Stier,
den fein Name ankündet, er werde die Mappe nicht aufheben
und seinenMarschallsstabzerbrechen.wenndasKaiserreich dies-
mal kneife. Eugenie sprichtmit leisererStimme, doch mitstärkerem
Wi llensausdruck; nurschleunigerRuf zu denWaffen könneFrank-
reichs Würde vor Schändung wahren. «iL ciiMite cie la Trance«:
ihrTrqß umjauchzt das Schlagwort.Nun erdreistet sich Gramont,
vomPreußcnkönigpersönlicheBürgschaftzuheifchen; mischt(was
stets ein Fehler, meist ein untilgbarer, ist) die Person eines Mon-
archen ins Diplomatenspiel und ärgert damit alle Gekrönten.
Nichts mehrzumachen.seufztinPetersburgAlexander; »sie haben
Wilhelm beleidigt/ Krieg! Ein Tag holder Täuschung, ein ein-
ziger: Saarbrücken. Die ältesten Soldaten, schreibt der Kaiser an
Eugenie, waren von der Mannheit unseres Sohnes begeistert.
Nach diesem Scharmützel verglimmt die Siegeshoffnung. Der
Vater darf nicht länger Generalissimus fein; muß, noch unter der
Augustsonne, in Rethel vom Sohn scheiden; die Mutter ist am
vierten Septemberabend neun Zehnteln des Volkes »die nieder-
trächtige Spanierin." Dreißigster Oktober: Eugenie besucht den
Gefangenen auf Wilhelmshöhe. Paris umzingelt, die Rhein-
armee entwaffnet, vierzig Generale, alle Marschälle in deutschem
Gewahrsam: und diese Frau wagt noch, zu hoffen. Neunzehnter
März 1871: Auf dem kölner Bahnhof liest Louis Napoleon, der
von Kassel nach Chislehurst fährt, zwisch en Laubgewinden die Na-
men derUnheilsstättenWeißenburg, Wörth, Metz, Sedan. Alles
Verziehen, verjährt; nur nicht: ,,O un c«ur leZer.«
Allzu grausig war das Erwachen aus trügendem Wahn ge-
wesen. Leset, nach denBerichtenüberdasGefechtbei Mülhausen,
wieder Zolas Epos«l.a Oebäcle«; nur, zunächst, das Erste Kapitel.
Ists von gestern? General Douai ist mit dem Siebenten Corps
vonBelfortnachMülhauscnvormarschirt.SechsterAugustabend.
Eine Korporalschaft im Linieninfanterieregimcnt 106. Preußen,
hatten Alle geglaubt, wird im Hui überrumpelt. Der Kaiser wirft

vierhunderttausend Mann über den Rhein und ein Corps nach
Dänemark. Süddeutschland wird vom Norden getrennt. Oester»
reich holt sich Rache für Königgraetz und die Heere beider Kaiser»
reiche ziehen am selben Tag in Berlin ein. X Serlin! Hunderttau-
sendStimmen haben denRuf über die Boulevards geschickt. Bor
dem Rathhaus hat ihn ein märchenschönes Weib wiederholt; auf
dem Sitz eines Kutschers dann, halbnackt zwischen denFalten der
Dreifarbenfahne, die Volkshymne gesungen. Straßburg-Berlin:
ein kurzweiliger Spazirgang. In Belfort regt sich mißtrauischer
Zweifel. Dem Corps fehlt die Dritte Division. Eine Kavalleriebri-
gade blieb inLyon.weil dort derPöbel laut murrt. Drei Batterien
haben sich verfahren und find nirgends zu finden. Zelte, Schmie»
den, Feldapotheken, Heilgehilfen, Lagerarbeiter, Kochtöpfe, Fla»
nelldecken,Halfter:Alles vergessen. FürdreißigtausendChassepot-
gewehre sogar alle Ersatzrahmen. Vierhunderttausend Mann?
Nicht viel mehr als die Hälfte steht an der Grenze. Und jeder
Corpsführer arbeitet nur für sich; neidet dem Nachbar den Mar»
schallsstab. Ueberall Unordnung. Der Kaiser krank und ohne Ent»
schlußkraft. Aber: Saarbrücken! Extrablätter in Paris; die Preu-
ßen tragen ihr Hasenpanier über den Rhein zurück. Das Kron-
prinzchen, unser Lulu, hat die Feuertaufe empfangen und (hört!)
vom Schlachtfeld, kalten Blutes, eine Kugel aufgelesen. Weißen-
burg! Eine Falle. Macht nichts. Mac Mahon treibtste zu Paaren.
Sicher haben sie heute schon ihre mächtige Tracht Prügel. Am
Wachtfeuer wird geflüstert. Einem Elsäsfer hat der in Berlin ge«
borene Vetter, mit der Spreestimme, die wie ein Hackmesser schnei»
det,gesagt: »Wenn Frankreich uns denKrieg erklärt, wird es ver»
hauen." Ein Volkin Waffen; verstehtIhr? Jung, in zwei Kriegen
gestählt, des dritten Sieges gewiß und vom Einheitsehnen aller
Deutschen gespornt; Volksschule,Mannszucht,Bewaffnung,Stra-
tegie, Führung: weder oben noch untenRostundLüdrianswesen.
Blödsinn, pfauchtLieutenantRochas (der,weil er gar nichts gelernt
hat, im achtundzwanzigsten Dienstjahr noch nichttzauptmann ist).
«Quatsch, denkaum ein Rekrut fräße. Ich habebeiMazagran,Bis-
kra, Maskara, Sebastopol gefochten. Ich fah bei Solferino die
Oesterreicher vorunseren Bayonnettes rennen, als brenne ihr Hin-
tern. Und diese Preußenschweine sollen uns schlagen? Fußtritte
in die Schinken setzts, wenn sie sich an uns trauen. Das genügt,
sie nach Berlin zu jagen. So ists, Donnerwetter; weils so ist! Alle
haben von uns Hiebe bekommen, daß ihr Fell dampfte. Preußen

bei Eylau und Iena.Oesterreich bei Marengo,Austerlitz,Wagram,
Rußland bei Smolensk; und England;und Spanien! Und heute,
ich schwöre drauf, sind die Preußen verprügelt worden, daß nur
noch Krümel von ihnen bleiben." Eines Propheten Wort? Durch
das Lagerdunkel kriecht, stolpert, läuft, rast eine Freudenpost: Der
Kronprinz von Preußen mit fünfundzwanzigtaufend Mann ge»
fangen; das ganze Heer des Feindes, ohne Kanonen und Gepäck,
in wüster Flucht. Da, schreitRochas, »habt Ihr EureBescherung.
Donnerwetter! Fußtritte in den Allerwerthesten, bis die Bande
wieder in Berlin ist." Eine Viertelstunde danach tappt Wahrheit
heran; die Botschaft vonWörth. Und der Morgen entschleiert die
feindlicheVorpostenlinie. Alles fährt jäh auf. Eisiger Schauer rie-
selt durchs Lager. Hufe stampfen. Schlaftrunkene fluchen. Melde»
reiter sprengen hin und her. Eine Depesche aus Basel. Sieg? Mac
Mahon,Frossard, DeFailly geschlagen;Wunder derTapferkeit,
aber: das ganze Heer auf dem Rückzug und Frankreichs Ost»
flanke schutzlos. Aus braunen Nebeln schält sich ein Trauertag.
Was wird nun? Schluchzen würgt die Frage.Weiterkämpfen, na»
türlich;nur dieDummheit derFederhüteistschuld; wenn nicht ein
Günstling geführt hätte .. Aus verstörten Kinderaugen starrt Ro»
chas., Was denn? Wie denn? Geschlagen? Wir? Warum denn? «
Zola fah nur, was fein Auge zu fehen vermochte. Allerlei
ächzendes, fluchendes, heulendes, rülpsendes Menschengethier.
EinenRegimentskommandeur.der alteKriegerehre verkörpern soll
und dessen Pflegerin, weil er selbst dazu im Siechbett nicht mehr
die Kraft hat, nach der Kapitulation von Sedan seinen Degenzer-
bricht. Einen Napoleon, der sich die Backen roth geschminkt hat.
(Das hat er am ersten September 1870 nicht gethan. Vicomte
d'Harcourt, Mac Mahons Ordonnanzoffizier, fand, als er die
Verwundung des Oberbefehlshabers melden wollte, den Kaiser
auf dem Bettrand. «Er knüpfte gerade einen Hosenträger an; der
andere baumelte ihm noch übers Bein. Er zog sich vor meinen
Augen an, um aufs Pferd zu steigen. Seine Blässe fiel mir auf.
Und während ich berichtete, rollten zwei dicke Thronen über seine
Wangen.")DenTroupierRochas,derseinMädelküßt,einer guten
Flasche den Hals bricht und zwischen Weib und Wein die Welt
durchwüstet. Einen König Wilhelm, der als strammster vor un-
zähligen strammen kleinen Bleisoldaten im Sattel sitzt. Und Hefe
Bleisoldaten haben Frankreich besiegt? General De Soniö, der
eins der von Gambetta zusammengerafften Heere führt, ist ge»

rechter. Bei Loigny ist ihm ein Bein zerschmettert worden; nachts, auf dem verschneiten Schlachtfeld, erfriert ihm das andere. »Mein Trost war: das Siebenzehnte Corps hatte unter meiner Führung nicht einen einzigen Feuermund verloren, lieber die Schneedecke, unter der wir lagen, marschirten die Preußen. In vorbildlicher Ordnung; noch in dieserStunde mußte ich die Zucht und dieHal» tung der Truppen bewundern." Ein Preuße gießt dem seit vier» undzwanzig Stunden Nahrunglosen ein paar Tropfen Brannt» wein auf die Lippe; zieht ihm den Mantel höher ans Haupt, das er auf einen Sattel bettet; drückt ihm, ein Gemeiner, sanft diekalte Hand und spricht, fast zärtlich: »Kamerad!" Bleisoldaten? Zolas Ohr sperrte sich dem frommen Sang, der am Abend von Sedan durchs weite Maasthal schallte. Der Blick des Epikers sah die Feuerlinien; sah nirgends eine Seele. Nicht derLandsleute noch des Feindes. Der hatte gekämpft, wie die Pflicht befahl, wie die Ehre des Stammes, der Volkheit forderte. Mann vor Mann: jeder ein Held, keiner ein strolchender Raufbold. Nach dem Sieg wird nicht geplündert, gesoffen, randalirt, aus Blutlachen Beute geangelt, haschbaren Jungfern das Hemd gelockert. Choräle er- klingen. Hunderttausend Stimmen vermählen sich in frommen und fröhlichen Liedern vom Ruhm, von der schlichten Würde, der däm- mernden Größe des Vaterlandes. Und auf diese in Zucht ge» wöhnte und dennoch vor tollkühnem Wagniß nicht zage, im Ge» fecht unerbittliche, nach dem Kampf andächtig ruhende Schaar ernster Männer schautvom Hügel der König hernieder, der Kr iegs- herr, der erste Soldatund Staatsdiener. Die Sieg wirkenden, Sieg verbürgenden Kräfte hatZola nicht empfunden; kaum, daß zucht» lose, im goethischen Sinn gottlose Wirrniß jedes Reich zerrüttet. Soll es noch einmal so werden? Wiederwurde dem Borstoß von Belfort nach Mülhausen die Spitze gestumpft. Ein Corps zurückgeschlagen und von seiner Schutzstätte weggedrückt; schon am zehnten Mobilmachungtag. Am elften eine Brigade zerrie» bcn, zersprengt, einerFahne und zweierBatterien beraubt, ein Ge- neral getötet und siebenhundert wehrhaften Männern die Waffe abgenommen. Die Fahre, den Führer, ganze Geschützeinhciten undMannschaftverbände dem anZahl noch schwachen Feind über- lassen: Das zeugt nicht von Ordnung, Vertrauen, Willen zum Sieg. Soll das Kriegsgeschäft „fabottirt", nur zumSchein, ohne Inbrunst, das Soldatenhandwerk, das immer auch Seelenwerk sein muß, getrieben werden? Die erste Schlacht wirds erweisen.

Wieder verseucht, im Land feiner und tapferer Geister, die Lügen-
pest alle Quellen. »Sieben deutsche Regimenter vor Lüttich ver»
nichtet. In dem Riesenheer (Held Emmich wird trotz dem Ver-
band lachen) jeder zehnte Mann tot. Und die Stadt hält sich!"
Wars nöthig, einen Thron, eine Krone zu zerschlagen, um aber»
mals in Ohnmacht von Mülhausen westwärts, nordwärts zu tau-
meln? AufOlliviers Stuhl saß (und sitzt wohl noch) ein in Regi»
rungfähigkeitundRussendienstgeläuterterSozialdemokrat.Dieser
GenosseMviani nahm dieLast derKriegsverantwortung aufsich;
und gürtete sich, ohne Scheu vor dem Schreckbild des leichtherzigen
Vorgängers, in Bayards Wappenwort. „I^ous sommes sans peur
et Sans reprocke": in diesen Satz mündete die Rede, die den abge-
ordneten Republikanern die Kriegserklärung anzeigte. »Furcht-
los und flecklos sind wir.« Das Wort des Ritters, von dem sein
König den Ritterschlag begehrte und empfing, auf der Zunge des
röthesten Advokaten. Hätte Pierre Bayard, der selbst den Feind
nicht tückisch bekämpfen wollte, unschuldige Gäste des Staates,
Frsven sogar, tobsüchtiger Pöbelwuth ausgeliefert und vor die
Wahl gestellt, als hörige Landarbeiter aufs Feld zuwandernoder
durch oietzecke schimpfender, stoßender, speiender Menschenrechts-
schützer das nackte Leben zu flüchten? Das thatGenosseMviani,
ein Künder des Tausendjährigen Friedensreiches, den in die Hei-
math der Pascal und Montesquieu, Moliere und Balzac zuge-
lassenenDeutschen.Flecklos.Und furchtlos?Der Sieger vonVilla-
franca undMarignano lehnte das zerschmetterteRückgrat an einen
Baumstamm und starb aufrecht, den erstarrendenBlickfestimAuge
des Feindes. Deutschland wartet. Darf nachMülhaufen undLune-
ville noch nicht urtheilen.Weiß aber: Lug war nieBayardsGewehr.

Iormungandr.

Loki, der Riesensproß, Asenfeind, Feuergott, dem Odin, ihn
zu befreunden, Blutsbrüderschaft anbot und dann zuraunte, Blut
sei dicker als Löschwasser, hat dreimal den Schoß derRiesin Angr-
boda besät und sieht ihm drei Ungethüme entwachsen: den Wolf
Fenrir, dieTodbringerintzel undIormungandr, vieWeltschlange.
Den Vater knebeln und vergiften die Asen; von seines Leibes
Zuckung bebt der Boden; bis Loki frei wird und sich dem Morgen-
künder Heimdall zum Endkampf stellt, der Beide tötet. Die in
Schuppen gepanzerte Tochter wird ins Weltmeer geworfen. Da
wird sie so groß, daß ihr Körperring das Rund der Erde einklemmt.

Schlürft sie Meerwasser, wirdEbbe,und spritzt sie es wieder aus,
Fluth. Ihr grimmster Feind ist der jungstämmige, rothbärtige
Thor. DessenRumpf schmückt derMachtgürtelzund denDonner»
Hammer, der nie das Ziel fehlt und dem Schleuderer stets zurück»
kehrt, schwingt eine in Eisen geschiente Hand. Er erschlägt, da den
Göttern derAbend dämmert, die Erdumspinnerin, Meerbedräue»
rin; stirbt selbst aber von ihrem Giftspeichel. Eine alte Geschichte.
Den Machtgürtel und den Elsenhandschuh hat Deutschland und
sein Heer ward manchmal dem unfehlbaren HammerThors ver-
glichen. Im kolberger Kasino der Grenadiere, deren Chef er war,
sah Marschall Moltke das Bild Gneisenaus, der dieses Regiment
schuf; sah es lange und sprach dann: »Zwischen ihm und mir ist
ein großer Unterschied. Wir siegten immer. Er hat das Heer aus
einer Niederlage in Sieg geführt. Diese schwerste Probe haben
wir noch nie bestanden." Drei Kriege lenkte sein Wille. Um Schles»
wig° Holstein, um die Vormacht Preußens, die Einung Deutsch»
lands. Düppel, Königgraetz, Sedan: auf steiler Straße nicht ein
Fehltritt. Auf dreiSchauplätzennichteineSchlappe.Thorstzam»
mer. Nicht Einer entgeht ihm. Wird es wieder so werden?
Schnell entschüchterte Hoffnung sagt heute schon aus Zuver»
ficht: Ja. Trotzdem Europa von Waffen dröhnt und manches
Schicksal an Entschlüssen hängt, die in Armenien und amPerfer»
go.f, in Tokio und Montreal zu fassen wären. Tief und mit festen
Strängen ist das Vertrauen eingewurzelt. Auch Solcher, deren
Witz, wie auf den Türkenkopf in der Schießbude, auf den deut»
sch c n Offizier zu zielen pflegte und ihn garnicht oft genug alsIunker
mit Pferdezähnen, als eitlen Lassen oder schnauzbärtigen Leute»
schindcr.imStahlmiederverblödetcnSchürzenjägeroderwulstigen
SäuferimWochenblatterblicken konnten. SiehterinunsererWirk-
lichkeit nun so aus? Der Jüngste ist seiner Mannschaft ein Bruder,
ein Vater; über und unter dem Iünglingsjubel, der das Aben»
teuer grüßt, feierlicher Ernst. Ein bald Siebenzigjähriger rast im
Auto durch die stark befestigte Stadt eines skrupellos grausamen
Feindes, durch Flintenkugeln und Granaten,um die Gelegenheit
zu unaufhaltsamem Einbruch zu erkunden. Der Schenkel blutet?
Einerlei. Aufs Pferd; und blaset Sturm! Ein Massenführer wird
auf den Bahnhof befohlen und erfährt erst im Zug, wohin die Reise
geht. Schadet nicht: er findet sich zurechtundkommandirtmorgen,
als sei er in diesem Gelände erwachsen. Mädel, Schulden, wilde
Kasernenschnurren.Trunkenheitstreiche: Alles verstnkt.wennErnst

Soldatenlieder.*)

Scdan wohl auf der Höhe,
g^Li. Da stand nach blutiger Schlacht
Und in später Abendstunde
Ein Bayer wohl auf der wacht.
Schwarze Wolken zichn nach Vstcn
Und die Dörfer steh» in Brand,
Sie beleuchten Wald und Fluren
Und den schwarzen Iviesenrand.
Und der Bayer geht auf und nieder
Und betrachtet die Totenschaar,
Die gestern noch um d!esc Stunde
So vergnügt und munter war.
Horch! was jammert in dem Busche
Und was klagt so bittere Noth?
„Ach, Du lieber Gott im Himmel,
Schick mir einen sanften Tod!"
Und der Bayer schleicht sich näher;
Sieh: Da lag ein Reitersmann
Ulit so tiefer, blutiger Wunde
An dem Busche von Scdan,
,,Reich mirwasser, deutscher Kamerad!
Denn die Kugel tmf mich gut;
Dort, an jenem wicfenrande,
Flo^ zuerst mein rothes Blut.
Noch eine Bitte, deutscher Kamerad!
Grüße mir mein Weib und Kind
Und ich heiß Andreas Förster,
Chcvauleger aus Saargcmüud!"
Dort, in jenem wiescngrunde,
Grub der Laver ihm ein Grab
Und er ließ in stiller Trauer
Dann den Reitersmann hinab.
Setzt ein Kreuz ihm aus zmeiZmeiglein
Und darauf geschrieben stand:
Allhicr luht Andreas Förster
, Und er starb fürs Vaterland.

*> Aus dem l'iibschen, im lhcmpttkeil von derber Fröhlichkeit zuwmmengestellten, von feinem RünMi-rsinn mit bunte,, Sildern ausgestatteten Bändche» „Wenns die Soldaten durch die Stadt mmschiren", d« im Verlag von Erich Reiß erschienen ist.

ci Sedan war die große Schacht,
Die hat Napoleon mitgemacht.
Da standen vielhunderttausend Mann,
Die singen auf einmal zn schießen an
Auf die Frcmzoscn,
Auf die Franzosen,
Auf die Franzosen
Mit Hurra.

Am Morgen, als der Tag erwacht
Und als man auf das Schlachtfeld sah,
Da waren alle Berge roch
Von lauter jungem Franzosenblut.
Sie mu teil sterben,
Sic mußten sterben,
Sie mußten sterben
Mit Hurra.

Napoleon ist jetzt nicht mebr stolz,
Er bandelt jetzt mit Schwefclholz,
Lr läuft die Straßen auf und a'>,
Ruft: „Weiber, kauft mir Zündholz abl"
Lr mußte weichen,
Er mußte weichen,
Er mußte weichen
Mit Huna,

Ihr Mädchen, nehmt Luch fein in Acht,
Daß man Luch nicht zum Cambonr inacbt.
Dann hängt man Luch die T>o,m,'e an
Und Ihr bekommt zuletzt keinen M<?,m.
Sie müssen schweigen,
Sie Müssen schweigen,
Sie müssen schweigen
Mit Hurra.

Die Zukunft.

Geldkrieg.

er Diskontsatz der Bank von England wurde in wenigen Tagen
von 3 auf 10 Prozent erhöht. Das gab eine Sensation, die das
Britenreich selbst in seinen schlimmsten Stunden noch nicht erlebt
hatte. Man drehte die Ablaufhähne des Goldbeckens mit heftiger
Geberde ab. Die Bank von England durfte sich, ihres Mters und
ihrer Ueberlieferung wegen, als Anfsichtamt des Geldverkehrs für
den ganzen Erdball fühlen; und Niemand zweifelte, daß, die Ant-
wort auf alle Geld- und Goldfragen von London kommen und man
dort in der Gefahr ruhig bleiben werde. Aber 10 Prozent Bank-
diskont: Das zeigt die Unzulänglichkeit der Bankverfassung. Die be-
rühmte Peel-Akte, die Grundmauer der Bank, wird nur noch genannt,
wenn sich ihre Nachtheile zeigen und sie aufgehoben werden muß,. Weil
ihr jede Elastizität fehlt, ist ihr Geist mit den Lebensbedingungen eines
gesunden Wirthfchaftkörpers nicht vereinbar. JedesKeldshstem unserer
Zeit hat den Fundamentalfehler der mangelnden Anpassungfähigkeit
ausgemerzt; zuletzt das amerikanische durch die Reform der Noten-
ausgabe, <Nur England hat in seinem ehrwürdigen Institut die Ent-
Wickelung der letzten Jahrzehnte geleugnet. So lange die Peel-Akte
in Kraft bleibt, dürfen nur für 18,ÄS Millionen L metallisch nicht
gedeckter Noten ausgegeben werden. Für unsere Reichsbank gilt das
Gesetz der Dritteldeckung. Wenn sie 3000 Millionen Mark Bank-
noten ausgegeben hat, braucht sie, im schlimmsten Fall, nur 1000 Mil-
lionen Mark Metall. Das heißt: 200« Millionen sind frei und auf
die Wechseldecke angewiesen. In England steht die Summe von 18M
Millionen L (370 Millionen Mark) wie ein rooker gs droits. Damit
ist natürlich bei Runs auf Baarmittel nicht auszukommen: und so
Muß die Fessel des Gesetzes abgestreift werden, wenn das Volk nach
Gold schreit. In den Depositeninstituten, den Joint Stock Banken,
lagert eine Goldmenge von 30 Millionen L. Die ist natürlich dem
Sturm preisgegeben, wenn die Banken die Auszahlung von Metall
nicht einfach sperren. Aber es ist kein unwichtiges Symptom für die
Finanzbereitschaft der Länder, daß die ganze britische Bankenarmee in
ihrem Arsenal 7V Millionen L Gold hatte, während die Deutsche Reichs-
bank allein, nach dem Ausweis vom letzten Iulitag, noch' über einen
Goldschatz von 1253 Millionen verfügte. Nach dem ersten Ansturm.
Unsere Meichsbank blieb ruhig. Der Wechselzinsfuß wurde von
Ä auf 6 Prozent erhöht; und die Kluft zwischen 6 und 10 Prozent wird
dem Betrachter noch durch den Umstand vertieft, daß der deutsche
Wankdiskont stets höher war als der englische. Die deutscheWirthschaft
hat ein ganzes Jahr lang eine Rate von S Prozent getragen, ohne ihr
gu erliegen. Was ihr der Kriegsanfang brachte, war also nur eine
Wiederherstellung des Zustandes, der noch vor neun Monaten galt.
Nicht einmal das Beispiel eines deutschen Noteninstitutes, das einen
Zinsfuß von 8 Prozent beschloß, konnte die Reichsbank zur Nach-
ahmung bewegen. Dieses Institut, die Sächsische Bank, steht imMittel»

Punkt eines der industriereichsten Bezirke Deutschlands. Daß dort
der Bedarf an Bankmitteln sich rascher und heftiger regt als an
Stellen, die nicht so dicht mit Fabriken bevölkert sind, ist leicht zu Er-
klären. Deshalb mußte die Sächsische Bank kräftigere Abwehrmittel
anwenden als die Reichsbank. Nach deren letztem Iuliausweis hatte
der Notenumlauf sich auf 2900 Millionen gedehnt. Zugleich stiegen
die Giroguthaben auf 1258 Millionen. Ein Theil der Gelder, die
anderswo abgehoben wurden, ist also der Reichsban? zugeflossen. Der
Metallbestand ist durch die Nothgesetze, die der Reichstag angenommen
hat, gegen neue Minderung durch privaten Bedarf geschützt worden.
Nur für den Kriegskredit sollen noch 300 Millionen den Gold- und
Silbervorräthen des Reiches entnommen werden. Doch vermehren, sich
die Metallschätze des Centralinstitutes um die 120 Millionen Gold
aus dem Iuliusthurm in Spandau! und es hat obendrein die zweite
Kriegsreserve von 120 Millionen. Die dritte, die aM Silber besteht,
soll durch beschleunigte Ausprägung von Silbermünzen ausgefüllt
werden. Aber es ist natürlich keine ganze kleine Arbeit, Millionen
von Silbergeld herzustellen. Daß den Noten der Reichsbank und den
Reichskassenscheinen Zwangskurs zuerkannt wurde, ist eine nothwen-
dige Gegenwehr für unstillbaren Goldhunger und eine Maßregel der
Vorsicht. Denn nach Kriegsschluß muß die Bank ihre Scheine wieder
in Gold einlösen; und sie darf sich die wichtigste Poraussetzung dieses
Umtausches nicht nehmen lassen. Deshalb hört die Verpflichtung,
Gold für Noten zu geben, während "des Krieges auf.

Die Reichskassenscheine sind, im Gegensatz, zu den Banknoten,
in Friedenszeit kein gesetzliches Zahlungmittel,- Privatleute brauchen
sie nicht, öffentliche Kassen des Reiches nnd der Bundesstaaten müssen
sie, immer nehmen. Dieser Unterschied zwischen den beiden Sorten
des deutschen Papiergeldes ist durch die Kriegsgesetze ausgehoben wor-
den und man wird sich schnell an die Kassenscheine gewöhnen. Da der
Verkehr viel Scheidemünze braucht, muß der Vorrath an Silber-,
Nickel- und Kupfermünzen stets früh genug ergänzt werden. Das
Münzgesetz schreibt vor, daß, einzelne tzauptstellen der Neichsbank
gegen Einzahlung von Silbermünzen (in Beträgen von mindestens
200 Mark) oder von Nickel- und Kupfermünzen (in Beträgen von
wenigstens 50 Mark) auf Verlangen Gold auszahlen müssen. Jetzt
ist alles Papiergeld im Rang erhöht worden! und besteht der deutsche
Geldzettel die schwere Belastungprobe, so ist er für lange Zeit dem
Mißtrauen entrückt. Nicht nur der kleine Mann schätzte bisher eigent-
lich nur das Metallgeld: auch Großkapitalisten, die, wenns nicht blitzt
und donnert, im Vortrab der Kämpfer für wirthschaftliche Aufklärung
stehen, haben sich einen güldenen Nibelungenhort angelegt.

Im Hinblick aus die Begrenzung des Warenumsatzes und deren
Einfluß auf das Wechseldiskontgeschäft wurde den kurzfristigen Schatz-
wechseln des Reiches die Eigenschaft der Notengarantie zugesprochen.
Da die Wechsel, die den Banknoten als Stütze dienen, nicht auf lange
Sicht ausgestellt sein können und die Schatzscheine nach spätestens

drei Monaten fällig werden, sind sie aller Vorrechte der privaten
Tratte würdig. Die Accepte des Reiches sind nicht in dem Sinn als
Staatspapiere aufzufassen wie die Bonds der Vereinigten Staaten.
Deren Aufgabe ist in Deutschland den „Diskonten" zugewiesen. Das
neue amerikanische Bankgesetz hat die Schuldverschreibungen der Bun-
desregirung durch Kommerzwechsel ersetzt; und dieser Äustausch ist
als Fortschritt gepriesen worden. Trotzdem darf man nicht glauben,
daß die Kriegsverordnung für die deutschen Banknoten eine reaktio-
näre Maßregel sei. Die amerikanischen Bonds sind keine Wechsel,
sondern reguläre Anleihen mit langer Geltungdauer. Unsere Schatzs-
anweisungen aber sind kurzfristige Papiere, die sich nur in der Um-
rechnung von einem gewöhnlichen Handelswechsel unterscheiden.
Daß die Vorschriften über die Notensteuer aufgehoben wurden,
ist die natürliche Folge der Erweiterung des Notenumlaufes. Man
darf die im Interesse der deutschen Wirthschaft gebotene Grenzfreiheit
der Notenausgabe nicht mit einem Strafzoll belegen. Zille KricgS»
gesetze der Reichsbank wären auch in friedlichen Tagen lenkbar und
vielleicht schon eingeführt worden, wenn man des Verständnisses
der Reichsbankkundschaft sicher gewesen wäre. Nur, weil dem Publikum
die Einsicht fehlt, ist es nöthig, Stacheldraht zu ziehen. Der Krieg
begründet und erklärt diesen Zwang natürlich erst recht. Das Reich
wird übrigens seinen Kredit nicht nur in Schatzanweisungen finan->
ziren. Auch reguläre Wechsel sollen ausgegeben werden, für die als
Besonderheit eine eigene Vorschrift über die Zahl der Unterschriften
eingefügt ist. Amerika wird sich für die deutschen Reichswechsel inter-
cssiren; und da es die einzige nicht vom Krieg berührte Großmacht
ist, kann als aktive Instanz des internationalen Geldmarktes nur
New Vork angesehen werden. Wie oft haben wir gehört, die Schwere
der wirthschaftlichen Verantwortung werde den Weltkrieg verhindern!
Nun wird sich zeigen, wie lange dieses Moment unwirksam bleiben kann.
Zunächst: das Gefühl des Darbens darf nicht aufkommen. Die
Reichsbank hat die Führung übernommen. Alles harrt ihrer Winke.
Die alten strengen Bestimmungen für den Lombardverkehr muhten
fallen. Um den Kapitalbesitz fruchtbar zu erhalten, hat man Dar-
lehnskassen eingerichtet, welche die Verpfändung von Waaren und
Werthpapieren ermöglichen, und zwar in weiterem Maße als nach
den alten Vorschriften des Bankgesetzes. Solche Darlehnskassen gab
es schon 1870 und sie haben sich damals sehr gut bewährt. Heute sind
sie in Verbindung mit der Reichsbank und geben eigene Geldzeichen
aus, die nur von den öffentlichen Kassen, nicht auch im Privatverkehr
in Zahlung genommen werden müssen. Die Gesammtsumme der Dar°
lehnskassenscheine beträgt 1500 Millionen Mark. In Pfand gegeben
werden Effekten und Waaren. Das Darlehen muß, mindestens 150
Mark betragen und spätestens nach sechs Monaten getilgt werden.
L a d o n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Halden in Berlin. —
Verlag der Zukunft i» Berlin. — Druck von Paß S Sarleb <S. m, b, tz, in Berlin.

Berlin, den 22. August 1914.

Weder Rausch noch Furcht.

Gestern und Heute.

MWnsere Leute sind zum Küssen," Der gar nicht sentimentale, "jeder Neigung in Gefühlsüberschwang längst ferne Otto Bismarck schriebs an seine Johanna, als er die Preußen zum ersten Mal in der Schlacht gesehen hatte. »Zum Küssen. Jeder todesmuthig, folgsam, ruhig, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenigSchlaf, abfallendenStiefelsohlen; freundlich gegenAlle; kein Plündern und Sengen; bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot." Das äßen sie, ohne zu murren, morgen wieder, Wenns sein müßte. Ist aber dafür ge» sorgt, daß so Ekles ihnen lange erspart bleibe. Länger als jedem Feind. Sie wissen, Mann vor Mann: Was für uns, Starke und Sieche, Kämpfer und Verwundete, geschehen kann, geschieht; auch sür die liebe Schaar, diewirim Nestließen.DieseGewißheitschient nicht ihren Leib nur in Erz. Nirgendwo ist was verhudelt, ver-krümelt, verlüdert worden. Einer hatin den erstenMobilmachung« stunden wohl, ein Bischen unsicher, den Anderen umschielt: ob Der auch so gut ausgestattet, bis ins Kleinste in so behaglicher Ordnung sei oder ob, wie in Irdischem unvermeidlich schien, Zu-fall mitgewaltet habe. Nein. Jeder Rock und jede Hose ist aus haltbarem, dem Körper freundlichem Stoff; ist genäht, als hätte der beste Schneider ohne Hast drüber gesessen. Hemden und Hals-binden, Stiefel undHelm: derVerwöhnteste noch staunt über die Bequemlichkeit. Blicket sie an, die Preußen und Bayern, Sachsen

und Schwaben, die Männer von der Wasserkante und aus denr Schwarzwald, aus dem Lipperland und von derBergstraße: Jeder schreitet stattlich einher. KeinerM begünstigt, Keiner verwahrlost. Jeder ein stolzer Deutscher.EhedieschwerstePflichtschuldeingefordert wird, ward Jedem fein^volles^Recht. Der „gemeine" Mann sieht aus wie inFriedenszeit der Einjährig-Freiwillige, demVaterWohlhäbig gern denBeutel mitGoldkrönchen spickte. Wie ein strammesDorfprinzlein oder einvon derWickelkommode an sauber undreichlichgehaltenerSohnbreitlebenderStadtmenschheit.Was er hat und noch erhält, ist so gut, wie es irgend sein konnte. Waffen und Mantel, Decke und Brot, Konserven und Trank. And noch sind dieMonturkammern,die,Proviantlager, nach dem Ausmarsch der vier, dem Aufmarsch der sechs Millionen, voll wie die Gutsscheune nach einer Ernte von kaum erträumter Fülle. Die tüchtigsten Handwerker sind, selbst ein ganzer Heerhaufe, aus allen Zunftbezirken mit insFeldgezogen; haben das feinste Werkzeug, funkelnagelneues, bereit und tilgen schnell großen und kleinen Schaden. So istsvorn. Nnd hinter derFront,von Lyck bisMörchingen, durchs weite Reich fädeln undklappern die Nadelnfleißiger Frauen, Mädchen, Schulkinder. Pflcgerröcke und Krankenkittel, Leibschützer und Verbandzeug, Socken und Handschuhe: bis auf Eures Eiffelthurmes eitle Höhe, Franzen, der Stapel gehäuft ist, ruhen die flinkenFinger nicht. Schon ist in den leistungfähigsten Stätten, für Hunderttausende, Linoleum bestellt: damit den Feldlazareten die nothwendige Reinlichkeit, die rasche und doch gründliche Reinigung gesichert sei. Schon wird nach allem erlangbaren Pelzwerk gefahndet: damit der härteste Winterfeldzug den deutschen Mann nicht mit Eisschauern überrumple. Trommler ohneTrommelstock.Kürassierim Weiberrock, RitterohneSchwert, Reiter ohne Pferd, Flinten ohne Hahn, Fähnrich ohne Fahn, Speicher ohne Brot, Kranke ohne Wagen: so (wie das Lied des deutschen Schülers Friedrich August 1812 die Flucht des bona» partischenHeeres beschrieb) wird es bei uns nicht, liebe Freunde in West und Ost; wer darauf noch rechnet, mag fein Gezcttel schleunig zerreißen. Wir brauchen noch nicht, wie die Preußen von 1813, Ringe und Ketten, Silberschüsseln und Becher, Denkmünzen und Edelgeräth hinzugeben; nicht dieKirchen zu blößen, den Spargroschen einer Knappschaft (Waldenburg), einer Ka°

dettenklasse, alter Nnteroffiziere und junger Dienstmädchen zu nehmen; nicht herumzuhorchen, ob wieder wackere Schuster, wie weiland derehrsameMeister Valentin,dem Staat «dreiPaarneue Stiefel und zehn Thaler" steuern wollen. Nicht die Schülerszweihundert gingen, von 13 bis 13, aus einem Gymnasium, Berlins Grauem Kloster) ins Feld zu fchickennoch zu wünschen, daß Mädel sich in Soldatenröcke mummen, wie Lore Prochaska, die, unter Lützows wilden,verwegenenIägern,an derlüneburgischenGöhrde fiel. (Ich verkaufte mein Zeug, schrieb die kühne Unteroffiziers» tochter an ihren Bruder, «um mir erst eine anständige Mannskleidung zukaufen, bis ich Montirung erhielt; dann kaufte ich mir eine Büchse für acht Thaler, Hirschfänger und Tschako und ging unter die Schwarzen Jäger." AlsAugustRenz; erst die von einer französischen Kanonenkugel tötlich Verwundete, die sich die Litewka aufreißen mußte,bekannte sich ihremLieutenant als einMädchen.) Auch die Fünfziger sollten noch nicht, weils zu Haus unerträglich ist oder just die Gelegenheit, den werthen Namen in die Weltesche zu kerben, ins Feuerlicht vordrängen. Das fördert draußen nur die wonniglich kitzelnde Vorstellung, Deutschland sei schon in Noth. Ist nicht. Hat rüstige Männer genug; und Geld, sie zu löhnen,zu kleiden, zu nähren, zu waffnen und ihre Familien vor Hunger zu wahren. Reich, Staat, Provinz, Kreis, Gemeinde, Verbände und Einzelne: Alle geben, sammeln, Harken zusammen und geben abermals; fragt, Franzosen, Russen,Briten, Eure Späher, ob irgendwo geknickert, ob nicht alles Handeln, überall, von der Meinung geleitet wird, dem Volk in Waffen und dessenNest» lingen zieme nur das Beste. Wenn die Häupter des Heeres die Aelteren, die Alten brauchen, werden sie nicht säumen: und nicht ein Aufrechter wird dem Rufe fehlen. Nicht Einer wird plärren, weil harte Zeit ihm den Segen karger Lebenshaltung aufzwingt und er lernen muß, daß aus Entbehrung seligeres Gefühl keimen kann als aus Genuß. Denn aus jeder deutschen Wesenswurzel stieg in diesem Sommer bis an den Wipfel endlich wieder Saft vom Saft Arndts, des stämmigen Gewisfendrillers, der vor dem Sturm schon die Landsmannschaft mit demZornruf aufpeitschte: «Wer mit seinem Volk nicht Glück und Unglück, Noth und Tod theilen will, ist nicht Werth, daß er unter ihm lebe,und muß alsein Bube oderWeichling aus ihm Vertilgtoder ausgestoßen werden."

Herrschaft derWeichlinge: da dräute den Deutschen eine Ge°
fahr. Anser Leben war, nicht nur der Reichsten, allzu üppig gewor-
den; sauste aus Gummireifen (vier, als Ersatz, hinten angehakt)
über Sumpfland und Klinkern, Wurzelstümpfe und spitze Steine.
Wie einfach scheint, wie ärmlich dem verzärtelten Auge jede Da-
seinsbedingung der Männer, die uns das Reich erfochten! In
Böhmen fehlten dem König die Hüter, den wichtigsten Männern
desGroßentzauptquartiers die zuraschemNachrichtendienst un-
entbehrlichen Pferde. Der Ministerpräsident muß froh sein, daß
der großeFuchs ihn dreizehn Stunden langträgt(„erfraßAehren
und Pflaumenblätter mitVorliebe in den schwierigsten Momenten
und scheute weder vor Schützen noch vorLeichen"); muß dankbar
sein, als, in tzoric, der Großherzog von Mecklenburg ihn vom
Straßenpflaster in ein Zimmer holt, das schon vier Männer für
die Nacht herbergt. Bei Königgraetz hatte sein Gewissen ihn in
Adjutantendienstverpflichtet; mit harterAnrede mußte erdenKö»
nig aus dem Granatenfeuer weglocken. («Er kann mir noch nicht
verzeihen, daß ich ihm das Vergnügen, getroffen zu werden, ver-
kümmerte. ‚An der Stelle, wo ich auf Allerhöchsten Befehl weg-
reiten mußte', sagte er mit gereiztem Fingerzeig auf mich. Die Ge-
nerale hatten denAberglauben,sie, alsSoldaten,düften demKönig
vonGefahr nicht reden,und schickten mich,der ichauchMajorbin,
jedesmal anihn ab. Niemand kannte dieGegend, Keiner führte den
König, bis ich mich zum Wegweiser aufwarf. Es ist mir aber lieber
so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Erwarenthusiasmirtüber
seineTruppen,mitRecht,so exaltirt, daß er dasSausen und Ein-
schlagen gar nicht zu merken schien, ruhig und behaglich, wie am
Kreuzberg, und fand immer wieder Bataillons, denen er danken
und ‚Guten Abend, Grenadiere' sagen mußte, bis wir dann rich-
tig wieder ins Feuer hineingetändelt waren.") Noch 1870 führt
Schmalhans dieWirthschaft. Der Bundeskanzler will Generals-
uniform tragen, damit er nicht „alle zwei Tage eine neue weiße
Mützebraucht".DieLebensmittelwerdenschonintzomburg knapp
und Bismarcks Söhne, Beide von der „blauen Couleur" (Dra-
goner), freuen sich der halben Wurst, die Vaters Kanzleidiener
ihnen zusteckt. InHerny ißtIohannensOttochen so viel rohen und
gebratenen Speck mit Knoblauch, daß sein Athem ihm «wie ein
Salpeterkeller zu riechen scheint". Kaninchenfleisch ist ein Lecker-

bissen; ein erhafchtestzuhn so zäh, daß »feinerLeiche meine guten Zähne nichts anzuhaben vermochten". Der ersteBeamte desNord-deutschenBundes schickt seine Taschenuhr nach Haus, weil sie nicht mehr geht und der Schlüssel nicht handlich ist, und meldet, daß er sich für zehn Francs eine silberne gekauft habe. Während er lächelnd auf die alten Weiber niederschaut, die, wenn sie seinen Namen hören, auf die Knie fallen und um ihr Leben bitten („Atilla war ein Lamm gegen mich"), wird seinAeltester verwundet.» Wenn er nicht das Kreuz bekommt, will ich nie wieder Orden tragen. Bill ist dick und lustig; sah sehr schmierig aus. Erhatansteckendetzeiter» keit. Jeder Dragoner von der Dritten Schwadron lacht zunächst, wenn er von mir nach Bill examinirt wird." Lacht nicht nur mit dem Mund. Der junge Graf hat in den Sattel feines Pferdes einen verwundeten Dragoner gefetzt und Mann und Gaul aus dem Kugelregen geführt. Als er in Versailles den Vater überrascht und bei Tisch ausRothschildsKeller gekauften Sekt getrunken hat, „bis seine Nase einen rothen Sattel trug", nimmt er Cognac,Cigaretten,etliche Goldstücke und zwei Paar Handschuhemit. And jauchzt dann, in jedem Quartier, himmelhoch, wenn Mutter dem Briefbummelanten etwas Geräuchertes schickt. («Spickgans: dann schreibt er.") Jedem der blauenIungen will der Vater zum Christfest einen Säbel spendiren; feinem Herbert obendrein einGewehr.das hundert Thaler kosten darf. Erselbstwünschtstch Schinken undWeißsauer von einer reinfelderGans.DerBundeskanzler, der feinem König nach Düppel, nach Königgraetz, ins SchloßLudwigs des Sechzehnten den Weg gebahnt hat. Dem die Vorposten im Franzosenfeuer Feldblumen pflücken. Wie knapp es unten zuging, ahnen die NachgeborVien nicht. Die sind bei Elektrischem Licht aufgewachsen. Der Dreikäsehoch hat sichs in der Nacht aufgeknipst oder die Leuchtlettern derTifchuhr angeblinzelt. Hat, wenn er der Klassenaufgabe nicht sicher, der Lösung nicht mächtig war, in die Runde telephonirt. Weiße, gelbe, braune, schwärze Schuhe getragen; zu jedem den im Farbenton paffenden Strumpf. Die theuersten Grammophonplatten, Schauspiel« und Opernvorstellungen durchgekostet und die schönsten Plätze Europas bereist. Auf blankem Fahrrad oder in Papas Auto gesessen. Eine Pferdedroschke? Brr! Schneckenpost. Vor 70 wars die ersehnte Freude der höchsten Feiertage. Gabs, im Hofjäger oder in den Zelten, ein

belegtes Brot, Rührei, gar Gansklein, dann war Prahlstoff für dieSchulpause. Eine Taschenuhr? Zur Einsegnung eine aus dün» nem Silber. Schlittschuhe aus Holz, mit vielen Riemen und einem Eisendorn, der in den Stiefelabsatz getrieben wurde. Anter dem Christbaum lagen, zwischen zwei Päckchen berliner Pfefferkuchen, sechs Bosdorfern und sechs Rothen Hähnchen, Taschentücher, Federhalter, Bleististe, Bilderbogen zum Auspinseln, eine Mütze, ein billiges Buch, ein Häuflein aus Marzipan, Rosinen und Man- deln. Alltagsleckerei: Backpflaumen und Johannisbrot. Der Er- wachsenen: Sahnenbaiser und Windbeutel (wenn das Geschäft flott ging). An Gas, Kachelofen, Petroleumlampe wurde geknau» sert. Eine versunkene Welt. Nnd an manchem Herzen nagte nun die Sorge, ob das verwöhnte Geschlecht nicht knurren, nicht früh über Gliederwundheit stöhnen werde, wenn sichs auf die Pritsche rauher Kriegspflicht strecken müsse; ob das Fleisch noch stracks, bis in Massengemetzel, dem Willen gehorchen könne.
Dieses Alben, eines, sind wir ledig. Deutschlands Heer äße, wennNoth dazu zwänge, in nassen Kleidern wieder verschimmeltes Brot; und würde danach fechten, als käme es von eines Königs Mahl. Offiziere und Mannschaft. Aus der Fülle holder Lebens» güter, aus den weichsten Kissen sprangen Tausende, Abertausende aufihrenWehrmannsposten.Wer ganz vorn sein darf, jubelt.Wer noch hinten bleiben muß, hofft: Morgen gehts an die Front. Ent- behrung? Sie lechzen danach. Beamte und Bankregenten,Stadt» und Iustizröthe ziehen den Rock des Unteroffiziers, des Gemeinen an und harren in Glücksfiebern, wie einst der Weihnachtbesche» rung, des ersten Gewitters, das aus dem Eifer des jungen Vor- gefetzten aufflammt. Jeder schreibt an die Eltern, die Frau oder Braut: »Wir leben hier herrlich,haben,was derMagen begehrt, undwünschenunsnurnochdichterenSchwarmzumDreinschlagen." Keiner macht uns dieses Heer nach. Das schießt besser, denkt schnel- ler, ist zuHandlung undGehorsam williger als jedes andere.Heute noch, wie 70 nach Bismarcks Wort, »nicht nur besser mit Schuh- zeug versehen als die Gegner, sondern hat auch bessere Beine drin stecken."Bis derRusse sich in dieFeinmechanik derjetzt nothwen» digen Kriegführung findet, ist der Säugling von heute vielleicht Großvater. Welcher Slawenkenner sieht zwei Dutzend russischer Generale, die sähig sind, zwölf Stunden lang mit nüchtern wach»

samer tzirnkraft am Feldtelephon zu fitzen, blitzschnell den Werth jederMeldung zu wägen, dem Centrum, den Flügeln ihrer Truppenmacht, der Artillerie, den Pionieren und Fliegern die richtige Weisung zu geben, das Ganze und jeden Theil gegen Umgehung zu sichern, an jedemRuhepunkt fürMunition und Proviant vor« zusorgen?Kuropatkin,der bei Mukden den Erfolg seiner eigenen Truppen nicht merkte und den Rückzug befahl, als die erschöpften Japaner kaum noch auf Sieg, auf Wahrung der im Landkrieg errungenen Vortheile hoffen konnten: dieser Führertypus ist nicht ausgestorben. Auch nicht der Wirrkopf, dersein(vonFabrikschlos° sern bedientes)Torpedoboot aus derSchlacht heil in den neutralen Hafen bringt und auf die Frage, weshalb er nicht einen Angriffversucht habe, antwortet:, Ich komme mit demTeufelsapparat nichtzurecht."DerFranzos istpfiffig und beweglich: aber an Ausdauer, Gewicht, vertrauenderNnterordnung unserenLeuten nicht gleich. Nach der ersten Schlappe schimpft er auf die Federbüsche <leg Allnas ckets), nach der ersten großenNiederlage wittert erVerrath und wünscht der pariser Regirung den röthestenSchrecken an den Hals. Warum ließ die Advokatenbande ihn inBazarstiefeln, in durchschwitzten: Rock und rothen Hosen vors rauchlosePulver der deutschenMusterschützen? Wahrscheinlich wollte ein Klüngel verdienen oder einem anderen die Schachermachei mit derTuchlieferung sperren. Oder ein mächtiges Frauenzimmer schwor, nicht ein Häkchen zulösen.wenn ihrLiebling inGraugelb komme. «Wirsind verkauft! Von Gaunern! Vive la Sociale!" Lieb Vaterland ...

Des Heeres darfstDu sicher sein. Das leistet, wasMenschen möglich ist. Das haben die zween Nikolai und ihr Freund aus Elysion nicht. Das stürmt und steht als himmlisch, höllisch lebendigerBeweis deutscher Mannheit. Wo? Mühsam nur sondert das schärfste Augenglas es vom Boden, von Baum und Flur. Nirgends ein blinkendes Ziel. Wie eine Erdgeisterschaar rückt es heran. And Erdgeist wirkt aus ihm. Von seinem Athem bebt der Luftstrom. EinWeichlingen unterthanes,vonUeppigkeit trüg ge° wordenesLand konnte nichtdieseMännerreifen. Jeder einfrom» merHeldoderwilderBerserker. Iederfrohbereit,mit seinemKopf den Rachen des Teufels, das Rohr der Haubitze zu stopfen, mit seines Herzens Blut die Mauer zu mörteln, die das Vaterland schützt. Seidruhig,Bürger,getrost,Eltern,Frauen,Kinder,Bräute,

Geschwister! Nie war ein Volk in stärkerer Hut. Nie war für ein
Heer so wirksam in alle Wege vorgesorgt. Für Deinen Mann,
Milchschänkin, nicht schlechter als für den Grafen, der ihm be»
fiehlt. Er empfindets, lacht und ist zum Küssen; nicht wahr?
Totenappell.
Es freut mich, hier sagen zu können, daß der König jetzt auch
mit einem ihm eigenen Gedanken hervortrat, der vielfach und
günstig in die Stimmung der Zeit eingriff. Das war die Stiftung
des Eisernen Kreuzes; ich habe den eigenhändigen ersten Ent-
wurf des Königs und die von ihm mitBleistift entworfene Zeich»
nung selbst in Händen gehabt. Es war in jeder Hinsicht ein glück-
licherGedanke: dieEigenthümlichkeit des gewähltenZeichens,wel»
ches von allen bisherigen Dekorationen abwich, das Metall, aus
dem es bestand und das zugleich alsSymbolderZeit dienen konnte,
die Form, die an die Deutschen Ritter in Preußen erinnerte, vor
Allem aber das gleiche Anrecht des Soldaten wie des Generals
gaben diesem Schmuck einen großenWerth und erzeugten bei dem
allgemeinen Wunsch, ihn zu erwerben, mehr als eine kühne That.
(Boyen.)
Ich will von den stillen Gefahren sprechen, die da leise kom»
men wie Wasser, welche lange verborgen unter Bergen dahin»
fließen und ihre Festen aushöhlen, bis endlich die stolzen Gipfel
in die nassen Tiefen nachstürzen; von den Gefahren, die Das her-
beiführen, was durch Waffen nimmer geheilt noch abgewandt
werden kann, die das Glück auf immer verjagen, die Tapferkeit
erschlaffen und alle Keime ausroden, woraus germanische Helden,
Retter der Zukunft, geboren werden können. Diese leisen Gefahren
sind keine anderen als die allmähliche Auslöschung und Ausro»
dung deutscherArtundEigenthümlichkeit. Wirwaren immermehr
verweichlicht; die Geschichteunserer ehrwürdigenAltvorderenwar
keine lebendige und begeisternde Erinnerung mehr für uns; deut-
sches Land, deutsches Volk, deutsche Freiheit, deutsche Ehre waren
kaum noch Klänge. Wir waren nicht mehr den früheren Menschen
vergleichlich, wirwarenschlechter geworden als unsere Väter; aber
wir waren noch deutsche Menschen, wir hatten noch viel übrig, wor»
aus wieder stattliche und feste deutsche Männer, woraus wieder
ein großes und gefürchtetes deutsches Volk hervorgehen konnte.

Weder Rausch noch Furcht.
wenn ein belebender Odem des Geistes über die Welt wehste und die starre und faule Masse anblies. (Arndt.)
Der Krieg ist die stärkende Eisenkur derMenschheit, und zwar mehr des Theiles, der ihn erleidet, als dessen, der ihn führt. Ein Kriegsstoß weckt die Kräfte auf, die das lange Nagen der täg» lichen Sorgen durchfrißt. Im Frieden kriecht derBürger so leicht mit weicher Schlaffheit durch und deckt sich gegen die Gefahren, wie gegen die Bomben, nur durch Wegheben des Steinpflasters und des hohen Daches und durch Ausbreiten des weichen Dün- gers; aber der Krieg fordert den waffenlosen Bürger zum Zwei» kämpf mit derAebermacht und Gesetzlosigkeit heraus; er verlangt in jeder Minute ein Männerherz und ein Männerauge und ver» panzert mit den größeren Gefahren gegen kleinere. Ist aber Dies, somußderKriegdennächstenZeitenmehrwahreMännerzubilden und zurücklassen und demVesuv gleichen,nach dessenAsch enwürfen der anfangs durch sie erstickte Pflanzenwuchs üppig emporschießt. (Jean Paul.)
Ansere ältesten Vorfahren und Alle in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie be» geisterte; und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung überDen, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt derArme noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüthes ist es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel sich setzt seiner Aufopferungen und sich nicht weiterwagen mag als bis zu einem gewissen Punkt, Der giebt den Widerstand auf, sobald dieGefahr ihm an diesen durchaus nicht aufzugebenden noch zu entbehren» den Punkt kommt. Wer gar kein Ziel sich gesetzt hat, sondern Alles, auch das Höchste, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daransetzt, gibt den Widerstand nie auf und siegt, so der Gegner ein begrenztes Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das da fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt, Selbständigkeit, fest insAugezu fassen und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsere ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zum Werkzeug fremder Herrschsucht und zuAnterjochungselbständiger Völker gebraucht wird. Alle Zeitalter, alle Weisen und Guten, die jemals auf dieser Erde geathmet haben, alle ihre Gedanken und Ahnungen eines Höheren umringen Euch und heben flehende

Hönde zu Euch auf; selbst, wenn man sosagen darf, die Vorsehung
und der göttliche Weltplan bei Erschaffung eines Menschenge»
schlechtes, der ja nur da ist, um von Menschen gedacht und durch
Menschen in die Wirklichkeit eingeführt zu werden, beschwöret
Euch, seine Ehre und sein Dasein zu retten. Die alte Welt, mit
ihrer Herrlichkeit und Größe, mit ihren Mängeln, ist versunken,
durch die eigene Anwürbe und durch die Gewalt Eurer Väter.
Anter allen neueren Völkern seid Ihr, Deutsche, es, in denen der
Keim der menschlichen Vervollkommnung am Sichtbarsten liegt
und denen der Vorschritt in der EntWickelung aufgetragen ist.
(Fichte.)
Wider alle Erfahrung mußte das wandelbare Kriegsglück
zur Anwandelbarkeit gezwungen werden und Kranz auf Kranz
um unfere Fahnen winden, wenn dies bestverleumdete und best»
verhöhnte aller Völker wieder die rechte Stelle in der Staatenwelt
erringen sollte. Wir waren die Jahrhunderte entlang durch die
weltbürgerliche Macht unseres römischen Kaiserthums, wie die
Italiener durch ihr Papstthum, inder einfachen Arbeit nationaler
Politik gehemmt und geschädigtworden; wirmußten dann inunse»
rem Staatenbund mehrere ausländische Mächte mitthaten lassen
und sahen uns zugleich angekettet an eine halbdeutsche Macht, an
eineverhüllteFremdherrschaft,derenAnwahrheiteingroßerTheil
der Nation, befangen in alten theueren Erinnerungen, niemals
erkennen wollte. Der Ruhm der Anbesiegbarkeit, den einst Nie-
mand den Fahnen Friedrichs zu bestreiten gewagt, war durch alle
die herrlichen Schlachten derBefreiungskriege nicht wiederherge-
stellt; denn immerdar höhnten die Fremden: Als diePreußenbei
Jena allein standen, wurden sie geschlagen, nur im Bunde mit
anderen Mächten siegten sie wieder! And dabei wuchs undwuchs
in der Nation das Bewußtsein einer unermeßlichen Kraft, einer
lebendigen, unzerstörbaren Gemeinschaft des gesammten geistigen
und wirthschaftlichen Lebens. Ein Volk in so beispiellos schwie-
riger Lage, so stark in seinem berechtigten Selbstgefühl und so
schwach durch seine jämmerliche Bundesverfassung, mußte noth»
wendig in verworrene, ziellose Parteikämpfe, in alle Kinderkrank»
heiten des politischen Lebens verfallen. Im Ausland aber war
unter Millionen nur Einer, unser treuer Freund Thomas Carlyle,
der in dem Wirrwarr unserer Parteiung den Adel der deutschen

Volksseele liebevoll erkannte. SonststimmtenAlle überein indem
Gedanken, daß aus uns nichts werden dürfe, daß diese Mitte des
Welttheils, auf deren Schwäche die alte Staatengesellschaft so
lange beruht hatte, niemals erstarken solle. Wir waren den Frem»
den nur die lächerlichen festlustigen Sanges» und Schützenbrüder;
und der deutsche Name Vaterland galt in England schlechthinals
Schimpfwort. Als Preußen dann die alten Siegesbahnen des
Großen Kurfürstenund des Großen Königs wieder eingeschlagen,
unsere Nordmark befreit und im Schlachtendonner von König-
graetz die Fremdherrschaft des Hauses Oesterreich zertrümmert
hatte, dablieb Europa noch weit davon entfernt, die neue Ordnung
der deutschen Dinge anzuerkennen. Wir hatten vor Zeiten nach
der Weltherrschaft des RömischenReiches getrachtet und waren
dann durch die grausame Gerechtigkeit der Geschichte lange zu
einemleidendenWeltbürgerthumverurtheiltworden,so daßunser
Boden den Tummelplatz abgab für die Heere und das diploma»
tische Ränkespiel aller Völker. Sollte Das also bleiben?
Was wir brauchten, war ein ganzer, unbestreitbarer, allein
durch deutsche Kraft errungenerSieg, der die Nachbarn zwang, die
freieMündigkeit dieser Nation endlich zu achten.Wirwaren längst
nicht mehr das arme mißhandelte Volk von 1813, das seine Fah-
nen geschändet, seine Felder verwüstet, seine Städte geplündert
sah.das in heiligem Zorn betete: Rettung vor demIoch derKnechte!
And dann,auf dasAergste still gefaßt,den ungleichenKampf wagte.
Und nun fügte es ein gnädiges Geschick, daß gleich beim Beginn
des Krieges das Schuldbuch deutschen Bruderstreites zerrissen,
alleSünden altenHadersfürimmer abgethanwurden.DieBayern,
die schon dreimal der Freundschaft Preußens die Rettung ihres
Staates verdankten, neuerdings aber, durch dieVerblendung des
Hofes, sich ihrem alten natürlichen Bundesgenossen ganz entfrem»
det hatten, halfen jetzt, von Preußens Kronprinzen geführt, die
ersten Siege des Feldzuges bei Weißenburg und Wörth mit er-
fechten. Unser Fritz mit seinem gütigen, strahlendenLächeln ward
ihrer Aller Liebling, er schlug die Brücke zwischen den Herzen von
Süd und Nord: und nicht lange, so nannte der Bayer den Preußen
seinen treusten Bruder. Einst hatteMoritz von Sachsen dasBoll»
werk Lothringens denFranzosen verrathen. Jetzt führten kursäch-
sische Regimenter, die Schuld der Väter edel sühnend, bei Saint»

Privat die letzten Schläge in den Schlachten um Metz; und ihr
Kronprinz Albert, der vor vier Iahren noch bei Königgraetz den
Rückzug des geschlagenenHeeres ritterlich gedeckt hatte, erwies sich
nunmehr als der Besten Einen unter den Führern despreußisch-
deutschen Heeres. Der Neid und die Scheelsucht der deutschen
Stämme verschwanden vor demleidenschaftlichenWetteiferguter
Kameraden und Blutssreunde. Nun gar an die ängstliche Scho-
nung der preußischen Garden, die noch im Jahr 1814 so vielMiß-
muth erregt hatte, mochte Niemand auch nur denken. Die Garde
blutete und kämpfte, schwerer als viele andere Corps, und wenn
Einer klagte, so geschah es nur, weil erfand, daß seine Truppe nicht
oft genug ins Feuer gekommen sei.
Mit einem solchen Heer ließ sich Alles wagen; jederGeneral
trachtetenach dem stolzenBorrecht derInitiative, dasKönigFried-
rich seinen Preußen zuerkannte. Angewollt, ohne Plan, und doch
nothwendig geboten durch den Charakter unseres Heeres, ent-
brannte die furchtbare Schlacht um die Höhen von Spichern, weil
jeder Corpsführer dem Donner der Kanonen entgegenging. Einen
Tag früher, als ihnen befohlen war, zogen die Brandenburger auf
das linke Nfer der Mosel und versperrten dann den langen Som-
mertag hindurch, allein, erst spät unterstützt dem gesammten feind-
lichen Heer den rettenden Rückzug, beiMars laTour, in der hel°
denhaftestenSchlacht des ganzen Krieges, also daß zweiTagenach-
her jener verwegene, ungeheure Kampf mit verkehrter Front mög-
lich wurde, der unsere Schaaken, wenn sie nicht siegten, mitten ins
feindliche Land hinausgeschleudert hätte. Als das eine Heer inden
Wällen von Metz eingeschlossen war, begann alsbald (so sagten
die Musketiere) das große Kesseltreiben gegen das zweite. Bei
Sedan überboten die Enkel Alles, was ihre Vorfahren einst von
der Paviaschlacht der frommen Landsknechte gesungen hatten: der
Kaiser und sein letztes Heer streckten die Waffen.
Bis dahin hatten die Unseren in zerschmetternden Angriffen,
wie esderstolzen preußischenNeberlieferung entsprach, einwohl»
geschultes Heer bekämpft, das zum guten Theil aus alten sieg»
gewohnten Berufssoldaten bestand, aber der Kopfzahl des Geg-
ners nachstand. Jetzt erwuchs ihnen plötzlich eine ganz andere,
mühevollere, dem preußischen Wesen weniger zusagende Aufgabe.
Es begann die in aller Geschichte beispiellose Belagerung einer

mit fanatischem Muth vertheidigten Millionenstadt. Derweil die Deutschen die beständigenAusfälle des weit überlegenen pariser Volksheeres zurückschlugen, drängten von allen Seiten her zum Entsatz der Hauptstadt neue Heere heran, unzählbare Massen, die Blüthe der französischen Jugend, Trümmer der alten Armee nnd wüstes, zuchtloses Gesindel in krausem Gemenge. Gegen sie mußte der Belagerer selber große Ausfallskämpfe führen, durch kühne Vorstöße weithin bis zum Kanal und zur Loire. WirDeutfchen dürfen Gambetta wahrlich nicht, wie manche seiner Landsleute in dertzitze des Parteikampfes, den Namen des wüthenden Narren geben. Für die Rettung des Vaterlandes das Anmögliche versuchen, bleibt immer groß. Und schlechthin unmöglich waren die Pläne des Diktators nicht, der mit seinem revolutionären Ungestüm immer neue Armeen aus dem Boden stampfte und die heiße Vaterlandliebe seines Volkes bis zur Wuth des Rassenkrieges erhitzte. Die reichen, in langer Kulturarbeit angesammelten wirthschaftlichen Kräfte des vom Krieg noch nicht berührten südlichen Frankreichs schienen unerschöpflich; aber die sittlichen Kräfte sind es nicht, bei den Völkern so wenig wie bei dem Einzelnen. Den Heeren Frankreichs fehlten von vorn herein die Treue, das Vertrauen, derRechtssinn, die allein dem Geschlagenen einen Rückhalt gewähren, und als nun aller flammendeMuth, alle Wucht erdrückender Massen, alle Ueberlegenheit der Feuerwaffen des Fußvolks in zwanzig Schlachten das Kriegsglück nimmer wenden konnte, als die Deutschen hinter dem Schleier ihrer weit dahinfegendenReitergefchwader immerwieder unverhofft hervorbrachen, da packte auch tapfere Herzen der preußische Alb, le cauckemar prusten.

Frankreich hatte die führende Stellung in Europa fchon seit dem Sturz des Ersten Kaiserreiches verloren und sie dann für einige Jahre scheinbar zurückgewonnen durch die diplomatische Kunst des Dritten Napoleon. Sobald Preußens böhmische Siege ein gerechtes Gleichgewicht der Mächte wiederherzustellen drohten, da bemächtigte sich jener lärmenden pariser Kreise, welche von je her die willenloseProvinz beherrschten.ein phantastischer Rausch nationalenHochmuthes; der alteWahnkam wieder auf, daßFrankreichs Größe auf der Schwäche feinerNachbarn beruhe. Die Öffentliche Meinung der Unberufenen nöthigte den kranken Kaifer

wider seinen Willen zur Kriegserklärung, sie meisterte und störte
vorlaut jede Bewegung der Heere, sie erzwang den verhängniß»
vollen Zug nach Sedan. Nach den ersten Niederlagen fiel der
Kaiserthron, der keine andere Stütze besaß als das Glück, und die
Parteiherrschaft derneuenrevolutionärenRegirungkonnte weder
Gerechtigkeit üben noch allgemeines Ansehen erlangen. Daß der
Befehlende befiehlt und der Gehorchende gehorcht, ward in dem
allgemeinen unheimlichen Mißtrauen fast vergessen.
Selten hat sich so klar gezeigt, daß es der Wille ist, der in den
Daseinskämpfen der Völker entscheidet; und in dem Einmuth des
Wollens waren wir die Stärkeren. Dies Frankreich, das so oftun-
seren innerenZwist genährt und mißbraucht hatte, stand mit einem
Mal der lebendigen Einheit der Deutschen gegenüber; denn ein
gerechter Krieg entfesselt allenatürlichen Kräfte des Gemüths.ne»
ben dem Haß auch die Macht der Liebe. Unverbrüchliches Ver-
trauen verband die deutscheMannschaft mit ihren Offizieren und
Alle mit der obersten Heeresleitung. Die Schwaben, Badener und
Bayern, die uns bisher doch nur als Feinde gekannt hatten und
erst durch das lose Band völkerrechtlicher Verträge mit uns ver-
bunden waren, sagten ganz eben so zuversichtlich wie die Preußen:
DerKönig und seinMoltke wird es schon machen.Welch eintzort
und Halt war dies unbedingte Vertrauen für die Masse der ge»
meinen Mannschaften.alssienachdem Siegesjubel des Sommers
nun im Winter die ganze entsetzliche Prosa des Krieges kennen
lernten: Hunger, Frost, Ermattung und die nothgedrungeneNn»
barmherzigkeitgegendasfeindlicheVolk,alssienachkurzerNacht°
rast in den schneeigenAckerfurchen immer wiederdurch denKlang
der Trommeln und der Querpfeifen zu neuen Gefechten geweckt
wurden, zu endlosenMärschen, deren Sinn undZwecksienichtbe-
griffen. Manche lernten selbst denWerth ihrer eigenenSiege erst
nachträglich, wie durch Hörensagen, kennen, so die tapferen Sechs-
undfünfziger, die in blutigem Nachtgefecht die Mobilgarden der
Bretagne aus dem HofeLaTuilerie hinausschlugen, ohne zu ah-
nen, daß sie damit der dreitägigen Schlacht von Le Mans die ent-
scheidendeWendunggaben.«GuterWille,AusdauerundManns-
zuchtüberwandenalleSchwierigkeiten": so urtheiltMoltke einfach.
(Treitschke.)
Die Lebenden brauchen den Spruch derTotennichtzu scheuen.

Sturmwarnung.
(Nur aus den Tagen nach Agadir.)
Meine Blindheit gieb mir wieder
Nnd den fröhlich dunklen Sinn?
Nimmer sang ich freudige Lieder,
Seit ich Deine Stimme bin.
Zukunft hast Du mir gegeben,
Doch Du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm Dein falsch Geschenk zurück!
Deutschland hat das Recht, seine Herrschaftfläche nach dem
Bedürfniß zu dehnen, und die Macht, dieses Recht gegen jeden
Widerspruch zu ertlichen. Was Briten und Franzosen, Oester»
reichernund Spaniern erlaubt war, darfdemReich nichtverboten
sein, dessen Wehr in einem Jahr fünf Viertelmilliarden Mark
kostet. Warum muß dieses Reich, von allen Großmächten nur
diese eine, stets Rüffel und Schimpf mit Lammesgeduld hinneh-
men? Warum verkehrt es mit den solcher Schmähung Schuldigen
höflich, in Demuth freundlich gar weiter und lächelt, wenn ihm
der Schild bespien ward, fromm, als sei vom heiß umdunsteten
Himmelszelt endlich einTropfen gefallen? Der englische Schatz-
kanzler Lloyd George hat angedeutet, Britanien habe dem Preu-
ßenstaat das Leben gerettet und für so edles Thun nur Nndank
eingeheimst. Wer solche Worte spricht, fälscht, leichtfertig oder
wider besseres Wissen, die Geschichte. Derselbe Minister Seiner
Huldvollen Majestät hat uns mit Drohung zu schrecken versucht.
Des Reichskanzlers Pflicht wäre, als des Wahrers deutscher
Würde und deutscher Zukunft, gewesen, durch den Mund des
Botschafters fragen zu lassen, ob die Regirung des Vereinigten
Königreiches die Verantwortung für die Rede des Schatzkanzlcrs
übernehme. Er hats nicht gethan. Hat geduldet, daß auf seinem
Einfluß zugänglichen BlätterndieinternationaleUnverschämtheit
als eine harmlose, nicht gegen Deutschland gerichtete Plauderei
dargestelltwurde. Daß andere Blätter dieserSorte den Premier«
minister Asquith priesen, der, in ruhigerem Ton als der Schatz-
kanzler, gesagt hat: »Wirwerden eine deutsche Erwerbung marok-
kanischen Gebietes nicht dulden, in Westafrika aber jede Verstän-
digung zulassen, die unsere Interessen nicht schädigt." Diese An-
maßung censorischer Gewalt ist unerträglich; die Nation, die sich

vor ihr duckt, wird von dem Briten verachtet. Der Reichskanzler
haftet dafür, daß der Verkehr mit einer Regirung, die sich so un-
gebührlich ins deutsche Geschäft zu drängen versucht hat, auf das
Nothwendigste beschränkt und deutschen Prinzen, Hofwürden»
trägern, Beamten streng untersagt werde, neue Werbung um
Vetternliebe über den Kanal zu tragen.
Herr Asquilh, der seine Worte zu wägen und zu entfärben
weiß, hat ferner gesagt, Englands Vetodrohung sei nicht sofort, son-
dern erst nach einer Weile verstanden worden. »Der Gegenstand
der franko-deutschen Verhandlung kann ein britisches Interesse
nicht berühren." Die Andeutung, der von Berlin aus nicht wider-
sprochen ward, nöthigt uns in den Glauben an eine leise britische
Intervention, vor der Deutschland zurückgewichen sei. Keine
«Kompensation" könnte die Erinnerung an diese Schmach aus-
löschen.DieMänner, die alsReichsvertreter handeln durftcn,muß-
ten wissen, was sie wollten, und ohne Wank auf dem festen Grund
ihres Wollens stehen. («Die Zukunft vom fünftenAugust 1911.)
Jeder Tag pfercht den Politiker in die Pflicht, aus der Summe
des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Wasistunsnoth-
wendig? Was, nach zwanzig Iahren trostloser Wirrniß, unent-
behrlich? Die Anerkennung des Rechtes, das mit dem Reich ge-
boren ist (nicht eines aus den Windeiern kalkloser Verträge
erbrüteten), und die stets freie Wahl der Stunde, in der wir für
dieses Recht fechten wollen. Fechten müssen: an den lieblichen
Knabenrumpf des Friedens dürfen wir uns nicht klammern; die
Gegner, über deren wunde Leiber wir auf die Höhe kletterten, leben
noch, sind wieder erstarktundhabenkräftigeHelfergefunden.Sieh
vorwärts,Deutschland,und nicht hinter Dich! SeitFrankreich im
ersten Jahr des Marokkohaders erfuhr, daß dem Alltagsbedarf
seinestzeeres eineViertelmilliarde entzogen worden war, die zur
Sicherung rascher Mobilisation und zuverlässiger Fortifikation,
ausreichenderKleidungundNährungderTruppennöthiggewesen
wäre, und seit es im selben Jahr 1905 die nach Clemenceaus und
Tardieus Artheil »schlimmste Erniedrigung seines Lebens" (die
AbschlachtungeinesMinistersaufdeutschenBefehl)dulden mußte,
mißtraut es der Wehrkraft der Iakobinerrepublik und will ohne
Flankenbeistand die große Probe nicht wagen. Will aber, die
Jugend noch viel ungestümer als die aus dem KriegsjahrReber-

lebenden, dieRachefürSedan. DieRepublikhatimVolksempfin«
den nur noch dünneWurzeln; und wir (horcht auf, ehrsame Herren
der Zunft) sind allzu emsig am Werk, sie der Scholle zu entheben.
Neue Demüthigung ohne Schwächung: und das Land Ludwigs
und Bonapartes durchheult derRuf: Nur ein König, Kaiser, Dik-
tator kann uns retten! Wirwollen.wirmüssendiezurAbrechnung
uns günstige Stunde wählen, weil Frankreich nicht uns, sondern
jedemFeindeDeutschlands sich befreunden willund den Glauben
an unserenWillen, dieses Zustandes Last nicht länger zu tragen,
verlernt hat. Wers aufstört, ihm den Sinn verbittert, aber nicht
Blutströme abzapft, mehrt uns die Gefahr. Da die Westmächte
uns dasLebensrecht kürzen, müssen wir uns eine von ihnen ver-
bünden odermitGewaltvomtzals schaffen. Jaget dieLausknicker
weg; forget, Jeder aufseinemFleckchen, dafür, daß Deutschland sich
nie ohne großenGegenstand, nie unwürdig regt und niemals dann,
vor keiner Drohung, keinem Feilsch erknifs, um eines Nagels Breite
vom vorbedachten Anspruch mehr weicht.
(«Die Zukunft« vom zwölften August 1911.)
In Frankreichs Seele wird die Gegenrevolution. Der ge»
bildeten Jugend ist die Iakobinerrepublik, die sich allein als inter-
nationale Macht nicht durchsetzen kann, zum Gräuel geworden.
Diese Republik der Schwätzer und Schacherer hat weder die ver-
lorenen Provinzen zurückerobert noch dietzoffnung derAermsten
gesättigt: erzwungeneVafallenschaft undAnarchie ist dasErgeb»
niß ihres vierzigjährigen Lebens. Schuld der Nation? Die hat
sich, nicht ohne eitles Wohlgefallen, eine Weile für unrettbar äe-
caäente gehalten; für ein geradein feinemVerfall ungemein inter-
essantes Volk. Das ist vorbei, seit Frankreichs Flieger auf allen
Feldern Europens gesiegt haben. VomAeroplan hat der Glaube
an Frankreichs Wiedergeburt sich in die Seelen gesenkt. «Wir
haben vor allen Anderen Schnellfeuergefchütze und Gewehre
kleinen Kalibers gehabt und haben jetzt die besten Flugmaschinen
und die tapfersten Luftpiloten; geschickte, oft genialisch findige
Techniker und einen Schwärm kühner, tollkühner Männer, die
an einen Wettflug ihr Leben wagen. Sieht so ein Volk aus, dem
morgen die Sterbeglocke läuten wird?« Was Sport war, ist zur
nationalen Sache geworden. Nach jedem Flug der Bleriot,Beau»
mont, Vedrines wird öffentlich errechnet, wie rasch sie über dem

Rheinufer sein und welche Sprengstoffmenge sie auf diesen Luftweg mitnehmen könnten. Nur die Leitung fehlt dem Lande, die Organisation, die eine wirksame Ausnützung aller Kräfte verbürgt. Noch ist der Mann nicht gefunden, der in das Maß des Staats« retters paßt.Aber daHVolkssehnen sucht ihn; und wird ihndesto hastiger suchende näher die Gefahr neuerDemüthigung dem Vaterland rückt. Vielleicht bringt erst der Krieg ihn ins Licht. Diesen Krieg will der wichtigste und morgen wohl auch mächtigste Theil des Volkes führen, sobald die Gunst der Stunde es irgend erlaubt; einen Krieg, der dem Reich die Rheingrenze zurückgiebt und die Nöthigung abnimmt, von Russen und Briten sich die Willensrichtung vorschreiben zu lassen. Deutschland?»Sicher ists sehr stark; aber zu reich gewordenund mit dem Gepäckseiner Exportindustrie zu schwerfällig, um sich in Abenteuer zu wagen. Wie viele Püsfe und Stöße hat es, welche Schwaden von Hohn und Schimpf in zwei Jahrzehnten hingenommen; wie emsig Frankreich zu versöhnen gestrebt; wie oftunterjedemMond sichlaut derFriedenswacht verlobt. Deutschland ist froh, wenn es, unter Spott und Speichelregen, noch mit heiler Haut der Kriegsgefahr ausbiegen kann: sonst hätte es 1905 losgeschlagen, als dem Heer der Republik das Unentbehrliche fehlte." So ist die Stimmung in Frankreich.
Was ist uns nothwendig? In die Völkerhirne endlich wieder die Gewißheit zu wurzeln, daß Deutschland fortan keinen Nnglimpf dulden, daß es, ganz allein gegen Verbündete, in froherZuversicht auch unter dick umwölktem Himmel, für die Ehre, das Lebensrecht, die Enkel fechten wird. Frankreich demüthigen, ohne es zu schwächen: unverzeihlicheThorheit-AmRandedesAermelkanals m orgens und abends die Faust ballen: unwürdige Schwächlingskurzweil. Auf Paris muß, wie vor hundert Iahren, wieder der Blick gerichtet sein; dort fängt EuropensGeschwürzu eitern an. Die blinde Geschäftigkeit deutscher Politik hat Unahnbares erwirkt: daß Britanien und Frankreich, Britanien und Rußland im Haß einig wurden. (»Die Zukunft" vom dreißigsten Dezember 1911.)
Die Briten sind froh. »Ans leuchtet der glorreichste Sommer. AlleKolonien sind willig, dem SritisK Empire Dreadnoughts und Invincibles zu bauen. Im Mittelmeer stehen zwei starke Geschäftspartner für uns auf der Wacht; und einem dritten kann unsereGunstmorgenEinlaßgewähren.DemunssicherenReussen-

reich öffnen sich die Meerengen: statt uns zu gefährden, entlastet
es uns ja im aigaischen Pelagos, auf der Straße von Gallipoli
nach Alezandria. (Deshalb mußten wirdenfranko-russischenMa«
rinevertrag wünschen und freudig begrüßen; nichtnur,weilerdas
vorBaltisch-Port gethürmteLuftschloß mit lautemKnall sprengt.)
And wir selbst sind entschlossen,gegen jeden neuen deutschenKiel
zwei aus Britenholz auf die Hellinge zu legen. Uns bleibt keine
Wahl. Aeberwächst uns der Vetter, so kann er uns Indien oder
Egypten aus der Pranke reißen. Daß erzu anderem Zwecksich eine
Flotte schaffe, die, ohne genügenden Kohlenraum und zuverlässige
Kohlenstation westlich vom Aermelkanal, seinen Handel nicht zu
schützen vermag, lernen wir niemals glauben. Der beredte Bot-
schafter, der uns einIährchen oder gar zwei mitBieten undFor»
dern Hinhalten könnte (his die Seewehr noch fester gefügt ist), lockt
uns nicht auf den süßenLeim seinerMtenpapierdüten. Wirwaff-
nen den Erdkreis wider Euch; ziehen, von den Barry- bis zu den
Fidshi-Inseln, alles Eurer Herrschaft noch nicht Nnterthane in
unser Geschäftsinteresse und gittern Euch ins Stahlgehäus der
Frage, obIhr gegen solche Trustgewalt, nie erschaute, den Kampf
wagen oder mit billiger Verständigung Euch bescheiden wollt."
Das ist die Absicht. Diese Furcht soll uns schrecken. Wir stehen
auf schwankem Grund, wenn wir eine Nation schelten, die zur
Wahrung ihrer Weltmacht aus Himmel und Hölle Helfer wirbt
und nicht ängstlich prüft, ob ihre Munition im haager Friedens«
tempel gesegnet wurde. Wir schienen entschlossen, Englands Gel-
tung auf dem Ozean und im Islam zu mindern, die Briten vom
Quell ihrer Lebenskraft wegzudrängen: und dürfen nichtüber An«
gebühr stöhnen, wenn derBedrohtesichzurstärkstenWehrleistung
ansträngt und den nicht mühelos errungenen Besitz mit Gewalt
und List, mit Schwert und Gift vertheidigt.Großbritanien handle,
wie es kann; das Deutsche Reich, wie es muß. ErstePflicht: jeden
Zweifel auszujäten, der denGlauben an deutfchenMuth benagt.
Der Millionenmenschheit, die deutsche Mütter gebaren, bleicht
Furcht nicht dieBlutfarbe; und derFürst, der sich vom schrillenRuf
derAngst stimmen ließe.trüge dieKrone nur noch als ein demSchick-
sal verpfändetes Festnachtgeschmeide, das der Athem des Mor-
gens ihmvomFeiglingshaupt weht. Zweite Pflicht: dem irrlichte-
lirendenWillen der Nation das lohnende Ziel zu finden. Dritte:

zu erwägen, ob dieses Ziel, umwelchenPreis.nach welchenOpfern,
erreichbar ist. Vierte: auf dem bedachtsam gewählten Weg aus»
zuHarren; bei jedem Wetter; noch im Drang nächster Lebensge»
fahr. Fünfte:, einem Untüchtigen, mag sein ererbter Name, sein
ersessenerTitel wie Edelstein glitzern, nicht des schmälsten Spaltes
Raum da zu gönnen, wo er das Trachten der Nation hemmen,
ihren Willen zur Zukunft, furchtsam oder thöricht, beugen kann.
Was will Deutschland? Drinnen und draußen fragt man.
Da es die Kolonien aller anderen Mächte ohne deren Kolonial»
sorgen hat, im finstersten Winkel sich Kunden fängt und als tzänd»
lerland üppig gedeiht, brauchtes nichteigenem Besitznachzujagen,
der seinem Leib solches Gewicht aufladen müßte, daß die Beweg»
lichkeit der Glieder darunter bald litte. Bläht sichs in Eitelkeit und
will, ohne Bedarfszwang, nur aus Ehrsucht hastig ertrotzen, was
Anderen das Recht der Erstgeburt gab? Duldet seinDünkel keines
älteren Anspruches Geltungund sollnun, da es gestern erstRiesen»
strecken afrikanischer Erde errafft hat, seinem rauhenRuf jeder in
ehrwürdigemBesitzrechtWohnende stumm weichen? Weil ein paar
Banken inVorderasien und auf dem Balkan engagirt sind, fordert
diefes Reich die Richtergewalt über die muslimische Welt. Weil
England, auf dunklerMenschenwoge ein weißes Gischtflöckchen,
im Infelhaus und in fremder Weite nicht von Landheeren ge»
schützt, auf dem Meer übermächtig oder ohnmächtig sein mutz, will
der stärkste Militärstaat sich eine Flotte rüsten, die das Bollwerk
dieserAebermacht brechen kann.Von allenGrotzenEuropas wurde
Deutschland zuletzt; soll der müde Erdtheil bereuen lernen, daß
ers nichtim Beckenzerquetschthat? Das allzu rasch Aufgeschossene
läßt dem erschöpften Mutterleib keine Rast. Säße es still, dann
brauchten ringsum sich nicht friedliche Leute in Erz zu panzern.
Was will dieses Deutsche Reich? Die nie wieder anfechtbare Ge»
wißheit Heller Zukunft; nichts Anderes. Nicht die Zerstörung des
Britenimperiums, die es mit Slawen und Lateinern,Afiaten und
Amerikanern allein ließe, vor neuerGefahr.undseinemSpektrum
die ergänzendeGeschwisterfarbe ausgelöscht hätte. Nur die Ver»
bürgunggleichenRechtes auf ungehindertesWachsthum. Volks»
genossen und Fremden muß dieses Ziel entschleiert werden. Bri»
tanienhat aufErde und Meer nochgenug zu wirken: kannst«) aber
frei erst wieder regen, wenn es, in Glimpf oder Unglimpf, mU

Deutschland fertig ist. Dessen Freundschaft sichert ihm den Besitz-
stand und, da der Bund unüberwindlich wäre, die Vorherrschaft
germanischenGcistes. Diese Freundschaft hat,wie hienieden alles
nicht insMarlyrologium Gebuchte, ihren Preis. Erschwinglichen,
festen Preis, den kein Schreckversuch herabdrücken wird. England
hat ihngelbenMongolengewährt.EuropensAuge,EuropensGe-
schick hängt an derFrage.ob erdemEuropäer versagt werden soll.
(«Die Zukunft« vom zehnten August 1912.)
Handlung wird, nicht Rede, von uns verlangt; That, nicht
Anekdote.Im zwanzigsten Jahrhundert hat jederFeldzug (Trans-
vaal, Mandschurei, Hereroland, Libyen) ehrwürdige Prophetie
genarrt. Auch nach Kirkkilisses Fall weiß Keiner, wie der Balkan«
krieg enden werde. Rußland, das in unfertiger Rüstung und mit
brandigen Geschwüren am Riesenleib noch nicht selbst schlagen
kann, führt ihn gegen Oesterreich, das seinem Kaiser gern das
Altersleidersparenmöchte, lebend, imLehnstuhl, vom Heerführer»
rühm des Herrn Neffen überstrahlt zu werden. Unter englischem
Patronat wird er geführt und von zwei Zielen winkt der dem Blick
verborgenen Schutzmacht der Siegespreis. Wie dieser Krieg ent-
stand? Nicht im Hirn der vier Balkankartenkönige. Seit 1898
(Wilhelms Reise ins Heilige Land, seine Werberarbeit für die
Bagdadbahn, seine VerherrlichungSaladins und Hamids) mußte
England fürchten, die stärkste Landmacht wolle ihm nicht nur die
Seeherrschaft, sondern auch den Vorrang im Islam entwinden.
Die Verständigung über die Flottenrelation blieb, von Banner-
mann bis zu Haldane, unerlangbar. Die andere Gefahr zu be-
schwören, schien drum kein Opfer zu fchwer. Von 1904 bis 1907
wird Deutschland, das kein Hilfeverfprechen einlöst, inAlgesiras,
Casablanca, Tabah um seinen Orientkredit gebracht. Im Juli 1908
Abd ul Hamid, den Wilhelm Freund genannt hat, entmachtet;
sechs Wochen nach Eduards Besuch inReval, dessenFrucht das
anglo-russische Reformprogramm für Makedonien, dessen (ge-
wollte) Folge die türkische Militärrebellion ist. Im Oktober 1909
läßt Italien den von Frankreich und England schon gewährten
Besitzanspruch aufLibyen inRacconigi vonRußland acceptiren;
und erficht ihm Rechtskraft, als die Fabeldummheit von Agadir
die lriple Entente zum Dreibund gefestet hat. Im Oktober 1912
nützen die vier Reguli die Verlegenheit der Türkei. (Noch ein-

mal seis hier betont: Ohne Agadir kein lybischer, ohne den lybi«
fchen Krieg keiner im Balkan.) Der Khalif ist in Afrika landlos.
Italien an Englands Seewehr gekettet. Der Todeskampf des
europäischen Türkenstaates hat begonnen. Daß er nicht kürzer
sei als einst im Reich des Basileus von Byzanz, ist Englands
Wunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, am
Nil und in Indien nur halten, so lange der Islam die Stoßkraft
nicht, von Europa weg, ostwärts wendet. Mag der Südost unseres
Erdtheiles immerhin slawisch werden, der Schemel zu Rußlands
Aufstieg inAebermacht (der in Ostasien sich unbrechbare Wälle ent»
gegenthürmen). Sputet Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in
einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg ins Aigaiermeer
sichert. An Eurem Willen zur That hängt das Schicksal Europens
und die vielleicht letzte Bürgschaft germanischer Herrenzukunft.
(„Die Zukunft" vom zweiten November 1912.)

Warum gabst Du mir, zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß, geschehen,
Das Gefürchtete muß, nahn.

Des Anfangs Ende.

Wir sind eben so rasch berauscht wie verzagt, grollte Bismarck;
und war,jedesmal,tief verstimmt,wenn schon beimAuszug.beim
Ausmarsch zu einem Krieg laut gejubelt wurde. Die zu Haus Blei»
benden.meinte er, solltenwarten, bis Entscheidendes geschehen sei.
Auch diese Mahnung ist noch nicht veraltet. Das Ergebniß der
ersten achtzehn Mobilmachungtage war nicht gering. Noch hallte
tausendstimmigeDrohung unsererFeinde durchsOhrgehäus: aber
wir hörten nichts von der Sprengung einer Brücke, eines Tunnels,
von der Zerstörung eines Bahnkörpers oder wichtigenBauwerkes.
Alldeutschland steht auf der Wacht und ist entschlossen, tückischen
Anschlag grausam zu strafen. Die Zeit verhörender Makaken»
streiche, die Frankreich von seinenFliegern erwartete, istnunwohl
vorbei und könnte erst wiederkehren, wenn die Soldaten derRe«
publik in starker Schaar über unsere Grenze drängen. Daß sie Mül»
Haufen genommen und Altkirch besetzt hatten, zeugte von keckerer
Offensivkraft, als ihnen an mancherStelle zugetraut worden war.
Doch unser Heer hat sie überall zurückgedrängt, aus deutschen
Städten und Dörfern gejagt, in Scharmützeln und größeren Ge-

fechten besiegt und ihnen Batterien, Gewehr allerArtund Mann»
schqft abgefangen. Auch aus Ost wurden ansehnliche Erfolge ge-
meldet; und wir hoffen, daß sie nicht zu viel edles Blut gekostet
haben. Die Vorspränge nach Schirmeck und Stallupönen lehren
immerhin, daß die Einbruchsgefahr noch nicht völlig abgewehrt
ist (wohl, nach dem späten Entschluß zur Mobilmachung, auch nicht
abgewehrt sein konnte). Der kräftigste Schlag war die Eroberung
von Lüttich. In dem vom Generallieutenant von Alten heraus»
gegebenenHandbuch für Heer undFlotte wird gesagt, Lüttich und
Namur seien, mit ihren modernen Forts, geeignet, denFeind zu
hemmen. „DieStädte selbst sind nicht befestigt, also einer Belage»
rung nicht gewachsen; sogar cineNeberrumpelung und Besetzung
ist in dem bergigen Gelände, bei der weiten Entfernung zwischen
denForts,um fo weniger ausgeschlossen,als dieGesammtbesatz»
ung auf ein Minimum bemessen werden muß." Lüttich hat den
Durchmarsch deutscher Truppen nicht lange verzögert (trotzdem
könnte auch der deutsche Kommandant,im Namen der Stadt,tzerrn
Poincare für die Verleihung der Tapferkeitmedaille danken) und
wir dürfen zufrieden sein.wennunsereNordwestarmee mitAntwer-
penundNamurebenfoschnellfertigwird. Selbst dann freilich nicht
vergessen, daß der Marsch durch Belgien nur Mittel, nicht Zweck
sein sollte. Die Russen rufen aus hundert Dörfern, in deren Nähe
weder Eisenstrang noch Kupferdraht dringt, durch Landreiter die
Mushiks unter die Fahne, werden also kaum vor demAnfang der
zweiten Septemberwoche in Bereitschaft sein; und haben oft aus»
geplaudert, daß nicht Engels Lockreiz nochSatansList sie jezwin»
gen werde, in Westpolen die ersten Schläge zu wagen. Einstweilen
haben fieSchlappenmit,derZiffernach,beträchtlichem,ihnenleicht
erträglichemMenschenabgang.AuchOesterreich-Ungarnverzeich-
nete dort Grenzerfolge. Gewichtigere, nach sehr langwieriger Vor»
bereitung,gegenSerbien,das einer ihmanBevölkerungzahlums
VierzehnfacheüberlegenenGroßmachtinoffenemFeldnichtwider-
stehen, in seinen Bergen aber manche Mühsal und Enttäuschung
bereiten kann. England hielt sich auf allenMeeren ganz still. Poli-
tische Strategie, die noch nicht jedeMöglichkeit früher Friedens-
gunst geschwunden glaubt? Oder der Wunsch, vor irgendeinem
Wagniß, das die Hauptmacht der Marine schwächen könnte, Le-
bensmittel und Rohstoffe einzuführen und sich Deutschlands ver-

Deutsche Lieder.
Deutsche Lieder.
Mein Baterland.
eutschlandl Das klingt wie Eichenrauschen hell.
Deutschland! Das klingt, wie wenn ein Felsenquell
Mit jähem Strahl aus großen Tiefen bricht . . .
Das dröhnt gewitternd wie Posaunenruf,
wie Schildgeklirr, wie starker Roffeshuf.
Deutschland! Das klingt wie Kraft u,id Tust und 5ichtl
Mein Deutschland! Tiefes Brausen wie vom Meer
Fährt aus dem Urgrund Deiner Wälder her
Und Deiner Ströme Gang ist froher Tanz.
Und was im Wurzelgrund der Seelen lebt
Und was vom CZuellengrund der Dinge strebt:
Es zeugt von unerschöpfter Tiefe Glanz.
Doch weil Du stark bist, wächst Dir Feind um Feind,
Die Neid und Ueberstolz und Ungunst eint,
Sie lästern: „Schaut, der Michel schläft und träumt . . ,
Sein Käpplein hängt ihm lässig übers Vhr —
Er singt nicht mit im großen völkcrchor,
weil er im Grübeln Tag und That versäumt."
So murren sie. wir Andern lächeln still,
Die Flamme, die da immer leuchten will
Und funkenspielend glüht, verzehrt sich bald,
wir Deutschen halten unfre Gluth in Haft;
Geschlossen liegt in uns die Leidenschaft —
Emporgerührt, wächst sie zur Hochgewalt.
habt Acht! Der Michel ist ein Michael
von Erzesengelkraft, — ein Treugesell,
Und sein gerechtes Schwert schlägt tief und gut . . ,
Heia: wie fliegt zu Fetzen Euer Spott!
, Ein einzig Richtwort spricht der starke Gott:
Da schäumt und drängt das alte Heldenblut I
Mein Volk! Du bist wie hohe Eichen stark,
vom feinen Blüthenblatt zum Wurzelmark,
So giftlos ist Dein junger Lebenssaft.
Gewiß, ich weiß: es birgt der stärkste Wald
Dicht neben Edlem manche Mißgestalt
Und murmzerfasert ist manch Baume.-schaft. . .
Jedoch, Du bist im Kern machtvoll und echt;
In Deiner Vielheit bist Du ein Geschlecht

Und immer so fort im gleichen Ton,
Zweimal krähten die Hähne schon.
Manchem ward zu stark das Gemisch;
Nun schnarcht er friedlich unter dem Tisch,
Die Andern aber, just wie immer,
Gerathen endlich aufs Frauenzimmer.
Ein Jeder muß aus seinem Leben
Eine saftige Zote zum Besten geben.
Pah! In den langen Winterquartieren,
Was bleibt Einem übrig als poussiren?
Und die Weiber sind alle verliebte Dinger;
Zebne hat man an jedem Finger.
Am Aergsten lügt der riesige Pfuhl.
Jetzt steht er auf, hält sich am Stuhl;
Ein Bischen wacklig, doch es geht.
Und wie er so ziemlich gerade steht,
Räuspert er sich und lallt: „Ihr Herren,
Die Weiber, wie sie sich zieren und sperren,
Alle sind Dirnen. In Schwaben und Meißen,
Bb sie auch zehnmal Jungfern heißen.
Ich kenne sie alle, im Reich wie in Polen, —
Alle soll sie der Deubel holen/
Hier säuft ein Edelmann und Soldat
Allen Weibern ein Pereat."
Ganz unten am Tisch vor seinem Glas
Schweigend der jüngste Lieutenant aß.
Ein halbes Kind noch, knapp neunzehn Jahr,
Aber Soldat schon mit Haut und Haar.
Erst gestern kam er zum Bataillon;
Heut stand er in der Bataille schon
Und sein Arm in der Binde könnt Euch sagen,
Daß sich das Kind wie ein Mann geschlagen.
Der hört voll Grimm das trunkne Lästern;
Er denkt an die Mutter, an seine Schwestern,
An den Schatz daheim, seine blonde Base;
Auf springt er vom Stuhl, greift nach dem Glase
Und wirft es dem Pfuhl, dem trunknen Tropf,
Richtig gezielt, gerad an den Kopf,
„Die Kameradschaft in allen Ehren.
Aber ich w ll ihn Mores lehren I"
Alles springt auf, die Hand am Degen;
Ruhig tritt er dem Schwärm entgegen:
,Me8sieurs, ein preußischer (Offizier,
Und beschimpft die Frauen? Das dulden wir?
Ein Hundsfott, wer den Schimpf gewagtl

Die Zukunft.
Doppelt ein Hundsfott, wems behagt,
wenn ein Trunkenbold lästert mit rohen Scherzen
Die Mutter, die ihn gebar mit Schmerzen.
wers anders meint, Der mags nur sagen:
Ich kann mich auch mit der Linken schlagen."
Da tritt der Bberst zu ihm heran
Und küßt ihn herzhaft: „Du bist mein Mann.
vivant die Frauen! Thut uns Bescheid,
Die Ihr Söhne und Brüder und Bräutigam seid."
Ein Rochow roars; so ftehts im Bericht.
Auch zuckte er mit der Wimper nicht,
Als sie am Morgen auf grünem Plan
Sich auf Hieb und Stich in die Augen sahn.
Der dicke Pfuhl, der beste Fechter
Im Regiment, der Frauenverächter,
Bald hat er, blutend aus sieben Wunden,
Im Jungen seinen Meister gefunden,
Der, ob er den Arm in der Binde trug,
Für die Li anen sich wie für den König schlug.
Die Gardedragoner bei Mars»la°Tour.
(Sechzehnter August
agüber tobte der heiße Kampf,
Kanonendonner und Hnfgestampf;
Geknickt die «Lrnte, zerstampft die Flur
Um die weißen Mauern von Mars-la-Tonr;
Wunde und Tote in Lachen von Blut,
Alles umhüllt von (ZZualm und Gluth.
Die Märker, das heiße Gewehr in der Hand,
Acht tätliche stunden hielten sie Stand;
Doch lichter und lichter wurden die Reihn.
Glückauf, Franzose, der Lieg ist Dein!
svänt, en ävsnt! Zum letzten Stoß
Aus Gräben und Hecken brechen sie los;
Die Kugeln prasseln wie Hagel dicht;
Und Abend wird es noch immer nicht.
Doch dcr Retter naht. „Dragoner, greift an!"
Graf Brandenburg ruft es; und Mann vor Mann
Rückt schweigend im Sattel sich zurecht.
Den Slahl in die Faust! Tos zum Gefecht!
Mit verhängtem Zaum, mit geschwungner wehr,
wie die Windsbraut raffelt das Reiterheer

Ueber Hecke und wall, über Graben und Saun;
Schon sind sie am Feind: und eingehaun.
Die Klingen blitzen, es pfeift das Blei;
Hier TodesrScheln, dort Siegsgeschrei.
Mann ringt an Mann in grimmem Kampf,
Mitleidig senkt sich der Pulverdampf
Auf Freund und Feind. Der SZualm verzieht:
Hurra, Dragoner, der Feind entflieht!
Ein letzter Haufe, der Stand noch hält;
wir sprengen ihn niederl Unser das Feldl
Doch die Rosse sind müd und die Arme sind matt,
Ausruht der Tod, vom Würgen satt.
Horch: die Trompetel Wie ruft sie hell
Die blauen Rciter zum Siegesapxell,
Zweihundert folgen dem Ruf nicht mehr,
Zweihundert Sättel, die wurden leer.
Der Rest, der den Äugeln des Feinds entrann,
Sacht trabt er, zu Zweien und Dreien, heran;
Ein winziges Häuflein. „Schwadronen, Halt!"
vor ihnen hält Vberst von Auerswald.
Er, der sie zum Kampf und zum Sieg geführt,
Weit Allen voraus, wies dem Führer gebührt;
Bb Shrapnell und Granate Verderben spein,
Auf schnaubendem Roß in den Tod hinein,
was Wunden, was Tod! In das Kampfgcbraus
Als der Erste hinein, als der Letzte heraus,
Treu bis zum Tod der Soldatenpflicht, —
In der Seite die Kugel, sie kümmert ihn nicht.
Strack sitzt er im Sattel; es scharrt der Raxp,
Roth sickert des Reiters Blut herab.
Der Bberst mustert die tapfre Schaar,
Sein Auge umwölkt sich: wie klein sie war!
Doch ein Jeder ein Held und Keiner ein Si'elm;
Und grüßend legt er die Hand an den Helm;
„DragonerI Ihr rittet brav hinein,
Line Freude wars, Euer Führer zu sein.
Ich reit Euch nicht wieder zum Sieg voran,
Dragoner, Euch grüßt ein sterbender Mann,
Es lebe der Königl Und Ihr, habt Sank."
Sterbend der Bberst vom Sattel sank,
Erich Sello.
(Aus dem Band: „Ein später Strauß.")
<V4p

Moratorium.
chlagwörter nisten sich schnell in die Öffentliche Meinung und nehmen der. Vernunft den zum Leben nöthigen Raum. So ists mit dem Begriff „Moratorium" gegangen. Während der Balkankämpfe sprach man, mitleidig und überlegen, von den Moratorien der vier Königreiche und lobte die Türkei, die diesen Ausweg verschmäht hatte. Was Serbien, Griechenland, Bulgarien thaten, wurde mit einem wegwerfenden Arth eil über die Armsäligkeit dieser Länder erledigt. Heute aber wird darüber gejammert, daß deutsche Behörden dem Verlangen nach einer allgemeinen Einstellung der Zahlungen das Ohr verschließen. Das Deutsche Reich, eine der stärksten Wirthschaftmächte auf dem Erdenrund, soll also zum Balkanstaat degradirt werden. Was xnan sich von Deutschlands Vermögen und Kapitalkraft, im Frieden, erzählte, ist weggewischt; enge Herzen fragen nur, wie sie die Augenblicksverlegenhen rasch überwinden können. Aber nach solchen Grundsätzen läßt sich nich^ mehr leben. Wenn die Zeit großen Schicksals, durch die wir schreiten, nicht die Nothwendigkeit des Solidaritätgefühles erkennen lehrt, muß es den Geistern aufgezwungen werden.
Das Bequemste wäre natürlich, sich auf seinen Gold- und Silberschätzen schlafen zu legen und keine Schulden mehr zu zahlen. Die Pforten des Goldparadieses wurden zu spät geschlossen. Deshalb muß jetzt an jedem zweiten Zage die Bitte, Gold und Silber herauszugeben, wiederholt werden. Ist es denn so schwer, einzusehen, daß 20 Mark in Gold, die im Lederbeutel auf der Brust getragen werden, nur 20 Mark sind, während sie, im Besitz der Reichsbank, SO Mark bedeuten? Die metallische Dritteldeckung ist nicht aufgehoben. Die Bank kann ums Dreifache mehr Notengeld, als sie Metall hat, in Amlauf bringen. Jeder müßte also der Reichsbank so viel Metallgeld zuführen, wie er zusammenkratzen kann. Noch aber fehlen mindestens 1500, vielleicht sogar 200« Millionen Gold auf den Sammelplätzen. Die Reichsbank hatte, nach ihrem Ausweis vom siebenten August, 1477 Millionen Mark Gold; 224 Millionen mehr als in der Vorwoche. Davon sind 203 Millionen aus dem Iuliusthurm und der neuen Kriegsreserve gekommen; der „Verkehr" hat höchstens 20 Millionen zurückgeliefert. Bis zum Vormittag des ersten August hat die Reichsbank ihre Noten in Gold eingelöst. Was ihr bis dahin die Angst an Gold entzog, war aus dem letzten Iuliausweis zu ersehen: 104 Millionen. Dazu kommt, was noch am ersten August weggeholt wurde. Nnd von diesem Goldraub war bis zum siebenten August nicht einmal der fünfte Theil zurückerstattet. Du Niemand in Gold zahlt, ist das Metall, das der Bank genommen wurde, und der Riesenbetrag, der darüber hinausgeht, Sammelgut, das im sicheren Versteck gehalten wird. Wie groß der Goldschatz der gesummten Bankwelt ist, weiß man nicht. Die Taxen liegen zwischen 1000 und 1S00 Millionen. Nimmt man die kleinere Zahl, so würden in allen Bankbehältern, staatlichen und privaten, 2300 Millionen Gold liegen.

Nach der neusten Münzstatistik waren, bis Ende Juli 1914, S1S0 Millionen Mark in Gold ausgeprägt. Möglich, daß weniger in Deutschland ist; der Gefammtbesitz an Gold nebst Barren und ausländischen Münzen kann aber auch größer sein, als die genannte Ziffer angiebt. Die Schätzung auf 4000 Millionen in deutschen Kronen und Doppelkronen ist gewiß nicht übertrieben. Da der deutsche Goldimport die Ausfuhr übersteigt (noch im ersten Halbjahr 1914 um 89 Millionen), spricht Alles für einen beträchtlichen Goldvorrath. Zieht man die 2500 Millionen der Banken von den 4000 ab, so bleiben 1500 versteckte Millionen. Die könnten von der Reichsbank in 4500 Millionen Papiergeld umgewandelt werden. Solcher Niesenbetrag wird dem deutschen Wirthfchaftkölper entzogen. Der Notenumlauf betrug am siebenten August 3897 Millionen. Nach dem Gefetz, der Dritteldeckung konnten es 507« sein. NnddieNcbersHZtzerdesMetallgeldesbeschränken sich nicht auf das Gold. Sie halten sich auch ans Silber. Die Reichsbank hat in der ersten Kriegswoche 152 Millionen Mark Silbergeld verloren. In der Woche zuvor waren ihr schon 60 Millionen entzogen worden. Dabei fehlts aber noch nicht an Silber; die Gesammtsumme deutscher Silbermünzen von 1175 Millionen hat im normalen Verkehr genügt. Nach dem Münzgesetz ist ein Höchstbetrag von 20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung zulässig. Bei 65 Millionen Menschen 1300 Millionen. Das Reich dürfte also noch 125 Millionen ausprägen. Die Kriegsreserve in Silber (120 Millionen) hat damit nichts zu thun; sie wird nach dem Friedensschluß von der Reichsbank wieder eingezogen und als gesonderter Fonds aufbewahrt, bis wieder einmal außergewöhnlicher Bedarf ist. Sich eine Silbersammlung anzulegen, ist thöricht. Das Silbergeld ist bekanntlich eine „unterwerthige" Größe. Setzt man es außer Verbindung mit dem Geldverkehr, so bleibt ihm nur der Metallwerth, der halb so groß ist wie der Geldwerth. In London, dem Mittelpunkt der Silberspekulation, gab es schon während der Balkankämpfe arge Krisen. Der europäische Krieg hat natürlich einen Preissturz bewirkt. Die letzte londoner Notiz, die bekannt wurde, betrug 23^ Pence für die Unze (M/4 Gramm), während Ende 1913 M/2 Pence gefordert wurden. Wer Silbergeld aufspeichert, kann sich^ Wenns dem Metall, an dessen Schicksal er gekettet ist, schlecht geht, selbst schädigen und sich zu seinem Sorgentornister noch einen Sandsack aufladen.

Die Leute, die nach dem „allgemeinen Moratorium" schreien, möchten ihren Tornister vom Nebenmann tragen lassen. Dieses Moratorium wäre eine Zahlungeinstellung; nicht eine „Erleichterung", sondern daö Schlimmste, was dem deutschen Geschäftsleben geschehen könnte. Denn der Güterumsatz würde seine den Wirthschaftkörper belebende Kraft verlieren, wenn die Zahlungen aufhörten. Da ein großer Theil der Märkte gesperrt ist, muß der Inlandmarkt bis zur äußersten Grenze seiner Aufnahmefähigkeit ausgenützt werden. Nur Thoren glauben, daß die Kaufkraft der Bevölkerung zunimmt, wenn man die Zahlungverpflichtungen aufhebt. Diese „Wohlthat" nützt nicht etwa

nur den Schwachen. Die breite Masse braucht kein Moratorium, weil
ihre Zahlnngverpflichtungen gering sind und ihre Gläubiger wissen,
wann sie warten müssen und können. Viele Kaufleute sind in Bedräng»
niß; ihre Noth rechtfertigt aber noch nicht den Entschluß zum Mora-
torium. Die Regirung hat alles Mögliche gethan, um den Kredit vor
der Gefahr des Versandens und das solide Geschäft vor gewaltsamem
Tod zu schützen. Das Gericht kann einen Aufschub der Zahlungen ver-
fügen; die Strenge der Fristen im Wechselrecht ist gemildert worden;
das Ausland kann innerhalb der nächsten drei Monate keine vermö-
gensrechtlichen Forderungen in Deutschland geltend machen (auch Wech-
sei dürfen in dieser Zeit nicht mit Protest versehen oder eingeklagt wer»
den); zur Verhütung von Konkursen ist die Möglichkeit einer amtlich
zu bestimmenden Geschäftsaufsicht geboten, die den Weiterbetrieb des
Unternehmens sichert und beide Parteien, Schuldner und Gläubiger,
vor den schlimmsten Folgen bewahrt. Das Beste hat freilich die pri-
vate Hilfe zu leisten. In Hamburg war sie zuerst auf dem Plan. Mehr
als 21 Milliarden Mark sind im letzten Jahr durch die Kanäle des
deutschen Außenhandels geflossen; und von diesem Riesenumsatz wird
nur ein kleiner Bruchtheil bleiben. Der Exporteur hat Waaren im
Ausland und weiß nicht, ob er sie je wiedersehen oder Geld dafür b«>
kommen wird. Die Zahlungen bleiben aus und die Rimessen, die er
schon in der Hand hat, lassen sich nicht zu Geld machen.. Wie lange
Zeit kann vergehen, bis auf dem Ozean wieder die Flaggen friedlicher
Handelsschiffe wehen! Bis zu diesem elhsischen Tag ist der Exporteur
von seinen Lebensquellen abgesperrt. Am ihn nicht verdursten zu las«
sen, wurde in Hamburg eine Exportbank (die besten Namen sind be-
theiligt) begründet, die gegen Accept Kredit giebt. Die Wechsel, die sie
von ihren Kunden nimmt, werden von der Reichsbank diskontirt. Ohne
eine Verbindung mit dem Centralinstitut wäre wirksame Arbeit un-
möglich, weil das neue Kreditinstitut seinen Zweck nur erfüllt, wenn es
über große Mittel' gebieten kann. Hamburg hat auch sofort das zweite
Problem angepackt: die Beleihung von Hypotheken. Die neu eingerich-
teten Darlehenskassen nehmen allerlei Werthobjekte in Pfand, nur nicht
Hypotheken. Wahrscheinlich aus rein technischen Gründen: weil die An-
nahme eines Hypothekeninstruments zum Lombard nicht so einfach ist
wie die Beleihung eines Werthpapiers. Die Besitzer von Hypotheken
können aber, wie jeder andere Kapitalist, genöthigt fein, sich Geld zu
schaffen. Der Rentner, der von seinen Hypothekenzinsen lebt, kann aus-
kommen und zum Vergnügen zahlt lein Mensch hohe Zinsen. Aber die
Hypothekengläubiger, die einen Geschäftsbetrieb haben oder denen an-
dere Normalerträge fehlen, müssen jetzt ihr Kapital mobilisiren. Dazu
hilft in Hamburg ein Darlehensinstitut, das mit Staatsmitteln aus-
gestattet ist. In Berlin könnte die Lombardstelle für Hypotheken den
Rcichsdarlehenstassen angeschlossen werden. Dem bedürftigen Gewerbe
will die Berlin-Potsdamer Handels- und Industriebank helfen. Was
für die Schwachen irgend geschehen konnte, geschieht. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb S. m. b. g. in Berlin.

Berlin, den 29. August 1914.
Wir sind Barbaren.
Sonnenaufgang im Westen.
sas Reichsland ist zumzweiten Mal voneinem deutschen Heer
erobert worden. In dieser Gewißheit heilte das Leid banger
Wochen. Nicht vonFurcht bewirktes. Daß Frankreich unterliegen
werde, galt als sicher. Doch der Vorkampf konnte lange währen;
länger, als das auf zwei Landfronten bedrohte Reich wünschen
durfte. Seit Jahrzehnten hatten alle nicht in Blindheit seligen
Franzosen gestöhnt: «Wir werden geschlagen sein, ehe die Russen
sich rühren." Deshalb wurde, vor der letzten Anleihegewährung,
der Freund in die Bedingung gekettet, Militärbahnen zu bauen,
die in sechzehn Tagen die Mobilmachung des ganzen Russen«
Heeres ermöglichen.NochwardieGleisstrecke nicht vorgezeichnet:
da kam der Krieg. Was thun, um die Wucht des deutschen An»
pralles zu dämmen und der westasiatischen Langsamkeit des Ge»
Nossen, der für die Beförderung eines Armeecorps fast fünfTage
braucht, Zeit zum Aufmarsch zu schaffen? Nur der verwegenste
Angriff konnteansZiel helfen. Wenn das Reichsland überrannt,
das deutsche Heer gezwungen wurde, auf tzeimatherde zukämpfen,
kam es, selbst wenn das Glück mit ihm war, nicht mehr ganz frisch,
nicht in ungeschmälerter Gliederstärke an den Eisengurt der Vo»
gesengrenze; und inzwischen konnten die Russen inPreußen ein»
brechen, mit den ruchbaren Mitteln ihrer tzordentaktikSchrecken
verbreiten, Königsberg, vielleicht gar Graudenz und Thorn be»
lagern und dem deutschen Norden die helle Stimmung trüben.
2Z

Frankreich aber sähe nach dem winzigsten Sieg im Elsaß oder in Lothringen den Himmel offen und wäre fürs Erste dann gegen den Umsturz der Staatsordnung gefeit. Blaset, Trompeter! Bald hören wir, daß die deutsche Flotte vernichtet, in Pola, Castel» nuovo, Spizza kein Steinchen mehr fest vermörtelt ist, bei Dün» kirchen oder Antwerpen das Dreivölkerheer, Briten, Franzosen, Belgier, schon zu tötlichem Streich ausholtund Italiens Vordrang nach Südtirol und Istrien tzabsburgs Heer aus Polen wegsplit- tert. Ein holder Traum. Der Erlebniß zu werden schien. Wochen lang sahen Oberelsasser und Lothringer die Fahne der Republik flattern. (Lernten sie endlich nun begreifen, warum wir, auch ihre klügstenFreunde.noch immer ihrLand als dasGlacis gegenFrank- reich betrachten mußten? Oder ist wahr, was ich in Feldbriefen ernster Männer lese: daß Elsasser und Lothringer, nicht einzelne nur, aus hundert Winkeln den Franzosen heimlich geholfen und hinterrücks aufDeutsche geschossen haben? Nie würde solche Tücke ihnen, niemals, verziehen.) Wochen lang sahen sie wohlTheiler» folge französischer Truppen und hielten drum die erlogenen Siege für glaublich. Mülhausen, Altkirch, Schirmeck, Schlettstadt sogar: morgen säumt das Gekribbel der Rothhosen den grünen Rhein. «Wir hatten ihn einst. Wir werden ihn wieder haben. Der alte Galliergeist stieg aus der Gruft. Müden Völkern, schriet Ihr, ver» lebten fehle die Kraft zu Offensive? Dann sind wir Franzosen blutjung: sind, die uns welk schalten, arme Tröpfe. Unsere Offen» sive ist mindestens so kühn wie Bonapartes. Wir sprangen vor, führen auf Eurem Boden, auf dem uns geraubten, den Krieg und Ihr müsset Euch inVertheidigung schränken.Das hattet Ihr nicht erwartet. Stehet entsetzt vor Eurem Kriegsplan, der nur noch ein werthloser Papierfetzen ist, und zittert vor der nächsten Ueber» raschung!" In welchen Taumel mag die Grenzkunde das Herz, das Hirn der pariser Lothringer vom Schlag der Poincare und Barres gerissen habenIAufdieWolkenburgsolchertzoffnungwa» ren selbst sie nicht geklettert. Wer in den letzten Iahren mit redli» chen Franzosen sprach, weiß, daß sie nur auf Ehrenwahrung rech» neten; hinter den Festungen und Sperrforts, dachten sie, halten unsere Leute sich wohl, bis Rußlands und Englands Eingriff uns Athemraum schafft. Nun blies die Trompete, der Eisengurt sei un» angetastet und vorn werde, auf deutschem Grund, gefochten, ge»

siegt. UnserOhr ahnt dasIubelgebrüll derBoulevardmenschheit.
Brach es jäh ab und wich bänglichem Schweigen? Wir hatten
nicht gezagt. Anch die aller Vorgänge Kundigen nicht eine Stunde
lang. Aber (heute dürfen sies sagen) der Gedanke, daß auch in
West unser Heer auf Heimatherde fechten müsse, fraß manches
Zweiglein der Freude an der urkräftigen, urgesunden Erhebung
deutscher Volkheit. Woche um Woche. Deutsche Kugeln zerstör»
4en das Werk deutscher Hönde. Die Neutralen konnten in den
Wahn gleiten, Deutsch land ächze schon in unsich erer Defensive und
könne feinen Genossen nicht aus neuem Drang lösen. Die Vor»
stellung, daß über Mülhausen Frankreichs Fahne wehe und der
Eindringling den Mauern der metzer Festung nahe, kroch auf
Spinnenbeinen übers Gemüth. Jetzt erst ists wieder frei. Fortan
kämpft in West unser Heer auf der vom Feind bestellten Scholle.
And das Reichsland ist uns zum zweiten Mal erobert worden.
Den Plan schürzte derWunsch, in unsere Aufmarschlinie ein
breites Loch zu reißen und den Westarmeen dadurch die Mög»
lichkc it gemeinsamen Handelns zu nehmen. Hält Herr Ioffre, trotz
der Warnung des Kameraden Vau, den Großen Generalstab des
deutschen Heeres für einenKlub wirrköpfigerMüßiggänger? In
dem Gelände, das seit Jahrzehnten die Stätte gewissenhafterAr»
Veit, ernstesten Kriegsspieles war, wollte der Franzos deutsche
Kricger foppen? Weh dem Reich, dessen Schicksal der eitlen
WahnsuchtsolchesFeldherrn anvertraut ist! An dreiStellen brach,
in der vierten Augustwoche, die Fluth des Germanenwillens die
Von kecker List bereiteten Deiche: bei Longwy, zwischen Metz und
den Vogesen, beiNeufchateau. DieArmeen Ruprechts vonBay»
^rn und Albrechts von Württemberg drückten die Franzosencorps
auf dieLinieLuneville»Blamont und der Armee des Kronprinzen
Milhelm gelang der Stoß, der des weichenden Feindes Flanke
aufriß. (Grollen die Philister diesem Wilhelm nun noch, weil er
geschrieben hat.jederSoldat sehne den Tag herbei, derzum Kampf
fürs Vaterland ruft?) Tage lang, Nächte lang hatten die Hau»
bitzen gedonnert, daß die Freiburger, die Stuttgarter denWider»
hall hörten. Paris aber, das gestern noch mit der Wundermär
DomBergDonon, mit langenEpopöen über die in Lothringen er»
ftrittenen Siege gefüttert worden war, vernahm nun, Klugheit em»
pfehle schleunigen Rückzug. Auch, daß der Sieger Tausende ge»

fangen und hundertfünfzig Geschütze erbeutet habe ? Die Meldung hätte erwiesen, daß der Rückzug Flucht geworden, im dritten Theik des Heeres schon jetzt das Zuchtband gelockert ist. Wir jauchzen noch nicht. Doch unser Herz ist getrost. Was dieser Ernting be» schert hat, istmehr als ein SieginoffenerFeldschlacht-ZweiPläne haben sich an einander gemessen, zwei Erzreifen sich an einander gewetzt. Der deutsche Leitgedanke war richtig und ist ausführbar; der französische war falsch und rostet wie eine vom Sumpf einge» schluckte Klinge. Von der Nordsee bis dicht an die Alpen wölbt sich ein stählerner Schild. Er bewegt sich. Er lebt. Freudig trägt ihn die Erde; wie eines Menschenweibes Mutterschoß die aus Liebe empfangene Frucht, die nochinWehcn beglückt. LassetEure Trompeter blasen, Eure Einschläferer vom Augusthimmel das Blau weglügen: der Stahlschild wandelt. Wird morgen zur Klam» mer, die denAthem abschnürt, in derHirnzelledenWillendrofselt. Bis das Wort Wahrheit geworden ist, das Gneisenau vor hun» dert Iahren sprach: «Die Franzosen ahnen nicht nur^ fondern wissen jetzt, daß wir ihnen überlegen sind." Nach Belle Alliance konnten, nach Sedan mußten sie es wissen. Sie wollten nicht. Sie wurden der Tstsünde schuldig, der einzigen, die nie einem Volk ver- ziehen ward: frevler Aeberschätzung des nationalen Vermögens. Nach den deutschen Siegen bei Wörth und Vionville, wäh» rend vor Metz schon die Entscheidung nahte und König Wilhelm die Erste und die Zweite Armee bei Gravelotte gegen Bazaine ins Feld führte, wurde in der (noch in Cottas augsburger Ver- lag erscheinenden) Allgemeinen Zeitung ein Brief veröffentlicht, den David Friedrich Strauß an Ernst Renan geschrieben hatte. Ein Liberaler, ein philosophisch und historisch geschulter Kopf an den weisesten und gelehrtesten Mann, der im Hallierland lebte. »Wir hielten den Krieg gegen Frankreich, als Folge der Ereig» nisse des Jahres 1866, für unvermeidlich. Wir haben den Krieg nicht gewollt; aber wir kannten die Franzosen genug, um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem Siebenjährigen Krieg als Folge der beiden schleichen Kriege. Friedrich derGrohe hat diesen Krieg auch nicht gewollt; aber er hatgewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis sie Bundesge- Nossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Rebergewicht verzichtet ein Herrscher, ein Volk nicht leicht. Frankreich ist seit den

Zeiten Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten gewohnt, die
erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und durch
Napoleon den Ersten ist es in diesem Anspruch bestärkt worden.
MenächsteBedingung diesertzerrscherrolleFrankreichs war aber
die Schwäche Deutschlands, das seiner Einheit getheilt, seiner
Einigkeit zwiespältig, seinerBeweglichkeit schwerfällig gegenüber-
stand. Doch jede Nation hat ihre Zeit; und, wenn sie rechter Art
ist, nicht blos eine. Deutschland ließ Dichter und Denker aus sich
hervorgehen, die den französischen Klassikern des siebenzehnten
und achtzehnten Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig an die
Seite traten. Deutschland hatte die geistigeFührerrolleinEuropa
übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in
hartem Kampf mit England, noch immer fortführte. Die Zeiten
erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, daßsich unter dem Nach»
wuchs Persönlichkeiten vom rechten Zeug an der rechten Stelle
finden. Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeug und
seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort,
um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen.
Frankreich hatte die Ereignisse des Jahres 1866 geschehen lassen,
in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes
Gewinn für seine Uebermacht zu ziehen; als es sich in dieserRech»
nung getäuscht sah, konnte es seinen Verdruß nicht verhehlen.
FrankrelchhatseitdemSturzNapoleonsdreimalseineVerfassung
geändert: Deutschland hat nie daran gedacht, ihm dreinzureden;
es hat stets das Recht des Nachbars anerkannt, sein Haus im
Innerennach Bedürfniß und Bequemlichkeit oder auch nach Laune
umzubauen. Ist denn nun, was wir Deutschen 1866 und seitdem
gethan haben, etwas Anderes? Brachte, was wir in unserem bis
dahin notorisch unwohnlichen Hause von Wänden einschlugen,
vonBalken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus
Erschütterung? Drohte es, ihm Licht und Luft zu schmälern? Stellte
es ihm Feuersgefahr in Aussicht? Nichts von Alledem; unser
Haus schien ihm nur zu stattlich zu werden. DieserNachbar wollte
in der ganzen Straße das schönste und höchste Haus besitzen. And
hauptsächlich durfte unseres nicht zu fest werden: wir follten es
niemals verschließen können und dem Nachbar sollte stets unbe»
nommen bleiben, wie er früher schon mehrfach gethan, nach Be»
lieben einige Zimmer davon in Besitz zu nehmen. Frankreich will

seinen europäischen Primat nicht aufgeben. Der Erfolg, um den
wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung dereuropäischenVö.»
ker, ist die Sicherheit, daß nicht mehr ein unruhiger Nachbar uns
in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unscrcs
Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben."
Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der
erste Herr der Dritten Republik geworden war, erschien, am sech»
zehntenSeptember, im Journal gesOebstsRenans Antwort. «Das
große Unglück derWelt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutsch»
land Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständniß wird
sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich
spreche im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Män»
ner)mit ausrichtigcrFreude gesehen, daß Deutschland sich alseine
Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten,wie
wahrscheinlich auchSie.das geeinte Deutschland werdePreußen,
dem es diese Einheit zu danken hatte, in sich auflösen,- nachcinem
allgemein giltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der
Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaß»
endenundengherzigenPedantismus.deruns anPreußen manch-
mal mißfällt, wird, fo dachten wir, allmählich und für die Dauer
der deutsche Geist tretenund mitseinerwundervollenWeite, seiner
philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch un»
serem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß
man die Fehler unserer Regirung darstellen möge: auch das Ver»
fahren der preußischenRegirung muß getadelt werden. Bismarcks
Plänesind1863demKaiserNapoleonmitgetheiltworden,dcrihnen
im Allgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben
an die historische Notwendigkeit deutscher Einigung entstammte,
dem Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Ein»
verständniß mitFrankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tau»
sendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von
1866glaubte(wieich weiß) Napoleon anPreußensSieg; wünschte
ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute
zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie
bei so vielen,Anheilgebracht. Der Sieg vonKöniggraetzkam: Und
nichts war vereinbart. Ansaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem
die Großsprecherei der Kriegspartei und die Vorwürfe der Oppo»
sition denBlick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das

er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg be-
trachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind
so naiv, zu glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und
auch dcr Sieger Anrecht gethan haben kann. Auch ohne Verein»
barung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und
Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es
ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages übleFolgen haben
wird. Glauben Sie mir l Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich
hörbar. .Lasset uns diesen widrigentzandel so schnell wie möglich
enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothrin»
gen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tötlicher
Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, ders haben will,
schrankenlose Erfüllung aller ruffischen Wünsch e; als einziges Ziel
und allein treibende Kraft des nationalenLebens: Vernichtungs-
krieg gegen die germanische Rassel So spricht eine Partei. Die
andere sagt: ,Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere
Verfassung bessern, unfereFehler ablegen und, statt von Rache für
einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu
träumen,mitDeutschland und England einenBund fchließen,der
die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu füh»
ren vermag.' Welche Politik Frankreich wählen wird: Das hängt
von Deutschlands Verhalten ab;und damit wird zugleich auch über
die Zukunft der Civilisation entschieden werden. Der Friede kann
nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein
Glied ihrerFamilie allzu sehr geschwächt werde. Mit gutem Recht
fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder
Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute
geltende Grenzregulirung bestätigte und Iedemverböte, die durch
alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere
Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor.Wir brauchen die Cen»
tralmacht vereinigter Staaten." (So alt ist der holde Traum.)
Strauß antwortete am zweiten Oktober. »Wenn von einem
Dank geredet werden soll, sogehörte füreineblosnegativeNnter»
stützung (im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wenn Napoleon
einmal Luft empfand.etwasAehnliches auszuführen.durfte Preu»
ßen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm
ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung
von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen

Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten durch die Abtretung
Luxemburgs der französischen Regirung den Verzicht auf weitere
Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich
auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer
des Reiches debutiren ? Nachdem er soeben mehrere deutsche Pro»
vinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren
der Habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, Wieste
so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an
Frankreich kommen ließ? ... Liebenswürdig ist auch uns, den
preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifischpreußischeWesen
nicht. Aber als .politisches Thier' ist der Preuße dem Süddeut-
schen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete,
ohnediepreußische tzeereseinrichtung, dersiefich anschließen konn»
ten,würden die SüddeutschenmitallthremgutenWillen, allihrer
Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen aus-
gerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben
nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung ver»
söhnen könnten. Ein Volk, das fürSadowa,alsofüreineihmganZ
fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird fürWörth
und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn
wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft ge»
schlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Um»
ständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein,
daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr fchaden kann. Die
Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus
in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen) nicht, um
vonihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern,
um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der
neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich
nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art,
dasunsmitFrankreichinsGleichesetzensollte, dem WienerKon»
greß, sind wirzu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das
wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der
Hand legen, als bis der Zweckdieses Krieges erreichtistzaberwlr
werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten."
Am einundzwanzigsten März 1871, als in den versailler Prä»
liminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen ge«
sichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser

Wilhelm zum DeutschenReichstag: «Wirhaben erreicht, was seit
Der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die, Ein-
heit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Gren»
Lcn, die Anabhängigkeit unserer nationalenRechtsentwickelung.
Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt,
<ein nicht minderglorreicher Reichsfriede folgen und möge die Auf»
gäbe des deutschen Volkesfortandarinbeschlofsensein, sich indem
Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen.
Das walte Gott!" Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum
"Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß.
Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr zu
erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton des
Briefes. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein
Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen
Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß
man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehaßtenbrauchen
kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das
gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis
nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun
hinaus zurückgeht, für ganzFrankreich. Der Elsaß ist, nachRasse
und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil
Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindran»
gen. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch
sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht
müsse Metz und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäo»
logie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in
Rassen scheidet, sündigt nicht nurgegendieWissenschaft, dielehrt,
daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen:
er treibt auch zu .zoologischen'Kriegen, zu Vernichtungskämpfen,
wie die verschiedenen Gattungen derNager und Fleischfresser sie
manchmal gegen einander führen. ImGlanz seinesKriegerruhmes
kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten
gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Han»
deln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frank»
reich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen
Provinzen. AnsereLage zwingt uns, denDeutschenhaß derSlawen
zu schüren, den Panslawismus zu hätscheln und ohne einschrän»
kende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen."

So war, auf beiden Seiten, vor dreiundvierzig Iahren die
Stimmung. DieBiographen des Christenheilands sprachen besser,
fühlten aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir
haben, hieß es in Deutschland, unserReichshaus verschlossen und
den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde
aus Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns
gehört; wissetIhr, die auf Eure Naturforscherleistung so stolzseid,
nicht, daßWesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust
eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt
nicht, wieLateiner,Slawen,Germanen selbst, einihmangethanes
Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer
einem Tapferen erlegen zu fein. Und Gallier ist, trotz allerInfusion
römischen und germanischen Blutes, derFranzose geblieben; seit
das Fallbeil die Häupter des bestenAdels, der fremden Stammes
war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Tagen des großen
Iuliercaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht
nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgewetzt, seinerKlein»
odienkrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt
uns verkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Euer blinder
Bismarck (einen Tollhäusler nannte ihn, im Gespräch mit dem
feinen Poeten Prosper Merimöe, am biarritzer Strand Louis Na»
Poleon) uns in Versailles behandelt hätte, wie Oesterreich inNi»
kolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffen»
glück besiegter Gegner, auf dessenFreundschaftmanfürdienächste
Woche rechnen wollte und durfte... Das hätte der Kanzler gern
gethan; gern, nach freiemWillensermessen, über alle Felder des
Schachbrettes verfügt. Als die Potsdamer Kamarilla ihn des
Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Le»
gitimität, verdächtigte, schrieb Bismarck an Gerlach: «Frankreich
zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an feiner Spitze,
nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schach»
fpiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem
Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen
Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit
wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut
fchneiden lassen als sie mit französischerHilfevertheidigen."Zehn
Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal
fah, sagte, amTisch des Kaisers, einMarschall vonFrankreich zu

ihm: »Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der
Hahn kann nicht dulden, daß ein anderertzahnlauterSlserkräht;
und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht." Der Angeredete
hat, mit artigem Lächeln, versprochen, pünktlich beim Rendezvous
zu sein; und das Wort des alten batailleur nicht vergessen, Daß
es mehr war als die weindunstige Zufallsrede eines Draufgän»
gers, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ol>
Frankreich nurden Elsaß oder, nachdemWunschdertzofgenerale^
auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von
1813 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von
Landau und Saarlouis sonnen durfte: der Verlust des Primates
würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unver«
sucht bleiben, das Rache für die in dem gegen Ludwigs und Ri»
chelieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß.
Ist seitdem nicht, mindestens sieben Lustren lang, alles Er»
denkliche geschehen, um das Verhöltniß Deutschlands zu Frank-
reich in würdige Ordnung zu bringen? Wir liebten das schöne
Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit (am Sei»
denbändchen flatternder) Phantasie, Anmulh mit witziger Flink»
heit paart. Wir gönnten ihm jeden Ruhm, jede Mehrung seiner
überseeischen Macht(der einzigen, die feine Zukunftzu sichern ver«
mochte) und hätten seinem Thatendrang,wenn er nicht unser en-
ges Haus bedrohte, nie uns entgegengestemmt. Jedem Franzosen
öffnete sich in Deutschland jede Thür. Pariser Parfüms und Pos»
sen, Korsets und Romane waren uns, sammt den edleren Gü»
tern des Nachbarlandes, immer willkommen.Noch vor denRui»
nen seiner Künste beugte sich Andacht. Alles vergebens. Stets
das selbe Gerassel. »Eines Tages ...!" Irgendein General oder
Oberst stimmte das Lied an, wurde versetzt, doch von seinem Mi»
nister ans Mannesherz gedrückt. Wozu heute noch schildern, was
wir, lächelnd oder mit gefurchter Stirn, erlebten? Die berliner
Mißgriffe, große und kleine, sind hier nicht verschwiegen worden.
Vor demplumpsten aber, vor Agadir, mußte ich sagen, daß Frank-
reichs Bereitschaft, jeder uns feindlichen Macht dienstbar zu wer»
den,nicht längerzu dulden sei und dieNoth derStunde uns zwinge,
einen unerträglichen Zustand mit rauher Gewalt zu enden.
„Unerträglich ist ergeworden.MittäppischerWerbunghaben
wir erwirkt, daß eingesargte Hoffnung den Deckel sprengte und>

blinzelnd zunächst, wieder ins Licht lugte. Mit Nadelstichen, mit
Demüthigungen, denen keine Schwächung des Nachbars folgte,
haben wir den Gallierdünkel im Brennpunkt verwundet. Soll es so
weitergehen?DieFranzosenmüssenerfahren,endlich,wasDeutsch-
land will.Nicht eine sanftere,versöhnlicheStimmung. Die nütztuns
nicht; lüde dem Reich nureineSchonungpflichtauf,die an dunklen
Tagen höchst lästig werden könnte. Wir wollen nicht länger gelähmt
sein; nicht bei jedem Schritt die Gewißheit mitschleppen, daß
Frankreich sür die erste Stunde deutscherNothBundesgenossenzu-
sammentrommelt. Vorwärts wollen wir; und könnens nur, wenn
wir Frankreich noch einmal besiegen oder in ein festes, hinter»
haltloses Bündniß überreden. Ungemeiner Rhetorenkünste be»
darf es zu diesem Zweck nicht; nur der Rückkehr des Glaubens
an die deutsche Willensbereitschaft zum Krieg. HerrGrand-Car»
teret hat in einer Artikelreihe, die sich mehr mit dem Kaiser als
mit der deutschen Nation beschäftigt, gesagt, unter seinen Lands»
leuten sei die Furcht verbreitet, nach dem Ausbruch eines euro-
päischen Krieges werde durch den Vogesenspalt der Ruf schallen:
Wer nicht für mich ist.Der ist wider mich.Sicher;Germanien braucht
nicht milder zu sein als der von Pharisäern bedrängte Heiland
des Matthaeus» Evangeliums. Gelingt eine anglo°deutscheVer»
ständigung.dann schwindet denFranzosendieAussichtaufMacht»
zuwuchs und der Einfluß ihrer Politik versickert; kommts zum
Krieg, so haften auch sie uns für die Kosten. Wir geben in jedem
IahrjetztmindestensdreizehnhundertMillionenMark für unsere
Reichswehr aus, können mindestens fünfMillionenMann, feld»
dienstfähige Leute, auf den Kriegsschauplatz stellen und haben auch
in Strategen und Technikern, Industriellen und Kaufleuten un»
übertroffene Kämpfer. Dagegen ist kein Kraut gewachsen; weder
die Bourbonenlilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen
könnte helfen. Obs ein Degen der Republik vermag, muß Frank»
reich ermessen. Nach vier Jahrzehnten, als dietzeimath mündiger
Menschen von feinstem Geistesschliff, wissen, ob es noch eine Was»
fenprobe wagen oder die Zukunft seiner Großmacht von Deutsch»
land verbürgt sehen will, das ihm mehr geben, mehr nehmen kann
als irgend ein anderer Staat. Vereintsindwirunüberwindlich;zu
Land und zu Wasser, als reichlich mit Gold gedüngtes Wirthschaft»
gebiet und als Hüter des Kulturhortes. Wer nicht mit mir sam»

melt,Der zerstreut. Zwischen den Nachbarn kannsnicht sobleiben^
wie es jetzt ist. Deutschland hat die Wucht, Frankreich die Flamme.
Die kann beiden Völkern zu friedlichem Sieg voranleuchten. Die
müssen wir in Blut ersticken, wenn sie auch fortan nur den Zorn
unserer Feinde Hitzen soll. Morgen. Denn das vor vierzig Iah»
ren verschlossene Haus wird allzu eng. Und jeder deutsche Enkel
würde die Folgen spüren, wenn dieAhnen die zur Dehnung des
nationalen Machtbereiches ihnen gewährte Frist in ertraglosem,
applaussüchtigem Spiel schmählich vertrödelt hätten. Frankreich
braucht den nicht von den Presidios beherrschten Haupttheil von
Marokko; Deutschland die Erlösung von vierzigjährigem Nebel;
Europa die Möglichkeit, gegen das vordrängende Angelnthum
einig zu werden. Die tzilseleistung Rußlands, dessen große Städte
nur die Kerntruppenmacht vor neuen Putschen schützt, wöge fürs
nächsteLustrum nicht schwer. Edward ist tot und der Marinekönig
zu stockbritischer Puritaner, um die Franzosen lieben zu können»
seinWeltreich auch mittzausarbeit bebürdet, die keinenAufschub
duldet. Die Gunst der Gestirne ruft zu rascher Entscheidung. Die
Republik kann einenFreund haben.der ihr allenGlanz derSon»
nentage zurückbringt und dessen Same im Schoß ihres Gartens
eine neueBlüthe europäischer Menschheit zeugt. Doch auch einen
Feind, der, seit sie ihn kennen lemte, nicht entmannt worden ist."
Das Bewußtsein, weder in diesem drei Jahre alten Artheil
noch später je dieFehler unsererAemterundSchreiberverschwie»
gen zu haben, giebt mir heute das Recht zu schroffer Rede. Die
Politik der Französischen Republik war oft von geschmeidiger
Klugheit bedient: und dennoch im tiefsten Grunde stets dumm.
Wie jede, die sich in den Aberglauben ankerte, das Deutsche Reich
habe die Entschlußkraft zum Krieg verloren und weiche vor einem
Papierwall zurück. Diese Politik war, Messieurs, auch derWürde
bar. Wenn Einer findet, ihm feiAnrecht gethan worden, mag ers
rächen; aber nicht herumwinseln, quengeln, zetteln, bis dem An»
geschuldigten die Geduld reißt, und dann die verfolgte Anschuld
mimen. Als Deutschlands Bundesgenosse wäre Frankreich ge»
borgen. Sein Recht wäre nicht geringer als unseres. Wir wür»
den seine Waaren nicht schlechter bezahlen, sein Geld besser ver»
Zinsen als irgendein anderer Staat. In Europa, Afrika, Asien
wäre seinLandbesitz ihm verbürgt und ein großes Heer nicht mehr

irothig.Wir hätten Manches von denRepublikanern.sie von uns
den Nutzen straffer Organisation und vernünftiger Kreditgewäh»
rung erlernt und sich den Aerger darüber erspart, daß ihre Er»
finder, alle, von unserer Industrie überholt wurden. (Beispiele:
Geschütz, Automobil, Aeroplan.) Wollten sie durchaus andere Ge»
fährten, dann mußten sie für deren Kraft und Bereitschaft zum
Kampfe Vorsorgen. Reich genug waren sie ja. Aber sie meinten,
mit Trinksprüchen und Papierpakten sei Alles zu machen. Keiner
wollte sich schinden. Jeder behaglich leben. Vorn England, hinten
Rußland: dawider wagt Deutschland keinen Sturmlauf. Wie es
bei den Genossen und Freunden aussieht?Weltmächte;die stärk-
sten, die je eine Sonne sah. Die würden eklig, wenn wir ihnen Auf»
ficht undNachprüfungzumutheten.Solange sie mit unssind.kann
uns nichts Arges geschehen. Trotzdem Deutschlands Volkszahl
unsere um fast dreißig Millionen übersteigt. Thut nichts. Jeder
Franzos ist ein Hirn, eine Persönlichkeit, jeder bis an den We»
sensrand mit denMenschenrechten des Heilsjahres 1789 gefüllt;
der deutsche Soldat nur ein fürs Paradefeld gedrillter Stallknecht.
Nnd die Hauptsache: gegen uns Drei wagt Deutschland keinen
Krieg. Jetzt, Betrogene, Betrüger, habt Ihr ihn. Noch währt er
nicht einen Monat: und schon ist Lüttich, Brüssel, Namur in beut»
schem Besitz, einFranzosenheer, das für denAngriff auserwählte,
geschlagen, Alldeutschland in Waffen auf dem Weg nach Paris.
Nistet in denKöpfen derRepublikaner noch nüchterne Vernunft,
dann warten sie nicht, bis Syndikalisten und Monarchisten ein»
ander metzeln, des Bauers Sense die Schwätzer, Trüger, Diebe
mäht und in der belagerten Hauptstadt dieWuth dertzöhlenmensch-
heit in die Prachtstraßen brandet. Dann werfen sie den Plun»
der der Verträge, die ihr Land nur mit Phrasen geschützt haben,
auf den Kehricht und erstrebten anständigen Frieden, der jetzt
wohl noch zu haben wäre. Die Ehre ist durch die Tapferkeit der
Kerntruppe gerettet. Sühnung aber unabwendbares Verhängniß.
Alle Sünde kann einem Volk verziehen werden; nur eine ist un»
verzeihlich: prunksüchtige Ueberschätzung der eigenen Kraft.
Die Mahnung eines neuenRenan, der Kampf eines neuen
Gambetta müßte fruchtlos bleiben. Der Krieg würde, der fünfte
^eit1806, so geführt werden, daß noch unsere Enkel nicht zu einem
sechsten aufzustehen brauchten. Fraget die Leute aus Lüttich

und Namur nach der Wirkung deutscher Geschütze. Und wähnet
nicht, derBelagerer werde auch diesmal, wie 1870, zaudern. Keine
mitleidige Prinzessin oder Königin wird für die Pariser bitten.
Keine fände Gehör. Sobald die Kanonen gerichtet sind, wird ge-
schossen. Das Heer bleibt in Frankreich, wird von Frankreich er»
nährt, bis Friede ist. Fehlt die haltbare Regirung, mit der er ge»
schloffen, von der er verbürgt werden kann, dann dauert die Mil-
lioneneinquarttrung eben länger. And will Rußland sichderZah»
lungpflichtentziehen, dann haftetFrankreich auch für denKumpan.
Nicht Uebermuth redet so. Wir sind im Nothstandsrecht. Gegen
Deutschland und Oesterreich-Ungarn kämpfen England, Frank»
reich, Rußland, Japan, Belgien, Serbien. Sechs gegenZwei. Wir
wollen leben. NurinFreiheit können wirs; nicht für eines Mondes
Dauer als fremder Herrschaft Unterthane. Wir hatten Frankreich,
wie Frankreich zuvor uns, besiegt und zwei Provinzen genommen,
ohne die unser Grenzschutz nicht zu sichern war. Die Republik hat
unsereFreundschaftverschmähtund sich rastlos bemüht,eineUeber-
macht gegen uns zu waffnen. Das schien gelungen. Sechs gegen
Zwei. Wir halten uns an den Nächsten. Er hats gewollt. Sein
KlagerechtistverwirktUnseresMorgensSonnehebtsichausWest.

Das neue Waterloo.

Lüttich, Brüssel, Namur: Vetternfreundlichkeit hat uns diese
Bissen gegönnt. Damit unsere Iungmannschaft was zu knabbern
habe, sich einWeilchen in Belgien umsehe und den rechtenTren»
uungschmerz empfinde, wenn sie von dem reichen Land scheiden
muß. Ihr zweifelt?Ungefähr so könntIhrs auf hundert Blättern
lesen. Die Märchenheze hat ja auch die Knirpse erst aufgefüttert,
ehe sie sich ein Mahl daraus machte. Lasset also die deutschen
Hungerleider vondemMastvieh.densaftigenBirnenundRiesen»
trauben naschen, die ihr armsäliges katkerlanä nicht kennt. Wenn
sie hübsch dicklich sind, purzeln die Schmatzenden in den Kessel.
Bei Antwerpen, bei Dünkirchen oder anderswo. Da stehen die
drei verbündeten Heere. Die hatten keine Eile. Sind unüberwind»
lich. Was Ereigniß schien, war nur Spaß. Jetzt kommt der große
Schlag. Ein neues Waterloo wird angekündet. Eins, das Deutsch»
land in Scherben schlägt... Wie war denn das alte?
Am zwanzigsten März 1815 tost Bonaparte in dieTuilerien

zurück. Er hat die dünnen Gitterstäbe des Käfigs von Elba zer»
brachen und will wieder Kaiser sein. InTricots, in derToga des
Caesar Augustus kann ers auf dem Maifeld scheinen. Am noch
einmal der allmächtige Imperator zu werden, müßte er den Sieger»
rühm erneuen. Auf Steins Antrag wird er geächtet. England,
Preußen, Oesterreich, Rußland vereinen sich zum Kampf gegen
denWeltsriedensstörer. Dreien ist dieserBund eineLast; nur den
Preußen ein Glückszufall. Auf dem Wiener Kongreß sind sie um
ihr Recht geprellt worden. Jetzt können sie fichs selbst holen: den
Elsaß und Lothringen der deutschenNation zurückerobern. Wir ha-
ben Glück, jubeltBlücher; was dieDiplomatiker verdarben,macht
unser Schwert wieder gut. Nur nicht lange zaudern, mahnt Gnei»
senau; geschwind sechshunderttausend Mann nachFrankreich hin»
über. Schwarzenberg will erst im Juli schlagen. Doch schon im
Mai marschirt Blücher in Belgien ein. Aus Lüttich schreibt er:
»Die Franzosen habe ich vor mich, den Ruhm hinter mich, balde
wird es knallen." Aus Namur: »Die große Macht, so sich die
Sicherheitkommissarien von Napoleon träumen, ist ein tzirnge»
spinnst. Die Nation ist bei Weitem nicht so von ihm portirt, wie
die französischen Blätter ausposaunen. Es fehlt ihm an Allem
und besonders hat er das Vertrauen zu sich selbst und zu seinem
Anhang verloren. Aber der niederländische König ist der unge»
fälligste, heimlichste, interessirteste Mensch.« Denn er hat Hilfe
erfleht und will das Heer, das ihn schützen soll, nun nicht verpflegen.
Der wiener Hofkriegsrath zögert noch immer vor dem Entschluß zur
Kriegseröffnung?„Wenn derBefehlzumVorwärts ausbleibtund
dieAnruhen inFrankreich zunehmen, mache ichs wieinSchlesien
und schlage los. Wellington accompagnirt mich sicher." Der ver»
spricht, als Napoleon die Schlacht erzwungen hat, am sechzehnten
Juni, nachmittags um vier Ahr, mit seinen vierundneunzigtau send
Mann oder mindestens mit einem ausreichenden Theil bei den
Preußen WQuatrebras sein. Kommt abernicht, Weilerselbst ange-
griffenwird und erst abends dreißigtausend Mann zusammen hat.
Die Preußen verlieren zwölftausend und müssen vor der Aeber»
macht vonLigny nachWavre weichen.Der alteBlücher hatStunden
lang unter seinem erschossenen Pferd gelegen; ist aber am Acht»
zehnten wiederzum Kampf bereit und ruft seiner Schaar zu: »Ver»
gösset nicht, daß Ihr Preußen seid und Sieg oderTod unsereLo»

sung ist.« Der Kaiser stellt sein Heer bei dem Pachthof La Belle
Alliance auf; siebenzigtausend Mann und zweihundertvierzig Ka-
nonen. Wellingtons Mannschaft ist fast eben so groß (dreißigtau-
sendDeutsche und dreizehntausendNiederländer fechten unterdem
Briten), hat abernur hundertfünfzig Geschütze. Fünf Stunden hält
siesich.Noch länger?DemFeldherrn wird bang. KommtBlücher?
Er hats versprochen. Und steht auffeinemWort. Erkommt. Schickt
Bülows Corps zum Sturm auf die im Dorf Plancenoit ver»
schanzteKaisergarde vor.Der ersteSturmwirdabgeschlagen.Auch
der zweite. Das Corps hat ein Fünftel seines Bestandes verlo»
ren. Gneisenau führt es zum dritten Mal ins Feuer. Und nun
flieht die Garde und Napoleon, der mit einem Blick diesen Zu»
sammenbruch und Wellingtons Sieg über Ney umfaßt, brüllt auf:
»Das ist das Ende! "Nur Zehntausend gelangen bis nach Paris.
»Mit stolzenWorten" (erzählt Treitschke)»dankteBlücher dem un-
übertrefflichen Heer, das ermöglicht habe, was alle großen Feld-
herren bisher für unmöglich gehalten hatten. ,So lange es Ge»
schichte giebt, wird sie Euer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschüt-
terlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit
das Glück Eures Königs und feines Hauses. Nie wird Preußen
untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen!' Erbe»
fahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollenNamen desHo»
fes La Belle Alliance, wo die beiden Sieger,,durch eine anmu»
thige Gunst des Zufalls' zusammengetroffen waren, ,zum Anden»
ken des zwischen der britischen und der preußischen Nation jetzt
bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses, der Ver»
einigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulich-
keit der beidenFeldherren/Wellingtonging auf den schönen Ge»
danken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die
Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen: darum taufte erste auf den
Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde; denn
dort hatte er am siebenzehnten Juni übernachtet und von Spa-
nien her war er gewohnt, die Stätten seiner Siege mit dem Na»
men seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen. Während Gnei»
senaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirk»
lichen Hergang, so weit er schon bekannt war, erzählte, stellte der
Herzog in seinem Bericht die Ereignisse so dar, als ob sein letzter
Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine

immerhin dankenswerthe Hilfe geleistet hätten. "Das war Water» loo.Und vor diesem Wort, vor dieses Sommertages Gedächtniß, das jede Britenstirn, das auch Kitcheners Wange von Scham rö» then müßte, soll Deutschlands Reichsheer nun zittern lernen? Das ist nicht müde noch schlaff. Kommt auchnichtauseinem armen, ausgesogenen Land. Das würde noch gut genährt, wenn die Belgier ihre Heimath verwüstet hätten. In den Haupstädten des Reiches werden Massenautomobile von flinken Händen in Fleischspeicher und Schlächterläden umgewandelt, die dem Heer an jeden Rastort vorausfahren können. Diesem Heer kann Klei« dung und Nahrung, Geschütz und Munition niemals fehlen. So» gar dichte Schwärme seiner Maschinengewehre rollen auf Gummi» reifen und können die behendesten Flüchtlinge einholen. Vielleicht hat es seine stärksten Bombardirkünste für Antwerpen und Paris aufgespart. Dieses Heer ist der von weiser Kraft geleitete Wille eines Volkes, das, wieder, diesmal in stärkerer Rüstung, aufge» standen ist, um gut zu machen, was die Diplomatiker verdarben. Der Millionär ficht neben dem Tagl öhner, der Prinz neben dem Bäckergesellen. Jeder will vorn sein. Und die Ungeübten, Kran» ken, Alten, die zu Haus bleiben mußten, neiden den Kämpfern den Platz an der Front und sind, Mann vor Mann, des Winkes gewärtig, der auch sie noch ins Feld ruft. SämcSatanas selbst,in höllenfürstlicher Majestät, mit seinen beelzebübischen Legionen: ersähe dieDeutschennichtschlottern.Waterloo?DasHeervonLüt- tich und Namur wird demFeinde dieBrust, nicht denRücken zeigen.

Kulturträger.

Als Blücher eine Belgierbrigade wanken sah, rief er lächelnd: ‚Das sind keine reißenden Thiers!" Ob er heute so urtheilen würde ? Nie wurden Vlamen undWallonen der Feigheit geziehen. »Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menschen. Die selben Be» dingungen bringen die selben Erscheinungen zurück. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyran» nen die Spitze bieten, haben vor fünfzehnhundert Iahren ihre Stammväter, die Batavier und Velgen, mit ihrem römischen ge» rungen. Eben so wie Jene, einem hochmüthigen Beherrscher un» willig unterthan, eben so von habsüchtigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem Trotz ihre Ketten ab und versuchen das

Glück in eben so ungleichem Kampf. Im Heiligen Hain fragtClau»
diusCivilis seine Mitbürger: .Wirduns vondiesenRömernnoch
als Bundesgenossen und Freunden, wird uns nicht vielmehr als
Knechten begegnet? Jetzt, Batavier, ist der Augen blickunser. Nie
lagRom darnieder wiejetzt. Lasset Euch die Namen vonLegionen
nichtin Schrecken jagen; in ihrenLagernfändetIhrnurBeuteund
alteMänner. Anter uns ist noch Mancher, der geboren ward, ehe
wir den Römern Tribut zahlen mußten. Die Götter halten es mit
den Tapfersten.'In ähnlichere Bedrängniß rettet Civilis seine In-
sel, wiefünfzehnIahrhundertenachihmWilhelmvonOranien die
Stadt Leiden, durch eine künstliche Wasserfluth.« Das sind Sätze
ausSchillers„Geschichte desAbfalls derVereinigtenNiederlande
von der spanischenRegirung."Posa führt vorPhilipps, Egmont
vor Albas Ohr die Sache Brabants und Flanderns.Unser reich-
ster und unser populärster Dichter: zwei Anwälte belgischer Frei-
heit. Ward sie von Deutschen je angetastet?NachderpariserIuli-
revolution trennten die Katholiken sich von den Ketzern der Nie-
derlande. Am fünfundzwanzigsten August (der uns der Tag von
Namur ist) lodert, nach einer Aufführung der französischen Oper
„DieStumme vonPortici",die Flamme derVolkswuth auf.Die
Holländer mußten aus Brüssel weichen.Die Bomben, die sie aus
der antwerpener Citadelle warfen, zerstörten die Scheldestadt.
Frankreich forderte die belgischen Departements für sich. Die Re»
publikund das KaiserreichwolltendenStaatderOranier aufessen.
Deutschland blieb ihm uneigennützig befreundet. Gab ihm einen
König. Gab ihm, wider den Willen anderer Großmächte, das
Kongobecken. Deutschland. Ists heute vergessen?
FranzösischenMissionaren und Händlern, die schon im acht«
zehnten Jahrhundert die Kongobezirke durchstreift hatten, war
1838 Hauptmann Bouet-Willaumez gefolgt, der feinen Lands»
leuten eine Proviantstation sicherte und von den Häuptlingen das
Recht zur Landung und Siedlung einhandelte. Offiziere und
Forscher erklärten, aus diesem heißen, verseuchten Boden sei nichts
zu holen. Herr de Brazza, ein blutjunger Schiffsfähnrich, den 1872
ein Zufall in das Neuland brachte, wurde bald andererMeinung.
Das erste Ziel seinerWünsche, einen von der Küste an den schiff»
baren Kongo führenden Weg, erreicht er noch nicht; glaubt aber
an die Zukunft des Landes, trotzdem es ihn mit Fiebern gepeinigt
und für Monde entkräftet hat, und trägt, mit dem Ergebniß seiner

Forscherarbeit am unteren Kongobecken, diesen Glauben 1878
nach Frankreich heim. Da hört er, daß auch der Nachbar sich mit
dem Kongo beschäftige. König Leopold von Belgien hat die civi»
lisirten Völker zweier Erdtheile zum Kreuzzug gegen die Sklaven-
schmach Mittelafrikas aufgerufen. „Europas Ehre fordert dieCi-
vilisirung dieser Riesengebiete": so spricht er im September 1876-
zu Gelehrten und Politikern, die er nach Brüssel geladen hat, und
bittet sie, in diesem „Kreuzzug derWisfenschaft, der Menschlichkeit
und des Fortschrittes "die Führer zu werden. SeinWille gründet
die ^Lsociation Internationale ^fncaine, der er präsidirt und in der
Quatrefages Frankreich, Gustav Nachtigal Deutschland vertritt.
Stanley, der im Hochsommer 1877 an der Kongomündung aufge-
taucht ist, wird von Leopolds Legaten in Marseille abgefangen
und mit Goldfädchen an die »große Sache der Humanität" ge-
knüpft. Nm die Aufmerksamkeit abzulenken undeinfürdasschwie»
rige Werk brauchbares Personal zu werben, fährt er zunächst, in
den erstenWochen des Jahres 1879, nach Sansibar; ist aber schon
im August wieder an der Kongomündung und bahnt sich, durch
Sumpf, Urwald und Fels, mit unermüdlicher Zähigkeit einen
Weg bis an denSee,den erStanley°Pool tauft. Wird der Iour-^
nalist Reichsgründer? Schon will er die belgische Flagge hissen
da erblicken seine Leute Frankreichs Trikolore am Nordufer des^
Sees. Brazza ist ihm zuvorgekommen. Der hat sich den Lockrufen
Leopolds versagt, die pariserRegirung vor Stanleys Plänen ge-
warnt, schon im September 1880 den Pool erreicht, dem König.
Makoko eine Konzession entschmeichelt und eine Station geschaffen
(aus der dannBrazzaville, die Hauptstadt des L«nZ« ^ran^is, ent-
stand).AlsStanleymitseinenfünfDampfern,seinemtzeerundGe«
schütz anlangt und das rechte Seeufer unter das Zeichen belgischer
Oberhoheit stellen will, begrüßt ihn Sergent Malamine im Namen
Frankreichs. Der franko-britische Kampf um den Kongo beginnt.
Noch ist Stanley zwar inbelgischemDienst; hat aber rascherkannt,
daß der Werbekraft eines neutralen Staates nicht zu trauen ist,
und verpflichtet sich im Herbst 1883 den Briten. Die haben im
Kongobecken kein beträchtliches Handelsinteresse; doch sie dürfen
nicht dulden, daß die Herrschaft über einen schiffbaren, in den At-
lantischen Ozean mündenden Strom einer anderen Großmachtzu-
falle. Hat Portugal nicht ein historisches, ein Vierteljahrtausend
altes Recht auf dieses Stromgebiet? So ehrwürdige Rechte zu

wahren, ist, immer und überall, Englands heiligste Pflicht. Der
anglo-portugiesische Vertrag vom sechsundzwanzigsten Februar
1884 bestätigt den lissaboner Anspruch, giebt einer aus Englän»
dern und Portugiesen zusammengesetzten Kommission die Strom-
Polizei und dieRechte der Zollbehörde und sichert den Britenfreie
Schiffahrt und Meistbegünstigung. Die Nachricht schlägt wie eine
Bombe in Brüssel ein. Was nützt der Fluß, wenn Albion über
die Mündung gebietet? Der erschreckte Leopold bittet den Kanzler
des Deutschen Reiches umtzilfe. Die wird ihm gewährt. Bismarck
läßtin London undLisfabon gegen denFebruarvertragBeschwerde
einlegen, erklärt, daß der belgische Plan ihm vernünftig und bil»
lig scheine, und ladet die Mächte zu einer Kongo-Konferenz nach
Berlin. Frankreich (die Republik Ferrys) folgt dem deutschenBei-
spiel und tauscht für die Anerkennung der von der ^sgociation er-
worbenen Besitzrechte die Verpflichtung ein, der Republik das
Vorkaufsrechtzusichern, ,,si par 6es circonswnces imprevueg I^s8o-
ciation Internationale^kricaine etait amenee un jour ä realiger ses pos-
«e83i«ns.« Deutschland und Frankreich vereint? Die Vorstellung
stimmtBritenherzen nichtfroh. Am sechsundzwanzigstenIunisagt
Bismarck imReichstag: »ZwischenunsundderfranzösischenRe-
girung herrscht volles Vertrauen auf die Ehrlichkeit undAufrich»
tigkeit der gegenfeitigen Beziehungen und auf das Wohlwollen,
mit dem wir jede französischeBestrebung betrachten,die nicht gerade
auf die Wiederherstellung der früheren unnatürlichen Einricht-
ung, die von Ludwig dem Vierzehnten her datirte.gerichtetwäre."
Noch am selben Tag kommt aus London die Erklärung, das Mi-
nisterium habe beschlossen, den anglo-portugiesischenVertrag der
Königin nicht zur Ratifikation vorzulegen. Belgien hat gesiegt;
und wird zehn Jahre lang nun von den Briten gehätschelt. Erst
nach demAbschlußdesfranko-belgischenVertrages, der am fünf»
ten Februar 1893Frankreichs Vorkaufsrecht auf den Kongostaat
bestätigt, blast aus der Foreign-Office wieder ein rauher Wind.
Warum hassen die Belgier uns? Warum wurden sie vor
Deutschen, vor wehrlosen Gästen ihresLandes, reißendeThiere?
Kiderlens Kongovertrag war einFehler; hat ihnen aber bis heute
nicht geschadet. Die Verletzung der Neutralität durften sie ab-
wehren. Durch barschen Widerspruch; Wenns ihnen klug schien,
auch durch den Beweis des Willens zur Waffengewalt. Die Hetz-
jagd auf deutsche Männer, Frauen, Kinder war das Werk er-

ches Bedenken gegen diesen Plan. Nur dürfte der Zweck der Ein»
Verleihung nicht sein,Preußen vonVerlustenzu entschädigen, die
es durch Rußland erlitten hat oder erleiden könnte. Will es sich
Rußland zuwenden, dann wird Großbritanien vor dem Ohr Euro-
pas laut gegen dieAbsicht auf Gebietszuwachs sprechen. "Fried»
rich Wilhelm der Vierte stöhnt, fein Wort sei in London «wie das
GebelleinesHündchens"überhörtworden.Palmerston willnicht,
daß die Elbherzogthümer aus dänischem in deutschen Besitz über»
gehen. 1870 hilft das neutrale England heimlich den Franzosen
und gestattet, daß in seinem tzoheitbereich, unter der Küstenwache
vonBeechyHead,ein französischer Kreuzer einen deutschen Kauf-
fahrer aufbringt. Genug.Wir waren zu lange geduldig.In Europa
und in unserenKolonien.Deshalb glaubt jederLümmel.der eng-
lischen Unverschämtheit nachstreben zu müssen. Diesen Glauben
werden wir mit stählerner Hacke ausroden. Unser Körper ist nicht
unsauberer als der eines Angelsachsen. Wir haben härter gear»
beitet als er und uns dennoch nicht seltener gewaschen. Er kennt
feine Infel, vielleicht noch zwei Kolonien und heischt, daß Jeder
seineSprache verstehe, Iederihmden besten Platz einräume. Fällt
uns nicht ein. Wir kennen, wissen, leisten mehr; prahlen nicht,
lassen uns aber auch nicht ducken. Noch ein Zornwort Blüchers:
»Preußen und Deutschland stehen, trotz allenAnstrengungen, im-
mer wieder als die Betrogenen vor der ganzen Welt." Das war.
Das wird nie wieder. Deutschland weiß heute, daß es stark ist, und
braucht nicht um Rechte zu betteln, die ihm gebühren.
England ist gelben Stinkaffen verbündet und freut sich der
Kunde, daß deutsche Männer gemeuchelt, deutsche Frauen von
trunkenen Kosaken geschändetwerden. Engländer, Belgier.Fran»
zosen, Nord- und Südslawen, Japaner preisen einander als die
Träger und Hüter der feinsten Menschheitkultur und schimpfen
uns Barbaren. Wir wären Laffen, wenn wir widersprächen. Bar»
baren hießen dem totkranken Rom die Germanen, die ihm das
Grab schaufelten. Eure Kultur, Gevattern, duftet nicht lieblich. Ge-
wöhnet Euch rasch in die Erkenntnis;, daß auf deutscher Erde Bar»
baren und Krieger leben. Die haben zuTratsch und sinall tsIK jetzt
nicht Zeit. Müssen Eure Heere schlagen, Eure Generalstäbe ab»
fangen, Eure Polypenarme ins Weltmeer streuen. Wenn ihrer
Barbarenmacht Tanger und Toulon, Antwerpen und Calais
unterthan ist, werden sie gern manchmal nett mit Euch plaudern.

Die Zukunft.
Deutscher Sang.
Vaterlandlied.
er Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Anechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.
So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschcnschädel spalten.
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den bauen wir zu Scherben,
Der soll im deutsche» Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.
B Deutschland, heiliges Vaterland!
V deutsche Lieb und Treue!
Du hohes Land! Du schönes Land!
Dir schwören wir aufs Neue:
Dem Bube» und dem Knecht die Acht!
Der füttre Krähn und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.
Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ibr Deutschen alle, Mann vor Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände
Und rufet alle, Mann vor Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!
Taßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute, Mann vor Mann,
Mit Blut das Eisen röthen.

Mit Hcnkersblut, Franzosenblut, —
B süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.
Taßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten Wehn und Fahnen!
Mir wollen heut uns, Mann vor Mann,
Zum Heldentods mahnen.
Auf, fliege, stolzes Siegspanicr,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.
Linst Moritz Arndt.

Der Fahnenschwur.

gebt das Herz! Hebt die Hand!
Schwöret für die große Sache,
Schwört den heiligen Schwur der Rache!
Schwöret auf das Vaterland!
Schwöret auf den Ruhm der Ahnen,
Auf die Freiheit der Germanen,
Auf das Höchste schwöret heut!
Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Erd und Himmel soll ihn hören,
Unsern hohen Schwur der Ehren,
Unfern Schwur fürs Vaterland,
Glorreich schwebe, stolzes Zeichen,
Das voran im Streite weht!
Keiner soll von hinnen weichen,
N?o sich dies panier erhöht!
Hebt das Herz! Hebt die Hand!
Wehe muthig, edle Fahne!
Daß sich jede Brust ermahne
Für das heilige Vaterland!
Mache, stolzes Ehrenzeichen,
Alle Männer ehrenfest,
Daß sie tausendmal erbleichen,
Eh' nur Einer Dich verläßt!
Ernst Moritz Arndt.

Siegesbotschaft.
Tanz
Ist heut im «rüg zu Vehlefanz.
Bben, auf rothgestrichencr Empore,
Sitzt die Musik in vollem Chore:
Klarinette, Geigen, Tontiabaß;
Und vor Jedem ein Pult und ein Weißbierglas.
Und unten drehn sich, in Schotischem und Walzer,
Die Paare, dazwischen ein Juchzen, ein Schnalzerz
Und Fug und Hitze und blakende Lichter,
Am Fenster neugierige Uindergesit ter,
Ein Rempeln und Rennen, ein Stoßen und Stemmen.
Und mit Eins: „Da kommt ja der Nciinmnn aus Eremmen » » »
Der Laatschc-Nenmann I lvas wilj denn Der?
Laatschc-Neumann, hierher, hierher I
Er bringt was. stillgestanden, stiamml
Ich weit', er bringt ein Telegramm,"
Und Nenmann, plötzlich steht er oben,
Sie haben ihn auf den Tisch erhoben.
tvir Stanze fünf, (Zardc Schanze sieben,
Felden bei Probst beim Sturm geblieben.
Verluste wenig, Danske viel , . ,"
Alles sich in die Arme fiel;
Und zu wissen, wies eigentlich gewesen,
Muß '^lcumann es imnier wieder lesen.
Dem aber will es nicbt mehr zu Sinn.
„Vehlefanz«, wo denkt Ihr hin?
Habe noch andere gute Bekannte."
„welche denn, welche?"
.Lesen I"
Muß erst zu Puste kommen . . /
„Lesen!
Düppel ist genommen!
Muß noch nach Schwante."
„Schmante? Die lumpigen tausend Schritt?
knivra, Naumann: Da kommen wir mit!"
Und hinein in die laue Frühlingsnacht
Ganz Vehlefanz hat sich aufgemacht.

Qenmann laatscht nach.
Schwante lag schon im Schlaf.
Als aber die Siegesbotschaft es traf,"
lvards wach.
Der Mond am Himmel stand
Und in Jubel stand das Havelland.
Theodor Fontane.

Schlachtgebet des alten Dessauers.
Beftreicherschwadroncn schimmern entlang den morgenrothen Horizont,
Vnrch die blinkende Ebene weit
Stehn Preußendragoner und -grenadiere gereiht;
Der Dessauer hält vor der Front.
langsam, als schlügen rings Thnrmnhren die Stunde,
Dröhnen Kanonen da und dort in die Runde;
Eine Kugel weht;
Er zieht den Degen: „Helm ab zum Gebet l
Herrgottl Ich kann nicht jeden Tag vor Dein Angesicht treten;
Nur mit Schüssen kann ich zu Dir beten.
Wenn ich jetzt Sturm trommeln lasse
Und den Feind fasse,
SiHel an Säbel, Mann an Mann, —
Herrgott von Preußen, nimm es cml"
Ernst Tisfauer
(Aus dem Band „Der Strom.")

Kleine Ballade.
Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im wolkenbrnch der Feindesklingen.
D e malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.
Und in den Staub der letzte Schelm.
Der mich vom Satiel wollte stechen I
Ich Ichlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.
Ihr wolltet stören meiner, Herd?
Ich zeigte Euch die Mannessehne.

Die Zukunft.
Und lachend trockne ich mein Schwelt
An meines Rosses schwarzer Mähne.
Detlev von Liliencron.
Die Attacke.
platz da und lieten aus dem Busch I
Mit Hurra drauf in Flusch und Kusch
Und vorqebeugten Leibes rasen,
In einem Strich die Pferdenasen,
Vir Zwei weit voran den Husaren.
So sind wir in den Feind gefahren.
Die rothen Jungen hinterher ^
In todesbringender Earrnre,
Daß wild die Spitzen der Schabracken
Den Grashalm fegen wie der wind.
Und, hussa, hoxp, die bunten Jacken,
Sind wir am Waldesrand geschwind.
Geknatter, dann ein tolles Taufen,
Wir konnten kaum mit ihnen raufen,
So r,ssen die Gascogner aus
Vor unserm Säbelschnittgesaus,
Doch hinter einer schmalen Erle
Stand einer dieser kleinen Kerle
Und macht auf mich recht schlechte Witze
Und schoß mir ab die Helmthurmspitze.
Ei, Du verfluchter gelber Tümmel,
Ich treffe gleich Dich im Getümmell
Und „Hieb zur Erde tief": saß ihm
Im Schädel eine forsche Prim.
Kolonnen rückten nun heran,
Der Auftrag war erfüllt, gethan.
Der Lieutenant sammelte den Zug;
Und als er durch die Säbel fragte,
Bb Keiner wegblieb, Keiner fehle,
Da schnürt es ihm die junge Kehle,
Denn der Trompcterschimmel bäumte,
Den Sattel frei, und schnob und schäumte.
Wir fanden seinen Reiter bald
An Brombeersträuchchen, tot, im Wald,
Ein blauroth Fleckchen zeigte nur
Den Schuß ins Hcrz, der Kugel Spur.
Bei meinem Freund zum ersten Mal
Sah ich das Einglas niederschnippen

Und Thräncn fiele», ohne Zahl,
Dem Toten ans die bleichen Lippen,
B schäm Dich nicht, ivcnn Dies Du liest,
Daß Dir so leicht die Thräne fließt,
Im Sterben trägst Dn noch die Scherbe;
Ich sei, stirbst früher Du, der Erbe;
Sann denk ich an den treusten Freund
Den je die Sonne hat gebräunt.
Detlev von Liliencron.
Kein schönrer Tod . . .
Rein schönrer Tod ist auf der Welt,
Als wer, vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen,
Im engen Bett nur Lincr allein
Muß an den Todesreihen;
Hier findet er Gesellschaft fein,
Fallen wie die Rräutcr im Maien.
Manch frommer Held mit Freudigkeit
Hat zugesetzt Leib und Blute,
Starb seligen Tod auf grüner Haid
Dein Vaterland zu Gute.
Rein schönrer Tod ist aus der Welt,
Als wer, vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld
Darf nicht hören groß wehklagen,
Mit Trommelklang und Ofeifcngetön
Manch frommer Held ward begraben.
Auf grüner Haid gefallen schön,
Unsterblichen Ruhm thut er haben.
Rein schönrer Tod ist auf der Welt,
Als wer, vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Haid, im freien Feld
Darf nicht hören groß wehklagen.

Kriegszustand.
WM ach den neuenVerordnungenfürdieReichsbank und der Errichtung
W^V von Darlehnskassen kam die Gründung von Kriegskreditbanken.
Die „Kriegskreditbank für Groß-Berlin", die ein Aktienkapital von 13
Millionen haben wird, soll in den Bezirken der Handelskammern von
Berlin undPotsdamfürgewerblicheBstriebsmittel sorgen,Vorschüsse in
barem Geld oder in Wechseln gewähren; und die Reichsbank wird den
vier« oder fünffachen Betrag des von dem neuen Institut aufzubringen»
den Garantiefonds (25 bis 30 Millionen) in Wechseln diskontiren.
Alle diese Kreditbrücken führen in die Reichsbank. Die steht jetzt vor
ihrer Feuerprobe. Was wir bis heute sahen, verdient volles Vertrauen.
Während die Banque de France ihre Notengrenze von 6800 Millionen
bis auf 12 Milliarden erweitert und einer Assignatenwirthschaft zu»
steuert (die kleinste französische Banknote lautete vor dem Krieg auf
SO Francs; dann kamen Scheine zu 20 und 5, schließlich zu 1 Franc),
legte die Reichsbank am neunzehnten August einen Ausweis vor, der
eine Minderung des Notenumlaufs (um 15) auf 3832 und eine Stei»
gerung des Goldbestandes (um 31) auf 1508 Millionen ergab. Schon
nach der zweiten Kriegswochs konnte also ein gebesserter Status gezeigt
werden. Das bedeutet noch nicht viel. Aber draußen stehts schlechter.
Von Ost, Nord und West hört man Laute der Schwäche. Die Bank
von Frankreich berichtet nicht mehr über den eigenen.Stand; die Reichs»
dank kündet an, daß sie sich bemühen werde, ihre Zahlen noch rascher
zu veröffentlichen als sonst. Frankreichs Goldflitter fällt ab. Die ms»
tallische Decke der Reichsbanknoten hatte sich am Ende der zweit«
Woche im August von 43,4 auf 44,2 Prozent gestreckt. Sie entfernte
sich also von der Grenze der Dritteldeckung, statt sich ihr zu nähern.
Aber die Hauptsache war: eine starke Zunahme der Girogelder. Di«
würde in Friedenstagen anzeigen, daß die Geschäfte kein Geld brauchen,
also träger geworden sind. Wenn in Kriegszeit die Summe der frem-
den Gelder in der Reichsbank steigt, so ist damit bewiesen, daß die Um-
laufmittel mehr Bewegungfreiheit erlangt haben und daß die größte iGs»
fahr, die dem Wirthschaftkörper drohen kann, eine Kreditkrisis als
Folge der Einsperrung des Geldes, fürs Erste beseitigt ist.
Das Verhältniß zwischen Gold und Zettelgeld hat sich nicht nur
in Europa geändert. Auch die Vereinigten Staaten sind in die Um-
wälzung, die der Krieg bewirkt hat, hineingezogen worden; sie sind in
das Netz einer Verschuldung gerathen, aus dem sie sich nicht leicht
lösen werden. Die Ausfuhr wichtiger Güter, besonders Baumwolle,
Getreide, Kolonialwaaren, sollte neue Guthaben in Europa schaffen.
Riesenposten amerikanischer Papiere sind seit Jahr und Tag in die
Neue Welt zurückgeströmt. W esentlicheBestimmungen des neuen Bank»
gesetzes können nicht in Kraft treten; denn die wichtigste Aufgabe ist jetzt
die Vermehrung des Papiergeldes. Wie in den Tagen der Finanzkat«d>

ftrophe von 1907 wurden Clearinghouse-Certifikate ausgegeben, die als
Geldzeichen dienen. Die Nationalbanken dürfen mehr Noten ausgeben,
als ihnen je erlaubt war, und brauchen sie nicht so fest zu fundamen-
tiren, wie ihnen sonst zur Pflicht gemacht ist. Statt der Schuldverschrei-
bungen der Vereinigten Staaten dürfen andere „geeignete" Werthpa-
piere als Notendecke dienen. Das Gesetz schreibt vor, daß'25 Prozent
der Depositengelder durch Sold oder Bundesnoten verbürgt sein müssen.
Um dieses Geld ersten Ranges für Zahlungen an das Ausland frei zu
bekommen, sind die Noten der Nationalbanken in den Sicherheitbezirk
zugelassen worden. Die amerikanische Regirung, die so großen Werth
auf eine solide Geldverfassung legt, hat gewiß nicht leichten Herzens auf
diese Grundsätze verzichtet. Hütte sie eine Centralbank, so könnte man
die Belebung des Geldumlaufs mit den selben Mitteln versuchen, di«
in Deutschland angewendet worden sind. Präsident Wilson hat die
Bankreform durchgesetzt; der Krieg lähmt sie und an Centralisirung
des Notenbankwesens ist iu absehbarer Zeit noch nicht zu denken
Neberall steigt die papierene Fluth; wann wird sie fallen? Für
Deutschland sind die Möglichkeiten schon deshalb günstig, weil der
Reichsbank gelingen wird, sich die Dritteldeckung zu erhalten. Die Dar»
I'ehnskassenscheine sind nur für die Dauer des Krieges bestimmt. Neber
das Schicksal der Banknoten und Reichskassenscheine aber entscheidet
Wedürfniß und Neigung. Hat sich der Deutsche an das Zettelgeld ge-
wöhnt, so wird es im Nmlauf bleiben. Nach dem Kriegsschluß würden
ja die Mißtrauischsten die Banknote wieder als vollwerthiges Geld an-
sehen. Wenn der Güterumsatz sich wieder belebt, was noch während des
Krieges, nach entscheidenden Siegen, möglich ist, können die Produzen-
ten sich aus dem Verkauf der Waaren neues Betriebskapital schaffen
und das Kreditbedürfniß wird geringer. Deshalb kann Niemand er-
messen, mit welchem Notenbestand am Wag des Friedensschlusses zu
rechnen sein wird. Wir dürfen hoffen, daß die Fluth bald weicht.
Aengstliche Leute fürchteten das Entstehen eines Goldagios in
Deutschland. Das kann im inländischen Verkehr so lange nicht vorkom-
menj wie die Reichsbank ihre Gesetze zu wahren vermag. Wer Papier-
geld nicht mehr zum vollen Werth annähme, müßte die Golddecke der
Reichsbank für zu kurz hatten. Aber die Reichsbank zahlte Gold im
vollen Betrag der ihr eingereichten Noten bis zu dem Tag aus, da die
NotHverordnungen in Kraft traten. Heute ist Gold natürlich schwer zu
haben. Im öffentlichen Zahlungverkehr überhaupt nicht. Läßt sich
Einer für den Nmtausch einer Banknote in Gold eine Prämie bezahlen,
so verstößt er gegen das Gesetz. Aber es kommt natürlich vor; und der
Dumme ist der Andere, der seinen Hundertmarkschein für 8l) oder 90
Mark hingiebt. Nur im internationalen Verkehr bleibt das Gold das
einzige Zahlungmittel; und keine wirthschaftliche Großmacht kann heute
mit ihrem Goldschatz gegen die andere auftrumpfen, weil alle gezwun-
gen sind, das eigene Gold als nicht vorhanden zu betrachten.
Die Börsen sind noch geschlossen. In der Burgstraße wurde die

Fahne erst eingezogen, als Wien, London und Paris kapitulirt hatten.
Berlin mußte noch den Ansturm der fremden Spekulanten aushalten.
Was am Schottenring nicht mehr anzubringen war, wurde im Hitzig-
Haus verkauft. Am ersten August hörte das Geschäft auf. Die letzte amt»
liche Kursliste ist vom dreißigsten Juli. And die Tage desFastens liegen
manchem Börsenmann schwer im Magen. Täglich treffen die Herren
einander auf dem bekannten quietschenden Parquet; aber „Schlüsse"
werden nur auf erbeutete Maschinengewehre gemacht. An die Lecker-
bissen wagt man sich noch nicht heran. Nur zum Spaß werden mal
Kurse genannt, um zu sehen, wie es hinter dem Kurszettel aussieht. Als
neulich Jemand sechs Phoenix-Aktien kaufte, stockte der Pulsschlag von
der Erregung. Anfangen möchte man ganz gern wieder. Die Lust am
Spekuliren ist nicht erstorben. Sie bedarf nur eines Anlasses, auf den
sie sich berufen kann. Von Paris werden, vi» Schweiz und Holland,
Börsenkurse gemeldet. Die paar Daten sind wie ein Gruß aus einer
anderen Welt. Man interessirte sich weniger für die Thatsache, daß die
dreiprozentige französische Rente 76 kostete, als für die Nennung deK
Kurses überhaupt; und fragte sich, ob, was in Frankreich möglich ist,
nicht auch in Berlin versucht werden könnte. Hat es einen Sinn, das
Börsenkaufhaus im Zustand der „billigen Woche" zu zeigen? Dem
Publikum die dreiprozentige Reichsanleihe zum Preis von 69 vorzu-
führen? Die Leute mit starken Nerven fürchten solche Eindrücke nicht.
1870 sei es auch nicht anders gewesen. Die 41/2 prozentige preußische
Anleihe stürzte von Ä3 auf?7 nnd vetterte mach Weißenburg undWörth>
wieder auf den Normalkurs. Kreditaktien rutschten von 149 auf 90;
Rumänen von 69 auf 39; Darmstädter Bank von 133 auf 96. Nach den
ersten Siegen kam die neue Hausse. Die erwarten die Börsenmatadore-
von 191Ä auch und meinen, man dürfe das Geschäft nicht einrosten
lassen. Ob heute die Rennissance so bequem wäre wie vor vierundvier°
zig Iahren, ist fraglich. Berlin allein könnte die Kosten des Umsatzes-
nicht tragen. Die großen Ausländmärkte müßten zugleich in Aktion
treten; sonst käme es so, wie es in den letzten Tagen des berlinerBörsen-
verkehrs war. Die Regulirung der Rltimoverpflichtungen ist von Ende
August auf Ende September verschoben worden. Daraus ist nicht zu
folgern, daß im September die Börse wieder aufgemacht wird. Mög-
lich ist es, aber nicht sicher. Nach der Besetzung von Brüssel nnd den
Siegen bei Metz blühte die Hoffnung natürlich auf. „Gehts so weiter,
dann bringt vielleicht noch der August neue und gute Kurse." So
schnell, liebe Herren, schießen selbst die Preußen nicht. Immerhin
ists möglich, daß der große Papierladen früher aufgemacht werden
kann, als mancher Mann glaubte. Die Zahl der Leute, die endlich
wieder eine Kurs-, also eine Berechnungmöglichkeit haben möchten, ist
doch wohl größer als die der Trostbedürftigen, die der Börsenwitz,
seufzen läßt: „Ein Glück, daß wir nicht wissen, ob wir pleite sind."

L a d 0 n.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarde« i» Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb S. m. b. g, in Berlin.

Berlin, den 5. September 1914.
Parole: Calais.
Am Schandpfahl.
AAie berlinerRegirungmuß.noch im September, einen billigen
«Wi Bandveröffentlichen.derallesindenerstenMobilmachung-
Wochen über deutscheZustände von dentzauptzeitungen der Erde
Berichtete zusammenfaßt. In einer Uebersetzung, deren Treue der
daneben stehende fremdsprachigeWortlaut verbürgt. Ohne irgend«
welchenTadelszusatz. Nur dieRegirung kann, mit demBeistand
ihrer Vertreter in den neutralen Ländern, den Stoff sammeln. Der
nicht beamtete Politiker ist seit dem ersten Augusttag von der Gunst
des Zufalls abhängig, der ihm ein Blatt aus London, Paris,
Petersburg, Brüssel vors Auge wirst; sogar aus Rom, Mailand,
Genf, Madrid ist Brauchbares schwer zu erlangen. Immerhin
habe ich genug gelesen, um zu wissen, daß dieses Bändchen eine
Beweismittelsammlung bieten würde, wie keine je war. Daß es
das Werk deutscher Waffen vollenden und dem Erdkreis zeigen
könnte, welche Afterbrut uns würgen wollte. »Die Mobilmachung
stößt auf die größten Schwierigkeiten. Aeberallist die Stimmung
der Massen gegen den Krieg. Mit blanker Waffe werden die Aus»
gehobenen zur Einkleidung in die Kaserne getrieben. Der Kaiser,
der sich Tage lang gegen die Kriegserklärung gesträubt hat, ist
heute machtlos; nicht viel besser dran als der in einPrunkgefäng»
niß Eingekerkerte. Die Militärpartei hat den Kronprinzen auf
ihren Schild gehoben und eine Schreckensherrschaft eingerichtet.
Schon ist ein sozialdemokratischerAbgeordneter, sind die bekann» ^
ZK

lands sind größer als derEngländer. Doch wir achteten in ihnen
die Gewöhnung in steife Redlichkeit, Hochmüthiges Volk; aber
nicht krummbuckelige Schwindler. Kalte Rechner; doch nicht willig
zu bewußtem Trug. And in den ernstesten Stunden des Reichs»
Icbcns gewiß auf derZinne männlicher Pflicht. So sahen wir sie.
Nicht al s die Enkel Richards des Dritten, der mit innigem Blick
der Gesundheit zweier (aufseinenBefehl gemordeten)Neffennach-
forscht, noch der Elisabeth, der die Kunde vom Tod Mariens
Stuart denThränenborn aufschleußt. Wir dachten kaum noch an
Wellington, der die Lorberblüthe aus Blüchers Feldherrnkranz
zupfen wollte, anWolseleys Geprahl, die Britenflotte habe nicht
einen untüchtigen Offizier, an Salisburys dreiste Behauptung,
nie habe ein an Zahl eben so kleines Heer denRuhmdes englischen
überstrahlt. Derbys rüde Schmähung der Festlandsdiplomaten,
Granvilles hinterlistigesGezettel gegen unsereAbsichtaufbeschei»
denen Erwerb herrenloser Kolonialkrümel: Alles vergessen. Vor
unseremBlickstanden nicht diePflegerdes donventional dant,deren
Tngendheuchelei,nachdemWortCarlyles,ganzeLawinenmensch-
IlchcrDummheit über die Wieseninsel geschüttet hatte, sondern die
Wclteroberer, deren stämmiger Genius nur vom Athem rauher
Wahrhaftigkeit zu leben schien. Dieses Vorurtheil ist sür immer
eingeurnt. DaßBritanien den SiegDeutschlands überFranzosen
und Russen (den es stets für wahrscheinlich hielt) zu hindern, min«
dcs'ens zu schmalernsucht,ist begreiflich. Daß es in der Hauptstadt
össentliche Reden gegen den Krieg, gegen die Regirung, die ihn
gewollt hat, erlaubt, zwingt auch dem Feind Achtung ab. Höhere,
dag britische Seeleute aus deutschen Schiffen, die ihr Feuer zer»
si ö rt hat, die Mannschaft zu retten trachten. Sind wir nicht gerecht?
Nicht bereit, am Feind noch jedehelleWesensseitezuloben? Eine
Gewerbeausstcllung soll, in London, der Weltkundschaft zeigen,
daß sie jedeWaare aus England einhandelnkönne.AnjederEcke
wird dem Aeberseehändler Rath angeboten; werden die Fragen
beantwortet, wo und wie lohnendeGeschäfteeinzufädeln,mitwel»
chenKniffen die deutschenWettbewerber niederzuringen oder zu
überlisten seien. Auch darüber wundern wir uns nicht; höchstens
über die Kurzsicht, die von solchen Künsten haltbaren Vortheil
hofft. Aber das Kabel zerschneiden und dem in Stummheit ge»
zwungenen Reich dann Hungersnot!) und Aufruhr, Geschwüre

und Pest, demüthigendeNiederlage zu Land und zu Wasser an»
lügen, jedes Schiff, jeden Koffer durchstöbern, damit nicht ein
Zeitungblatt einFlöckchen unbequemerWahrheitins Weite trage:
den Menschenfresser ekelt die Vorstellung solchen Handelns. Weist
es nicht, Deutsche.in den Bereich einer »Krämermoral ".Schändet
nicht den Ruf eines Standes, der aus dem Engsten in Seelen»
sauberkeit strebt. Ein Krämer riegelt den anderen ein, schneidet
ihm alle Drähte undKlingelschnuren ab und erzählt dann rings»
um, derAnsichtbare sei zusammengebrochen und habe sich aufge»
henkt, um nicht alsUrkundenfälscher vors Schwurgericht zu kom»
men. Wäre, im dunkelsten tzöhlenbezirk, dieser Krämer noch eine
Stunde lang möglich ? Nnd er stünde doch nur als ein armes Lümp-
chen neben der großen Britania. Die alteMetzehat imAmgangmit
derb tätschelnden Matrosen das Schämen verlernt.
»DerEngländerhatwenigNeigungzukleinenGefälligkeiten,
dagegen wird er, sobald er ein Freund ist, zu großen Dienstleist-
ungen auferlegt. Er ist ein schlechter Nachahmer, fragt nicht viel
danach, was Andere aushalten, und folgt lediglich seinem eigenen
Geschmack. Er ist standhaft, bisweilen bis zur Hartnäckigkeit, kühn
und entschlossen, oft bis zur Vermessenheit, und handelt nach
Grundsätzen, gemeiniglich bis zumEigensinn.Erwird selten so sehr
geliebt wie der Franzose, aber wenn er gekannt ist, höher geachtet.
DerEharakter des Engländers dürfte nichtsAnderes bedeuten als
den durch frühe Lehre und Beispiel erlernten Grundsatz, er müsse
sich einen Charakter machen (Das heißt: einen zu haben affektiren);
indem ein steifer Sinn, aufeinem freiwillig angenommenenPrin»
zip zuverharren undvon einer gewissen Regel nicht abzuweichen,
einem Manne die Wichtigkeit giebt, daß man sicher weiß, wessen
man sichvon ihm und er sichvonAnderen zu gewärtigen hat. Für
sich und seine Landesgcnossen errichtet derEngländer große und
von allen anderen Völkern unerhörte wohlthätige Stiftungen. Der
Fremde aber, der durchs Schicksal auf englischen Boden verschla°
gen und in großeNoth gcrathen ist,kann immer auf demMisthaufen
umkommen, weil er kein Engländer, also kein Mensch ist." Aus
demtzirn des weisen Immanuel, der sobehutsam urtheilte, kamen .
dieFragen: »tzatnicht jeder auch nur mittelmäßig ehrlicheMann
bisweilen gefunden, daß er eine sonst unschädliche Lüge, dadurch
ersicheniwederselbst auseinem verdrießlichentzandelziehenodcr

wohl gar einem geliebten und verdienstvollen Freund Nutzen
schaffen konnte, blos darum unterließ, um sich im Geheim in seinen
eigenen Augen nicht verachten zu dürfen? Hält nicht einen recht»
schaffenen Mann im größten Unglück des Lebens, das er ver»
meiden konnte, wenn er sich nur über die Pflicht hätte wegsetzen
können, noch das Bewußtsein aufrecht, daß er in seiner Person
doch die Menschheit in ihrer Würde erhalten untf geehrt habe,
daß er sich nicht vor sich selbst zu schämen und den inneren Anblick
derSelbstprüfung zu scheuen Ursach e habe?" Der Brite, der gegen
uns kämpft, müßte diese Fragen verneinen. Ihm weist dant, uns
Kant denPflichtweg. Fortan aberwollenwir nicht nur den Sohn
deutscher Erde verachten, der sich eitel spreizt, weil ihn, den lan»
gen, schmalen Fußballspieler, in Monrovia derNigger sür einen
Engländer hielt, sondern auch jeden, dem mehr als der blanke
Mannesharnisch die fleckige Schärpe des Gentleman gilt.

.Spinnengewebe.

Wer hat im Schwärm der Gegner den Krieg gewollt? ‚Kei»
ner." Auch diese Antwort dünkt Manchen einer Lüge berstende
Hülse. Ists aber nicht. Keiner wollte den Krieg. In England er»
sehnte ein unfroh alterndes Ministerium die Möglichkeit, durch
rasche Verringerung derWehrkosten das für die Reichsmöblirung
nöthige Geld auf die Sparkante zu legen. In Rußland brauchte
ein von der Schuldenlast gelähmter, von hemmungloser Eitelkeit
immer wieder gefoppter Diplomat frischen Firniß für das Bild,
das ihn als einen Staatsmann und Schicksalsschöpfer demAuge
der Gläubigen (und Gläubiger) eingeschmeichelt hatte. Und die
FranzösischeRepublik, deren Präsident unsicher und ruhmsüchtig
auf seinem Würdenstuhl saß, ließ sich von den Gefährten, langend
und bangend, mitschleppen. Was ich vor drei Vierteljahren über
den Plan der Konsorten schrieb, dürfte ich heute, nachdem er zum
Wrack geworden ist, in keinem beträchtlichen Zug ändern.

Um die Inseln der Engländer, Schotten, Iren, am Horizont
des Weltreiches, das der zähe Wille dieser Inselmenschheit schuf,
. dämmerte mit dem Jahr 1914 die Hoffnung, den letzten Traum
Eduards des Siebenten in den Bodengrund lebendigerWirklich»
keit zu rammen. Oft genug wurde, da dieser König-Kaufmann
noch, wie Faustens Helena einst bewundert viel und viel geschol»